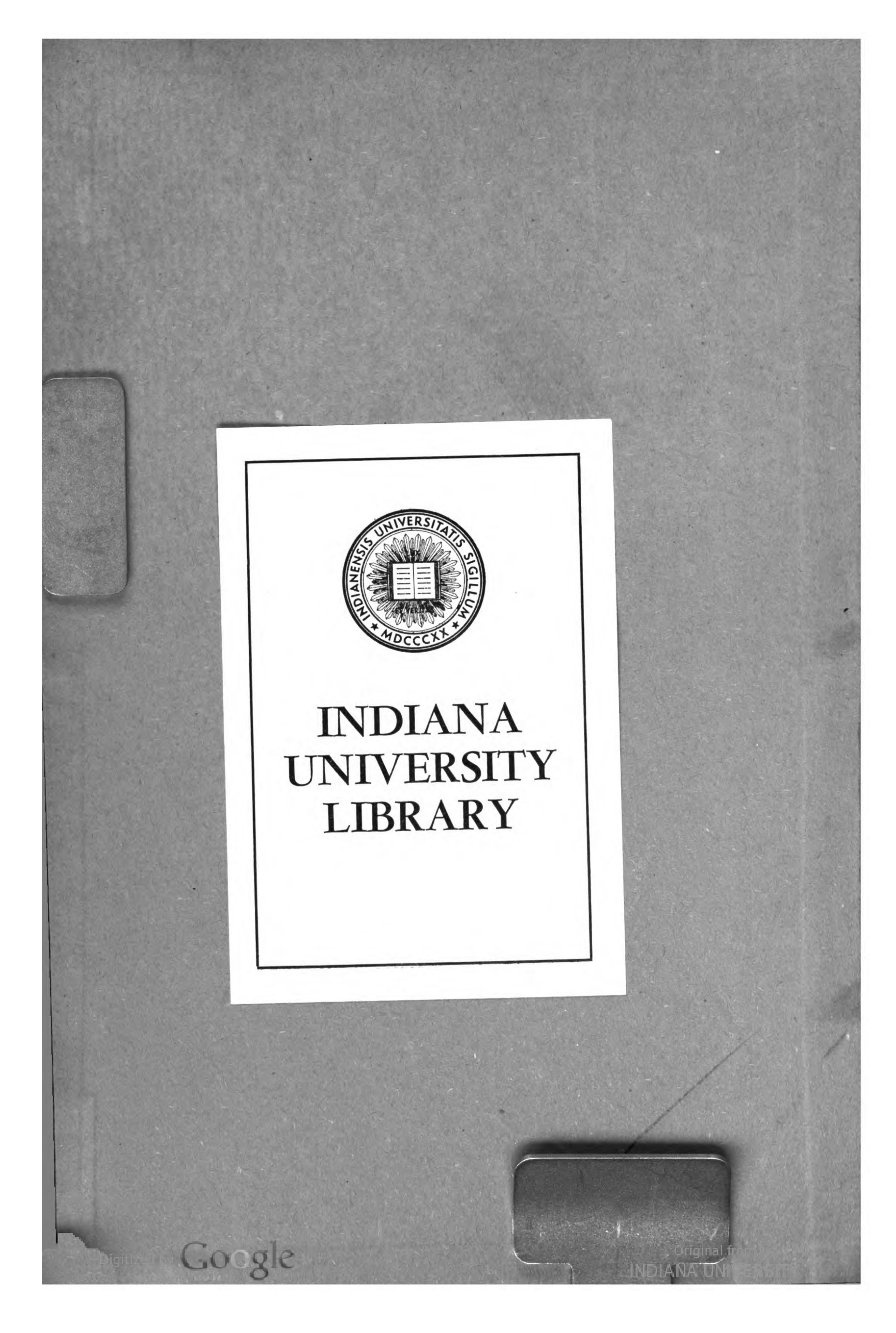

INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

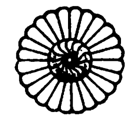
RUTHENISCHE REVUE.

Halbmonatsschrift.

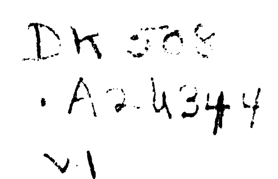
Im Auftrage des ruthenischen Nationalkomitees herausgegeben von

Reichsratsabgeordneten **Basil R. v. Jaworskyj**
Reichsratsabgeordneten **Dr. Andreas Kos**
Roman Sembratowycz.

I. Jahrgang.

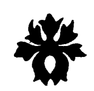


Wien.
Verlag der „Ruthenischen Revue".
1903.



Inhalt des ersten Jahrganges.







Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.

Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:

Basili Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 15. Mai 1903. Nr. 1.

An unsere Leser!

Die Ruthenen oder Kleinrussen, obzwar der Kopfzahl nach das sechstgrößte Volk von Europa, da sie erwiesenermaßen weit über 25 Millionen stark, nur den 67 Millionen Deutschen, 54 Millionen Russen, je 40 Millionen Franzosen und Engländern und 30 Millionen Italienern nachstehen, nehmen nicht nur keine nennenswerte Stelle in der europäischen Völkerfamilie ein, sondern ihre Verhältnisse, ja sogar ihre Existenz ist selbst Gebildeten und Politikern Europas nur wenig oder gar nicht bekannt. Dies kommt hauptsächlich daher, daß ihre Geschichte, ihre historische Entwickelung zum großen Teile mit der der Russen oder Polen zusammenfällt, daß sie ferner ein diesen beiden Nationen nahe verwandter Stamm sind, so daß sie infolge dessen sowohl politisch als auch ethnographisch als ein Bestandteil des Russen- oder Polenvolkes angesehen werden, zumal die russischen und polnischen Politiker und einzelne Gelehrte im Interesse ihrer Nationen es sich besonders angelegen sein lassen, die ruthenische Nation ganz zu ignorieren und totzuschweigen. Und doch hat der Ruthene seine besondere Sprache, seinen eigentümlichen Stammescharakter, seine Geschichte, ein nicht geringes Nationalbewußtsein und seine eigenen Ideale. Und wenn dieses Volk im Laufe der letzten 600 Jahre, trotz der denkbar widrigsten Verhältnisse, seine nationale Selbständigkeit zu bewahren vermocht hat, wenn es in neuester Zeit wieder, trotz der größten Schwierigkeiten und Hindernisse, eifrig an seiner kulturellen Entwickelung arbeitet, wenn es vielfache und bedeutende Fähigkeiten und manche schöne Charaktereigenschaft aufweist, so zeugt das einerseits von seiner starken Widerstandskraft, andererseits von seiner nicht geringen Bedeutung für das übrige Europa, für welches es ein wichtiger Faktor in dessen kultureller, wirtschaftlicher und politischer Entwickelung sein oder doch werden kann.

Es ist demnach von Interesse und auch von Vorteil für Europa, das ruthenische Volk näher kennen zu lernen, und andererseits auch von Vorteil für die Ruthenen, daß sie der europäischen Welt bekannt werden und daß diese sich mit ihnen befasse und sich für sie interessiere. Um nun eine Vermittlung zwischen den Ruthenen und den anderen europäischen Völkern anzubahnen, haben die Unterzeichneten die „Ruthenische Revue" gegründet. Deren Aufgabe wird es also sein, der europäischen Welt das ruthenische Volk näher zu bringen, dieselbe mit dessen Wesen, dessen Zuständen, dessen Entwickelung, sowie mit dessen Bedürfnissen und wohl auch Leiden bekannt zu machen. Wir werden sowohl die Verhältnisse der österreichischen Ruthenen in Galizien und in der Bukowina, wie auch die der Ruthenen in Rußland und in Ungarn in Betracht ziehen und endlich auch die Verhältnisse der ruthenischen Ansiedler in Nord- und Südamerika nicht ganz außer acht lassen.

All' dieses soll in einer durchaus objektiven Weise, nicht von einem speziellen Parteistandpunkte aus, geschehen. Wir fühlen uns frei von allem nationalen Chauvinismus und glauben, daß durch Aufrichtigkeit und Objektivität sowohl dem ruthenischen Volke selbst, als auch dem Auslande am besten gedient werde. Die öffentliche Meinung Europas wird Gelegenheit haben, unsere Darstellungen mit denjenigen Informationen zu vergleichen, welche von Zeit zu Zeit über das ruthenische Volk von gegnerischer Seite in die Welt gesetzt werden. Wir wollen ein möglichst treues Bild des ruthenischen Volkes in allen seinen Beziehungen und Leistungen, also in Bezug auf Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft, Literatur und Kunst geben. Allerdings wird das, mit Rücksicht auf unsere bescheidenen Mittel und den bescheidenen Umfang unserer Zeitschrift, nur nach und nach und in einem beschränkten Maße geschehen können.

Und so sei unsere „Ruthenische Revue", als erster Versuch, mit der öffentlichen Meinung Europas in dauernden Kontakt zu treten, einer freundlichen Aufnahme empfohlen.

Wien, Mitte Mai 1903.

Basili Jaworskyj,
Reichsratsabgeordneter.

Theodor Bohaczewskyj,
Landtagsabgeordneter.

Dr. Andreas Kos,
Reichsratsabgeordneter.

Dr. Andronik Mohylnyckyj,
Landtagsabgeordneter.

Julian Romanczuk,
Reichsratsabgeordneter.

Roman Sembratowycz.





Eine vergessene Nation.

(Zur Lage der Ruthenen in Rußland.)

Es klingt fast unglaublich, aber es ist so: Ein großer, beinahe 30 Millionen Seelen umfassender Volksstamm ist für Europa, das er bevölkert, ein fast verschollenes Volk. Beinahe 30 Millionen Seelen, die ihr eigenes Idiom sprechen, existieren für Europa nicht. Zu der politischen und nationalen Unterdrückung, die sie in Rußland und in Österreich erleiden, gesellt sich das dritte große Unrecht, daß man auch außerhalb der Machtsphäre ihrer Bedrücker ihre nationale Selbständigkeit, ihre historische Bedeutung nicht anerkennen will.

Wir sprechen von dem zweitgrößten slavischen Stamme, den Ruthenen, die man widersinnig und unhistorisch Kleinrussen nennt. Die Ruthenen bewohnen einen Flächenraum von rund 680.000 Quadratkilometern (Österreich umfaßt 300.013 km²); hievon entfallen auf:

Österreich	55.062 km² mit	3,375.576	Einw. ruth. Nat.
Ungarn	20.923 „ „	429.447	„ „ „
Rußland	605.000 „ „	zirka 25,000.000*)	„ „ „

Wie ersichtlich, wohnt der größte Teil der Ruthenen in Rußland und hier hauptsächlich in den Gouvernements: Wolhynien, Podolien, Kijev, Černihov, Poltawa, Charkov, Katerinoslau, Tauris, Černomorje u. a.

In einem geschlossenen Gebiete lebend, ein eigenes Idiom sprechend, eigene Geschichte, eigene Sitten und eigene Kultur besitzend, werden die Ruthenen vom heutigen Europa einfach als nicht existierend betrachtet und sie haben doch in der Geschichte Europas eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt. Schon zur Zeit der Babenberger sehen wir gewisse Verhältnisse zwischen den Ruthenen und den Deutschen, ebenso auch zur Zeit des Kaisers Rudolf; Gustav Adolf, späterhin Karl XII., suchen in Ruthenien ihre Stütze. Dasselbe merken wir bei mehreren ungarischen Königen. Die Ruthenen waren es, welche harte, erbitterte und erfolgreiche Kämpfe gegen die von Osten nach Europa eindringenden Asiaten führten und ihre Besitzergreifung abwehrten. Die im Schoße des von Ruryk organisierten Ruthenenreiches entstandenen kleinen Fürstentümer und Republiken leisteten diese Kulturarbeit an der Ostpforte Europas. Inzwischen konnten sich die benachbarten Völker friedlich kulturell entwickeln. Auch sonst spielten die Ruthenen in der Geschichte des Slaventums, vor allem in der der Polen und Russen, eine wichtige Rolle; diese wird aber zum größten Teil den heutigen Russen zugeschrieben. Da der Name Rußland, soweit von einer deutschen Benennung zu Beginn der slavischen Geschichte die Rede sein kann, ursprünglich eine ganz andere Bedeutung hatte, werden sich viele darüber nicht klar, was eigentlich die Benennungen: russisch, ruthenisch, kleinrussisch ꝛc. auch heutzutage bedeuten. Um dieses Tohuwabohu zu be-

*) Nach der Berechnung vom Jahre 1890 betrug die Anzahl der Ruthenen in Rußland 24 Millionen — nach der neuesten Statistik soll es 27 Millionen Ruthenen im Zarenreiche geben. Bei der Ungenauigkeit der offiziellen Statistik in Rußland (dort werden alle Staatsbeamten, Amtsdiener, Soldaten, Zöglinge, Schüler, Studenten u. s. w. vom Amt aus als Russen betrachtet, da ihre Amts- bezw. Unterrichtssprache russisch ist) kann selbstverständlich von einer in allen Details richtigen Ziffer keine Rede sein. Wir wählen deshalb eher eine kleinere Zahl — um ja nicht zu übertreiben.

leuchten, muß man einen kleinen Streifzug in die nicht allzu entlegene Geschichte unternehmen.

Im IX. bis XII. Jahrhundert gruppierte sich um die Stadt Kijev eine Föderation der ostslavischen Länder unter dem Namen Rußj (dieser Name erhielt sich bis heute bloß in Ostgalizien, welches als Rot-Rußj id est Rot-Ruthenien, bezeichnet wird. Das heutige Rußland heißt im Slavischen Rossija), die sich auf das heutige Rußland nicht erstreckte. Dieser Name bezeichnete mehrere slavische Stämme, unter denen schon damals nach dem Zeugnisse der ältesten Annalisten nicht unerhebliche ethnographische Grenzen bestanden. Die an diese Stämme im Osten und Norden grenzenden Länder wurden von Finnen bewohnt. Einzelne nun aus Rußj ausgewanderte slavische Stämme haben diesen Ländern allerdings ein slavisches Gepräge gegeben, aber doch ein neues Idiom gebildet. Dieses Volk, welches sich bereits im XIII. Jahrhundert politisch organisierte, betrachtete die eigentliche Rußj als ein ihm fremdes Land und bildete Ende des XIV. Jahrhunderts unter der Oberherrschaft der Tartaren ein eigenes Reich. In Westeuropa war dies unter dem Namen moskowitisches Reich bekannt. Das heutige Rußland wurde als Moszkovia vel Moskovia, die heutigen Russen als Mosci bezeichnet — die Rußj nannte man Russia, Ruscia oder Ruthenia, ihre Bewohner als Rutheni u. s. w. Dabei wurde Moskovia immer als ein den ursprünglichen Rußj fremdes Land betrachtet. Die späteren moskowitischen Herrscher nehmen jedoch den Titel „Fürsten der ganzen Rußj" an und Peter der Große nennt sich bereits „Zar der gesamten Reussen". Inzwischen bekommt das von den Ruthenen bewohnte Land mit der Hauptstadt Kijev den — allerdings schon im XIII. Jahrhundert gebräuchlichen — Namen Ukraine und das bisherige „Rußj" wird ihm mit der Zeit ganz fremd. Der Entwicklungsgang ist demnach derart: Die Ruthenen waren die Stammbevölkerung und Träger der Geschichte der alten Rußj. Dieses Land wurde späterhin Ukraine genannt, während die Moskowiter den Namen Rußj usurpierten. Mit dem Namen ging nun auf die Moskowiter scheinbar auch die Geschichte über, so daß heute die Ruthenen für ein viel später entstandenes Volk gehalten werden.

Die ursprünglichen ethnographischen Differenzen dieser zwei Volksstämme haben sich mit der Zeit vervielfältigt. Unter dem Einflusse der Tartaren bildete sich in Moskau eine zentralistisch-despotische, der westeuropäischen Zivilisation feindliche Monarchie. Alle Volksschichten waren servil und haßten jede Neuerung. Im ganzen Reiche existierte bloß eine Druckerei für Bücher religiösen Inhaltes. In der Ukraine hingegen bildete sich mit der Zeit eine republikanische Staatsform. Die oberste Exekutiv-Gewalt lag in den Händen des zu wählenden Hätmans; die übrigen Organe der höheren Verwaltungsbehörden, ja selbst der Klerus, wurden gewählt. Die Städte hatten ihre Munizipal-Autonomie und wurden nach dem westeuropäischen Muster organisiert. Als Repräsentantin der demokratischen Ordnung zeigte sich Sič, ein ständiges Militärlager, das sich einer großen Sympathie unter dem Volke erfreute. Die Volksaufklärung befand sich auf einer verhältnismäßig hohen Stufe. In Verbindung mit den Kirchen gab es Volksschulen; in Ostrog, Wilna, Brest, Minsk, Lemberg und anderen Städten bestanden Mittelschulen,



in Kijev sogar eine Hochschule. Die Gewerke der Handwerker und Korporationen der Kaufleute bildeten Vereine, die alle diese Schulen erhielten. In Zabludov, Wilna, Ostrog, Lemberg, Luck, Černihov, Kijev u. a. waren Buchdruckereien. Die Ruthenen besaßen somit zur Zeit ihrer Autonomie mehr Kulturmittel als heutzutage.

Im Jahre 1653 vereinigte sich Ukraine unter Bohdan Chmelnyckyj mit dem Reiche der moskowitischen Zaren, die den Ruthenen vertragsweise ihre Selbständigkeit garantierten. Damit wurde einerseits der Grundstein zur künftigen Größe des moskowitischen Reiches gelegt, anderseits dessen traditionelle Feindin, Polen, für immer geschwächt.

Diese garantierte Selbstverwaltung der Ruthenen haben die Zaren jahraus, jahrein geschmälert. Infolgedessen suchten die immer noch gewählten Nachfolger Chmelnyckyjs — vor allem Mazepa, der sich mit dem schwedischen Könige Karl XII. verband — ihr Vaterland von der Oberherrschaft der moskowitischen Herrscher zu befreien. Aber sämtliche Bemühungen wurden vereitelt. Die Zarin Katharina II. hat endlich die autonome Organisation der Ruthenen völlig aufgehoben, das ständige Militärlager Sič vernichtet, das entwaffnete Volk gänzlich unterjocht und den Frohndienst eingeführt. Das Land wurde unter dem offiziellen Namen „Kleinrußland" dem russischen Reiche einverleibt und in Gouvernements geteilt (der westliche Teil Rutheniens überging schon früher an die polnischen Herrscher). Es ereignete sich etwas nie Dagewesenes: Mit einem Federstrich hat man das ganze Volk aus der geographischen Karte, ja sogar aus der Geschichte, weggefegt. Von nun an kennt man keine Ruthenen, keine Geschichte dieses Volkes mehr. Die Ukraine wird als ein integrierender Teil des moskowitischen Reiches betrachtet, welch letzteres irrtümlicherweise mit der alten Rußj identifiziert wird.

Der politischen Verwüstung folgte die kulturelle. Auf diesem Gebiete hat den russischen Zaren ihre Zensur treffliche Dienste erwiesen. Bereits im Jahre 1720 erließ Zar Peter einen Ukas, in welchem er allergnädigst zu gebieten geruhte, in Kijev, Černihov 2c. keine anderen Bücher außer den kirchlichen zu drucken, und selbst diese nur nach dem russischen Texte. Nicht einmal die von ruthenischem Gelde erhaltenen Schulen wurden geschont. Man hat sie entweder aufgehoben oder in russische verwandelt. Es besteht nunmehr in der Ukraine keine einzige ruthenische Schule! Diese Kuriosität geht soweit, daß heutzutage jeder Volksschullehrer, der die Kinder etwas lehren will, jede russische Frage ruthenisch erläutern muß. So wurde dieses immer freiheitlich gesinnte, öfter für die Freiheit seiner schwächeren galizischen Stammesgenossen kämpfende Volk geknechtet und zur geistigen Finsternis verurteilt. Von nun an bemächtigt sich der Ukraine, die ein deutscher Dichter als ein Land der Sänger bezeichnete, eine Grabesstille, nur von Zeit zu Zeit durch die Ausbrüche der bedrückten Volksseele unterbrochen. Ein Lebenszeichen der Nation gibt nur mehr die scharenweise weit über die Ostgrenzen Europas getriebene Jugend, dem Geklirr der Ketten gesellt sich das Weinen junger Mädchen bei, die als dem Bestande des Zarentums gefährliche Individuen mit ihren Brüdern auch nach Sibirien hinausbefördert werden. Im Jahre 1847 marschiert der größte ruthenische



Dichter, Taras Ševčenko, auch nach diesem verheißenen Lande der politischen Verbrecher in Rußland. Zar Nikolaus I. schreibt auf der Urteilsurkunde eigenhändig hinzu: „Streng bewachen, das Schreiben und Zeichnen untersagt!“ Ähnliche Strafen erlebten gleichzeitig mehrere Stammesgenossen des Dichters.

Die bedauerliche Lage der Ruthenen in Rußland wurde unter dem Regime Alexander II. doch einigermaßen gemildert, allerdings auf eine sehr karg bemessene Zeit. Die deportierten Schriftsteller kehren in ihre Heimat zurück. Es werden viele ruthenische Bücher herausgegeben, es wird eine Revue „Osnowa“ gegründet, um die sich ruthenische Schriftsteller und Gelehrte scharen — kurz, die ruthenische Literatur scheint in Rußland wieder aufleben zu dürfen. Aber schon gegen Ende des Jahres 1862, vorzugsweise anfangs des Jahres 1863 kommt es zu neuen Verfolgungen. Im September 1862 werden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen und gegen Ende dieses Jahres werden wieder viele Schriftsteller auf Geheiß des Zaren deportiert. Viele andere verlieren ihre Anstellungen. Indes fangen die Verhandlungen anläßlich des Verbotes ruthenischer Bücher religiösen Inhaltes, wie die Übersetzung des Evangeliums von Moraczewskyj, an. Von der Akademie der Wissenschaften, welche die Übersetzung genehmigt hatte, pilgerte sie zum heiligen Synod. Von diesem wurden der Minister des Innern, der Chef der Gendarmerie, der Generalgouverneur von Kijev und der Metropolit um ihr Gutachten befragt, die Übersetzung aber wurde zur nochmaligen Prüfung dem Kaluger Bischof übergeben. In der amtlichen Antwort vom 17. März 1863, Z. 949, äußerte sich der Generalgouverneur Anenkov dahin, daß ein Buch in ruthenischer Sprache, überdies noch eine Übersetzung der heiligen Schrift, nur nachteilig für den Staat sein könne. Der Metropolit sah darin eine Profonation der heiligen Offenbarung. Der Chef der Gendarmerie, Dolgorukij, meinte, eine Publikation der heiligen Schrift in ruthenischer Sprache wäre soviel wie eine radikale Vernichtung der bisherigen Bemühungen der Regierung, ruthenische Länder zu russifizieren. Der Minister des Innern sah darin ebenfalls eine Gefahr für den Bestand des Zarenreiches und erließ im Einvernehmen mit dem Gendarmenchef und mit Genehmigung des Zaren ein geheimes Rundschreiben, worin die Zensoren aufgefordert wurden, die Veröffentlichung ruthenischer Werke zu verhindern. Davon wurde der Unterrichtsminister durch die Zuschrift vom 8. Juli 1863, Z. 394, der heilige Synod, Z. 395, in Kenntnis gesetzt. Der heilige Synod hat mit dem ebenfalls geheimen Runderlaß vom 10. Juli 1863, Z. 2156, die Drucklegung der heiligen Schrift, wie auch aller übrigen Bücher religiösen Inhalts in der ruthenischen Sprache verboten. Das Drucken vieler unschuldiger, bereits bewilligter Bücher wurde eingestellt. Alle bereits von der Preßbehörde revidierten und erschienenen ruthenischen Fibeln und Lehrbücher wurden in den Schulen und bei den Privatleuten beschlagnahmt und verbrannt. Die zur Zensur eingereichten Handschriften und Lehrbücher der Arithmetik, Geometrie, Physik, Botanik, Mineralogie 2c. endeten ebenfalls auf dem Scheiterhaufen.

Allein in aller Form wurde die ruthenische Literatur erst gegen Ende der liberalen Ära im Zarenreiche zum Tode verurteilt. Die



Oberpreßbehörde erließ folgenden Ukas a dato 5. Juli 1876, Z. 3158, der ein Todesurteil über die Sprache des größten nicht russischen Volkes im Zarenreiche ausspricht, und als solcher kein zweites Beispiel in der Geschichte der Menschheit vorfindet:

Der Kaiser und Gebieter geruhte am 30. Mai allergnädigst zu befehlen:

I. Die Einfuhr in die Grenzen der Monarchie — ohne spezielle Bewilligung der Oberpreßbehörde — jeder Art der im Auslande herausgegebenen ruthenischen Druckschriften zu untersagen.

II. Innerhalb der Monarchie ist das Drucken und Herausgeben von Originalwerken und Übersetzungen in dieser Sprache zu verbieten, mit Ausnahme: a) von historischen Dokumenten; b) von Werken aus dem Bereiche der schönen Literatur, unter der Bedingung aber, daß bei Veröffentlichung der historischen Dokumente die Orthographie des Originals, bei belletristischen Werken ausschließlich die russische Rechtschreibung angewendet wird. Daß ferner die Bewilligung des Druckens ruthenischer Bücher nicht anders, als nur nach Prüfung der Handschrift von der Oberpreßbehörde ertheilt wird.

III. Ebenso sind Bühnenvorstellungen jeder Art und Vorträge in der ruthenischen Sprache, sowie die Drucklegung ruthenischer Texte in Musiknoten zu verbieten.

Chef der Oberpreßbehörde: Grigorjev.

Seit dieser Zeit wird fast alles Ruthenische in Rußland verboten. Umfangreichere Sammlungen von Gedichten und Erzählungen (in diesen darf aber der Name des ruthenischen Landes nicht vorkommen!) in der ruthenischen Sprache werden zuweilen bewilligt, aber Sonderabdrücke von einzelnen Gedichten und Novellen sind nicht gestattet, denn in dieser Form könnten sie leichter verbreitet werden. Im vorigen Jahre wurde die letzte Zeitschrift, die bis jetzt in Rußland „geduldet“ wurde, „Literaturno-Naukowyj Wistnyk“ (wissenschaftl. literarische Revue) in Rußland verboten. Heute müssen somit alle ruthenischen Blätter — ohne Rücksicht auf deren Inhalt — von der russischen Grenze ferngehalten werden. Im slavischen Riesenreiche, woselbst Zeitschriften in allen möglichen Sprachen — in russischer, deutscher, französischer, polnischer, litauischer, finnischer, armenischer, georgischer, hebräischer u. s. w. — erscheinen, darf heute, am Anfang des 20. Jahrhunderts kein einziges ruthenisches Blatt herausgegeben werden!

Natürlich belegt man alle ruthenischen Bücher und Druckschriften mit Beschlag, wie dies bereits hervorgehoben wurde, nicht des Inhaltes, sondern der Sprache wegen, beispielsweise Shakespeare und Byron in der ruthenischen Übersetzung von Kuliš und der Odyssee von Nišĉynskyj. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg und andere wissenschaftliche Institutionen in Rußland bekommen auf ihr Ersuchen Tauschexemplare von Mitteilungen und Publikationen der ruthenischen Ševĉenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg. Die genannten Mitteilungen sind aber für das breitere Publikum in Rußland untersagt; man hält nämlich selbst diese von den russischen Gelehrten anerkannten, rein wissenschaftlichen Werke für staatsgefährlich.



Es ist zu bemerken, daß diese Repressalien schwerlich etwas zu erzielen vermögen, denn das Gros der ruthenischen Bevölkerung zu russifizieren, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Die Unterschiede der beiden Sprachen sind so groß, daß eine durch die andere nie vertreten werden könnte. Ein Ruthene, welcher von Jugend an nicht russisch gesprochen hat, wird dieses auch nie richtig sprechen; sogar an der Betonung und Aussprache derselben Worte erkennt man den Russen von dem Ruthenen. Ein sogar russisch korrekt sprechender Ruthene wird von dem geborenen Russen sofort erkannt. Dieser Umstand und der, daß die ruthenische Sprache der serbischen sehr ähnelt, gab dem berühmten russischen Panslavisten Pogodin (der für die Russifizierung der Ruthenen eintrat) Anlaß zu einer Theorie von der serbischen Abstammung der Ruthenen. Eine der russischen Autoritäten, Professor Lawrowskyj, sagte, die ruthenische Sprache habe ebenso wie die anderen slavischen Sprachen, Anrecht auf ihre Entwicklung. In dieser Richtung äußerten sich auch noch viele andere Gelehrte Rußlands, wie Maksymowycz, Bodjanskyj, Zyteckyj, Pypin u. a., sowie solche westeuropäische Linguisten wie Miklosich, Schleicher, Friedrich Müller, A. Hovelaque, Talvi, Hins, Jagič u. a. Deshalb bezeichnet auch der bekannte russische Gelehrte Pypin die Wiederbelebung der ruthenischen Litera.ur — die im Jahre 1798 mit der Veröffentlichung einer Travestie der „Äneis“ von Ivan Kotlarewskyj beginnt — als eine „natürliche und notwendige Erscheinung“.

Sei dem wie immer, die ruthenische Literatur kann durch keine andere ersetzt werden; sie ist durchaus volkstümlich, entspricht dem Geiste und der historischen Entwicklung des Volkes, seinem Charakter und seinem Gemüte. Ihrem Materiale nach ist die ruthenische Literatur vom Anfang an demokratisch. Sie trägt allerdings ein starkes Gepräge eines um seine Rechte ringenden Volkes. Fast keiner der ruthenischen Schriftsteller konnte sich enthalten, dieses Moment in seinen Werken zum Ausdrucke zu bringen. Doch den mächtigsten Protest gegen die grobe Bedrückung seines Volkes erhob der Koryphäe der ruthenischen Literatur Ševčenko. Ein von Natur aus hitziger, ideal angelegter Jüngling, Sohn eines Leibeigenen, trat er immer für den offenen, aber hartnäckigen Kampf gegen die Bedrücker ein. Das harte Schicksal vermochte diesen gewaltigen Geist nicht zu beugen. Dem Ševčenko war es beschieden, unzählige Martern zu erdulden, bevor einige Künstler den genialen Jüngling aus der Leibeigenschaft befreiten. Er absolvierte nun die Kunstakademie in Petersburg, konnte aber nicht lange die Gaben der russischen Freiheit genießen. Im Jahre 1847 wurde er nach Sibirien verbannt und mußte seine Gesinnung mit einer fast elfjähriger Freiheitsstrafe büßen, die seine Gesundheit untergrub. Bald nach seiner Freilassung starb er im Februar 1861 infolge einer Brustkrankheit. Ševčenko erglühte immer für die Ideale der Gleichheit und Brüderlichkeit, was in seinen genialen Liedern einen mächtigen Wiederhall fand. Er trotzte den Machthabern, beklagte das an den Machtlosen so oft verübte Unrecht, kämpfte wacker für die Wahrheit und für die Freiheit und hoffte durch den Weckruf seiner in Begeisterung schwingenden Stimme seinem Volke den Besitz dieser kostbaren Güter sichern zu können. Er rechnete nicht mit der Übermacht der Tyrannen, sondern verlangte

energisch die Rückgabe menschlicher Würde an seine Stammesgenossen, wenn er dies auch mit seiner persönlichen Freiheit bezahlen mußte.

Doch der Weckruf Ševčenkos verhallte nicht umsonst. Die große Idee der Wiedergeburt des ruthenischen Volkes konnte aus der Ukraine nicht mehr verbannt werden, sie konnte — trotz der anstrengenden Bemühungen der Regierung des weißen Zaren — weder für immer in Ketten geschlagen, noch im kalten Schnee Sibiriens begraben werden; in den neuen Generationen bekommt sie immer mehr Verfechter und trotzt der scheinbaren Allmacht der nordischen Gebieter. Ja, die russische Regierung muß sich letzthin gefallen lassen, daß man auch in Westeuropa von der Ukrainer Bewegung zu reden beginnt, deren die genannte Regierung nicht Herr werden kann.

Die ruthenisch-nationale Bewegung verpflanzte sich auch nach Galizien und nach der Bukowina. Wenn nun die Ruthenen auch in Österreich keineswegs auf Rosen gebettet sind, so haben hier ihre Gegner doch nicht diese Macht wie die russische Regierung, um das nationale Leben des ruthenischen Volkes zu unterbinden — denn sie werden daran zum Teil auch durch die Verfassung gehindert. Deshalb konzentriert sich das nationale Leben der Ruthenen in Österreich. Hier wurden wirtschaftliche und Volksbildungsvereine, wissenschaftliche Gesellschaften *), periodische Zeitschriften 2c. gegründet, an deren Publikationen vorzugsweise die russischen Ruthenen teilnehmen.

Alle Bemühungen der russischen Regierung haben somit bloß kulturelle Nachteile aufzuweisen und diese Errungenschaft gereicht dem Zarentum gewiß nicht zur Ehre. Aber jeder Erfahrung zum Trotze, schreitet die russische Regierung auf dem einmal eingeschlagenen Wege immer fort, und ihre Trabanten — die russischen Panslavisten, die tatsächlich nur Panrussen sind — suchen ihre unwürdigen Streiche mit allerlei Theorien zu beschönigen.

Roman Sembratowycz.



Rußj.

(Rußland — Ruthenien.)

I.

Sowohl in den ernsten geschichtlichen Werken, wie auch in der westeuropäischen Presse finden wir häufig die Rolle der eigentlichen, ursprünglichen Russen — der heutigen Ruthenen — mit der der heutigen Russen, die diesen Namen erst späterhin angenommen haben, einfach vertauscht. Man denkt nicht daran, daß die ursprüngliche Russja-Rußj mit dem nunmehrigen Rußland durchaus nicht identisch sei. Daher kommt es, daß man die Zustände, insbesondere die Nationalitätenverhältnisse, im jetzigen Rußland gänzlich verkennt.

*) Die bedeutendste ruthenische Institution trägt den Namen des größten ukrainischen Dichters. Es ist das die Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg.

Wir wollen nun auf Grund der geschichtlichen Belege den historischen Unterschied zwischen den eigentlichen Reußen (den heutigen Ruthenen) und den Moskowitern (den heutigen Russen) näher beleuchten.

Weder die ursprüngliche Heimat, noch die Herkunft des Namens der Ruthenen (Russen, fälschlich Kleinrussen genannt) läßt sich bis auf weiteres irgendwie mit Sicherheit feststellen. Die alten, von den späteren moskowitischen Schriftgelehrten und Politikern, die für die Beerbung des gefallenen byzantinischen Kaiserreiches schwärmten, willkürlich und unwillkürlich geänderten und gefälschten Kyjever Annalen fabeln unter anderem von den aus der Fremde herbeigerufenen ersten Groß-Novgoroder Fürsten, die bald aus Groß-Novgorod nach Kyjiv übersiedeln und hier ein großes Reich gründen. Wie dem auch sei, ob diese Fürsten wirklich von germanischer Herkunft waren oder nur ihre Družyna (Gefolge) in den ersten historischen Zeiten Rußlands vorwiegend germanisch war (die Germanen lernten nämlich frühzeitig von den Römern die höhere Kriegskunst) — jedenfalls ersteht gegen das Ende des X. Jahrhunderts an den beiden Ufern des Dnipro-Flusses (nach polnischer und moskowitischer Aussprache Dnjepr genannt), gegen Don und Kubanj nach Osten hin, bis an den Theißfluß und die Donaumündungen nach Westen hin, vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere reichend, ein großer christlicher Kulturstaat. Er ersteht auf den Trümmern der alten Chazaren- und Avaren-Reiche, im fortwährenden, immer weiter erfolgreich vorrückenden Kampfe mit den nomadischen Steppenbewohnern des Südens und Ostens, Petschenegen und Kumanen (Polovzern), später aber für einige Jahrhunderte dem furchtbaren Mongolenansturme (1240) unterliegend. Doch die im harten Kampfe erlangte gesellschaftliche und staatliche Organisation erwies sich stärker als alle Feinde. In den von den Mongolen mit Feuer und Schwert vernichteten Gebieten bilden sich bald die von der Art ihrer Bewaffnung und ihrer Kriegsführung Kosaken benannten Kriegsfolgenschaften, mit ihrem Mittelpunkte — der „Sjič“ (befestigtes Lager auf der Dniproinsel Chortycja); Tag und Nacht auf ihrer Hut, eine Art breiter Militärgrenze bildend, erobern diese Gefolgschaften einen Fleck ihres Vaterlandes um den anderen zurück, ja im XVI. und XVII. Jahrhundert werden sie nicht nur mit ihren alten Feinden fertig, sondern wenden sich gegen den mittlerweile erstandenen neuen Feind — gegen die Polen!

Die Russen hatten in diesem ihren Kampfe echt brüderliche Kampfgenossen gefunden: die Litauer, und der Name des Litauerfürsten Wytowt (Witold) wird in der russischen Geschichte auf immer mit goldenen Lettern verzeichnet bleiben. Gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts bildet sich sogar ein großes mächtiges russisch-litauisches Reich. Aber leider gelingt es allzubald den Polen, durch diplomatische Künste und mit Hilfe des durch polnische Adelsprivilegien demoralisierten litauischen und ruthenischen Bojarentums in diesem russisch-litauischen Reiche überhand zu nehmen: die herrschende russische Sprache wird immer mehr durch die polnische verdrängt, das Volk, einzelne Familien ausgenommen, wird rücksichtslos geknechtet — und da erheben sich dagegen die Kosaken . . .

Groß-Novgorod war von allem Anfange an nur in einem losen Zusammenhange mit Kyjiv (polnisch und russisch Kijów, Kijew genannt).



Außerdem bildet sich, mit dem XII. Jahrhundert angefangen, im Norden — an der Oka und Wolga — ein neues Staatswesen, dessen Mittelpunkt im XIV. Jahrhundert die Stadt Moskau wurde, das Moskauer Großfürstentum. Wiewohl auch Moskau zur Zeit des Mongolensturmes hart mitgenommen wurde, war es jedenfalls, weil weit im Norden gelegen, besser daran als Kyjiw. Im Kampfe mit Finnen und Mongolen (mit den tartarischen Chanaten) wird Moskau groß und stark, erobert im XV. Jahrhundert auch die groß-novgorodische (hanseatische) Republik, fängt bald an über die russisch-litauische Grenze zu schielen, erwärmt sich schließlich sogar — seit der Heirat Iwan III. mit der Paleologentochter — für Konstantinopel.

Bedrängt von den Polen wenden sich nun die Kosaken an Moskau. Doch im Frieden von Andrussiw (1667) verständigt sich Moskau mit Polen, das alte Kyjever-Reich wird zwischen Polen und Moskau einfach geteilt. Dann folgen auch die Teilungen Polens, und es entsteht das heute „Rußland" genannte neue Kaiserreich.

Was man auch über die sogenannten historischen Rechte denken mag, haben diese Rechte doch — so lange wir von der zukünftigen allgemeinen Brüderlichkeit der Menschen noch so ziemlich entfernt sind — immer noch ihre moralische Bedeutung und Wichtigkeit. Dem Eroberer genügt denn doch nicht das bloße „Recht" der Eroberung. Ja, dieses „Recht" genügt nicht einmal dem unterdrückten — gewesenen Unterdrücker, wenn sich derselbe einmal nicht für besiegt geben will. Und da sehen wir das merkwürdige, daß sowohl die Moskowiter (die sich jetzt einfach Russen nennen), als auch die von ihnen besiegten Polen — daß sie beide uns Ruthenen das alte Kyjiw streitig machen wollen . . .

Man mag die alten russischen Schriftdenkmäler, insbesondere die etwa 500 Jahre Geschichte umfassenden Annalen hin und her wenden, nirgends wird in denselben Moskau „russisch" genannt. Noch im XVI. Jahrhundert wird in der Grammatik des Bogorič die moskowitische Sprache von der russischen (ruthenischen) genau unterschieden. Rußj, Rußland war immer nur Kyjiw und das alte Kyjever-Reich . . . Doch es schien den Moskauer Regenten jedenfalls etwas daran zu liegen, „russisch" genannt zu werden. Die moskovitischen Schriftgelehrten und Politiker machen es sich nun recht bequem: sie eignen sich ohneweiters die ganze altrussische (Kyjever) Literatur zu, und als ihre Fortsetzung erscheint dann wieder ohneweiters die moskovitische und die Literatur des neuen „Rußlands", wiewohl auch die letztere ihrer Sprache und ihren Ideen nach moskovitisch und von der eigentlichen russischen — ihr ohne Zweifel näheren, als z. B. die polnische — in vielfacher Hinsicht grundverschieden ist. Die eigentlichen Russen werden jetzt sogar „Klein-Russen" genannt (sich selbst aber nennen die Moskowiter „Groß-Russen"), wiewohl es auch über jeden Zweifel erhaben ist, daß die Bezeichnung „Kleinrußland", mikra Russia, Russia minor, die in einigen Aktenstücken vorkommt, nur auf Galizien und Lodomerien bezogen werden kann.

Ja, einigen moskowitischen Gelehrten, Wostokow, Pogodin, Sobolewskij, wurmten doch ein wenig diese Unfolgerichtigkeiten. Und da sagten diese Herren einfach: Das alte Kyjiw wanderte nach dem



Mongolensturme nach Moskau aus, das jetzige Kyjiv aber, die jetzigen „Kleinrussen", sind Ankömmlinge aus dem Westen, aus Galizien und Lodomerien (Halyč und Wolodymyr). Diese Gelehrten kümmern sich sehr wenig darum, daß in der Geschichte von diesen „Wanderungen" absolut nichts bekannt ist, daß die alten Sprachdenkmäler absolut etwas anderes bezeugen.

Aber das beste kommt zuletzt: da kommen ihrerseits die polnischen Gelehrten mit einer ganz nagelneuen, speziell für Galizien zugeschnittenen Theorie und versichern allen Ernstes, Kyjiv (Kujava der Araber) sei immer polnisch gewesen, weil es die Hauptstadt der „Polanen" (Feldbewohner) war. Nun, der Kyjiv am nächsten wohnende Stamm wird in den alten Annalen wirklich „Polanen" genannt! . . .

Und wir Russen (Ruthenen), woher sind wir denn nach „Rußland" gekommen?! Das wollen wir im nachstehenden Abschnitt in aller Kürze besprechen.

II.

Ebenso wie die Herkunft und die Entstehungsweise der meisten, ja vielleicht aller Völkernamen, unklar und unsicher ist, ebenso sollte es im Grunde genommen gleichgiltig sein, wie ein Volk heißt, ob wir z. B. Germanen, Alemanen, Deutsche oder gar Teutonen sagen sollen, Slaven, Wenden oder Winden, Romanen oder Wälsche. Den Preußen schadet es nicht im mindesten, daß sie einen von dem unterworfenen Volke und Lande hergeholten Namen haben, ebensowenig wie es den Bulgaren viel antut, daß sie gerade so, und nicht — wie es sein sollte — Slovenen heißen. Etwas anders aber verhält sich die Sache, wenn ein Volk mehr oder weniger bewußt zur Änderung dieses seines Namens schreitet, unter dem es bereits den anderen Völkern bekannt ist, um etwa falschen Deutungen entgegenzutreten, der historischen Wahrheit zum Siege zu verhelfen, ja — um seine eigentliche Herkunft zum Ausdrucke zu bringen; aus eben diesem Grunde ändern z. B. die Wallachen ihren Namen in Rumänen um, und der letztere Name ist auch bereits allgemein geworden, wiewohl gegen den früheren Namen nur die alten Gallier das Recht etwas einzuwenden hätten. Die Griechen wollten in historischen Zeiten und wollen auch jetzt nur Hellenen heißen, und es ist für sie dieser Name zugleich ein Symbol nationaler Eignung und die geschichtliche Beglaubigung ihrer edlen Herkunft, etwa wie der Name der „Streiter Gottes" (Israel) für die Juden.

Aber es kommen noch andere Fälle vor, in welchen es sich weder um zufällige geo-ethnographische und geschichtliche Fehler und Verwechslungen, noch auch bloß darum handelt, dem Volksnamen einen veredelnden geschichtlichen nationalen Inhalt zu geben. Der Name Russj ist höchstwahrscheinlich unslavisch . . . Es ist auch jedenfalls von einem nicht sonderlich großen, am Dnipro um Kyjiv gelegenen Lande auf das ganze Volk, ja auf den ganzen von Kyjiv aus regierten Staat übergegangen. Man könnte nun nichts dagegen haben, wenn die zu diesem Staate gehörigen Volksstämme sich diesen Namen zu-

eignen, ebenso, wie man es den Deutschen, Czechen, Polen, Slovenen ꝛc. nicht wehren kann, sich — Österreicher zu nennen, wiewohl der Name Österreich im engeren und ursprünglichen Sinne auch nur zwei besonderen österreichischen Ländern (Ober- und Nieder-Österreich) eigen ist. Aber wenn sich die heutigen Moskowiter Russen nennen, ja uns eigentliche Russen, Südrussen, zu „Klein-Russen“ umstempeln, so handelt es sich weder um einen Fehler, noch ohne weiters darum, daß die Moskowiter dadurch ihre alte Zugehörigkeit zum Kyjever Reiche ausdrücken wollen. Nein, die Moskowiter fälschen dadurch ganz bewußt unsere Geschichte, gerade so, wie auch die Literaturgeschichte, indem sie sich ganz und gar ungeniert mit dem Namen auch unsere alte Literatur und Kultur zueignen. Es ist dabei außerordentlich merkwürdig, wie leicht, wie sorglos und leichtfertig . . . auch die westeuropäische Wissenschaft und Publizistik auf diese moskowitische Fälschung eingegangen ist! Ich bin auch versichert — da wir einmal bei den Völkernamen sind — daß auch unsere anderen, ebenso nahe stehenden Nachbarn, die Polen, ihren *jetzigen* Namen nicht leicht mit dem alten der *Lechen*, Lechiten, vertauschen möchten: sie könnten ja dann die Kyjever „Polanen“ durchaus nicht so leicht annektieren; und es klingt doch so schön: Polen — Polanen. Unsere lieben Nachbarn, sowohl Moskowiter wie Polen, haben uns nämlich so außerordentlich *gerne*...

Was sollen dem gegenüber wir Ruthenen, Südrussen, mit unserem alten Namen anfangen? Es ist nicht leicht, den fehlerhaften, eingebürgerten Gebrauch mit einem Male zu verbessern, besonders wenn er zum Teile sogar geschichtlich berechtigt ist (was die Zugehörigkeit der Moskowiter zum alten, wirklich russischen, Kyjever Staate anbelangt). Ohne aber den bewußten und unbewußten Fälschern etwas nachzugeben, müssen wir doch für möglichst baldige und möglichst einschneidende, entschiedene Korrektur sorgen. Es sollte vor allem aus wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften der Name *Kleinrussen* verschwinden. Man könnte dafür *Ruthenen* sagen, doch ist dieser Name etymologisch ganz gleich dem Namen „Russen“. Jedenfalls ist diese Bezeichnung heute in Westeuropa verhältnismäßig am meisten bekannt, obzwar man da leicht bloß an *galizische* oder *österreichische Ruthenen* denkt. Noch mehr lokal gefärbt ist die von Russyn abgeleitete, vergröberte Form Russnjaken. Annehmbar und auch geographisch ganz richtig wäre der Name Südrussen, und dieser könnte in die wissenschaftlichen Werke und Zeitschriften Eingang finden. Wenn wir aber den Glanzpunkt unserer Geschichte und unsere Kulturmission Europa gegenüber bezeichnen wollen, dann gebrauchen wir den Namen des Landes, das Jahrhunderte lang, selbst hart bedrängt, die Vormauer Europas bildete — Ukraina. Und so nennen wir uns auch Ukraino-Russen oder einfach *Ukrainer* und unser Vaterland *Rußj-Ukraina* oder bloß *Ukraina*. Auch in Westeuropa wird in letzterer Zeit die ruthenisch-nationale Bewegung oft als Ukrainer-Bewegung bezeichnet, wiewohl die Bezeichnung „Ruthene“, „ruthenisch“ heutzutage viel populärer ist.

Sergij Podolenko.





Taras Ševčenko und sein Vermächtnis.

Diese Zeilen sollen kein irgendwie erschöpfendes Studium über den größten ukrainischen Dichter geben. Es wird mir vielleicht einmal vergönnt sein, das Leben, die Dichtung und die Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes dem deutschen Publikum in einer ausführlichen Arbeit darzustellen. Hier, in der ersten Nummer der „Ruthenischen Revue", möchte ich nur kurz auf ihn hinweisen als auf den höchsten Repräsentanten der modernen ukrainischen Literatur, und eines seiner interessantesten kurzen Gedichte in meiner Verdeutschung mitteilen.

Obwohl nun die ukrainische Literaturgeschichte, besonders die ältere, dem deutschen Publikum wenigstens in großen Umrissen aus Pypins auch deutsch vorhandener „Slavischen Literaturgeschichte" bekannt sein dürfte, so werden vielleicht einige biographische Details über Ševčenko nicht ohne Interesse sein. Am 25. Februar 1814 im Dorfe Morynci im Gouvernement Kijev als Sohn eines leibeigenen Bauers geboren, verlebte Taras eine trübe Kindheit in seiner armen und rohen Umgebung, kam hier kaum über den primitivsten Elementarunterricht hinaus, verlor früh Vater und Mutter, wanderte einige Zeit von Dorf zu Dorf, einen Maler suchend, bei dem er Unterricht finden könnte, wurde dann in den Herrendienst als „kleiner Kosake" genommen, machte mit seinem Herren, einem polonisierten Deutschen, Engelhart, vielfache Reisen nach Wilna, Warschau u. s. w., genoß in der letzteren Stadt regelrechten Malunterricht bei dem italienischen Maler Lampi, kam im Jahre 1830 nach dem Ausbruch des polnischen Aufstandes nach Petersburg, wo er sich weiter im Malen vervollkommnete, wurde 1838 auf Betreiben des großen russischen Dichters Žukovskij losgekauft und als Schüler in die kaiserliche Kunstakademie aufgenommen, wo er alsbald ein beliebter Schüler und Freund des damals größten russischen Malers Brüllow wurde. In Petersburg erwachte auch seine Muse; seine ersten Gedichte entstanden, als der Dichter noch Leibeigener war. Der Hauch der neuerworbenen Freiheit belebte sein ganzes Wesen: er absolvierte die Akademie, publizierte 1840 den ersten Band seiner Gedichte unter dem Titel „Kobzar" (Volksspielmann) und 1841 sein größtes episch-lyrisches Gedicht „Hajdamaki", reiste 1843 in die Ukraine, wo er, der frühere Leibeigene, von ukrainischen Herren und „Seelenbesitzern" freundschaftlich, ja, geradezu enthusiastisch aufgenommen wurde. Seine Dichtkunst erhebt sich in diesen Jahren immer höher, wird immer tiefer und freier, und da kommt im Jahre 1847 die Katastrophe. Er wurde am 5. April verhaftet, nach Petersburg abgeführt, hier verhört und wegen (unbewiesener) Angehörigkeit zu einem Geheimbunde, genannt „Die Brüderschaft Cyrylls und Methods", hauptsächlich aber wegen der Autorschaft zweier politisch radikaler Gedichte, „Kaukasus" und „Ein Traum", zur Einreihung in eine Strafkompagnie in den Orenburger Kirgisensteppen auf Lebenszeit ohne Recht auf Avancement verurtheilt, wobei Zar Nikolaus das Urteil noch durch eigenhändige Korrektur verschärfte: „Unter strengster Aufsicht, mit Verbot irgend etwas zu schreiben und zu malen." Dieses barbarische Urteil hielt den Dichter volle zehn Jahre in traurigen, oft geradezu schrecklichen Verhältnissen eines gemeinen Soldaten in einer Straf-



kompagnie fest. Anfangs ging es ihm noch erträglich: er stationierte in Orenburg, nahm dann als Zeichner an einer fast zweijährigen wissenschaftlichen Expedition des Akademikers Karl Baer teil, wurde aber später auf ausdrücklichen Befehl des Zaren nach Orsk und schließlich in den Novopetrovski-Fort am Aralsee verschickt, wo er die längsten, qualvollsten Jahre seines Lebens verbrachte. Erst nach dem Tode des Zaren Nikolaus gelang es seinen Freunden, besonders dem damaligen Präsidenten der Kunstakademie, einem Grafen Tolstoj, seine Befreiung aus jener schrecklichen Verbannung zu erwirken. Im Jahre 1858 kehrt Ševčenko nach Petersburg zurück, besuchte im Jahre 1859 noch einmal seine geliebte Ukraine, wurde hier aber infolge einer unsinnigen Denunziation noch einmal verhaftet und nach Kijev abgeführt, wo man seine Unschuld erkannte und ihm den freundschaftlichen Rat gab, sogleich nach Petersburg zurückzukehren. Doch das Petersburger Klima war seiner, durch die Strapazen des Soldatenlebens untergrabenen Gesundheit nicht erträglich; er starb am 26. Februar 1861, einige Tage vor der Publikation des kaiserlichen Manifestes, welches die Leibeigenschaft in ganz Rußland aufhob.

Als Dichter ist Ševčenko ebenso eigenartig, ich möchte sagen einzigartig, wie seine Schicksale. Er ist ein Bauerndichter in der echtesten und schönsten Bedeutung des Wortes. Nie und nirgends merkt man ihm an, daß er die bäuerliche Sprech- oder Singweise imitieren will; alles Imitierte, Künstliche, Gezierte ist ihm ganz fremd. Seine Dichtung zeichnet sich durch höchste Einfachheit in Form und Inhalt, in Komposition und Diktion aus — eine Einfachheit, Naivetät und Natürlichkeit, die die besten Volkslieder erreicht. Und dabei ist bei ihm auch keine Spur jener primitiven Inpersonalität zu finden, welche die echten Volkslieder auszeichnet; im Gegenteil, seine ganze Poesie ist sehr stark subjectiv gefärbt, ist ein unmittelbarer Ausfluß seiner starken und edlen Persönlichkeit. Dabei ist die Skala seiner Schaffenskraft sehr groß: am stärksten in der eigentlichen subjektiven Lyrik, hat er auch in der historischen Epik (aus der Geschichte der Ukraine), in der Darstellung des zeitgenössischen Volkslebens (Krebsschäden der Leibeigenschaft, des Militarismus, des Bureaukratismus), sowie in allgemein menschlichen, philosophischen und religiösen Themen Unsterbliches geleistet; von der letzten Kategorie seien nur die Gedichte „Die Neophyten", „Maria" und schöne Fragmente eines verloren gegangenen „Ivan Hus" genannt.

Eine leidenschaftliche Liebe zu der Ukraine, eine unausrottbare Hoffnung auf ihre Auferstehung paart sich bei Ševčenko mit einer ebenso glühenden wie einfachen und krystallklaren, durch keine Philosopheme getrübten Liebe zum Menschen überhaupt, besonders zu allen armen, bedrückten und benachtheiligten, zu allen, welche die Wahrheit und Gerechtigkeit suchen und dafür leiden. Höchst rührend wirkt bei ihm die Vorliebe und Hochachtung für Frauen; seine ganze schmerzliche Sympathie wendet sich jenen unglücklichen Mädchen zu, welche infolge fehlgeführter Liebe Mütter geworden sind und dafür von der kurzsichtigen Gesellschaft gebrandmarkt und verstoßen, schrecklichem Leiden und dem Untergange entgegengehen. In seiner „Maria" hat der Dichter ein solches unglückliches, aber im schrecklichsten Unglück sich am höchsten erhebendes Weib bis zur Apotheose erhoben.



Die höchsten Ideen, die radikalsten Gedanken seiner Zeit sind in der Dichtung Ševčenkos mit dem volkstümlichsten Inhalt unzertrennlich verschmolzen. Er ist wie eine große Fackel vom ukrainischen Wachse, am hellsten und reinsten Feuer des europäischen Fortschrittes angezündet, welche der ganzen modernen Entwickelung der ukrainischen Literatur voranleuchtet.

Dr. Ivan Franko.

Das Vermächtnis.

Von Taras Ševčenko.

Wenn ich sterbe, so bestattet
Mich auf eines Kurhans*) Zinne
Mitten in der breiten Steppe
Der geliebten Ukraine, —
Daß ich grenzenlose Felder
Und den Dnipr und seine Schnellen
Sehen kann, und hören möge
Das Gebraus der großen Wellen.
Wenn sie von der Ukraine
Schwemmen fort ins Meer und schleppen
Feindesblut und Feindesleichen,
Dann verlass' ich Berg und Steppen,
Schwinge bis zum Gott empor mich
Von dem Sturme hingerissen,
Um zu beten — doch bis dahin
Will von keinem Gott ich wissen.
Ja, begrabt mich, und erhebt euch
Und zersprenget eure Ketten,
Und mit schlimmem Feindesblute
Möge sich die Freiheit röten.
Und am Tag, der euch die Freiheit
Und Verbrüderung wird schenken,
Möget ihr mit einem stillen,
Guten Worte mein gedenken.

Aus dem Ruthenischem übersetzt von Iv. Franko.



Auf den Tod Ševčenko's.

Ein Gedicht von Nekrasov.

Aus dem Russischen übersetzt von Ivan Franko.

Trauert nicht! Der Fall ist typisch, —
Seht als wünschenswert ihn an:
Also stirbt durch Gottes Fügung
Rußlands hochmerkwürd'ger Mann

*) Kurhan oder mohyla = Hünengrab, deren es in der Ukraine Millionen gibt.



Seit jeher. Mühsame Jugend,
Reich an Hoffnung, Träumen, Plage, —
Kühne Reden, tolle Kämpfe,
Und — des Kerkers lange Tage.
Alles dies hat er gekostet:
Petersburgs Gefängnismauern,
Untersuchung, Protokolle
Und gensdarmisches Bedauern,
Dann die Orenburger Steppe,
Ihre Festung, Elend . . . Dumpf
Lebt' er lange dort, beleidigt
Und gekränkt von jedem Lump.
Lebt' als Söldner unter Söldnern,
Theilt' ihr Los — und ach wie oft
Konnt' er unter Knuten sterben!
Hat er selbst vielleicht gehofft.
Doch um nicht sein Leid zu kürzen
Auch um einen Augenblick,
Spart' ihn auf in Sträflingsjahren
Rußlands spaßhaftes Geschick.
Da — zu Ende geht sein Unglück!
Alles, was nur lieb und schön
Und erquickend, was er seit der
Frühen Jugend nicht geseh'n,
Alles lächelt ihm auf einmal,
Wie ein off'nes Paradies, —
Da — ein Gott hat's ihm geneidet,
Und sein Lebensfaden riß.



Die gegenwärtige politische Lage der galizischen Ruthenen.

Die galizischen Ruthenen sind politisch machtlos. Dies wäre vielleicht der richtigste kurze Ausdruck, um ihre gegenwärtige politische Lage in Galizien und in Österreich zu bezeichnen.

Es soll damit freilich nicht gesagt werden, daß die Existenz der galizischen Ruthenen im politischen Leben Galiziens und Österreichs keine Spur zurückläßt. Dies wäre einfach unmöglich. Die Ruthenen bilden in Galizien auf 7 Millionen der Bevölkerung eine Masse von über 3 Millionen, wobei auf Polen zirka 3,200.000 (außerdem leben in Galizien deutsche Kolonisten und über 800.000 Juden) entfallen. In Österreich sind sie der Kopfzahl nach das viertgrößte Volk nach den Deutschen, Böhmen und Polen. Schon diese im Vergleich zu den anderen Völkern Österreichs große Zahl der Ruthenen, abgesehen von ihren eigenen politischen Strömungen, muß einen gewissen Einfluß auf das politische Leben Galiziens und Österreichs üben.

Dieser Einfluß ist jedoch zum größten Teile lediglich passiv, d. h. es geschieht nicht dasjenige, was die Ruthenen wünschen und wollen, sondern im Gegenteile werden die politischen Maßnahmen in Bezug auf die galizischen Ruthenen in der Weise und zu dem Zwecke getroffen, damit die politische Macht der Ruthenen nicht zur Entfaltung gelange. Sie sind sowohl politisch, wie auch national geknebelt und von jeder Einflußnahme auf die Verwaltung des von ihnen bewohnten Landes ausgeschlossen. Man sorgt dafür, daß sie in keiner autonomen Körperschaft entsprechende Vertretung bekommen, und wenn sie dann die Regierung — wie jüngst Dr. Koerber getan hat — selbst mit ihren bescheidensten Postulaten und mit ihren Beschwerden an den galizischen Landtag verweist, so ist das ein schlagender Beweis dafür, daß wir da nicht mit einer zufälligen oder gar unüberlegten Gesetzwidrigkeit zu tun haben . . . Die Machthaber Galiziens und Österreichs rechnen zwar mit den Ruthenen bei ihren Maßnahmen, jedoch lediglich in dieser negativen Weise. Man kann also mit vollem Recht behaupten, daß die galizischen Ruthenen sowohl in Galizien wie auch in Österreich politisch machtlos seien, denn der bezeichnete passive bezw. negative Einfluß der Ruthenen auf die Politik, kann unmöglich als ihre politische Macht aufgefaßt werden.

Einen guten Beleg für diese meine Auffassung der politischen Lage der galizischen Ruthenen dürfte die gegenwärtig vielbesprochene Frage des Rücktrittes des galizischen Statthalters Grafen Pininski und die Ernennung seines Nachfolgers bieten. In dieser sowohl für Galizien wie auch für Österreich so eminent wichtigen Angelegenheit wurden die Ruthenen bezw. ihre Vertreter, die Abgeordneten, von den kompetenten Faktoren nicht einmal um ihre Meinung befragt. Aus der polnischen-galizischen Presse kann man ganz genau herauslesen, daß die wichtigste Eigenschaft des neuen Statthalters die sein solle, daß er eine starke Hand gegen die Ruthenen besitze. Graf Andreas Potocki soll demnach als der mit einer starken Hand gegen die Ruthenen begabte Mann bereits zum Statthalter ernannt worden sein.

Diese Auffassung der politischen Rolle der galizischen Ruthenen wird speziell bei den faktischen Machthabern Galiziens, den Polen, allgemein als eine ganz naturgemäße angesehen. Der Klub der ruthenischen Reichsratsabgeordneten (Ruskij-Klub) hat es für seine Pflicht erachtet, seine Meinung in Bezug auf die Statthalterfrage dahin auszusprechen, es solle ein Erzherzog oder ein hoher General zum Statthalter ernannt werden. Daraufhin hat der angesehene polnische Publizist Kasimir Bartoszewicz im Feuilleton des Lemberger polnischen Tagblattes „Slowo polskie" vom 3. Mai 1903, Nr. 204, den Ruskij-Klub mit Hohn und Spott überschüttet, und zwar nicht nur wegen des meritorischen Teiles des Beschlusses des Ruskij-Klub, sondern insbesondere deswegen, weil der Ruskij-Klub, „obwohl er darum nicht gefragt wurde, und gewiß auch nicht gefragt werden wird," in dieser Angelegenheit seine Meinung überhaupt ausgedrückt hat. Nach der Auffassung des Herrn Bartoszewicz soll die Keckheit der Ruthenen schon darin liegen, daß sie in einer für sie so wichtigen politischen Angelegenheit Stellung nehmen. Leider steht Herr Bartoszewicz mit seiner Meinung nicht vereinzelt da, sondern die polnischen Machthaber sind allgemein derselben Meinung.



Die politische Machtlosigkeit der Ruthenen läßt sich sehr leicht in Ziffern ausdrücken. Von den 78 Abgeordneten, welche Galizien in den Wiener Reichsrat wählt, haben die galizischen Ruthenen lediglich 8 Abgeordnete, gegen 70 polnischen. Von den 161 Mitgliedern, aus welchen der galizische Landtag zusammengesetzt ist, sind nur 16 Ruthenen, und zwar 13 gewählte Abgeordnete und 3 ihrer Bischöfe, welche ohne Wahl hineingehören, gegen 145 polnische Mitglieder. Man muß überdies noch hervorheben, daß ein großer Teil, auch diese verschwindende Zahl der ruthenischen Reichsrats- und Landtagsabgeordneten, die ersten galizischen Paraderuthenen sind, die von den polnischen Machthabern Galiziens gegen die von den Ruthenen aufgestellten Kandidaten gewählt wurden. So stellt sich die Vertretung der galizischen Ruthenen in den gesetzgebenden Körperschaften dar.

Die landesfürstliche politische Verwaltung Galiziens befindet sich zur Gänze in den Händen der Polen. Die leitenden Beamten der Lemberger Statthalterei, wie auch der 76 Bezirkshauptmannschaften sind, auch im ruthenischen Teile Galiziens, ausschließlich Polen.

Die höchste autonome Verwaltungsbehörde Galiziens, d. i. der vom galizischen Landtag gewählte Landesausschuß, besteht aus 5 Polen und 1 Ruthenen, unter Vorsitz des vom Kaiser ernannten Landmarschalls, natürlich immer eines Polen.

Die autonomen, aus der Wahl hervorgehenden Bezirksvertretungen bestehen aus 26 Mitgliedern, wovon im günstigsten Falle 12 Ruthenen hineinkommen können. Das von einer Bezirksvertretung zur ständigen Amtierung und Verwaltung gewählte Organ, der Bezirksausschuß, besteht aus 7 Mitgliedern, wovon nur 1 Mitglied ein Ruthene ist. Die Wahl eines möglich hie und da vorkommenden zweiten Mitgliedes hängt ausschließlich vom Belieben der polnischen Majoriät ab. Lediglich in der Gemeindeverwaltung können sich die Ruthenen in den ruthenischen Gemeinden eine aus Ruthenen bestehende Verwaltung wählen, und zwar den Gemeinderat und den Gemeindevorstand. Jedoch auch diese, in politischer Hinsicht nicht viel Bedeutung besitzende Gemeindeautonomie, wird den Ruthenen im großen Teile sowohl von den landesfürstlichen, wie auch von den autonomen Verwaltungsbehörden im Wege des Aufsichtsrechtes verkümmert. Darüber will ich hier eine fremde, und zwar polnische Quelle zitieren. „Kurjer Lwowski“, das Organ der polnischen Volkspartei, schreibt darüber in seiner Nr. 94 vom 4. April 1903: „Die Gemeindeautonomie, welche für die Polen die Hauptgrundlage der nationalen Regeneration, und für die Ruthenen bisher die einzige Gewähr der nationalen Unabhängigkeit ist, wird geschmälert, und stufenweise, aber unentwegt unter der Herrschaft der Besitzer der Gutsgebiete (d. h. der polnischen Adeligen. Anm. des Verf.), welche keinen Heller Gemeindeumlagen für Gemeindebedürfnisse zahlen, gebracht.“ Warum dies geschieht, erklärt derselbe „Kurjer Lwowski“ in seiner Nummer 111 vom 22. April 1903 folgendermaßen: „Die Bezirksmachthaber decken schreiende Mißbräuche des Gemeindevorstehers oder des Gemeindesekretärs, falls derselbe zu der Bande ihrer politischen Agitatoren gehört; suchen aber ein Häkchen in dem Ganzen, wenn der Gemeindevorsteher oder der Gemeindesekretär nicht ihnen folgt. Und dafür haben wir Beweise. Das im Lande herrschende System der

Protektionswirtschaft und der Repression dringt auch in die Gemeindeverhältnisse ein und richtet vielleicht den größten Schaden der heutigen Lokalautonomie an, indem ehrliche und vernünftige Leute zur Verwaltung nicht zugelassen, sondern Personen eingesetzt werden, welche in jedem ethisch fühlenden Bürger Ekel erregen."

So also schaut die politische Bedeutung der galizischen Ruthenen in der Gesetzgebung und Verwaltung aus. Daß dies der Machtlosigkeit gleich ist, wird wohl kaum bestritten werden können.

Das ist unstreitig eine merkwürdige politische Erscheinung: das den galizischen Polen der Zahl nach fast gleiche ruthenische Volk hat keine politische Macht, und es wird von den Polen beherrscht. Es würde sich nun gewiß die Mühe lohnen, für diese merkwürdige Erscheinung eine Erklärung zu finden — und zwar nicht nur für die beteiligten ruthenischen, polnischen und österreichischen Politiker, sondern auch für diejenigen, welche die Sache praktisch nicht angeht und für welche diese Erklärung lediglich einen theoretischen Wert haben dürfte.

So merkwürdig diese Erscheinung auch sein mag, so ist ihre Erklärung eine sehr einfache.

Galizien, und mit ihm die galizischen Ruthenen sind bei der Teilung der bestandenen polnischen Republik im Jahre 1772 unter die österreichische Herrschaft gekommen. Bis zum Jahre 1848 konnten sie keine politische Macht entfalten, denn damals schmachteten alle österreichischen Völker unter dem Absolutismus.

Im Jahre 1848 wurde der Absolutismus zum Teile gebrochen. Es eröffnete sich auch für die Ruthenen das Feld zur politischen Machtentfaltung. Naturgemäß konnten sie in dieser Hinsicht auch nicht vergleichsweise dasjenige leisten, was andere materiell und kulturell höher stehende österreichische Völker geleistet haben, jedoch nach ihren Kräften haben damals auch die Ruthenen ihre eingeschläferte politische Selbständigkeit bekundet und entfaltet. Es wurde ein politischer Verein in Lemberg gegründet, politische Zeitungen, Schriften und Brochüren fingen an in ruthenischer Sprache zu erscheinen, die Vertreter der galizischen Ruthenen haben sich vielfach an die österreichische Regierung in ihren vitalen Interessen gewendet und hatten manchen Erfolg zu verzeichnen. In der Natur der damaligen absolutistischen österreichischen Regierung ist es gelegen, daß sie die allzugroße Präponderanz jeder Nation perhorreszierte. Deshalb betonte man damals mit einem besonderen Nachdruck die Gleichberechtigung der Kroaten, Slovaken, ja sogar der ungarischen Ruthenen — den Magyaren gegenüber. Dasselbe geschah in Galizien: die Regierung wollte keine der beiden Nationen zu einer allzugroßen Macht gelangen lassen. Wenn sie auch die Ruthenen bei weitem nicht in dem Maße unterstützte, wie sie es heute den Polen gegenüber tut, so betonte sie doch ihre Gleichberechtigung den Polen gegenüber. Es ist nun begreiflich, daß die so lange von den Polen bedrückten Ruthenen dieses Verhalten der Regierung als eine große Unterstützung, die Polen hingegen als einen groben Verstoß gegen ihre historischen Privilegien auffaßten. Diese Unterstützung geschah meistens auf dem Verwaltungswege.

So währte es bis zur Schlacht bei Königgrätz bezw. bis zu der im Jahre 1867 erflossenen neuen österreichischen Verfassung.

Nach der Schlacht bei Königgrätz befand sich die österreichische Regierung und die Krone in einer nichts weniger als günstigen Lage. Überall bei den österreichischen Völkern traten Zentrifugalbestrebungen ein. Es galt nun für die regierenden Kreise, sich Freunde und Stützen zu verschaffen.

Diese Freunde hat man in den galizischen Polen gefunden. Als maßgebender politischer Faktor bei den galizischen Polen galt damals und war in der Tat die polnische Schlachta (Adel). Die Schlachta war die am besten organisierte und die reichste Partei des Landes, wogegen die andere polnische Partei, die demokratische, an Bedeutung und politischem Einfluß der adeligen Partei weit zurückstand. Also an die polnische Schlachta Galiziens hat sich die österreichische Regierung um die Unterstützung gewendet.

Politische Abmachungen werden nicht aus platonischer Liebe gemacht. So wurde auch bei diesem Anlasse ein beiderseits ganz genau berechnetes politisches Geschäft abgeschlossen. Für die Unterstützung seitens der polnischen Schlachta hat die österreichische Regierung derselben die ganze politische Macht in Galizien überlassen. Gegen dieses Entgelt verpflichtete sich die polnische Schlachta unbedingt für die österreichische Regierung und für die Krone einzustehen. Dieses Entgelt war für die polnische Schlachta ein vollkommen ausreichendes. Die polnische Schlachta hatte sich überzeugt, daß die Revolutionen, welche die Polen auf eigene Faust zum Zwecke der Wiederherstellung Polens veranstalteten, nicht zum Ziele führten, und hatte auch eingesehen, daß dies für die absehbare Zukunft kaum möglich sein werde. Sie hat daher das Anerbieten der österreichischen Regierung angenommen, mit dem Bewußtsein, durch ungestörte politische Arbeit in Galizien aus demselben ein polnisches Piemont zu machen und so die Verwirklichung ihrer großen staatlichen Ideale für die Zukunft vorzubereiten. Dieses politische Geschäft, *wobei die polnische Schlachta ihren bisherigen revolutionären Idealen treu geblieben ist*, hat nun auf einmal aus den ewigen Revolutionären eine der österreichischen Regierung bezw. der Krone der Habsburger treu ergebene Partei gemacht.

Auf welche Weise diese politische Abmachung formell abgeschlossen wurde, wissen wir nicht, denn darüber ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Aber das Bestehen dieses politischen Vertrages bezeugt faktisch das gesamte politische Leben Galiziens seit dem Jahre 1867 bis jetzt. Der abgeschlossene Vertrag wird von beiden Seiten, sowohl von der österreichischen Regierung wie auch von der polnischen Schlachta strikte eingehalten. Die polnische Schlachta ist im Besitze der gesetzgebenden und der verwaltenden Macht in Galizien, denn der galizische Landtag hat eine erdrückende schlachzizische Majorität, und die Leitung sowohl der landesfürstlichen, wie der autonomen Verwaltung des Landes ist der Schlachta anvertraut. Überdies ist die polnische Schlachta auch bei der Vertretung Galiziens in dem Wiener Reichsrate ausschlaggebend, denn dieselbe besitzt von den 78 Abgeordneten, die Galizien dorthin entsendet, 64 Abgeordnete, welche in dem „Kolo polskie“ vereinigt sind, wogegen auf die Ruthenen 8 Abgeordnete und die oppositionellen Polen 6 Abgeordnete (hievon 4 die polnische Volkspartei, 1 Sozialdemokrat und 1 unabhängiger



Sozialist) entfallen. Dieses Resultat wird auf diese Weise zuwege gebracht, daß der polnischen Schlachta bei den Wahlen vollkommen freie Hand gelassen wird, wobei sie auch die grellsten Wahlmißbräuche nicht scheut (berüchtigte galizische Wahlen). Dies Alles hat die polnische Schlachta von der österreichischen Regierung, wogegen die österreichische Regierung immer und sicher von der polnischen Schlachta deren Stimmen bei den sogenannten Staatsnotwendigkeiten bekommt.

Bei dem geschilderten politischen Systeme ist es nun nur begreiflich, daß die Ruthenen zu der ihnen gebührenden politischen Macht nicht gelangen können.

So stehen die Sachen gegenwärtig. Es gibt kein Anzeichen, daß dieses System in der nächsten Zukunft eine Änderung erfahre, und dies hat auch der österreichische Ministerpräsident Dr. v. Körber in einer offenen Parlamentsrede ausgesprochen.

Ist dieses System aber auch für alle Zukunft petrifiziert? Wir glauben kaum. Mag dieses System für die gegenwärtige österreichische Regierung auch eine gewisse Notwendigkeit sein, denn angesichts der mißlichen nationalen Verhältnisse in Österreich, und insbesondere angesichts des großen nationalen Kampfes zwischen den zwei mächtigen österreichischen Völkern, den Deutschen und den Czechen, braucht die österreichische Regierung die große und unbedingt sichere Zahl der polnischen Schlachta aus Galizien, jedoch man kann kaum annehmen, daß dieses System sich als für immer lebensfähig erweisen werde. Denn im Interesse Österreichs, seines Bestandes und seiner Entwickelung muß es liegen, daß sich die breiten Schichten des Volkes in politischer Hinsicht befriedigt fühlen. Dies ist aber bei der Klassenherrschaft des polnischen Adels in Galizien ausgeschlossen. Sowohl das ruthenische wie auch das polnische Volk in Galizien wird nicht zugeben, daß es fortwährend von der polnischen Schlachta, welche seit jeher bei ihm keine Sympatien findet, beherrscht werde. Bei den Ruthenen spielt überdies das nationale Element eine bedeutende Rolle. Ein weiter blickender österreichischer Politiker wird, glauben wir, zu der Überzeugung gelangen müssen, daß die Ruthenen nicht unterdrückt, sondern zufriedengestellt werden müssen, damit sie sich in Österreich heimisch und zufrieden fühlen, und damit sie nicht Österreich entfremdet werden. Das bedeutet aber die Aufgebung des gegenwärtigen politischen Systems in Bezug auf die Ruthenen, und wir hoffen, daß es hiezu sowohl im Interesse der Ruthenen wie auch in dem Österreichs wird kommen müssen.

So wäre ich mit meinen Ausführungen zum Schlusse gelangt. Ich muß zugeben, daß dieselben Behauptungen enthalten, welche einer näheren Beleuchtung bedürfen. Diese schon hier zu geben, ist aber nicht meine Aufgabe, denn es sollte hiemit der Leser, welchem die Ruthenen fremd sind, lediglich in die Materie eingeführt werden, und somit den allgemeinen Überblick über die Sache gewinnen. Wir werden trachten, die einzelnen hier aufgeworfenen Fragen des Näheren in den weiteren Nummern dieses Blattes zu beleuchten.

Dr. Andreas Kos.



„Nationale“ Wissenschaft.

Zu einer der größten Sünden der polnischen Schlachta und ihrer Adherenten gehört die Art und Weise, in welcher sie Westeuropa über galizische und überhaupt polnisch-ruthenische Verhältnisse informieren. Bekanntlich haben die Polen in Westeuropa den Ruf der ersten Freiheitskämpfer, welchen Ruf sie sich im Laufe des XIX. Jahrhunderts zu erwerben wußten, und da sie denselben trotz der Unterdrückung des ruthenischen Volkes um jeden Preis beibehalten wollen, so müssen sie natürlich zu Fälschungen und Unwahrheiten greifen. Wenn sie nur ein bischen Wahrheit über Galizien sagen wollten, würden sie in einem ganz anderen Lichte erscheinen.

Mit den diesbezüglichen Beispielen könnte man Folianten ausfüllen. Es sei vor allem hervorgehoben, daß es keineswegs nur die schriftstellerische Plebs ist, die die Leichtgläubigkeit Westeuropas ausnützt, sondern auch Männer der Wissenschaft, Universitätsprofessoren u. dgl., die vor der Verdrehung der Wissenschaft nicht scheuen, wenn es gilt, die Maßnahmen der polnischen Machthaber zu rechtfertigen.

Und wir brauchen nicht weit zu suchen, um Beispiele für die obige Behauptung zu finden.

Im Jahre 1902 veröffentlichte Dr. Stanislaus Smolka, Universitätsprofessor zu Krakau, k. k. Hofrat und Mitglied des Herrenhauses, eine Broschüre unter dem Titel „Die Ruthenen und ihre Gönner in Berlin“, in welcher er mit dem geheimen Regierungsrat Dr. Sattler polemisiert, der im deutschen Reichstage in seiner am 10. Dezember 1901 während der Debatte über Wreschener Vorgänge gehaltenen Rede auch die Lage der galizischen Ruthenen ziemlich ausführlich besprochen hat. Dr. Smolka rückte gegen Dr. Sattler ins Feld mit der Behauptung aus, der letztere habe „krasse Unwahrheiten“ gesprochen, es zeigte sich aber, daß eben Dr. Smolka's Ausführungen nichts anderes als krasse Unwahrheiten enthalten, Unwahrheiten, die nicht nur von ruthenischer Seite und auf Grund polnischer Quellen bewiesen wurden.

So z. B. bestehen in Galizien nach den Angaben des Dr. Smolka 2084 rein polnische und 2144 quasi ruthenische Volksschulen, diese Zahlen werden aber durch den amtlichen Bericht des galizischen Landesschulrates verworfen, welcher sich in den Händen der polnischen Schlachta befindet und dabei den Beinamen des polnischen Unterrichtsministeriums führt, sowie durch die Angaben des polnischen Fürsten Radziwill, welcher im Jänner 1902 im deutschen Reichstag eine Rede über galizische Zustände gehalten hat. Also nach dem amtlichen Berichte des galizischen Landesschulrates bestehen in Galizien 2043 rein polnische und 1932 quasi ruthenische Volksschulen, nach den Angaben des Fürsten Radziwill 1963 rein polnische und 1894 quasi ruthenische Volksschulen. Welcher von den dreien das Recht behalten hat, mag dahingestellt bleiben; es sei nur bemerkt, daß die Angaben des Dr. Smolka, als speziell für Westeuropa bestimmt, am stärksten „erdichtet“ wurden, denn nach denselben sollte es um das ruthenische Volksschulwesen in Galizien sogar besser bestellt sein als um das polnische.

„Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen,“ und dies beweisen auch die jüngeren polnischen „Männer der Wissenschaft“. Nachdem wir die „Statistik“ des Dr. Smolka beleuchtet haben, wollen wir uns mit einem jüngeren polnischen Statistiker beschäftigen, nämlich mit Dr. Josef Buzek, welcher bisher vorwiegend in der deutschen Sprache geschrieben hat. Der Herr ist gegenwärtig Dozent der Statistik an der Universität zu Lemberg, es scheint also, daß seine Arbeiten irgendwelchen wissenschaftlichen Wert haben müssen ... Und sie haben ihn auch, aber nur dort, wo er nicht über Galizien zu sprechen kommt. Wenn er aber über galizische Zustände zu schreiben anfängt, dort ist es ihm unmöglich unparteiisch zu bleiben.

Als Beispiel wollen wir seinen Aufsatz über „Das Auswanderungsproblem und die Regelung des Auswanderungswesens in Österreich" *) anführen. So lange er über Auswanderung bei anderen Völkern Österreichs spricht, glaubt man einen mit wissenschaftlichem Ernst geschriebenen Aufsatz zu lesen, aber mit dem Besprechen der galizischen Auswanderung hört dieser wissenschaftliche Ernst auf und wir sehen vor uns einen typischen polnischen Ruthenenfresser, der um jeden Preis die deutschen Leser überzeugen will, daß das polnische Volk ein höchst zivilisiertes und mit all' den besten Eigenschaften ausgestattetes ist, das ruthenische dagegen sich beiläufig auf der Stufe der Wildheit befindet.

Es gibt Leute, denen es unmöglich ist, sich irgendwie anders als nur im Komparativ auszudrücken, und zu solchen gehören fast alle polnischen „Gelehrten", die unter dem Deckmantel der Wissenschaft dem polnischen Chauvinismus huldigen. Zu diesen gehört auch Dr. Buzek. Es ist ihm zu wenig, zu konstatieren, daß der polnische Bauer energisch, arbeitsam u. s. w. u. s. w. ist, nein, er muß gleich hinzufügen, daß der ruthenische Bauer dieselben Eigenschaften in einem bei weitem geringeren Grade oder auch gar nicht besitzt. So schreibt er:

„Der polnische Bauer ist im allgemeinen bei der Arbeit beiweitem energischer als der ruthenische." **)

„Es muß ja zugegeben werden, daß der polnische Auswanderer sehr bildungsfähig ist und eben dies ihm — in der Heimat und noch mehr über der See — das Übergewicht über die ruthenischen Heimatsgenossen verschafft." ***)

„Zur Beurteilung der dauernden Auswanderung über die See ist zu bemerken, daß sie gegenwärtig fast nur Volkselemente umfaßt, deren Verlust kaum als Nachteil empfunden werden kann" †), und zwar die Juden und die Ruthenen. „Die Abwanderung der Ruthenen schafft dem tüchtigeren polnischen Elemente im Lande mehr Raum und verringert auf diese Weise den Abfluß dieses wertvolleren Bevölkerungsmaterials."

„Der polnische Bauer zeichnet sich durch große Lebensenergie, durch die Fähigkeit zur Selbsthilfe aus; für den Staatszweck kommt er außerdem als vorzüglicher Soldat in Betracht. Ihm gegenüber tritt die Inferiorität des Ruthenen schon dadurch hervor, daß dieser die eigene Lage nur durch Agrarsozialismus, durch agrarische Strikes, durch das gänzliche Verlassen der alten Heimat zu verbessern sucht. Die Auswanderung letzteren Elements könnte erst dann als Nachteil empfunden werden, wenn an seine Stelle nicht ein mehrwertiges Element treten würde. Gerade dies ist aber in Galizien der Fall; an Stelle der auswandernden Ruthenen treten zum großen Teile die Polen." ††)

Es wäre wünschenswert zu wissen, welchen Quellen Dr. Buzek obige Informationen über die Eigenschaften des ruthenischen Volkes entnommen, denn, inwieferne wir wissen, hat er unter der ruthenischen Bevölkerung nie gelebt, ihre Lebensweise und ihren Charakter nie studiert, mit dem ruthenischen Bauer nie gesprochen, und auch mit der ruthenischen Literatur ist er nicht bekannt, obgleich dieselbe die wichtigste Quelle beim Studium des ruthenischen Volkswesens sein sollte.

In seinen Komparationen wird Herr Dr. Buzek sogar lächerlich, denn wie kann man mit wissenschaftlichem Ernst behaupten, der polnische Bauer sei ein guter Soldat, der ruthenische dagegen ein schlechter?! Welche Beweise dafür hat Dr. Buzek?

*) Vide: „Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung", Organ der Gesellschaft österreichischer Volkswirte, herausgegeben von Eugen v. Böhm-Bawerk, Karl Theodor v. Inama-Sternegg und Ernst v. Plener. Zehnter Band. Wien und Leipzig 1901. S. 441—511 und 533—595.

**) „Zeitschrift für Volkswirtschaft 2c.", S. 480.

***) „Zeitschrift für Volkswirtschaft 2c.", S. 510.

†) „Zeitschrift für Volkswirtschaft 2c.", S. 502.

††) „Zeitschrift für Volkswirtschaft 2c.", S. 502.



Aber der junge polnische „Gelehrte“ ist nicht nur ein Schönfärber, was die Eigenschaften des polnischen Bauers anbetrifft, er ist auch ein echter Allpole und Schlachzizenfreund, kurz und gut, besitzt alle Eigenschaften, um mit der Zeit polnische Größe an der Lemberger Universität zu werden.

Als echter Allpole will er Ostgalizien mit polnischen Bauern kolonisiert haben, um es später zum polnischen Piemont zu machen, da er es aber nicht offen aussprechen darf (der Aufsatz ist ja für eine deutsch-österreichische Zeitschrift geschrieben!), so spricht er vom wertvolleren polnischen Bevölkerungsmaterial u. s. w.

Von den aus Galizien ausgewanderten Ruthenen schreibt er, daß sie „im Auslande zumeist als Polen auftreten (es ist einfach nicht wahr!), weshalb die ganze Bewegung vielfach als eine neue Ära einer polnischen Kolonisation aufgefaßt wird.“ *)

Bei der Besprechung der Emigration nach den Vereinigten Staaten berücksichtigt er wenigstens die Ruthenen, wenn er aber über die Emigration nach Südamerika zu sprechen kommt, hören wir nur von den „Galiziern polnischer Nationalität“ **), obgleich es eine erwiesene Tatsache ist, daß nach Südamerika sehr viele ruthenische Bauern auswandern. So wird „eine neue Ära der polnischen Emigration“ fabriziert!

Dr. Buzek ist auch der Schlachta sehr gewogen, dieser Stütze der polnischen Regierung in Galizien, und dementsprechend soll nach seiner Angabe die durchschnittliche Arbeitszeit der landwirtschaftlichen Arbeit in Westgalizien 10—12, in Ostgalizien 8—10 Stunden betragen. ***) Ein wahres Paradies für ostgalizische Landarbeiter, erreicht ohne Arbeiterorganisation, ohne jeden Kampf, nur dank der Güte der Schlachzizen! . . . Angesichts dessen hat der Herr vollkommen Recht, daß er all' den Agrarsozialismus und agrarische Strikes so perhorreszierte?! Man kann sich denken, was er jetzt von den ruthenischen Bauern hält, wenn er bereits im Jahre 1901, also vor der großen vorjährigen Streikbewegung sie so streng beurteilte! Schade nur, daß er nicht hinzugefügt hat, wie dieser „achtstündige“ (mit 2 multipliziert!) Arbeitstag bezahlt wird. Soviel Herr Dr. Buzek über die Ruthenen.

Bei der Beurteilung seiner Ausführungen dürfen wir nicht vergessen, daß sie von einem Herrn geschrieben werden, welcher ruthenisch nicht einmal lesen kann und alle seine Kenntnisse über die Ruthenen aus der chauvinistischen Schlachzizenpresse und Schlachzizenliteratur schöpft, und daß er seine unbegründeten Beschimpfungen des ruthenischen Bauers in der ernsten deutschen Zeitschrift aufbringt, deren Herausgeber in der wissenschaftlichen Welt eine große Rolle spielen. Man muß auch so ziemlich gewissenlos sein (um sich nicht stärker auszudrücken!), um eine ernste Firma für Zwecke auszunützen, die mit der wahren Wissenschaft nichts gemeinsames haben. Aber in dieser Hinsicht ist Dr. Buzek nicht der erste und auch nicht der letzte unter den polnischen „Männern der Wissenschaft“. Ruthenophobie in wissenschaftlicher Form wird von den Polen so lange getrieben, bis die Herren nicht völlig entlarvt werden, was keineswegs eine leichte Arbeit ist.

Es empfiehlt sich jedenfalls große Reserve den polnischen Statistikern gegenüber.

Michajlo Lozynskyj.



*) „Zeitschrift für Volkswirtschaft &c.“, S. 473.
**) „Zeitschrift für Volkswirtschaft &c.“, S. 477.
***) „Zeitschrift für Volkswirtschaft &c.“, S. 499.



Die Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache in der galizischen Praxis.

Obgleich die Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache in Galizien garantiert ist und dementsprechend die Behörden verpflichtet sind, mit den Parteien in der Mutter- resp. Umgangssprache derselben zu verkehren, so sieht doch die Praxis nicht so idyllisch aus. Die galizischen Behörden, beseelt von allpolnischen Ideen, suchen die diesbezüglichen Staatsgrundgesetze illusorisch zu machen. Wir führen nur ein Beispiel an.

Am 20. Januar d. J. erhielt der griechisch-katholische Pfarrkooperator in Kopczyńci, P. Michael Struwynskyj, von der k. k. Bezirkshauptmannschaft in Husiatyn eine Vorladung zum Verhör, welche jedoch in polnischer Sprache ausgefertigt war, obgleich die k. k. Bezirkshauptmannschaft ganz gut weiß, daß Mutter- und Umgangssprache des ruthenischen Priesters die ruthenische Sprache ist. Aus obigem Grunde schickte P. Struwynskyj die Vorladung mit der Bitte zurück, ihm dieselbe in ruthenischer Sprache ausfertigen zu lassen. Trotzdem erhielt er am 18. Februar wiederum die Vorladung in polnischer Sprache, und als er diese mit derselben Bitte zurückschickte, erschienen in seiner Wohnung am 16. April, d. i. am Donnerstag der gr.-kath. Charwoche zwei Gendarmen, welche von der k. k. Bezirkshauptmannschaft den Auftrag hatten, ihn nach Husiatyn zum Verhör vorzuführen. Er war aber durch die Pflichten seines Amtes verhindert, während der Charwoche seinen Wohnort zu verlassen, konnte somit der Aufforderung nicht Folge leisten. Dieselbe Geschichte wiederholte sich am 18. April. Inzwischen erkrankte P. Struwynskyj und mußte das Bett hüten. Am 22. April erschienen die Gendarmen zum dritten Mal, und jetzt hatte es P. Struwynskyj nur seiner ärztlich konstatierten Krankheit zu verdanken, daß er in solcher „Parade" nicht nach Husiatyn eskortiert wurde. Am 23. April wendete er sich telegraphisch an den Ministerpräsidenten Dr. Koerber um Schutz und Hilfe, und die Folge davon war die, daß er nicht mehr von den Gendarmen belästigt wurde. Ob aber auch die Bezirkshauptmannschaft in Husiatyn für diese krasse Verletzung des Gesetzes bestraft werden wird, davon hört man bisher nichts.

Es sei noch zu erwähnen, daß am 28. April vom Reichsratsabgeordneten Romanczuk und Genossen eine Interpellation in dieser Angelegenheit eingebracht wurde.

Der Fall ist so klar und vielsprechend, daß er keiner Erläuterungen bedarf, es sei nur hervorgehoben, daß dies mit dem akademisch gebildeten Menschen geschah, von dem die Bezirkshauptmannschaft wußte, daß er alle Mittel zu seiner Verteidigung ausnützen werde. Man kann nun daraus schließen, welchen Chikanen in ähnlichen Fällen der wenig gebildete oder ganz ungebildete Bauer ausgesetzt ist.

Das verhindert aber die Polen nicht, vor der ganzen Welt zu erklären, daß die Ruthenen keine Ursache hätten, sich über ihre Lage in Galizien zu beklagen.

M. L—j.



Terrorismus der k. k. Verwaltungsbehörden in Galizien.

Die Skrupellosigkeit der polnischen Behörden übersteigt geradezu die Grenzen der Glaubwürdigkeit, und wir glauben nicht, daß irgendwo ein Verfassungsstaat existiert, in welchem sich die Beamtenschaft derartiges erlauben dürfte wie in Galizien. Wir führen nur ein Beispiel für tausende an. Die k. k. Bezirkshauptmannschaft in

Rohatyn lud am 12. März d. J. den Gemeindevorsteher aus Lypycia, S. Olijnyk zu sich. Im Laufe des Gespräches wurde Olijnyk aufgefordert, polnisch zu konversieren, er erklärte jedoch, der polnischen Sprache nicht mächtig zu sein. Auf diese Rechtfertigung hin versetzte der k. k. Bezirkskommissär Kwiatkowski dem genannten Gemeindevorsteher (Bürgermeister) eine schallende Ohrfeige, so daß der Mißhandelte blutete ... Mit solchen Mitteln wird der polnischen Sprache und der polnischen Wirtschaft in Galizien „Respekt" verschafft.

Der ruthenische Pfarrer Petryckyj wurde sogar jüngst vom Amte suspendiert, weil er sich weigerte, mit den Behörden polnisch zu korrespondieren. Andere, wie Pfarrer Tuna, werden aus demselben Grunde mit Geldstrafen belangt und diesbezügliche Summen werden öffentlich, im Versteigerungswege exequiert.

Abgesehen davon, daß sich dieses Vorgehen der galizischen Machthaber mit ihren schönen Predigten von der Gerechtigkeit, von der slavischen Wechselseitigkeit, von der historischen Brüderlichkeit der Polen, Ruthenen und Litauer durchaus nicht vereinbaren läßt — sind die Herren auch durch keinen Rechtstitel gedeckt. Artikel 19 der österreichischen Staatsgrundgesetze über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger besagt wörtlich:

> „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache.
>
> Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt."

In einem anderen Lande würde man so einen Herrn, wie der k. k. Bezirkskommissär Kwiatkowski, wegen Mißbrauch der Amtsgewalt vor das Gericht stellen. In Galizien verhält sich die Sache ganz anders. Der Herr Kwiatkowski hat sich als ein „energischer Verwaltungsbeamter" erwiesen und kann ruhig in die Zukunft schauen, die galizischen Machthaber werden sich schon seinen Namen merken ....

Wir sind neugierig, was dieselben Herrschaften sagen würden, wenn z. B. in einem anderen Staate — wo solche Gesetze wie Artikel 19 der österreichischen Staatsgrundgesetze nicht bestehen — ein öffentlicher Funktionär einen polnischen Bürgermeister wegen einer polnischen Ansprache im Amtslokal tätlich beleidigen würde ..

R. S.



Zwei Erzählungen von Olga Kobylanska.

I.

Demut.

Lauter helles Maigrün und Sonnenlächeln. Ein viereckiger Obstgarten, begrenzt von schweigsamen vornehmen Gebäuden, prangte in seinen Farben.

Die Frühlingsblumen blühten. Zeitig früh entwickelten sie sich für heute im dämmernden Licht unter kühlen Tautropfen.

Und sie waren geöffnet.

Türkischer Flieder, weißer Flieder, volle rundliche Tulpen, Narzissen wie weiße Schmetterlinge auf grünen Halmen. — — — — —



Grüne Sträucher mit dicht und bogenförmig zur Erde herabhängenden Zweigkränzen, überschüttet mit feinen, sternförmigen, gelben Blüten. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Stark duftende Aurikeln von satter, rother Farbe und Stiefmütterchen.

Eine Unmasse verschiedener Stiefmütterchen, auch andere Blumen.

Die mit weißem Sand überstreuten Pfade umschlossen, kokett sich biegend, Beete und Arabesken und verloren sich in den Sträuchern, die dicht an der kühlen Mauer wuchsen. — — — — — — — — — —

Gegen 10 Uhr vormittags schickte sich der Künstler an auszugehen und wollte vorher den Vorhang am offenen Fenster herablassen.

In diesem Augenblick trat eine junge Zigeunerin vor ihn — vielleicht im Alter von zwanzig Jahren — mit zwei Mädchen von etwa vier, fünf Jahren vor das Fenster, um Almosen zu bitten.

Sie sprach in frommen, demütigen Worten und die Kleinen ahmten sie nach, die kleinen Hände zu ihm emporstreckend. Traurig und begierig zugleich waren die Augen aller zu ihm gewandt. Große, verlangende Augen, in denen die unbewußte Leidenschaft südlicher Racen glomm.

Er warf ihnen Geld zum Fenster hinaus und geschickt hatten sie es erhascht.

Sie blieben stehen.

Sie wollten noch irgend etwas. Die Mutter bat weiter. Irgend ein überflüssiges, abgetragenes Kleidungsstück . . . irgend ein altes Tuch . . . oder auch etwas anderes. Es war einerlei was: aber doch noch etwas . . . sie hätten so gar nichts. Sie wären von weitem gekommen und müßten wieder weiter . . . weit . . ., schrecklich weit!!

Und wieder wandten sich, wie früher, alle Augen zu ihm. Groß, mit erwartungsvollem, gierigen Ausdruck. Die Mutter legte die Hände kreuzweise über die Brust und beugte sich demütig zur Erde.

Aus dem Innern hatte ihn jemand gerufen. Eine klangvolle, gleichmäßige Frauenstimme, die das Fenster sofort zu schließen befahl . . .

Einige Minuten vergingen.

Ob sie fort waren?

Ja.

Sie hatte etwas von ihrer Demut hier unter seinem Fenster zurückgelassen und ging auf dem weißen, breiten Pfade, der sich zwischen den Frühlingsblumen, zwischen den mit gelben feinen Blüten überstreuten Sträuchern wand, im goldenen Sonnenglanz zu den anderen Wohngebäuden.

Sie ging langsam, mit zaghaften Schritten, mit schlaff herabhängenden Händen . . . durch den Garten . . . aufrecht, als ob sie am Haupte einen vollen Krug trüge. Und doch, wieviel Rythmus lag in ihrem geraden Gang, wie edel ihre Linien waren, wie biegsam und zart ihre Gestalt, deren Schönheit auch die elende Kleidung nicht beeinträchtigen konnte, und wieviel Anmut und Schönheit verriet sie da bei jeder Bewegung!

Er blickte ihr nach. Der Künstler — — —

Sie erblickte einen der Bewohner im Vorhause des Herrschaftsgebäudes und legte, wie früher vor ihm, jetzt dort die Hände über die



Brust und — die Demut kehrte wieder. Vollendet und bescheiden. Sie beugte sich tief, mit Würde, aber ruhig zur Erde. — — —

Er schämte sich.

Was war es, um was sie ihn vor einem Augenblicke gebeten, das er nicht geben konnte und sie vergeblich etwas von ihrer Demut zurückgelassen hatte?

Was war es denn? Er schämte sich.

Dann suchte er etwas hervor und lief damit hinunter.

Sie war ins Vorhaus getreten — die Kleinen waren im Garten geblieben. Ihnen winkte er mit der Hand, das Geschenk hoch schwenkend, sie zu sich lockend.

Sie flogen herbei.

Mit freudigen beglückten Rufen flogen sie wie Vögel herbei. Dunkelblaue, liebliche Schwalben — beglückt schon durch einen Augenblick . . .

Das Ältere ergriff das Geschenk für sich und, herzlich lachend, faßte es seine Hand und drückte seine Lippen an sie. Aber nicht wo man gewöhnlich küßt, etwas höher, noch am Ärmel ungefähr.

In demselben Augenblick stieg die Mutter die Treppen herunter und bemerkte alles. Sie kreuzte die Hände und neigte sich. Er eilte ins Haus mit einer geheimen Glückseligkeit in der Brust.

Küsse — das mochte er nicht.

Aber diesen Kuß kindlicher Lippen fühlte er bis in die Seele hinein. Er haftete an seiner Hand, wie ein daraufliegendes Stiefmütterchen . . . eins von diesen sammtweichen, mit dunklen Augen . . . gerade wie deren eine Menge dort im Grün und im Lichte blüten. Oder besser: er hinterließ nach sich eine deutliche Spur südlicher Wärme. — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte alles vergessen, der Künstler. Und seit diesem Augenblick war eine lange Zeit verstrichen, es ward Herbst.

In der Natur gieng alles seinem schließlichen Ende entgegen. Hier und dort bemerkte man in ihr die letzten Reste strahlender Schönheit. Im Walde, auf den Feldern, im Park, und am meisten unter den stolzen Herbstblumen ohne Duft.

Wochen vergehen, das Zigeunerkind steht ihm vor Augen. Und er sieht es, wie es damals dastand . . . im elenden Kleidchen . . . das Köpfchen in ein Tuch von nicht zu bezeichnender Farbe, nach Art einer Matrone . . . das bräunliche Gesichtchen mit schwarzen Augen, strahlend vor Glück, mit wundervollen Augen . . . traurig . . . einzig!!

Und er wünschte, daß es wiederkäme.

Aber nicht jetzt. Im Mai, wenn alles vom Goldglanz der Sonne übergossen sich des frischen Grün und der Blumen, des Duftes und der Schönheit, der Neuheit und Fröhlichkeit und der Rückkehr der Schwalben freuen wird — dann sollte es wiederkommen.

Er würde es hoch in die Höhe heben und ihm dann ein Almosen geben. Dafür sollte es ihn küssen. Aber nicht die Hand und nahe am Ärmel — sondern den Mund. Mit seinen zarten, keuschen, warmen Lippen — sollte es ihn küssen. Mit diesen reinsten sammtweichen Stiefmütterchen . . . einmal und ein zweites, und ein drittes Mal, und dann sollte es gehen. — — — — — — — —



Aber es wird nicht kommen. Es war irgendwo weit fort — es hauste unter freien Himmel — und wird nicht kommen . . .

Und aus ihm wird eine ebensolche Palme wie seine Mutter — schlank, ernst — mit traurig blickenden Augen — und wird sich demütig neigen.

Es wird die Hände über der Brust zu kreuzen erlernen und an jedem Haus, an jeder Schwelle in der Bitte um abgenützte Kleider, etwas von seiner Demut zurücklassen . . .

II.

Die Bettlerin.

Ein sonniger, warmer Vormittag im Juni.

Das Fenster meines künstlerisch eingerichteten Zimmers war weit geöffnet, ich saß davor am Schreibtisch.

Eine der allerschönsten, der allerwildesten Karpathenlandschaften breitete sich stolz vor meinem Fenster aus. Ein großmächtiger, pyramidenartiger, dicht bewaldeter Berg erhob sich zum Himmel. Daneben eine dunkle, enge Schlucht zwischen verschiedenartigen, bewaldeten Bergen und Felsen. Dazu das ununterbrochene Rauschen der Fichtenwälder, das an das Meer erinnerte und viel, viel Sonne.

Überall möglichst viel Sonne.

Nie war mir das Waldesgrün so frisch, so kräftig erschienen; der wolkenlose, klare Himmel nie so blau, so mild. Ich war in diesem Anblick ganz verloren. . . .

Verloren! . . .

Das sagt zu wenig.

Ich fühlte diese prachtvolle Schönheit der Natur in jeder Faser wieder; ich sog sie mit Blicken ein, ich berauschte mich an ihrem Dasein; dabei wußte ich auch, daß alle Kräfte, die meine Seele bildeten, sie geweckt, daß ihre, ganz allein ihre Liebe sie hervorgebracht hatte. . . .

Glücklich, der sie zu verstehen imstande ist.

Eine unbezähmbare Lust, heute eine langgehegte Idee niederzuschreiben, bemächtigte sich meiner. Förmlich mit Gewalt wandte ich meine Blicke von der Natur ab und schickte mich an, die Gedanken zu sammeln.

Sie ergeben sich, aber sie leisten auch Widerstand, sie zerstreuen sich, sie treiben Spott mit mir . . . ich kann nicht!!

Unweit vom Hause — hundert Schritte ungefähr — sitzt seit dem frühesten Morgen eine Bettlerin und bittet die Vorbeigehenden um Almosen. Sie bettelt nicht wie es solche Leute in der ihnen eigenen Art tun. Sie singt auch nicht. Sie hat nicht einmal diesen Bettlerton, an den man bei Menschen dieser Art so sehr gewöhnt ist und der gerade nur solange Rührung hervorruft, als man diese Geschöpfe vor sich sieht. Nein; auch den hatte sie nicht. Sie wimmert. Immer von Anfang im gleichen Tempo von den höchsten bis zu den niedrigsten Tönen. In der Mitte der Skala eine kaum merkliche Abweichung und hernach wieder: „Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch lohnen!“

Ich fühle dieses Wimmern am ganzen Körper, vom Scheitel bis zur Sohle. Ich versuche darauf nicht zu achten, ich trachte taub zu sein. Nicht möglich! — „Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch lohnen!"

Es war erpicht auf mich, es hatte es auf mich abgesehen, und ich hörte auf dieses Wimmern nervös, ja mit einer an Wahn grenzenden Lust. „Bravo! Bravo!" — flüstern meine Lippen in unbeschreiblichem Spott. — Bravo! — und bis aufs Blut gereizt, schleuderte ich die Feder auf den Tisch.

Vielleicht wird sie denn doch einmal aufhören!

Ich horche mit eingehaltenem Atem eine Minute, zwei, drei, und plötzlich: „Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch lohnen!"

Das konnte den Menschen zur Verzweiflung treiben.

Ich stürze zum Fenster, um sie zu sehen. Mich drängt es, sie zu sehen! Hier! . . .

Sie sitzt vor der Brücke, die zum Marktplatze führt und wimmert. — Nun, man mag denken, was man will, eine Wohltat ist das Verbot des Bettelunwesens doch. In keinen Städten existiert diese Strafe Gottes noch, obwohl auch dort Unterstützungen für sie vorhanden sind. Aber ich will allem ein Ende bereiten. Ich will ihr Geld hinschleudern, um sie zum Schweigen zu bringen, daß sie mindestens im Bettlerton bitten sollte, oder daß sie . . . oder daß sie . . . ach! dass sie verstumme! . . .

„Erbarmt euch der Unglücklichen, Gott wird's euch lohnen!"

In mir wallte es auf und ich lächelte häßlich.

Ich ergreife den Hut und laufe zu ihr hin.

Sie sitzt, das Profil zur Seite gewendet, von der ich herankam. Als sie meine Schritte hörte, schwieg sie. Diese ganze dünne, gebückte Gestalt, das Haupt auf die Brust geneigt, nimmt plötzlich einen gespannten Ausdruck an. Ich mäßige meine Schritte, ich will sie ansehen. — Ein wachsgelbes, abgemagertes, aber jugendliches und ungewöhnlich regelmäßiges Profil neigt sich auf die Brust. Den oberen Teil des Gesichts sehe ich noch nicht genau; der untere zeigt Spuren eines längst verwischten Schmerzes . . .

Jetzt erhebt sie den Kopf — ich glaube, etwas zu hoch — und ich sehe, daß sie blind, vollständig blind ist. Lange, schwarze Seidenwimpern beschatten die Augen. . . .

Mit Angst, mit einem plötzlichen Schrecken hielt ich die Blicke auf sie gerichtet und steckte schnell das Geld in ihre kleine, sonnverbrannte Hand. Ihre blutlosen, melancholisch geschlossenen Lippen kräuseln sich wie zu einem Lächeln:

„Gott segne euch, Herr! . . . Gott segne euch viel tausendmal! Seit Sonnenaufgang, den ich nicht sehe und nie wieder sehen werde, sitze ich hier und ihr seid der erste, der sich meiner erbarmte. Gott segne euch!"

Ein unsäglich häßliches Gefühl hatte sich meiner bemächtigt.

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Klementine Hankewycz.





Zur gefälligen Beachtung!

Alle geschäftlichen Mitteilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressieren an den Verlag der „Ruthenischen Revue“, E. V. Zenker & Comp., Wien, I., Dominikanerbastei Nr. 19.

Dagegen sind alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen Briefe, Manuskripte, Kreuzbänder, Bücher, Rezensionsexemplare etc. an Herrn Roman Sembratowycz, Wien, XVIII/1, Lazzaristengasse Nr. 36, zu senden.



Bezugspreise

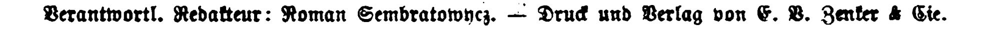
(einschließlich Porto)

für Oesterreich-Ungarn:	ganzjährig	6	Kronen
	bis Ende des Jahres 1903	4	„
für das Deutsche Reich:	ganzjährig	6	Mark
	bis Ende des Jahres 1903	4	„
für das sonstige Ausland:	ganzjährig	9	Francs
	bis Ende des Jahres 1903	6	„

Einzelne Nummern

sind in den meisten Buchhandlungen und in den größeren Trafiken um **30 Heller** (bezw. 30 Pf.) zu bekommen.





Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck und Verlag von E. V. Zenker & Cie.

Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:
Basili Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 30. Mai 1903. Nr. 2.

(Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Die kulturellen Bestrebungen der Ruthenen in Galizien.

I.

Wenn man Galizien noch immer mit einer gewissen Berechtigung das Land der Analphabeten zu nennen pflegt (nach amtlichen Berichten betrug daselbst die Zahl der Analphabeten im Jahre 1880—77%, im Jahre 1890—68% und im Jahre 1900—56%), so darf doch daraus nicht ein Vorwurf gegen das zweite Hauptvolk des Landes, gegen die Ruthenen, erhoben werden. Die Ruthenen sind, wie weiland Kronprinz Rudolf bei seiner Anwesenheit in Lemberg bemerkte, schon ein altes Kulturvolk. Sie machen auch jetzt alle Anstrengungen, nicht hinter anderen Kulturvölkern zurückzubleiben, und ihre Bemühungen würden mehr von Erfolg gekrönt sein, wenn nicht die große Armut des Volkes, der Mangel an Entgegenkommen seitens des Staates und mannigfache Hindernisse, die ihnen von gegnerischer Seite im Lande gemacht werden, ihrem rascheren Fortschreiten entgegenstünden.

Als Österreich nach der ersten Teilung Polens im Jahre 1772 Galizien in seinen Staatsverband einverleibt hat, lag über dem ruthenischen Volke tiefe Finsternis. Allerdings fehlte es schon im 18. Jahrhunderte nicht an Männern, die durch Gelehrsamkeit sowohl unter ihren Landsleuten als auch unter der ganzen Bevölkerung des Landes hervorragten, aber das waren doch nur vereinzelte Erscheinungen. Ihre Aristokratie hatten die Ruthenen schon längst verloren, ein gebildeter Mittelstand war nur sehr spärlich vorhanden, das unter der Leibeigenschaft und sodann unter der Frohne seufzende Volk wurde geflissentlich in Unwissenheit gehalten. Auch die Geistlichkeit — mit Ausnahme zum Teile der Basilianermönche, des einzigen Ordens bei den



Ruthenen — besaß in der Regel nur die elementarsten Kenntnisse; doch wurde bald für deren Ausbildung von der Kaiserin Maria Theresia und dem Kaiser Josef II. durch Gründung von geistlichen Seminaren, namentlich des Generalseminars in Lemberg, welches sowohl für Galizien als auch für Nordungarn bestimmt war, in ausreichendem Maße gesorgt.

Das Schlimmste war, daß das nationale Bewußtsein größtenteils entschwunden war oder doch sich bedeutend abgestumpft hatte, infolge wovon die Ruthenen auch weniger Anreiz hatten, selbständig für ihre Kulturbedürfnisse zu sorgen. Die Umgangssprache bei den einigermaßen Gebildeten, auch bei den Geistlichen, war die polnische, selbst Predigten in den Städten wurden fast nur in polnischer Sprache gehalten, und das ruthenische Seminar in Lemberg war noch während des polnischen Aufstandes gegen Rußland im Jahre 1831 einer der Herde des polnischen Patriotismus. Erst gegen die Mitte der Dreißiger-Jahre begann das nationale Gefühl und nationale Bewußtsein sich stärker zu regen, namentlich unter der Einwirkung der bei anderen slavischen Völkern Österreichs damals eingetretenen Bewegung und der zur Geltung gekommenen Volkspoesie. Drei Studenten der Theologie in Lemberg, der nachherige Pfarrer Markian Szaszkewycz, der spätere Universitätsprofessor Jakob Holowackyj und der zuletzt zum Protestantismus übergetretene Michael Wahylewycz, bildeten einen Bund, welcher sich die Wiedererweckung der ruthenischen Nation zum Ziele setzte. Dieses Triumvirat gab im Jahre 1837 einen ruthenischen Almanach, „Rusalka Dnistrowa“ (die Dniesternixe), in reiner ruthenischer Volkssprache heraus und legte damit den Grund zur Wiedergeburt der ruthenischen Literatur in Galizien, wie dies in der Ukraine (in Südrußland) bereits 39 Jahre vorher durch die Herausgabe des ersten Werkes des Dichters Iwan Kotlarewskyj geschehen war.

Die damaligen österreichischen Behörden in Galizien standen dieser Bewegung der Ruthenen ohne Verständnis gegenüber. Schon früher hatten die Bemühungen der höheren ruthenischen Geistlichkeit, an den wenigen damals bestehenden Pfarrschulen in ruthenischen Dorfgemeinden die ruthenische Unterrichtssprache festzustellen, nicht immer ein geneigtes Ohr gefunden (zum Theile infolge des Einspruchs der polnischen Geistlichkeit), und die Zensur ließ den Druck der „Rusalka Dnistrowa“ in Lemberg nicht zu. Der Zensor geberdete sich unwillig und bemerkte: „Wir haben schon mit den Polen genug zu tun, und diese Tollköpfe wollen noch die erstorbene ruthenische Nation wieder erwecken!“ Das Büchlein mußte somit in Ungarn, in Ofen, gedruckt werden und konnte in Galizien auch keine größere Verbreitung finden.

Leider starb der Führer dieses Triumvirats, Szaszkewycz, welcher noch mehr durch seinen persönlichen Einfluß, namentlich im Seminar zu Lemberg, als durch seine Schriften wirkte, schon im Jahre 1843 im jugendlichen Alter. Die national-kulturelle Bewegung stockte. Einige wenige, in ruthenischer Volkssprache verfaßte Bücher, während früher hauptsächlich die kirchenslavische Sprache oder ein Gemisch derselben angewendet wurde, bildeten die Frucht der nächstfolgenden Jahre. Da kam das Jahr 1848 mit seinem „Völkerfrühling“ und seinem Freiheitsrausch. Auch die Ruthenen konnten dem Zauber der neuen ungewohnten Freiheit nicht widerstehen. Sie wurden jetzt auch von der



österreichischen Regierung, namentlich dem damaligen galizischen Statthalter Grafen Stadion, in ihren nationalen Emanzipationsbestrebungen gewissermaßen unterstützt. Es wurde nach dem Muster ähnlicher Vereine bei anderen slavischen Völkern Österreichs eine literarisch-wissenschaftliche Gesellschaft, „Halycko-ruska Matycia", gegründet, und in einer Versammlung von hundert ruthenischen „Gelehrten" aus dem ganzen Lande ein Programm zur Hebung der Volksbildung entworfen und die Grundlagen der ruthenischen Sprache, Grammatik und Rechtschreibung festgesetzt. Ruthenische Zeitschriften wurden gegründet, in ruthenischen Kirchen wurde nunmehr bloß ruthenisch gepredigt, in Familien- und Privatkreisen verschaffte sich die ruthenische Sprache immer mehr Eingang, wiewohl dies vollständig erst nach dem Jahre 1860, mit dem Beginn der neuen konstitutionellen Ära geschah.

Wie schon vor dem Jahr 1548, zur Zeit der Hörigkeit der Bauern, die Ruthenen ihre größte Aufmerksamkeit auf die Bildung des Volkes gerichtet hatten und schon damals bestrebt waren, durch Gründung von Volksschulen und Verfassung von Lehrbüchern, speziell Lesebücher und Katechismen, das Bildungsniveau namentlich des Bauers und Kleinstädters zu heben, so wurden jetzt, nachdem am 15. Mai 1848 die Frohne aufgehoben worden war, diese Bemühungen in erhöhtem Maße fortgesetzt. Dieselben wurden hauptsächlich von der Geistlichkeit geführt, unter deren Obhut damals die Volksschulen standen. Und das ruthenische Volk zeigte sich willig und strebsam. Wiewohl es bis zum Jahre 1873 keinen Schulzwang und keine Pflicht zur Errichtung von Schulen gab, so haben doch die ruthenischen Gemeinden bis zum Jahre 1868 aus ihren eigenen, gewöhnlich sehr kargen Mitteln 1360 Volksschulen (54·9%) gegründet, während die Polen, obwohl etwas zahlreicher und viel wohlhabender als die Ruthenen, zumal fast der ganze Großgrundbesitz in ihren Händen war, um dieselbe Zeit nur 1055 Volksschulen (42·6%), also um 305 weniger besaßen.

Dieser Zustand hat sich seitdem freilich geändert. Am 24. Jänner 1868 trat der k. k. Landesschulrat ins Leben, eine fast rein polnische Behörde, welche an die Stelle der bischöflichen Konsistorien die oberste Verwaltung der Volksschulen übernahm. Der Erfolg seiner 35jährigen Wirksamkeit ist der, daß seitdem 1028 neue polnische und 634 neue ruthenische Schulen errichtet worden sind, daß es also jetzt in Galizien, unter sämtlichen 4106 öffentlichen Volsschulen, 2083 polnische (50·7%) mit etwd 5440 Klassen (62·7%) und 1994 ruthenische (48·5%) mit höchstens 3200 Klassen (36·7%) gibt, und daß die ruthenischen Schulen auch keine rein ruthenischen Anstalten sind, sondern einen mehr utraquistischen Charakter haben, indem an ihnen der Unterricht in der polnischen Sprache den sechsten bis vierten Teil des Gesamtunterrichtes einnimmt. Und dies ist bei allen ruthenischen Volksschulen der Fall, selbst bei solchen, wo es keinen einzigen polnischen Schüler gibt, wiewohl dies im direkten Widerspruche zum Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 steht, nach welchem kein Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache angewendet werden darf, und obwohl an polnischen Volksschulen, wenigstens in deren weitaus überwiegenden Mehrheit, die ruthenische Sprache keinen Unterrichtsgegenstand bildet.



Trotz dieses Zustandes, trotzdem die Ruthenen mit dieser Utraquisierung höchst unzufrieden sind und auch die jetzige Organisation der Volkschulen mißbilligen, trotzdem an den meisten ruthenischen Schulen chauvinistische polnische Lehrer wirken, was alles kalmierend auf die schulfreundlichen Bestrebungen der Ruthenen wirken muß, sind die ruthenischen Gemeinden auch jetzt noch eifrig bemüht, selbst unter großen materiellen Opfern weitere Schulen zu gründen. Ein Beweis dieses Kulturbestrebens ist, daß unter denjenigen vierzehn Bezirken des ganzen Landes, wo alle Gemeinden mit Schulen versehen sind oder, wo höchstens eine oder zwei Gemeinden keine Schulen haben, sich 13 ruthenische und nur ein polnischer Bezirk befindet, und daß außer der oben angegebenen Zahl von 1994 ruthenischen Schulen noch 202 ruthenische Gemeinden zur Errichtung von Schulen sich verpflichtet haben und auch bereits die Schullasten tragen, obwohl in denselben — hauptsächlich wegen Lehrermangels — der Unterricht noch nicht erteilt wird (polnischer nicht aktivierter Schulen gibt es nur 90).

Auf die Gründung ruthenischer Gymnasien begannen die Ruthenen erst im Jahre 1848 Bedacht zu nehmen. Damals gab es in Ostgalizien von den jetzt bestehenden 22 (beziehungsweise 24) Gymnasien bloß 8. Die Unterrichssprache war an allen die deutsche. Die Ruthenen verlangten die Einführung des ruthenischen Unterrichtes, und wirklich wurden an einigen Anstalten einige Lehrgegenstände vorübergehend in ruthenischer Sprache vorgetragen. Aber der Mangel an qualifizierten Lehrern und an Lehrbüchern einerseits, die Wiederkehr des Absolutismus mit seinen zentralistischen Tendenzen andererseits bewirkten, daß das Deutsche auch ferner bis zum Jahre 1868 als Unterrichtssprache verblieb, wogegen die Ruthenen übrigens nicht remonstrierten. Sie schickten ihre Söhne an die deutschen Gymnasien so eifrig, daß die Zahl der ruthenischen Schüler an den ostgalizischen Gymnasien in den Fünfziger-Jahren im Allgemeinen größer war, als die der polnischen; Juden besuchten damals die Gymnasien nur in sehr geringer Zahl. Jetzt hat sich das Verhältnis leider zu Ungunsten der Ruthenen geändert. Die Zahl der ruthenischen Schüler ist allerdings enorm gestiegen, aber die Zahl der polnischen und gar schon der jüdischen Schüler hat sich noch weit stärker vermehrt. Das kommt zum Teil auch daher, daß in den größeren Städten, in denen sich Gymnasien befinden, die polnische und jüdische Bevölkerung gewöhnlich zahlreicher und auch vermögender ist als die ruthenische, der Zuzug ruthenischer Schüler vom Lande aber wegen der Kostspieligkeit nur beschränkt sein kann und jenen Mangel nicht auszugleichen vermag. Es wäre daher durchaus verfehlt, aus der jetzigen geringeren Zahl ruthenischer Gymnasialschüler (3670 am Schlusse des Schuljahres 1902 gegenüber 5063 Polen und 2798 Juden) etwa auf eine Gleichgiltigkeit der Ruthenen für die höhere Ausbildung ihrer Jugend zu schließen. Die Zahl der ruthenischen Schüler an Gymnasien würde sich übrigens ungemein steigern, wenn neue ruthenische Anstalten gegründet würden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß ruthenische Bauern und Kleinstädter ihre Söhne gewöhnlich nicht weiter studieren lassen, wenn sie dieselben in polnische Gymnasien schicken sollen, dagegen ruthenische Gymnasien, wo sie sich mehr heimisch fühlen, gern besuchen lassen.



Als in den Sechziger-Jahren die Polen an die Polonisierung der Gymnasien Ostgaliziens schritten, wollten die Ruthenen aus dem Schiffbruch des Deutschtums etwas für sich retten und die Ruthenisierung wenigstens einiger Gymnasien durchsetzen. Dies gelang ihnen aber, und zwar auch nicht mit leichter Mühe, nur mit dem akademischen Gymnasium in Lemberg. Ihre weiteren Bestrebungen, die Gründung neuer Gymnasien mit ruthenischer Unterrichtssprache zu erwirken, stießen auf die größten Hindernisse. In allen österreichischen Kronländern und für alle anderen Völker Österreichs hängt die Errichtung einer Mittelschule vom Unterrichtsministerium ab. Dies gilt auch für die polnischen Mittelschulen in Galizien. Aber gegen die Errichtung von ruthenischen Mittelschulen hat der galizische Landtag vorzusorgen verstanden. Durch einen trotz der heftigsten Opposition der ruthenischen Abgeordneten zustandegebrachten Beschluß hat die polnische Landtagsmajorität ein Landesgesetz (vom 22. Juni 1867) durchgesetzt, wonach über die Einführung des ruthenischen Unterrichtes in Gymnasien und Realschulen der Landtag nach Einvernahme der Bezirksvertretung zu entscheiden habe. Infolge dieser ausschließlich galizischen Spezialität mußte wegen der Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Peremyszl (Przemysl) ein vierjähriger Kampf im Landtage geführt werden (1884—1887), und auch dann entschied der Landtag, daß nicht ein ruthenisches Gymnasium, sondern nur ruthenische Parallelklassen „nach dem Maße des erwiesenen Bedarfes“ zu errichten seien. Der damalige Unterrichtsminister hat eine Allerhöchste Entschließung erwirkt, welche diesen Beschluß des Landtages in einer modefizierten, für die Ruthenen günstigeren Form zur Durchführung brachte. Ebenso wird jetzt schon durch mehrere Jahre die Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislau hintangehalten, trotz aller Bemühungen der Ruthenen und trotz des leider erst spät erfolgten Entgegenkommens der Zentralregierung.

Gegenwärtig bestehen in ganz Galizien 28 (und mit 4 Filialanstalten, welche unter besonderen Leitern stehen, 32) polnische, 2 deutsche und 4 ruthenische Gymnasien. Da es im Lande nach der offiziellen (beiläufig bemerkt, tendenziös komponierten) Statistik 3,988.702 Einwohner mit polnischer, 211.752 mit deutscher und 3,074.449 mit ruthenischer Umgangssprache gibt, so entfällt ein polnisches Gymnasium auf 124.646 Polen (d. i. wirkliche Polen und Juden), dagegen ein ruthenisches Gymnasium erst auf 768.612 Ruthenen. Somit müßten noch wenigstens 20 weitere ruthenische Gymnasien errichtet werden, wenn die Ruthenen diesbezüglich den Polen gleichgestellt werden sollen. Deren Notwendigkeit ergibt sich auch daraus, daß alle vier ruthenische Gymnasien überfüllt sind; das ruthenische Gymnasium in Lemberg zählte am Beginn des laufenden Schuljahres 752, das in Peremyszl 518, in Kolomea 435 und das noch unvollendete und bis jetzt bloß zur fünften Klasse gediehene Gymnasium in Tarnopol 400 Schüler. Selbstverständlich müssen viele ruthenische Schüler an polnischen (oder deutschen) Gymnasien studieren; deren Zahl im laufenden Schuljahre ist mir nicht bekannt, am Schlusse des vorigen Schuljahres betrug sie — ohne Einrechnung der westgalizischen Gymnasien — 1967, und zwar gab es an drei Gymnasien über 160 (in Stanislau 161, in



Sambir 172 und in Berezany 195). Die Ruthenen möchten selbstverständlich außer dem zunächst in Aussicht genommenen Gymnasium in Stanislau auch die Errichtung weiterer ruthenischer Gymnasien erwirken; aber es dürfte wohl noch viel Wasser den Dniester hinabfließen, bis ihre Bedürfnisse auch nur zum geringen Teile befriedigt werden.

Auch an eine ruthenische Universität begannen die Ruthenen schon im Jahre 1848 zu denken. Ihre damaligen Führer, der Weihbischof Gregor Jachymowycz und der Domherr Michael Kuzemskyj, welche sich überhaupt sowohl die kulturelle Hebung als die politische Festigung der Ruthenen sehr angelegen sein ließen, erwirkten einen Erlaß des Unterrichtsministeriums (vom 4. Dezember 1848), wonach „der Vortrag an der Lemberger Universität nur insolange in der deutschen Sprache zu geschehen hätte, als nicht taugliche Lehrer und gehörig vorbereitete Schüler für den Unterricht in der Landessprache (d. i. in der ruthenischen Sprache) vorhanden und derselben nicht mächtige Professoren an ihrem Platze seien.“ Immerhin wurden damals, nachdem zugleich an Gymnasien die ruthenische Sprache als obligater Unterrichtsgegenstand eingeführt worden war, einzelne ruthenische Lehrkanzeln an der Lemberger Universität errichtet, nämlich eine Lehrkanzel für die ruthenische Sprache und Literatur an der philosophischen Fakultät und zwei Lehrkanzeln an der theologischen Fakultät. Im Jahre 1862 errangen die Ruthenen noch zwei Lehrkanzeln an der juridischen Fakultät und in den Neunziger-Jahren zwei weitere an der philosophischen Fakultät, nachdem die Universität inzwischen in den Jahren 1871 bis 1879 aus einer deutschen in eine polnische umgestaltet wurde. Diese Polonisierung sowie die immer weitere Ausgestaltung der Lemberger Universität sowohl mit einer neuen Fakultät, der medizinischen, als auch mit neuen Lehrkanzeln, regte den Eifer der Ruthenen an, für weitere ruthenische Lehrkanzeln und für die Errichtung einer ruthenischen Universität nachdrücklicher zu sorgen. Mittels Petitionen, Deputationen, Resolutionen von Volksversammlungen, sowie wiederholter Tagungen sämtlicher ruthenischer Hochschüler, Interpellationen und Anträge im Landtage und im Reichsrate, wurde dieses Ziel zu erreichen versucht. Allerdings waren diese Mittel vergeblich, aber es darf doch als sicher angenommen werden, daß, wenn weitere ruthenische Dozenten sich ausbilden und die veniam legendi sei es an der Lemberger Universität, oder, wenn ihnen dort auch ferner, wie bisher, kaum zu überwindende Schwierigkeiten gemacht würden, an einer anderen österreichischen Hochschule sich erwerben (im Auslande gibt es allerdings ruthenische Dozenten mehr wie genug, um eine Hochschule zu besetzen), auch weitere ruthenische Lehrkanzeln errichtet werden müssen und nach der Besetzung einer genügenden Zahl derselben die Trennung der Lemberger Universität in eine polnische und eine ruthenische als unausbleibliche Folge sich ergeben wird. Wie sehr den Ruthenen die Universitätsfrage am Herzen liegt, zeigt der Umstand, daß im vorigen Jahr ganz ernstlich ein phantastischer Plan erwogen wurde, durch eine allgemeine Subskription eine ruthenische Privatuniversität zu errichten.

Bei der großen Armut des ruthenischen Volkes könnten sehr viele der jetzt studierenden Mittel- und Hochschüler die Lehranstalten aus

Mangel an Mitteln nicht besuchen, wenn ihnen nicht das ganze ruthenische Gemeinwesen zuhilfe käme. Um ganz unbemittelten oder wenig bemittelten Schülern das Gymnasial- und Universitätsstudium zu ermöglichen, gründen die Ruthenen Internate (Konvikte, Pensionen) und stiften Stipendien. Bis jetzt haben sie in 10 Städten Ostgaliziens 18 Internate gegründet, in welchen im laufenden Schuljahre 699 Gymnasialschüler, in der Regel gegen eine geringe Beisteuer oder auch ganz unentgeltlich, placiert sind; außerdem versehen mehrere ruthenische Unterstützungsvereine arme Schüler mit Lehrbüchern und Kleidern. (Ähnlicher polnischer Anstalten für durchschnittlich weit besser situierte polnische Schüler gibt es 15 in 11 ostgalizischen Städten mit einer Schüleranzahl von 502, außerdem bestehen in 4 Städten 5 gemeinsame polnisch-ruthenische Anstalten mit 195 Schülern.) Hervorzuheben ist ein Internat in Kolomea, welches ausschließlich von Bauern eines Dorfes (Balynci) für ihre Söhne und Angehörigen durch Einsendung von Naturalien erhalten wird und in welcher sich heuer 21 Schüler befinden.

Jul. Romanczuk.



Ruthenisch-rumänischer Besitzstreit.

(Zur Lage der Ruthenen in der Bukowina.)

Die südwestlichen Nachbarn der Ruthenen sind die romanischen Bewohner des alten Daciens, welche früher Moldauer und Wallachen hießen, nunmehr aber seit Begründung des geeinigten Rumäniens auch außerhalb dieses Königreiches mit dem Namen Rumänen bezeichnet zu werden pflegen.

Die Sprachgrenze zwischen Rumänen und Ruthenen beginnt an der oberen Theiß und zieht sich von da, in ziemlich steilen Serpentinen teils südlich, teils nördlich ab und aufsteigend, durch die Bukowina und den nördlichsten Teil der Moldau nach Bessarabien und sohin zwischen dem Prut- und Dniesterflusse ans Schwarze Meer. Natürliche Sprachgrenzen fehlen gänzlich. Ruthenische Enklaven im rumänischen Sprachgebiete sind in Bessarabien und in der Bukowina nicht selten.

Die Nachbarverhältnisse zwischen Ruthenen und Rumänen sind im allgemeinen gute. Bis auf die Sprache und gewisse, von Ethnographen beobachtete, in der Verschiedenheit der Rasse gegründete Abweichungen in Typus und Gemütsart, weisen Ruthenen und Rumänen dieser Grenzgebiete eine große Übereinstimmung in Lebensweise, Beschäftigung, Tracht und Kirchengebräuchen auf. Feindseligkeiten, Kriege gab es zwischen diesen Völkern in deren jahrhundertelangen Nebeneinanderleben nicht, und so weiß denn die für historische Ereignisse sehr wachsame ruthenische Volkspoesie von den Rumänen fast gar nichts zu erzählen. Nicht einmal der ruthenische Volkshumorist befaßte sich mit den Rumänen, wogegen andere Nachbarn der Ruthenen, insbesondere Polen und Moskowiter ständige Figuren in ruthenischen Eulenspiegelgeschichten sind.



Auch die national-bewußten und politisch-denkenden Angehörigen beider Völker in Ungarn und in Rußland verhalten sich einander gegenüber friedfertig. Nationale Regungen werden eben in beiden Ländern dermalen noch unterdrückt. Anders ist das Verhältnis in der österreichischen Bukowina geartet. Daselbst besteht ein ruthenisch-rumänischer Konflikt seit Jahrzehnten und ergreift immer weitere Volkskreise.

Als die Türkei mit den Verträgen vom 7. Mai 1775 und vom 12. Mai 1776 den nördlichen Teil der Moldau mit der alten moldauischen Fürstenstadt Suczawa an Österreich für die gegen Rußland geleisteten diplomatischen Dienste abtrat, erhob der türkische Vasall, der Fürst Moldau's, Georg Ghika, dagegen Protest, wofür er mit der seidenen Schnur bedacht wurde. Es hieße nun die guten Beziehungen zwischen dem österreichischen Kaiserstaate und dem aufstrebenden Königreiche Rumänien trüben wollen, wenn man behaupten sollte, daß Ghika's Protest irgendwo nachlebt, oder gar, daß heute an die politische Revindikation der Bukowina für die „geeinigten Fürstentümer" ernstlich gedacht wird. Gewiß ist es aber, daß die Bukowina, wenn auch nicht auf Grund eines Staatsgedankens für das Königreich Rumänien, so doch zufolge der einstigen Zugehörigkeit zur Moldau, für die rumänische Nationalität reklamiert wird, ohne Rücksicht darauf, daß in der Bukowina laut der im Jahre 1900 vorgenommenen Volkszählung 298.000 Ruthenen gegenüber 230.000 Rumänen und überdies noch beachtenswerte deutsche und jüdische Völkerbruchteile aufweist.

Diesem fatalen Gedanken, der mit der einem Irrwahne eigenen Zähigkeit fortwuchert, ist es auch zu verdanken, daß sich das ruthenisch-rumänische Verhältnis in der Bukowina im Laufe der Jahre zu einem recht unleidlichen ausgebildet hat. Es wird gekämpft. Die Einzelerscheinungen des modernen Nationalitätenkampfes sind überall so ziemlich die gleichen. A la guerre comme à la guerre. Hier kommen nur Kampfziel und Kräfteverhältnis in Betracht.

Ähnlich wie die Italienissimi an der Adria eine italienische Vorherrschaft über die Südslaven aus historischen Titeln beanspruchen, so verlangt auch die derzeit bei den Bukowinaer Rumänen tonangebende „geeinigte Nationalpartei" die Anerkennung eines rumänischen Charakters des Landes Bukowina (ein slavisches Wort, auf deutsch: Buchenland!). Insoferne wird diese Partei bei den Ruthenen mit Recht die Partei der Romanisatoren genannt. Ist es doch — was übrigens angesichts der gegenwärtigen nationalen Gliederung ganz belanglos erscheint — erwiesen, daß die Ruthenen neben den Rumänen*), oder sogar vor ihnen**) die Autochtonen Bukowina's sind. Indem die Romanisatoren diese historische Tatsache ignorieren, behaupten sie, daß die Ruthenen nicht Autochtonen der Bukowina, sondern Fremdlinge seien, die in der letzten Zeit, insbesondere seit der Okkupation der Bukowina durch Österreich eingewandert seien. Auf Grund dieser Behauptung sprechen die Romanisatoren den Ruthenen nicht nur jedes historische Recht, sondern auch jede Existenzberechtigung in der Bukowina ab und fordern

*) Dr. Raimund Friedrich Kaindl, Geschichte der Bukowina, II. Czernowitz, 1895. Seite 6.

**) Dr. Stefan Smal-Stockyj, „Bukowynska Rußj" (Bukowinaer Ruthenien). Czernowitz, 1897. Seite 6.



von ihnen unbedingte Unterwerfung und das Aufgeben ihrer nationalen Individualität zu Gunsten der Rumänen."*)

Die Romanisatoren sind demnach eine Partei der Unversöhnlichen. Ihr Streben geht darauf, der Bukowina den Charakter eines in nationaler Beziehung rumänischen Landes aufzuprägen, weshalb sich die Partei gegen die Anerkennung der bloßen Existenz von Ruthenen in diesem Lande nach Tunlichkeit wehrt. In dieser Auffassung wurde die rumänische Partei seit der Okkupation der Bukowina bis fast auf die Gegenwart von der Regierung wenn nicht bestärkt, so doch nicht berichtigt, weil es den Romanisatoren seit jeher gelang, die leitenden Kreise vor der Weckung „slavischer Geister" stets noch rechtzeitig zu warnen. Eine solche „Warnung" hat sich ganz unlängst ein ehemaliger Bukowinaer Landtagsabgeordneter und gegenwärtiger Staatsangehöriger des Königreiches Rumänien geleistet.**)

Das Streben der Ruthenen hingegen geht naturgemäß auf Abwehr. Die Ruthenen verlangen lediglich Anerkennung der ruthenischen Nationalität, gleiche Rechte im Sinne der Staatsgrundgesetze, d. i. gleiche Berücksichtigung in Schule, Kirche und öffentlichem Leben.

Bei den Romanisatoren ist somit die Losung: Vorherrschaft, bei den Ruthenen: Gleichberechtigung. Insbesondere auf dem Gebiete des Kirchenwesens, der politischen Repräsentanz und der Schule ist die rumänische Minorität bevorzugt.

Es ist erwiesen, daß die Ruthenen in vergangenen Zeiten in der Bukowina und überhaupt in der alten Moldau eine geachtete Stellung einnahmen. War doch die Sprache der moldauischen Fürsten und der moldauischen Kirche das von den Ruthenen entlehnte slavische Idiom der angrenzenden ruthenischen Fürstenhöfe. Mit der Zeit aber geriet das Ruthenentum wie anderwärts so auch in der Bukowina in einen Zustand des Verfalles. Zwar wurde noch die österreichische Okkupationskommission von dem Träger eines slavischen Namens, Kalmutzky, an der Spitze des kleinen Adels begrüßt — der rumänische Hochadel blieb schmollend in der Moldau — allein das Ruthenentum konnte durch fast ein Jahrhundert österreichischer Herrschaft nicht zur Geltung kommen. Während dieser Zeit ruthenischer Lethargie wußte das rumänische Element ein Übergewicht zum Schaden der Ruthenen zu erlangen. Im letzten Viertel des XIX. Jahrhunderts waren die Ruthenen nahe daran, sich der elementarsten Rechte ihrer Nationalität durch die höchst unduldsame Romanisatorenpartei entäußert zu sehen.

Die vornehmlichste Stütze dieser Partei wurde die kirchliche Hierarchie. Während dieselbe noch vor einigen Dezennien den nationalen Verhältnissen entsprechend sich aus Ruthenen und Rumänen zusammensetzte, wurden die kirchlichen Benefizien, insbesondere seit dem Czernowitzer erzbischöflichen Stuhl der Rumäne Sylvester Morariu Andrievici bestieg (1880), ein Monopol der Rumänen. Im Gegensatze zu einem seiner Vorgänger im Amte, dem Ruthenen Eugen Hakman (1834—1873), welch' letzterer den panrumänischen Aspirationen zeitlebens ent-

*) Die Lage der gr.-or. Ruthenen in der Bukowinaer Erzdiözese von Sylvester Daszkiewicz. Czernowitz, 1891. Seite 85.

**) Vgl. „Eine Kulturliga für die Bukowina. Offene Antwort auf die Rede des Dr. Poporici in der rumänischen Kulturliga in Bukarest." Czernowitz, 1903. S. 29.



gegentrat*), verstand es Andrievici den untergebenen Klerus für den rumänisch-nationalen Gedanken zu engagieren, und mit Hilfe desselben einen großen Romanisierungsfeldzug in die ruthenischen Gebiete zu unternehmen. Auch gegenwärtig ist der Klerus zumeist rumänisch. Auch gegenwärtig noch nimmt das gr.-or. Klerikalseminarium fast ausschließlich nur Rumänen auf. Die Professoren an der gr.-or. theologischen Fakultät in Czernowitz sind fast ausschließlich Rumänen, ebenso die Konsistorialräte. Von den Ausnahmen wird unten erwähnt werden.**)

Eine weitere Stütze findet das Rumänentum in der Bukowinaer Landtagsrepräsentanz, und zwar in der Großgrundbesitzerkurie. Der Bukowinaer Landtag zählt 29 gewählte Mitglieder, davon entfallen auf die Großgrundbesitzerkurie 10. Von diesen entsendet 2 Abgeordnete der griechisch-orientalische Religionsfond als der größte Gutsbesitzer, die restlichen werden von 149 Wahlberechtigten gewählt. Unter diesen 149 Wählern sind 51 Rumänen, der Rest verteilt sich auf s. g. Armenopolen (polonisierte Armenier), Juden u. a. — darunter einige Ruthenen. Mit Hilfe der Armenopolen bringen die Rumänen vier Vertreter des Großgrundbesitzes rumänischer Nationalität in den Landtag. Für den gr.-or. Religionsfond wählt das gr.-or. erzbischöfliche Konsistorium 2 Abgeordnete — natürlich rumänische. Das ergibt 6 rumänische Abgeordnete. Im Vereine mit den Landgemeindevertretern (6 an der Zahl, darunter 1 aus einem überwiegend ruthenischen Bezirke) bilden die Rumänen einen Klub, welcher, da demselben auch der Erzbischof als Virilist angehört, in der Lage ist, den Landtag sehr beträchtlich zu beeinflußen, bezw. daselbst im Wege einer Koalition mit den deutschen und jüdischen Städte- und Handelskammervertretern, eventuell mit den obgedachten Armenopolen die Ruthenen zu majorisieren. Im Landesausschusse ist eine rumänische Majorität. Der Landeshauptmann (Vorsitzender des Landtages) ist ein Rumäne. Die Landesrepräsentanz ist also in den Händen der rumänischen Minorität.

Auch im Landesschulrate prävalierte die rumänische Partei zu Ungunsten der Ruthenen bis vor nicht langer Zeit. Eine Wendung im Sinne der Gleichberechtigung ist erst in jüngster Zeit eingetreten.

Die Ruthenen begannen ernstlich für ihre Nationalität erst um das Jahr 1880 einzutreten. Ein Häuflein ruthenischer Intelligenz, eine nach Hunderttausenden zählende, aber unwissende, durch Wucherer ruiniere Landbevölkerung vor sich, einen bis auf wenige Ausnahmen romanisierten, teils terrorisierten Landklerus und die fanatischen Kirchenwürdenträger gegen sich, und eine noch den „slavischen Geistern“ mißtrauende weltliche Behörde über sich — so begann die damals kleine ruthenische Heilsarmee die Abolition des Ruthenenstammes der Bukowina. Werfen wir einen Schleier auf die Unbilden, Verfolgungen, auf physische und moralische Leiden, welche die erwachenden Ruthenen, und vor Allem

*) Nationale und kirchliche Bestrebungen der Rumänen in der Bukowina 1848 bis 1865 von Bischof Hakman in einem Sendschreiben dargestellt. Herausgegeben von Dr. Stefan Smal-Stockyj. Czernowitz, 1899.

**) Daß der rumänische Klerus die ruthenischen Interessen schädigt, hat unlängst der Herr Kultusminister in Beantwortung einer Interpellation des Abgeordneten N. v. Wassilko betreffend nationale Übergriffe dieses Klerus gegenüber ruthenischen Ortsbewohnern, im österreichischen Parlamente zu konstatieren Gelegenheit gehabt.



die „Streiter im Kampfe“ zu erdulden hatten. Davon wissen die „Erniedrigten und Zurückgesetzten“ aller Länder das Gleiche zu erzählen. Es war und ist noch ein Emanzipationskampf einer erwachenden Nation, was den Ruthenen der Bukowina feste nationale Organisationen schuf, in welchen die Ruthenen gegenwärtig so ziemlich die einzige Kraft im Streite um die nationalen Rechte finden. Diese Organisationen, dann die faktische Ausbreitung des ruthenischen Elementes, der ruthenischen Sprache in der Bukowina, das sind die Träger der ruthenischen Bewegung.

Die Ruthenen, die durch lange Jahre im Landtage keine Vertreter besaßen, haben gegenwärtig von den 12 Landtagsmandaten aus der dritten Kurie 5 (Vertreter der Landgemeinden) inne; es gebühren ihnen noch mindestens 2 Mandate in 2 vorwiegend ruthenischen Bezirken und 1 Vertreter in der Großgrundbesitzerkurie (names des Religionsfondes). Im Landesschulrate, wo die Interessen der Ruthenen anfangs von einem Vertreter des griech.-kath. Ritus, der mit einem röm.-kath. (deutschen) Vertreter alle 6 Jahre abwechselt, gewahrt wurden, haben die Ruthenen nach langer Zeit 1 Vertreter aus dem Schulfache und 1 gr.-or. Kleriker bekommen. Im gr.-or. Konsistorium sind von 8 Beisitzern (darunter 2 Ehrenbeisitzer) 2 Ruthenen. Von den 9 Theologieprofessoren sind 2 Ruthenen. Das sind „Errungenschaften“ der letzten Jahre; zu einer der ruthenischen Volksmehrheit gebührenden Gleichberechtigung ist es aber, wie man ersieht, noch sehr weit.

Der Vollständigkeit halber ist zu erwähnen, daß im rumänischen Lager Elemente — insbesondere in einer neuentstandenen rumänisch-radikal-demokratischen Partei — zu finden sind, welche den Ruthenen gegenüber den Standpunkt einfacher Negation verlassen und wenigstens die Tatsache, daß in der Bukowina Ruthenen existieren und mithin gewisse Rechte auch beanspruchen können, anzuerkennen scheinen. Allein auch derartige fortschrittlich gesinnte Elemente sehen das Ruthenentum in der Bukowina als einen gefährlich wirkenden Fremdkörper an, welcher möglichst unschädlich gemacht, in seinen Wirkungen eingedämmt werden muß. Auf dem Gebiete des Kirchenwesens wird von rumänischer Seite unisono betont, daß die gr.-or. Landeskirche der Bukowina ein historisch rumänisches Institut und der gr.-or. Religionsfond ein rumänisches Nationalgut sei, der rumänische Charakter der Kirche müsse daher gewahrt bleiben. Wenn somit der Klerus von oben bis zu den Landpfarrern herab zumeist aus Rumänen besteht, wenn die rumänischen Landpriester den ruthenischen Landleuten nicht ruthenisch predigen können, so sei dies auch ganz in der Ordnung, denn die Kirche trage rumänischen Charakter und eine Vermehrung des ruthenischen Klerus würde eine Beeinträchtigung dieses rumänischen Charakters bedeuten, wäre also Störung eines „Besitzstandes“. Eine kurze Überlegung muß zur Überzeugung führen, daß bei solchen Anschauungen eine nationale Verständigung kein leichtes Ding sei.*)

Auf dem Gebiete des Schulwesens sind die Rumänen den Ruthenen insoferne voraus, als die Rumänen zwei utraquistische (deutsch-rumänische) Gymnasialanstalten, die Ruthenen dagegen nur eine solche Anstalt be-

*) Vgl. Bucovina, notite asupra situatie i v. George Bogdan-Duica, Hermannstadt 1895, S. 150 ff.



sitzen. Ferner verfügen die Rumäneu, wie oben schon bemerkt wurde, über eine stattliche Anzahl von Lehrkanzeln — von denen bloß zwei ruthenisch sind — an der gr.-or. Fakultät in Czernowitz. Im übrigen sind alle Mittel- und Fachschulen,*) die Lehrerbildungsanstalt und die Hochschule des Landes deutsch. Die Volksschulen sind im allgemeinen den Bedürfnissen der einzelnen Nationalitäten angepaßt, nur daß der Errichtung ruthenischer Volksschulen in ruthenischen Enklaven der rumänischen Sprachgebiete**) von der rumänischen Geistlichkeit nach Tunlichkeit Hindernisse zum Teile mit Erfolg in den Weg gelegt werden.

Auf dem Gebiete des Mittel- und Fachschulwesens sind demnach Ruthenen und Rumänen arg benachteiligt, wenn auch die Rumänen etwas besser gestellt sind. Auf diese Nasenlänge, die das Rumänentum voraus ist, ist aber die rumänische Partei sehr eifersüchtig und verhält sich der noch so geringen weiteren Ausgestaltung des ruthenischen Schulwesens gegenüber sehr mißgünstig. Dieser Mißgunst, die gewisse einflußreiche Elemente im Lande sehr geschickt auszunützen verstehen, ist es wohl nicht zum geringsten Teil zu verdanken, daß die Errichtung einer zweiten Gymnasialanstalt für die Bukowinaer Ruthenen im Norden der Bukowina gar so schwer zu erreichen ist.

Die deutschen Mittel- und Fachschulen der Bukowina, die so ziemlich zur Hälfte von deutschredenden Israeliten frequentiert werden, haben es mit sich gebracht, daß die Zahl ruthenischer öffentlicher Funktionäre eine unverhältnismäßig geringe ist. Mit Ausnahme der Volksschullehrerschaft ist in der Bukowina ein ruthenischer öffentlicher Funktionär in den verschiedenen staatlichen und autonomen Dikasterien eine rara avis. Eine vorgenommene Berechnung hat ergeben, daß von diesen Funktionären kaum 8% Ruthenen sind, während doch die Ruthenen fast die Hälfte (43%) der gesamten verschiedensprachigen Bevölkerung Bukowina's, und unter den einzelnen Stämmen die relative Majoriät bilden. Zahlreicher als die Ruthenen sind die Rumänen in öffentlichen Dienststellen anzutreffen. Dieser Umstand beweist aber nur, wie dringend es ist, für die ruthenische, bisher arg vernachlässigte Nationalität jene Bedingungen zu schaffen, damit sie Gelegenheit erhalte, im Dienste öffentlicher Interessen tätig zu sein, an der Verwaltung und Rechtsprechung zu Nutzen des Volkes und des Reiches mitzuwirken. Der ruthenischen Sprache zumeist gar nicht oder nur wenig kundige Beamte können auch beim besten Willen den Anforderungen moderner Verwaltung kaum gerecht werden, und können insbesondere inmitten einer nationalbewußten Bevölkerung die staatliche Autorität und den Reichsgedanken nur ganz ungenügend repräsentieren.

Die vorangehende Darstellung gibt in großen Umrissen ein Bild von den zwischen den Ruthenen und Rumänen der Bukowina obschwebenden Differenzen. Wenn nun hiebei nicht zu verkennen ist, daß diese Differenzen vorwiegend das Gebiet des Kirchenwesens betreffen, so ist doch zu konstatieren, daß dies nur ein Ausfluß der allgemeinen Gegnerschaft ist, und auf dem Gebiete der Kirche der Kampf nur deshalb heftiger geführt wird, weil daselbst die rumänische Partei, die



*) Seit Kurzem wurden vom Landtage je eine rumänische und ruthenische niedere Ackerbauschule ins Leben gerufen.

***) Ipotestie, Danila, Ostra u. v. a.



die Kirche als ihre Domäne betrachtet, am schroffsten den Ruthenen gegenübertritt.

Ein sehr wesentlicher Gegensatz zwischen der bei den Rumänen maßgebenden „vereinigten Nationalpartei“ einerseits und den Ruthenen ausnahmslos andererseits, besteht auch auf politischem Gebiete. Indem die Rumänen nämlich, welche, wie oben gezeigt wurde, in der Landes- und auch Reichsvertretung über Abgeordnetenmandate aus der Großgrundbesitzerkurie verfügen, jeder weiteren Ausgestaltung des Wahlrechtes zu Gunsten weiterer Kreise sich sehr wenig geneigt zeigen, wogegen die ruthenischen nationalen Kreise aus leicht begreiflichen Gründen für das allgemeine und gleiche Wahlrecht oder wenigstens für eine Ausgestaltung des Wahlrechtes im Sinne der Heranziehung weiterer Volkskreise eintreten. Diesem allerdings nichtmanifestiertem Widerstreben der rumänischen Partei ist es zuzuschreiben, daß die Bildung einer allgemeinen Wählerklasse — wie sie der österreichische Reichsrat kennt — im Bukowinaer Landtage zwar seit einer Reihe von Jahren gefordert wird, bisher aber nicht realisiert werden kann. Indem die geeinigte rumänische Nationalpartei gegen eine Erweiterung des Wahlrechtes eintritt, tut sie dies nicht so sehr im Interesse des rumänischen nationalen Gedankens, denn die Wahlreform würde ja den rumänischen Volksmassen in gleicher Weise wie den ruthenischen zugute kommen. Es ist das Widerstreben gegen die Wahlreform also der Ausfluß des feudalen Standpunktes, den diese Partei zuliebe den paar Dutzend rumänischer Gutsbesitzer — Bojaren*) genannt — einnimmt. Der engherzigste Feudalismus der „vereinigten rumänischen Nationalpartei“ tritt aber auch in Fragen der Verteilung öffentlicher Lasten sehr grell zum Vorschein. Die Partei wehrt sich z. B. gegen die Aufhebung der dem kleinen Bauer sehr lästigen Bezirksstraßenmauten, trotzdem in ganz Österreich Straßenmauten unlängst aufgehoben wurden; ebenso wehrt sich die Partei gegen die Heranziehung der Gutsbesitzer zur Beitragsleistung für die autonomen Bedürfnisse der Landgemeinden, indem sie die von den Bauern begehrte Einbeziehung der Gutsgebiete in die Landgemeinden verweigert u. s. w. So sieht der Nationalitätenstreit in der grünen Bukowina aus. Auch in diesem östlichen Stück Österreichs fängt es an, immer intensiver zu kochen und die Regierung trägt das ihrige bei, um den wahnwitzigen Hader noch zu verschärfen.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß es auch vom österreichischen Standpunkt aus geboten wäre, wie überall, so auch in der Bukowina, den Völkerstreit womöglich zu schlichten. Bei richtiger Auffassung kann der österreichische Staatsgedanke nur als die Förderung eines Staatsganzen von zufrieden nebeneinander lebenden, einander allseitige Entwicklung gönnenden Nationalitäten, somit als eine internationale Interessenassekuranz angesehen werden. Es ist nun tatsächlich hoch an der Zeit, daß dieser Gedanke sich in Fleisch und Blut umsetzt, daß er in das Volksbewußtsein dringt, damit an die Stelle des herrschenden Antagonismus der Nationalitäten, worunter doch schließlich nur das Ganze sehr merklich leidet, eine Aussöhnung nach den ganz einfachen Grundsätzen nationaler Gerechtigkeit statthabe.

*) Bojare war die Bezeichnung des altruthenischen Hochadels. Das Wort ist wie tausende andere slavische Worte in die rumänische Sprache aufgenommen worden.



. Der rumänisch-ruthenische Nationalitätenstreit in der „grünen Bukowina“ ist eine gerade so aktuelle, ihrer Lösung harrende „Frage“ wie der slavisch-italienische Konflikt im malerischen Küstenlande, der deutsch-tschechische in den industriellen Sudetenländern, der polnisch-ruthenische in dem naturreichen Galizien. Auch die kleine Bukowinaer Frage ist eine wunde Stelle des Reiches im äußersten Osten und soll nicht vernachlässigt bleiben. Der ruthenisch-rumänische Besitzstreit, der schon bisher viel böses Blut gemacht hat, bedarf einer baldigen Beilegung im Sinne der nationalen Gerechtigkeit. Der nationale Hader hemmt nur den Fortschritt und schädigt beide Seiten. Einem Ausgleiche sind die Ruthenen nicht abgeneigt. Es wird daher auch die Bereitwilligkeit von rumänischer Seite, da die Völkerversöhnung im Interesse des der inneren Sammlung und einer intensiven Kulturarbeit bedürfenden rumänischen Volksstammes in der Bukowina gelegen ist, zu erwarten sein. Historischen Traditionen, denen die realen Verhältnisse der Gegenwart nicht mehr entsprechen, in einem politischen Programm Raum zu geben, ist nicht praktisch. Ein mehr als platonisches Nachgehen derlei Traditionen bietet nur Aussicht auf eine umso schmerzlichere Enttäuschung.

Czernowitz. Dr. Ivan Nemyrycz.



Zur galizischen Statthalterkrise.

Bis vor Kurzem herrschte in der österreichischen, insbesondere aber in der galizischen Presse großer Lärm, denn es galt, einen passenden Bewerber für den galizischen Statthalterposten zu finden. Daß Herr Pininski amtsmüde sei, war schon lange bekannt, ebenso bekannt war es aber, daß sein Nachfolger dem polnischen Adel entstammen müsse, daß also mit anderen Worten an dem bisherigen System der Verwaltung Galiziens nicht gerüttelt werden dürfe. Es handelte sich somit bloß um den Namen: soll der zukünftige Chef der Landesregierung Waszlapski — oder soll er vielleicht Krapulinski heißen . . . Darüber zerbrach man sich den Kopf. Nach unserer unmaßgebenden Meinung sind alle diese Namen sehr wohlklingend, und wenn man uns um den Rat fragen würde, könnten wir nur den Vorschlag machen, all' die Herrschaften zu Statthaltern von Galizien zu ernennen . . . Denn Galizien ist ein Land, in welchem der polnische Adel nach Belieben schaltet und waltet. Der jeweilige Statthalter ist nur ein Repräsentant, ein Vertrauensmann dieses Adels, nach dessen Grundsätzen er handeln muß. Deshalb wird auch der Statthalter von Galizien nie ohne Zustimmung des Polenklubs ernannt.

Galizien erfreut sich einer vollständigen Sonderstellung. Die Zentralregierung — wie es Dr. Körber wiederholt im Parlament versicherte — ist über alle Vorgänge in diesem Lande sehr genau unterrichtet, also mit dem Stand der Dinge einverstanden. Nicht nur der Statthalter, sondern jeder galizische Beamte, ja sogar jeder Amtsdiener, ist in erster Linie ein politischer Agitator, und zwar im Sinne des im Lande herrschenden polnischen Adels. Dieses System kommt immer



mehr zum Vorschein. Der nunmehrige Statthalter von Galizien, Graf Pininski, wurde sogar zu einem Ehren-Sokolisten ernannt und versprach der Sokolisten Deputation — die ihm das Ehrendiplom überbrachte — ihre Bestrebungen zu unterstützen. Seit der Zeit herrscht in Galizien eine Sokolwirtschaft par excellence; noch niemals haben sich die galizischen Verwaltungsbehörden solche Inkorrektheiten zu Schulden kommen lassen, wie gerade in letzterer Zeit.*)

Die gänzliche Unabhängigkeit der administrativen Behörden in Galizien tritt besonders bei allerlei politischen Kundgebungen zutage. Wir wollen hier eine polnische Quelle zitieren. Das Krakauer Tagblatt „Naprzod" — dem man zentralistische oder gar deutschfreundliche Tendenzen gewiß nicht nachsagen kann — vom 20. Mai d. J. bringt einen „Die Fronde" überschriebenen Leitartikel. Eingangs wird daselbst jene Zeit besprochen, als der entlassene Graf Kasimir Badeni Wien verließ und Baron Gautsch seinen Platz einnahm. Damals veranstalteten nämlich die galizischen Machthaber lärmende Sympathiekundgebungen für Badeni und demonstrierten gegen Gautsch. Indem nun das genannte Blatt über diesbezügliche Kundgebungen berichtet, schreibt es wörtlich: „Die mit Boxern und Pistolen bewaffneten Gymnasialschüler riefen gemeinsam mit den k. k. Polizeiagenten: nieder mit dem Gautsch!"

Man betreibt also Politik auf eigene Faust, ohne sich um die Zentralregierung oder gar um die Staatsgrundgesetze zu kümmern. In diesem Sinne wird Galizien zweifellos auch weiterhin regiert werden, ohne Rücksicht darauf, welcher polnische Graf zum Chef der Landesregierung ernannt wird.

Gleich am Anfang der galizischen Statthalter-Krise befand sich der Name des Grafen Andreas Potocki im Vordergrund aller Bewerber. Viele wollten aber daran nicht glauben, daß die Kandidatur dieses Herrn wirklich in Betracht käme. Man erinnerte an eine höchst unangenehme Kreditlosenaffaire des Grafen, sowie an eine unerquickliche Geschichte mit der Verheimlichung des Einkommens der Steuereinschätzungskommission gegenüber, wobei den Herrn Potocki manche galizische Blätter nicht besonders schonend behandelten und der Krakauer „Naprzod" ihn sogar in einer höchst undelikaten Weise als einen „Steuerdefraudanten" bezeichnete. Man vergaß aber dabei, daß die polnische Schlachta — deren Steuerrückstände immer sehr groß sind, die noch niemals gute Steuerzahlerin war — eben eines solchen Chefs der Landesregierung bedarf. Indem man nun all' die unliebsamen Geschichten des genannten Herrn aufwärmte, hat man demselben nur einen Liebesdienst erwiesen . . . .

Graf Andreas Potocki hat aber noch eine Eigenschaft, die von den galizischen Machthabern als bester Befähigungsnachweis für den Statthalterposten betrachtet wird. Er gilt nämlich für einen verbissenen polnischen Chauvinisten und wird bereits jetzt als eine „starke Hand gegen die Ruthenen" bezeichnet. Als er vor zwei Jahren zum Landmarschall von Galizien ernannt wurde, bereiste er das Land — wobei es natürlich auch an Demonstrationen gegen ihn nicht fehlte. Auf einem ihm zu Ehren von der Schlachta veranstalteten Bankett

*) Vergl. „Ruthenische Revue" Nr. 1, Seite 26—27 „Terrorismus der k. k. Verwaltungsbehörden in Galizien."



erinnerte er in seiner Festrede an die polnisch-ruthenischen Kriege, an die siegreichen blutigen Kämpfe der Polen und stellte einen ähnlichen Sieg über die Ruthenen in Aussicht. Was der Herr Graf damit sagen wollte, wissen wir nicht, daß er aber in seiner Rede am allerwenigsten Objektivität und friedliebende Gesinnung offenbarte, scheint so ziemlich klar zu sein. (Er scheint übrigens an die Niederlagen zu vergessen, die gerade einem seiner Ahnen vom ruthenischen Feldherrn Chmelnyckyj beigebracht wurden.) Und als der polnische „Kurjer Lwowski" unter den Bedingungen, von denen Graf Potocki der Zentralregierung gegenüber die Übernahme des Statthalterpostens abhängig gemacht haben soll, auch jene der freien Verfügung über Militärassistenz bei allerlei Demonstrationen 2c. aufzählte, wurde das als neuer Kommentar zu seiner erwähnten Rede aufgefaßt. Es ist somit nur begreiflich, daß die gesamte ruthenische Presse selbst die Kandidatur dieses Herrn als eine Provokation auffaßte.

Trotzdem war es vorauszusehen, daß sich der polnische Adel — dessen Meinung bei solchen Anlässen maßgebend ist — gerade für den Grafen Potocki erklären werde. Seine Ernennung ist auch wirklich als eine vollzogene Tatsache anzusehen.

R. Sembratowycz.



Erklärung.

Ein aus Mitgliedern mehrerer polnischer Parteien und darunter auch aus elf Landtags- und Reichsratsabgeordneten bestehendes Komitee hat für den 31. Mai und 1. Juni l. J. einen polnischen Nationaltag nach Lemberg einberufen und in dem diesbezüglichen Aufrufe erklärt, daß „zunehmende Bestrebungen, das polnische Volk in den mittleren und östlichen Bezirken Galiziens zu ruthenisieren", eine energische Abwehr erheischen.

Dieser Absatz des Aufrufes erscheint wie ein blutiger Hohn auf die wirklichen Zustände in Ostgalizien. Die Ruthenen sind in diesem ihren ureigenen Landesgebiete trotz ihrer dreimal größeren Überzahl (64% Ruthenen gegen 21·8% Polen) politisch so machtlos, daß sie mit äußerster Anspannung ihrer Kräfte für ihre nationale Existenz kämpfen müssen und zu einer Ruthenisierung der Polen, selbst wenn sie den Willen dazu hätten, nicht die geringste Möglichkeit haben. Alles, was Macht und Einfluß besitzt, ist in den Händen der Polen (oder der polnisch gesinnten Juden): der Großgrundbesitz, der wohlhabendere Mittelstand, die Mehrzahl der Intelligenz, Kapital, Handel, Industrie, die ganze nicht nur autonome sondern auch staatliche Regierung, deren Einfluß in Galizien ganz übermäßig ist, sämtliche Hochschulen, die allermeisten Mittelschulen (29 polnische gegen 4 ruthenische), alle Bürgerschulen und fast alle städtischen Volksschulen — alles, alles ist polnisch, sogar die Dorfschulen in rein ruthenischen Gemeinden sind nicht rein ruthenische, sondern vielmehr utraquistische Anstalten. Vollends in der neuesten Zeit begnügt man sich nicht mit den die Polonisierung fördernden oder bezweckenden Maßregeln der Regierungsbehörden und



der Landtagsmajorität, mit der Beeinträchtigung der ruthenischen Sprache in Ämtern und Gerichten u. s. w., u. s. w., das ganze polnische Gemeinwesen wird gegen die Ruthenen aufgeboten. Ruthenische Bauern und Städter, welche infolge der römisch-katholischen Propaganda vor Jahren den lateinischen Ritus angenommen aber ihre Muttersprache sich bewahrt haben, hören jetzt von ihrer polnischen Geistlichkeit, über Antrieb deren Oberen, statt der bisherigen ruthenischen nur polnische Worte und werden auch selbst zum polnisch Sprechen gezwungen; für minimalste Bruchteile der römisch-katholischen Bevölkerung in ostgalizischen Dörfern werden lateinische Kirchen gebaut und polnische Geistliche und Nonnen zum Zwecke weiterer Propaganda herangezogen, während in Westgalizien sehr oft ganze größere Ortschaften mit mehreren Tausenden polnischer Gläubigen keine Kirche und keinen Geistlichen haben; ein polnischer Schulverein errichtet polnische Volksschulen selbst für ganz geringe polnische Minoritäten in ruthenischen Gemeinden; polnische Volksvereine werden, angeblich behufs ökonomischer Hebung des Volkes, auch in solchen ruthenischen Ortschaften, wo fast nur der Herrenhof polnisch ist, in großer Anzahl gegründet; aus Westgalizien führt man immer mehr polnische Kolonisten herein, welche sich in den parzellierten Gutsgebieten niederlassen; der polnische Abgeordnete, Vicepräses des Centralwahlkomitees und Anwart auf die Obmannschaft im Polenklub Dr. v. Kozlowski bereist alle ruthenischen Bezirke und organisiert sämtliche Polen und ruthenische Renegaten gegen die Ruthenen. Und bei alledem wird im Aufrufe des polnischen Nationalkomitees von „zunehmenden Ruthenisierungsbestrebungen“ gesprochen!

Gegen solche die Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagende Verdrehungen sind wir gezwungen auf diese wirkliche Sachlage zu verweisen. Wir berufen uns hiebei auf alle diejenigen, welche die ostgalizischen Verhältnisse auch nur einigermaßen kennen, und laden alle, welche dieselben nicht kennen, ein, sich von der Wahrheit selbst zu überzeugen.

Wenn aber das polnische Komitee mit jenen Worten etwa ausdrücken wollte, daß es Ostgalizien als ein polnisches Land betrachtet und eine energischere Abwehr der Ruthenen gegen dessen weitere Polonisierung als eine Gefahr für das Polentum bezeichnet, wenn es somit die ganze polnische Nation, sämtliche polnische Parteien zum Niederhalten dieser Abwehr auffordert, so erklären wir im Namen aller Ruthenen des Landes: Ostgalizien war ruthenisch, ist ruthenisch und muß ruthenisch bleiben!

Wien, 25. Mai 1903.

Julian Romanczuk, Reichsratsabgeordneter. Basili R. v. Jaworskyj, Reichsratsabgeordneter. Dr. Andreas Kos, Reichsratsabgeordneter.

Dr. Michael Korol, Reichsrats- und Landtagsabgeordneter. Dr. Emil Hladyszowskyj, Reichsratsabgeordneter.

Alexander Barwinskyj, Reichsrats- und Landtagsabgeordneter. Dr. Eugen Olesnyckyj, Landtagsabgeordneter.

Dr. Andronik Mohylnyckyj, Landtagsabgeordneter. Theodor Bohaczewskyj, Landtagsabgeordneter.

Josef Huryk, Landtagsabgeordneter.



Patriotische Wahrheitsliebe.

In der polnischen Publizistik hat sich die Sitte eingebürgert, alles dem sogenannten nationalen Stolze anzubequemen. Nicht nur Nachrichten und Informationen — das galizische Korrespondenzbureau hat sich schon diesbezüglichen Ruhm erworben — werden nach Belieben fabriziert, sondern auch historische Tatsachen und statistische Daten der patriotischen Schablone entsprechend beschnitten und mit chauvinistischer Sauce zubereitet. Auf diese Weise ist eine spezifisch polnisch-patriotische Wissenschaft entstanden und die jüngeren Generationen werden im Sinne der Vertreter dieser Wissenschaft erzogen. Als erfolgreichstes Mittel erweist sich da aber die Journalistik, die sowohl das polnische Publikum im Zustand patriotischer Nervosität, wie auch die ausländischen Leser planmäßig in Unwissenheit zu erhalten versucht.

Wir führen hier nur einige Beispiele an, und zwar lediglich solche, deren Richtigkeit die Leser der „Ruthenischen Revue" leicht prüfen können.

Die erste Nummer unserer Halbmonatsschrift war hauptsächlich der Lage der Ruthenen in der Ukraine (Südrußland) gewidmet. Der erste und größte Artikel trug sogar den Titel „Eine vergessene Nation — Zur Lage der Ruthenen in Rußland". Der zweite Aufsatz besprach das Verhältnis der Ruthenen zu den Russen; der dritte enthielt eine kurze Charakteristik des größten ruthenischen Dichters Taras Ševčenko, der in der Ukraine geboren wurde und daselbst gewirkt hat. Der folgende Artikel „Die gegenwärtige Lage der galizischen Ruthenen" beschäftigte sich eigentlich mit der Lage des ruthenischen Volkes in Galizien und dessen Verhältnis zur österreichischen Regierung. Mit den speziell polnisch-ruthenischen Beziehungen befaßten sich eigentlich nur drei Glossen.

Die gesamte polnische Presse hielt es aber für entsprechend, dem polnischen Publikum die „Ruth. Revue" von anderer Seite zu präsentieren. Da es jedoch bei objektiver Darstellung der Sache nicht leicht möglich wäre, griff sie zu dem nicht mehr ungewöhnten Mittel der Verdrehung von Tatsachen.

Im Nachstehenden zitieren wir wortgetreu nur die Hauptorgane.

Der Krakauer „Czas" Nr. 113 vom 19. Mai schrieb über die „Ruthenische Revue": „Wenn das, was im Leitartikel an die Leser gesagt wurde, wirklich offenherzig gemeint wäre, würden wir zu allererst das Erscheinen des neuen ruthenischen Organes in der Weltsprache mit Freude begrüßen. Der Inhalt der ersten Nummer beweist bereits, welche Bahnen das neue ruthenische Organ wandeln wird. Wir finden daselbst folgende Aufsätze: „Die gegenwärtige politische Lage der galizischen Ruthenen" von Dr. A. Kos, „Die Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache in der galizischen Praxis", „Terrorismus der Verwaltungsbehörden in Galizien" u. a. Wir finden k e i n e n e i n z i g e n A r t i k e l ü b e r d i e L a g e d e r R u t h e n e n i n R u ß l a n d o d e r U n g a r n. Ja, die Ruthenen haben es immer verstanden, mit den Mächtigen vorsichtig umzugehen."

„Przedswit" Nr. 115 von 20. Mai: „Die Klagen und Verleumdungen im Lande waren nicht ausreichend, ebensowenig das vom Abgeordneten Romanczuk im Abgeordnetenhaus proklamierte Bündnis mit den Deutschen. Jetzt wollen die Ruthenen ihre Sache vor das europäische Forum bringen und gründen zu diesem Zwecke ein neues Blatt in deutscher Sprache. In der ersten Nummer finden wir folgende Aufsätze: „Die gegenwärtige politische Lage der galizischen Ruthenen", „Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache", „Terrorismus der Verwaltungsbehörden" und andere von Lügen und Verleumdungen gegen die Polen strotzende Artikel."

„Nowa Reforma" Nr. 113 vom 19. Mai: „Die Artikel sind äußerst nervös und leidenschaftlich geschrieben und von grenzenlosem Hasse gegen alles polnische ge-



leitet. Das Ganze macht einen unangenehmen Eindruck. Der Zweck des Organes ist nicht der, Europa über die Ruthenen zu informieren, sondern die Polen zu verleumden."

„Gazeta Narodowa" Nr. 114 vom 19. Mai: „Die Überschriften der Aufsätze und die Namen der Verfasser beleuchten zur Genüge den eigentlichen Zweck der Herausgabe einer ruthenischen Zeitschrift in deutscher Sprache."

„Dziennik Polski" Nr. 211 vom 19. Mai behauptet ebenfalls die „Ruth. Revue" schreibe nur über Polen und Galizien allein und sagt wörtlich: „Wir finden also daselbst solche Aufsätze wie „Die gegenwärtige politische Lage der galizischen Ruthenen", „Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache", „Terrorismus der Verwaltungsbehörden" u. a. Als Herausgeber haben den Leitartikel gezeichnet die Abgeordneten Jaworskyj, Kos, Romanczuk, Bohaczewskyj, Mohylnyckyj und derselbe Roman Sembratowycz, der den ruthenischen Erzbischof in Wien am Bahnhof mit faulen Eiern beworfen hat."

Also die gesamte polnische Presse hat die eingangs zitierten, der Lage der Ruthenen in Rußland gewidmeten Artikel der „Ruthenischen Revue" übersehen, in der ganzen Nummer kein einziges Wort darüber gefunden und führt wie auf Kommando absichtlich nur solche Artikel an, die sich scheinbar gegen die Polen, in der Tat aber gegen die galizischen Machthaber richten und die nichts anderes als positive Tatsachen enthalten. Wenn nun auf diese Weise die Publikationen in der europäischen Sprache — die den weiteren Kreisen zugänglich sind — so ungeniert entstellt und verdreht werden, wie wahrheitsgetreu erst z. B. die Stimmen der ruthenischen Presse wiedergegeben werden müssen, wie objektiv erst die Berichte über die Sachen aussehen müssen, die breitere Kreise nicht so leicht kontrollieren können?? In solchen Fällen wird das Publikum gewissenlos hinters Licht geführt. Auch die Affaire mit dem ruthenischen Erzbischof Dr. Sylvester Sembratowycz wird bewußt entstellt und der „Dziennik Polski", der vor zwei Jahren meine Ausführungen in den deutschen Blättern auf diese Weise zurückzuweisen versuchte, daß er behauptete, ich hätte „meinen Kousin und den Fürsten meiner Kirche mit faulen Eiern beworfen", wurde damals durch den Rechtsanwalt gezwungen, eine Berichtigung aufzunehmen und dieses Märchen zu widerrufen. Ich war nämlich zur kritischen Zeit weit weg von Wien und habe mit der Demonstration gegen den ruthenischen Erzbischof gar nichts Gemeinsames gehabt. Die Sache, die damals viel Staub aufwirbelte und in allen galizischen Blättern besprochen wurde, ist im Lande allgemein bekannt. Ebenso bekannt ist es, daß die Demonstration von der russophilen Partei veranstaltet wurde, mit welcher ich in keinerlei Verbindung je gewesen. Trotzdem versuchte vor kurzem auch der Universitätsprofessor Dr. Glombinski im österreichischen Parlamente meine Ausführungen in deutschen Blättern durch Wiederholung jenes Märchens zu entkräften. Und als der Obmann des Ruthenenklubs, Abgeordneter Romanczuk, seine Rede durch einen Zwischenruf unterbrach, und diese Behauptung als unwahr bezeichnete, sagte der Abgeordnete Dr. Glombinski ausdrücklich: „Aber er wurde doch dafür bestraft." Schade, daß der Herr nicht noch hinzufügte, er habe die betreffenden Gerichtsakten gesehen. Natürlich kann man die Behauptungen des Herrn Glombinski nicht berichtigen, da er ja unter dem Schutze der Immunität steht. Und Dr. Glombinski macht in dieser Hinsicht von seiner Immunität ausgiebigen Gebrauch, um Westeuropa, oder zumindest Österreich über die Ruthenen zu informieren und seiner patriotischen Wahrheitsliebe Ausdruck zu verleihen.

R. S.





Österreich im Dienste des russischen Despotismus.

Vor Kurzem brachten die Wiener Zeitungen eine alarmierende Nachricht, daß man in Ostgalizien und zwar im Grenzbezirke Husiatyn auf die Spur einer geheimen revolutionären ukrainischen Organisation geraten sei, die sich von Galizien aus mit der intensiven revolutionären Propaganda in Rußland befaßte, indem sie verschiedene Bücher und Broschüren mit dem in Rußland verbotenen Inhalt und höchst gefährlicher Tendenz nach Rußland über die Grenze schmuggelte. Es wurden mehrere Verhaftungen, zahlreiche Hausdurchsuchungen vorgenommen, vor Allem im Bezirke Husiatyn, dann in Lemberg und in Ternopil; die Staatsanwaltschaft sollte gegen die Beteiligten eine Anklage erhoben haben u. s. w. Das große Verdienst, diese geheime Organisation aufgedeckt zu haben, gebührt dem Bezirkshauptmann von Husiatyn, Dültz, welcher sich schon manchen Ruhm bei verschiedenen galizischen Wahlen durch die rücksichtslose Verfolgung der ukrainischen Patrioten und durch die boshafte Unterdrückung der ukrainischen national und sozial bewußten Bauern erworben hat.

Wir hatten Gelegenheit, über den Inhalt dieser Bücher und Broschüren, die bei den erwähnten Hausdurchsuchungen und bei den verhafteten Schmugglern in Beschlag genommen wurden, nähere Auskunft zu erhalten. Wir sind daher imstande, zu versichern, daß es ganz und gar harmlose, populäre Ausgaben der ukrainischen Literatur waren, die ihrem Inhalte und ihrer Tendenz nach in Österreich weder verboten worden sind, noch verboten werden können. Den besten Beweis, daß unsere Ansicht richtig ist, können wir aus dem Umstande entnehmen, daß die k. k. Staatsanwaltschaft keinen Grund zur weiteren gerichtlichen Verfolgung der Beteiligten gefunden hat und daß sie die Freilassung der Verhafteten anordnete.

Es dürfte schon den Lesern der „Ruthenischen Revue“ bekannt sein, (Siehe „Ruthenische Revue“ Nr. 1, „Eine vergessene Nation“ von Roman Sembratowycz. Seite 7.) daß die ukrainische Literatur in Rußland kraft des zarischen Ukas de dato 5. Juni 1876 gänzlich verboten ist. Es ist nämlich untersagt das Drucken und Herausgeben von Werken dieser Literatur im Inlande, sowie auch jede Einfuhr in die Grenzen der Monarchie von den im Auslande gedruckten und herausgegebenen Büchern, Zeitschriften u. s. w., bloß deshalb, weil sie in der ukrainischen Sprache verfaßt sind. Vor Allem aber wendet sich die Schärfe dieses Verbotes gegen die populäre ukrainische Literatur, wenn auch nur wissenschaftlichen und kulturellen Inhalts.

Wenn also die 25 Millionen Ukrainer (Ruthenen), welche unter dem Szepter des weißen Zaren, unter dem unerträglichen Absolutismns der russischen, bis zum Fanatismus chauvinistischen Regierung schmachten, nicht freiwillig darauf eingehen wollen, allmählich eines geistigen Todes zu sterben, wenn sie dafür Sorge tragen, daß ihr Bauer, welcher die breiten Steppen der eigentlichen Ukraina dies- und jenseits des Flusses Dnipro, die fruchtbaren Gefilde des Podolien und Wolynien u. s. w. bevölkert, nicht fortwährend in einem halbwilden Zustande lebe, oder unter dem Einfluße der ausschließlich russischeu Volksschulen sich gänzlich entnationalisiere, wenn sie überhaupt die Errungenschaften der westeuropäischen Kultur und der Wissenschaft den breiten Schichten der ukrainischen Volksmassen, sei es diesen, die am flachen Lande leben, sei es jenen, die in den städtischen Fabriken und Werkstätten als Lohnarbeiter angestellt sind, durch die in ihrer Muttersprache verfaßten literarischen Werke zugänglich machen wollen, bleibt ihnen selbstverständlich gar nichts übrig, als solche Bücher und Broschüren, die dem erwähnten Zwecke dienen würden, im Auslande, vor Allem in der österreichischen Ukraine, d. h. in Galizien oder in der Bukowina, erscheinen zu lassen, um sie nachher über die russische Grenze zu schmuggeln und unter die ukrainische Bevölkerung Rußlands zu verbreiten. Es brauchen ja sogar nicht



besondere Bücher gedruckt zu werden, da es in Ostgalizien und in der Bukowina mehrere ukrainische Vereine und Institutionen gibt, welche sich mit der Herausgabe von populären Werken befassen. Es seien hier nur die hervorragendsten zu erwähnen, wie der Volksbildungsverein „Proswita“ in Lemberg, oder die populär-wissenschaftliche Abteilung der „Ukrainska Wydawnycza spilka“ („Ukrainische Verlags-Genossenschaft“), welche jährlich eine ansehnliche Anzahl von Volksbüchlein erscheinen lassen und sich bis jetzt auf dem Gebiete der Popularisierung der Wissenschaft und der hervorragenden belletristischen Werke aus der ukrainischen sowie auch aus den fremden Literaturen einen wohlverdienten Ruhm erworben haben. Es gilt also nur, diese Bücher über die russische Grenze zu transportieren. Das kann aber unmöglich offen geschehen, denn die russischen Behörden werden bekanntlich solche Transporte nicht dulden; es muß also auf dem verbotenen Wege durch das geheime Schmuggeln vollbracht werden.

Es sei hinzugefügt, daß allerdings auch manche Bücher politischen und sozialen Inhaltes geschmuggelt wurden. Sie mögen in Rußland, da sie die freiheitlichen Ideen propagieren und zum Kampfe für die nationale und soziale Gleichberechtigung der breiten Schichten der Bevölkerung Rußlands aufmuntern und schließlich den Sturz des unerträglichen russischen Despotismus bestreben, als gefährlich und somit vom Standpunkte der Regierung aus als verboten betrachtet werden — keinesfalls aber können sie solchen Charakter und solche unerwünschte Bedeutung für die konstitutionelle Regierung Österreichs haben. Im Gegenteil, die meisten von diesen Büchern sind doch in Österreich erschienen, werden hier gelesen und verbreitet, ohne von den österreichischen Behörden beanständet zu werden. Die österreichischen, richtiger gesagt die galizischen Behörden hätten sich eigentlich mit der ganzen Angelegenheit nicht befassen sollen, denn was geht es die österreichische Regierung an, was in Rußland erlaubt oder verboten ist? Dieser Meinung dürfte jeder normaldenkende Mensch sein. Anders ist es in Galizien, wo wir unter der allmächtigen Herrschaft der polnischen Schlachta und ihrer bureaukratischen Adhärenten leben müßten. In Wirklichkeit nahmen also die k. k. galizischen Behörden eine ganz entgegengesetzte Stellung zu dieser Angelegenheit ein und stellten sich freiwillig in den Dienst des russischen Absolutismus, zwar unmittelbar im Interesse der polnischen Schlachta, mittelbar aber auch im Interesse der fremden Regierung.

Es wurde schon einmal in der „Ruthenischen Revue“ ausdrücklich hervorgehoben, es sei ein charakteristisches Merkmal der polnischen Schlachta, daß sie nach außen immer die schöne Rolle der begeisterten Freiheitsfreunde zu spielen trachte, daß sie imstande ist, von Fall zu Fall sogar die demokratischen Festkleider anzuziehen und überhaupt sich vor der zivilisierten Welt aufs schönste und prächtigste zu färben. Wenn es aber gilt, die eigenen Interessen als Ausbeuter des arbeitenden Volkes zu retten oder die bedrohte Herrschaft über die ukrainische Nation zu erhalten, da scheut sie sich gar nicht, sogar mit den prinzipiellen Feinden jeder Freiheit, jedes Demokratismus und jedes Fortschrittes Hand in Hand in schönster Eintracht zu handeln. Die polnische Schlachta weiß sehr gut und sehr genau, daß ihre jetzt allmächtige Herrschaft nur so lange möglich sei, als die arbeitenden Volksschichten unaufgeklärt, ihrer Lage und ihrer Interessen unbewußt, überhaupt nicht organisiert und nicht kampffähig sind. Sie weiß, daß in dem Momente, in welchem die vielen Millionen der ukrainischen Bauern und Arbeiter zum vollen Bewußtsein ihrer nationalen und sozialen Aufgaben und Zwecke gelangen, der schlachzizischen Herrschaft die letzte Stunde schlagen würde. Die polnische Schlachta trachtet also mit aller Mühe und Anstrengung, diese Stunde in eine unabsehbare Zeit hinauszuschieben, indem sie mit allen Mitteln die Volksaufklärung hindert, die Organisierung der Volksmassen verfolgt und unterdrückt und überhaupt



sich bemüht, die Volksmassen in voller Dunkelheit und bodenlosem Unwissen zu erhalten. Das ist in Österreich schwer möglich und wird noch schwieriger werden; dem despotischen Rußland dagegen stehen mehrere Mittel zu Gebote, um die Volksmassen in vollster Knechtung zu erhalten und sie zum Gegenstande der Ausbeutung zu gestalten. Darin liegt auch — meines Erachtens — der Kern und die Ursache der neuesten russophilen Richtung der schlachzizischen Politik in Galizien!

Es sei noch hier hervorzuheben, daß mehrere polnische Großgrundbesitzer von Galizien, die in der schlachzizischen Politik in Galizien und überhaupt in Österreich eine bedeutende Rolle spielen, auch in Rußland, besonders in den Ländern, welche einst dem historischen Polen zugehörten, deren Bevölkerung aber fast ausschließlich ukrainisch ist, sehr ausgedehnte Güter an Grund und Boden besitzen, andererseits in nahen Verwandtschaftsverhältnissen zu den dortigen Großgrundbesitzern, die auch vorwiegend Polen sind, stehen.

Es liegt auf der flachen Hand, daß es den schlachzizischen Großgrundbesitzern unerwünscht erscheint, wenn der ukrainische Bauer, der zugleich auch ein Lohnarbeiter auf ihren Landgütern ist, seiner ökonomischen und sozialen Interessen bewußt werde, denn dann ließe er sich nicht länger ausbeuten und sich als ein Leibeigener behandeln. Die polnische Schlachta trägt also genaueste Sorge dafür, daß die Volksaufklärung auch jenseits des Flusses Zbrucz, das heißt, auch in den Grenzen der russischen Monarchie, womöglich auf die erfolgreichste Weise gehemmt und gehindert werde.

Als im vorigen Sommer der allgemeine Ausstand der Landarbeiter in Ostgalizien ausbrach, schrieb ein schlachzizischer Korrespondent im polnischen erzkonservativen Blatte „Przeglad“ ganz offenherzig: „In Rußland sei die Lage der Großgrundbesitzer beiweitem günstiger, denn die russische Regierung würde solche Mißstände, wie es — nach seinem Dafürhalten — ein Bauernstreik sei, nicht dulden, und würde es nicht straflos lassen, daß die gemeinen Bauern die edlen Schlachzizen terrorisieren und durch verschiedene unbegründete Forderungen beunruhigen.“ Zugleich äußerte er sich, es sei sehr gefährlich, daß die Landarbeiterstreiks in allen Grenzbezirken stattgefunden haben, denn es sei sehr leicht möglich, daß die verderbliche Bauernbewegung sich auch auf die ukrainischen Bauern in Rußland erstrecke. Das Alles beweist nur, wie die polnischen Schlachzizen, die größtenteils auch Großgrundbesitzer sind, jede Volksaufklärung fürchten, wie sie der peinliche Gedanke, der Bauer möge sich einmal seiner Interessen und seiner Kampfmittel bewußt werden, mit Kummer und Schrecken erfüllt. Wir glauben also bewiesen zu haben, daß die berüchtigten Taten des Bezirkshauptmanns von Husiatyn, Herrn Dültz, welche sich auf das Schmuggeln der ukrainischen Literatur über die russische Grenze bezogen haben, im unmittelbaren Interesse der polnischen schlachzizischen Großgrundbesitzer waren.

Man kann also nicht Wunder nehmen, daß der österreichische Bezirkshauptmann, im Auftrage der russischen Regierung handelnd, die Grenzen seines Wirkungsgebietes überschreitet, daß er den russischen Gendarmeriehauptmann in seine Amtskanzlei einladet und in dessen Anwesenheit die Verhafteten vernimmt, daß er den russischen Behörden über die Beteiligten nähere Auskunft erteilt, daß der österreichische Polizeiagent Paszkowski nach Rußland fährt und den russischen Gendarmen hilft, die Empfänger der Bücher aufzusuchen, daß er dort mit den russischen Gendarmen zusammen Hausdurchsuchungen und sogar Verhaftungen vornimmt. Die beiden werden gewiß nicht bestraft, nicht einmal ermahnt. Sie tun das alles doch im Interesse der polnischen Schlachta, der allmächtigen Großgrundbesitzer, und diese werden schon ihre Bediensteten zu schützen verstehen. Möge Herr Abgeordneter Daszynski den Herrn Minister interpellieren wie oft er nur will, möge die unabhängige Presse noch mehr darüber entrüstet sein — „in Polen tut man, was man will!“

Wien. Wladimir Temnyckyj.



Sokol-Wirtschaft in Galizien.

Der nationale Antagonismus zwischen den Ruthenen und Polen hat sich seit dem letzten Feldarbeiterstrike mit jedem Tage, dank der Haltung der Polen, gesteigert. Ein krasses Beispiel hiefür bieten uns die letzten Vorgänge in Zovkva. Die Polen benützten das 300jährige Jubiläum einer rein ruthenischen Stadt, um ihrem Chauvinismus Ausdruck zu verleihen. Alles was sich zum allpolnischen Programme bekennt, versammelte sich hier. Nachdem der Klerus diese „nationale Hetze" (so nennt sie der „Kurier Lwowski") durch den Gottesdienst eingeleitet hat, wurden dann feierliche Reden im nationalen Geiste gehalten. Nachmittags sollte das Meeting stattfinden. Doch die Ruthenen und die Sozialdemokraten haben sich nicht mehr provozieren lassen. Als der Abgeordnete Dr. Kozlowski die Tribüne bestieg, erhob sich ein gewaltiger Lärm, Abzugrufe wurden laut und die Wahl eines Präsidiums verlangt. Nunmehr bot sich den Polen Gelegenheit, sich an dem „brüderlichen Volke" zu rächen. Alle warfen sich auf die „Hajdamaken". Einige Personen wurden schwer, viele leichtverwundet. Der k. k. Kommissär löste die Versammlung nicht auf, sondern verließ dieselbe ebenfalls, um inzwischen Militär requirieren zu lassen. Der Kampf endigte mit einem Siege von Seite der Polen, die dann in Anwesenheit von 80 Leuten die Versammlung abhielten. So endete das 300jährige Jubiläum der „polnischen" Stadt Zovkva. Wir wollen hoffen, daß die Polen nun einsehen werden, daß sie ihre Polonisierungspläne aufgeben müssen, denn die Geduld des ruthenischen Bauern ist schon erschöpft und wie der Ruthene gegen seine Bedrücker auftritt, das hat die Polen die „Hajdamaczyna" gelehrt.

M. B—ch.



Ganz allein.

Eine Novelle von Waßyl Stefanyk.

In dem Häuschen, das wie ein verletztes Käferchen auf den Hügel kroch, lag ein altes Mütterchen.

Neben sich einen Sack, unter dem Kopfe ein hartes, schwarzes Polster, so lag sie da. Neben der Alten auf der Erde befand sich ein Krug mit Wasser und ein Stück Brot. Kinder die auf Arbeit gingen, brachten es ihr, damit sie was zu essen und zu trinken habe. Es ging überall armselig zu, so daß man etwas Besseres der Alten nicht vorsetzen konnte.

Und bei der Kranken in der Hitze zu sitzen, das — Gott sah es selber! — war gar nicht möglich.

In der Hütte summten die Fliegen. Sie flogen aufs Brot und aßen und krochen in den Krug und tranken Wasser. Wenn sie satt waren, setzten sie sich auf die alte Frau. Sie krochen ihr in die Augen und in den Mund; die Alte wandt sich stöhnend herum, vermochte sie aber nicht fortzutreiben.

Sie lag auf der Erde und betrachtete mit wirren Augen das Kreuz, das an der Decke ausgeschnitzt war. Mit Mühe schob sie die ausgetrockneten Lippen auseinander und befeuchtete sie mit ihrer weißen, belegten Zunge.

Durch die kleinen Fensterscheiben blinkte Sonnenlicht herein. Seine goldenen Strahlen spielten auf dem runzeligen Antlitz. Es war schrecklich, die Alte in dieser Beleuchtung anzusehen. Die Fliegen summten und vielfarbige Lichtpünktchen glitten mit den Fliegen über die alte Frau. Sie schnalzte mit den Lippen und zeigte die Zunge.

Die Hütte glich einer fluchbeladenen Grotte, in der eine große Sünderin sich vom Anbeginn der Welt an marterte und so lange die Welt besteht, sich weiter martern würde.

Als das Sonnenlicht der Alten auf die Füße fiel und da stehen blieb, wo der Sack mit dem Strick zusammengebunden war, begann sich die Alte auf der Erde herumzuwälzen und nach dem Kruge zu suchen.

„Sieh . . . sieh da . . . o weh!"

Die Alte wird still. Sie versucht bloß mit der Hand die Spuckgestalten zu vertreiben.

Aus dem Ofen kroch der Teufel mit einem langen Schweif hervor und setzte sich neben die Alte. Sie wandte sich mit Mühe von ihm ab. Der Teufel setzte sich wieder vor die Alte. Er nahm den Schweif in die Hände und streichelte ihr damit übers Gesicht. Sie zwinkerte nur noch mit den Augen und biß die Zähne fest zusammen.

Plötzlich flog ein ganzer Schwarm kleiner Teufel aus dem Ofen heraus. Gerade über der Alten hingen sie sich fest wie ein Schwarm Heuschrecken vor der Sonne, oder wie ein Haufen Dohlen über dem Walde. Dann fielen sie auf die Alte nieder. Sie krochen ihr in die Ohren, in den Mund und setzten sich ihr auf den Kopf. Sie wehrte sich. Sie legte den Daumen an den Mittelfinger und versuchte sie so an die Stirn zu heben um sich zu bekreuzigen. Aber die kleinen Teufel setzten sich alle auf die, Hand und ließen es nicht zu, daß sie sich bekreuzigte. Der alte Teufel drohte ihnen, es nicht zu thun. Die Alte bemühte sich lange, brachte es aber nicht fertig, sich zu bekreuzigen. Schließlich fiel der Teufel der Alten um den Hals und lachte so grell auf, daſs die Alte emporfuhr und mit dem Antlitz dem Fenster zu zusammenbrach. Von daher kamen Reiter auf sie zugeflogen. In grünen Röcken, mit Pfeifen zwischen den Zähnen, und anf rothen Pferden. Sie kamen immer näher . . . bald würde es mit ihr aus sein! Sie schloß die Augen. Die Erde in der Hütte barst auseinander. Sie wälzte sich in den Spalt und fiel in die Tiefe. Sie flog immer tiefer und tiefer. Irgendwo ganz im Grunde erwischte sie der Teufel, lud sie auf seinen Rücken und flog mit ihr wie ein Sturm umher. . . .

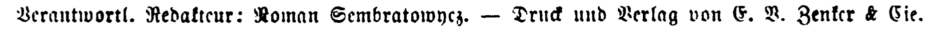
Die Alte riß sich empor und stieß schwer mit dem Kopfe gegen den Tisch. . . . Das Blut begann zu fließen. Da röchelte die alte Frau und starb. Der Kopf lehnte sich an den Fuß des Tisches und sah mit weit geöffneten toten Augen schielend auf die Kammer.

Die Teufel hörten auf zu tanzen; nur die Fliegen leckten gierig das Blut auf. Sie tauchten die Flügeln ins Blut, und immer mehr wuchs die Zahl der blutigen rothen Flügel in der Hütte.

Sie setzten sich auf die schwarzen Töpfe unter dem Ofen und auf die Schüsseln im Wandkasten, auf denen Reiter in grünen Mänteln mit Pfeifen im Munde gemalt waren. Überallhin trugen sie die Spuren des Blutes der alten Frau.

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Olga Kobylanska.

Druckfehler. In der 1. Nummer unserer Zeitschrift haben sich einige Druckfehler eingenistet. Die unangenehmsten seien hier berichtigt: Seite 4, 10. Zeile von oben: „Differenzen" statt „Grenzen"; 22. Zeile von oben: „der ursprünglichen" statt „den ursprünglichen"; Seite 8, 9. Zeile von unten: „elfjährigen" statt „elfjähriger".


Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck und Verlag von E. V. Zenker & Cie.



# Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 15. Juni 1903. Nr. 3.

Der polnische Nationaltag.

Zu Pfingsten am 31. Mai und 1. Juni d. J. wurde in Lemberg der polnische Nationaltag abgehalten. Der Kongreß war auf geladene Personen beschränkt, daher kennen wir die Vorkommnisse auf demselben lediglich aus den Berichten polnischer Zeitungen.

Vertreten waren auf demselben die Polen aus Galizien, Schlesien und der Bukowina — sozusagen offiziell — überdies waren dabei als Gäste die Polen aus Preußisch-Polen und aus Russisch-Polen anwesend. Auf Tausende von Einladungen hin sind etwa 700 bis 800 Personen erschienen. Territorial war die Zahl der Teilnehmer am größten aus Ost-Galizien d. h. aus Ruthenisch-Galizien.

Alle polnischen Parteien und Parteischattierungen hatten hier ihre Repräsentanten — mit Ausnahme der polnischen Sozialdemokraten, welche auch nicht eingeladen waren. Also die konservative, die demokratische (gegenwärtig meistenteils allpolnische genannt), die Volkspartei und auch die Stojalowski'sche Bauernfängergruppe waren hier versammelt. Kein sozialer Stand blieb dabei aus — vom schlichten Bauer bis zum Adel und dessen drei geschichtlich und in der Gegenwart bedeutendsten Familien, der Fürstlich-Czartoryski'schen (vertreten durch Georg und Wladyslaw Czartoryski), der Fürstlich-Sapieha'schen (vertreten durch Wladyslaw Sapieha, das jetzige Haupt derselben) und der Gräflich-Potocki'schen (vertreten durch Jan Potocki).

Bei einer solchen Zusammensetzung des Nationaltages, durch die die Einheit aller Polen zum Ausdruck gelangte, müssen wir die mit Stimmeneinhelligkeit gefaßten Beschlüsse desselben als Beschlüsse der Gesamtheit der Polen ansehen. Deshalb muß denselben auch unsere volle Aufmerksamkeit zugewendet werden.



Nach einer Eröffnungs-Plenarsitzung beriet der Nationaltag in Sektionen. Hier wurden Referate erstattet, darüber diskutiert und Beschlüsse gefaßt. In der Schlußplenarsitzung wurden die in den Sektionen gefaßten Beschlüsse vorgetragen und als Plenarbeschlüsse des Nationaltages promulgiert. Eine Diskussion in den Plenarsitzungen war ausgeschlossen. Lediglich die Plenarbeschlüsse sind den Berichten polnischer Blätter zu entnehmen, denn die in einzelnen Sektionen erstatteten Referate, die Begründung derselben und die Debatten darüber (also das Interessanteste) sind nicht veröffentlicht worden.

Wir wissen daher vom Nationaltage nicht alles, aber auch das Wenige, was wir wissen, ist überaus interessant, speziell für uns Ruthenen.

Den allgemeinen Eindruck, welchen wir von dem Nationaltage gewonnen haben, möchten wir charakterisieren mit den Worten: Die Leute sind verrückt geworden!

Das Streben eines Volkes nach nationaler und politischer — nicht in letzter Linie auch ökonomischer — Unabhängigkeit ist ein Heiligtum, das jeder freiheitlich gesinnte Mann achten, ja hochschätzen muß. Dieses Heiligtum antasten, hieße eine Lästerung begehen. Ein Pole, der dieses Heiligtum nicht in seinem Herzen tragen würde, verdient nicht den Namen eines Polen. Wir anerkennen die volle Berechtigung dieses Strebens der Polen und können ihnen in ihrem schweren Kampfe gegen ihre Bedrücker nur unsere wärmsten Sympathien entgegenbringen.

Wenn aber ein Volk bei seinem Streben nach Erreichung dieses Heiligtums eben dasselbe tun will, gegen was es kämpft, nämlich wenn es dabei andere Völker unterdrücken und knechten will, ja noch mehr — wenn dieses hehre Heiligtum zu einem Deckmantel mißbraucht wird, um andere Völker zu bedrücken, zu knechten, ja sogar wucherisch und schamlos ökonomisch auszubeuten, so muß man sagen, daß dies kein heiliger Kampf, sondern gerade das Gegenteil dessen: die Profanation des hehren Heiligtums sei.

Eine solche Profanation dieses Heiligtums haben eben die Polen bei dem Nationaltage zu Lemberg geleistet.

Die Polen wollen national und politisch unabhängig sein, sie wollen ihren eigenen Staat haben. Das ist nichts Verwerfliches, das ist eher lobenswert. Nur sehen sie ein, daß ein polnischer Staat lediglich aus Polen gebildet, unmöglich eine Großmacht sein könnte. Derselbe wäre ein Staatsgebilde mit höchstens 15 Millionen Einwohner, ein Landstaat abgeschnitten vom Meere und mit Deutschen, Litauern, Russen und Ruthenen als Nachbarn. (Auf solches Rumpf-Polen müßten wir verzichten — sagte vor Kurzem ein polnischer Politiker.) Bei der großen Macht Deutschlands und Rußlands könnte ein rein nationales Polen höchstens eine zweite oder vielleicht noch unbedeutendere Rolle spielen. Hochmütig aber, wie sie sind, wollen die Polen durch ihren Staat gleich die erste Rolle in Europa erlangen, sie wollen allsogleich eine Großmacht sein. Deshalb fordern sie nicht einen polnisch-nationalen Staat, sondern ihr Streben geht nach der Wiederherstellung der bestandenen polnischen Republik mit oder ohne König. Rein nationaler polnischer Staat und die wiederhergestellte polnische Republik — ist ein



gewaltiger Unterschied. Die letztere würde nämlich nicht ausschließlich Polen, sondern überdies den Hauptstock der Ruthenen und andere Völker umfassen, sie würde zirka 70 Millionen Einwohner, darunter über 25 Millionen Ruthenen haben und „vom Meere bis zum Meere" reichen. Dies wäre eine Großmacht, wie es die polnische Republik ehemals war.

Alle Polen ohne Ausnahme streben die Wiederherstellung der bestandenen Republik an, sie anerkennen nicht die sogenannte nationale Autonomie, sie perhorreszieren einen rein-polnisch nationalen Staat, und derjenige Pole, welcher sich auf diesen engeren Standpunkt stellen, den anderen Nationen, welche die ehemalige polnische Republik bildeten, gleiches Recht zuerkennen, d. h. auf diese Völker bei der Errichtung eines polnischen Staates quasi verzichten würde, würde allsogleich als Verräter der heiligen nationalen polnischen Sache ausgeschrieen und gebrandmarkt werden. Wir haben gesagt: „alle Polen ohne Ausnahme", denn bis jetzt hat sich keine einzige polnische Stimme vernehmen lassen, welche das Prinzip der nationalen Autonomie acceptieren würde. Nicht einmal die polnischen Sozialisten haben es getan und sie scheinen einer Erklärung über diesen heiklen Punkt des polnischen Nationalgefühles geflissentlich auszuweichen.

Der Nationaltag hat nun offen die Wiederherstellung der bestandenen polnischen Republik proklamiert. Gleich in der Eröffnungs-Plenarsitzung wurden über Antrag des Vorsitzenden, des Landtagsabgeordneten und Landesausschußbeisitzers Tadeusz Romanowicz, nachstehende Resolutionen beschlossen, welche wir hier wortgetreu anführen wollen. Dieselbea lauten: „Die auf dem Nationaltage zu Lemberg Versammelten stellen (ihre) unzerreißbare nationale Einheit mit den anderen polnischen Teilungsländern fest — versichern, daß sie in diesem Teilungslande (scil. Österreichisch-Polen; Anm. des Verf.) bei der Arbeit für die nationale Wiedergeburt sich immer durch den Gedanken der nationalen Gesamtheit leiten lassen werden, — drücken die feste Überzeugung aus, daß die Arbeit der Polen in jedem Teilungslande zwar dessen besonderen Verhältnissen angepaßt werden, jedoch immer nach einem, allen Polen gemeinsamen Ziele streben solle." — Wir machen darauf aufmerksam, daß im ersten Absatze proklamiert wird „die nationale Einheit" nicht etwa „der Polen in allen Teilungsländern," was bedeuten würde, daß der Nationaltag lediglich die Polen in den Teilungsländern vereinigen wolle, — sondern „die nationale Einheit" „aller polnischen Teilungsländer", was doch etwas ganz anderes bedeutet, und zwar, daß zu „der nationalen Einheit" auch Länder mit nicht polnischer Bevölkerung, somit auch fremde Völker herangezogen werden sollen; maßgebend dabei soll nur der Umstand sein, daß diese nicht polnische Bevölkerung „ein Teilungsland" bewohnt. Daß dies nicht mehr die reine „nationale Einheit", sondern die politische Einheit „der Teilungsländer", somit die politische Wiederherstellung des historischen (also nicht des ethnographischen!) Polens sein werde, ist sonnenklar. Denselben Sinn haben evident auch die Worte: „der Gedanke der nationalen Gesamtheit" im zweiten, und „Ein allen Polen gemeinsames Ziel" im dritten Absatze.

Überdies die besondere Solennität, mit welcher diese Proklamierung der Wiederherstellung Polens am Nationaltage vor sich ging, (die



angeführten Resolutionen wurden einhellig durch feierliches Erheben von den Sitzen angenommen), erhöht noch um Vieles die Bedeutung dieser Kundgebung.

Man könnte einen berechtigten Zweifel in der Richtung hegen, ob eine solche feierliche Proklamierung vor aller Welt der Idee der Wiederherstellung des geschichtlichen Polens politisch zweckmäßig sei. Wir wenigstens sind der Meinung, daß dieser Schritt unpolitisch war, denn für die Polen selber, welche diese Idee längst in ihrem Herzen tragen, war ihre Proklamierung ganz und gar überflüssig, und für jemand anderen außer den Polen konnte diese Kundgebung unmöglich bestimmt sein. Dadurch mahnt nur der Nationaltag die drei Teilungsmächte und die Völker, welche durch die wiederherzustellende „nationale Einheit" umschlungen werden sollen, ja nur gegen die Pläne des Nationaltages auf der Hut zu sein.

Wenn schon aber der Nationaltag für nötig erachtet hat, diese Idee feierlich zu proklamieren, so wäre es männlich gewesen, wenn er dies klar und ausdrücklich getan hätte. Der Nebel, in welchen diese Idee vom Nationaltage gehüllt wurde, macht nur einen kläglichen Eindruck. Es wäre überdies kindisch, zu glauben, daß dadurch irgend jemand hinters Licht geführt werden könne.

Die Ruthenen wollen natürlich von der Wiederherstellung Polens nichts wissen, sie haben in der bestandenen polnischen Republik genug gelitten, um sich ein solches neues Polen zu wünschen. Vielleicht aber sollen die Ruthenen im neuen Polen anders, als früher, behandelt werden, so daß ihr Sträuben gegen die Wiederherstellung Polens unbegründet sei?

Der Nationaltag gibt nun in dieser Richtung eine klare Antwort, zwar in verschwommenen Worten, jedoch ist sie für denjenigen, der sie zu lesen versteht, sogar allzu klar.

Diese Antwort ist in den über das Referat des Reichsratsabgeordneten und Universitätsprofessors Dr. Glombinski gefaßten Beschlüssen enthalten. Dieses Referat behandelte „die Verhältnisse der Polen in den mittleren und östlichen Bezirken Galiziens", d. h. auf dem Gebiete, welches man allgemein als Ostgalizien bezeichnet, und welches, von den Ruthenen als autochtonen Einwohnern in der überwiegenden Zahl bewohnt, ruthenisch ist. Hier haben gegenwärtig die Polen die ganze politische Macht — sie sind darin nur mäßig durch Österreich beschränkt. Die gefaßten Beschlüsse sagen uns nun, was für ein Verhalten der Polen sich der Nationaltag in Ostgalizien wünscht. Das Programm der polnischen nationalen Arbeit für Ostgalizien, obwohl für die Gegenwart und die nächste Zukunft bestimmt, gibt uns aber einen genauen Fingerzeig, wie sich der Nationaltag das Verhalten des neuen Polenreiches in den von Ruthenen bewohnten Bestandteilen dieses Reiches denkt. Ja, im neuen polnischen Reiche werden die Polen, mit einer noch größeren politischen Macht als jetzt in Ostgalizien ausgestattet, ihr gegenwärtig für Ostgalizien beschlossenes Verhalten mit erhöhter Macht durchführen können. Auf dem Nationaltage wurden auch viele und verschiedenartige Beschlüsse, die Polen in Schlesien, in der Bukowina und die polnischen Emigranten in Amerika betreffend, gefaßt. Da diese Beschlüsse das Verhalten der Polen auf den Gebieten behandeln,



wo sie in der Minderheit sind und nicht herrschen, so sind diese Beschlüsse für die Beurteilung des zukünftigen Verhaltens der Polen im neuen Reiche anderen Völkern gegenüber nicht maßgebend. Ebenso nicht maßgebend in dieser Hinsicht wären auch die Beschlüsse, das Arbeitsprogramm der Polen in Preußisch-Polen und in Russisch-Polen betreffend, wenn sie gefaßt worden wären, was jedoch nicht geschah, denn über Einwirkung der österreichischen Regierung aus Rücksicht auf die auswärtige Politik des Staates fielen die Referate über Preußisch-Polen und über Russisch-Polen ganz weg; die Beschlüsse, diese beiden „Teilungsländer" betreffend, wären in dieser Hinsicht deshalb nicht maßgebend, weil dorten die Polen nicht nur die politische Macht nicht besitzen, sondern sie sind politisch und national unterdrückt.

Maßgebend für unsere Frage sind daher die Beschlüsse des Nationaltages bezüglich Ostgaliziens. Er will nun in dieser Hinsicht:

1. „besorgt sein für die Erhaltung der Einheit des ganzen Landes, wie auch aller Landesbehörden und Anstalten" — d. h. mit anderen Worten: jedwede nationale Autonomie der Ruthenen soll ausgeschlossen werden, so daß sie, wie es der sozialdemokratische „Naprzód" in der Nummer 152 richtig hervorhebt, nie z. B. ihren eigenen Landesschulrat, wie ihn die Čechen haben, erlangen sollen; daß in diesen einheitlichen Landesbehörden und Anstalten ausschließlich die Polen herrschen sollen, ist doch selbstverständlich und braucht nicht besonders gesagt zu werden;
2. will der Nationaltag: „den polnischen Charakter der Lemberger Universität, des Politechnikums, der Mittelschulen, der Fachschulen, der Lehrerbildungsanstalten wie auch der polnischen Volksschulen erhalten; nicht minder die stetige Vermehrung der polnischen Anstalten" — d. h. mit anderen Worten: Die nationalen Ansprüche der Ruthenen in allen diesen Schulen — von der Universität bis zu den jetzt unrechtmäßig als polnisch bestehenden polnischen Volksschulen — sollen gar nicht berücksichtigt werden; nach dem wortgetreuen Sinne dieses Beschlusses sollen den Ruthenen offenbar auch ihre Gymnasien, die sie gegenwärtig besitzen, genommen werden, und einige utraquistische Lehrerbildungsanstalten sollen in rein polnische umgewandelt werden;
3. will der Nationaltag: „besorgt sein für die Erhaltung des polnischen Charakters der Städte und Marktflecken, wie auch der von der polnischen Bevölkerung bewohnten Dörfer" — d. h. mit anderen Worten: in allen Städten und Marktflecken müssen Polen herrschen, auch wenn sie dorten in der Minderzahl sind, sie sollen es tun auch in denjenigen Dörfern, wo etwa nur einige Polen da sind; eine energische Polonisierung der Städte, Marktflecken und Dörfer in Ostgalizien ist hier offenbar geplant;
4. will der Nationaltag: „den Wohlstand des polnischen Volkes durch Arbeitsvermittlung und Erleichterung des Gewerbes, durch Agrar-Ortsvereine und Vorschußkassen, wie auch durch Hebung der Hausindustrie" — d. h. mit anderen Worten: Die Polen, welche gegenwärtig die ganze politische Macht in Ostgalizien haben und welche die öffentlichen Mittel des Landes, wie auch die Banken zur Disposition haben, wollen in Ostgalizien sich nur um das polnische



Volk kümmern, sie wollen nicht auch den Wohlstand des ruthenischen Volkes heben, sie wollen offenbar die ökonomische Vernichtung der Ruthenen, des ruthenischen Bauers, falls er sich nicht als ein Pole bekennt.

Bezeichnend ist in diesen Beschlüssen, daß darin nicht einmal der Name der Ruthenen erwähnt wird, — das Arbeitsprogramm der Polen auf dem Gebiete, wo sie in bedeutender Minderheit sind, sollte doch das Verhalten der Polen gegenüber den Ruthenen feststellen. Das tut aber Dr. Glombinski und nach ihm der Nationaltag nicht, — die Ruthenen existieren für Dr. Glombinski und für den Nationaltag in Ostgalizien nicht, eigentlich nach ihrem Wunsche sollen sie nicht existieren, sie sollen vernichtet werden.

Das ist nun ein hübsches Arbeitsprogramm der Polen für Ostgalizien. Also die Ruthenen haben aus den von ihnen gezahlten Steuern und aus den öffentlichen Fonden keine Unterstützung zu erhoffen, weil die machthabenden Polen diese Mittel zur Ausgestaltung und Vermehrung ihrer Schulen, zur ökonomischen Hebung der Polen, zur Hebung des polnischen nationalen Bewußtseins u. dgl. — und zwar Alles das in Ostgalizien! — brauchen und verwenden sollen. Daß damit der Vernichtungskampf gegen die Ruthenen proklamiert wurde, und daß dieses Glombinski'sche Arbeitsprogramm ein schamlos ausbeuterisches ist, wird wohl kaum bezweifelt werden können.

Unsere Worte: Die Leute sind verrückt geworden — glauben wir hiemit zur Genüge bewiesen zu haben. Daß Glombinski in diesen Dingen als unzurechnungsfähig zu betrachten sei, das haben wir längst gewußt, daß aber der polnische Nationaltag, wo doch viele ehrenwerte und intelligente Männer saßen, dem Glombinski hierin Folge geleistet hat, das ist nur zu bedauern.

So verrückt wollen die Polen gegenüber den Ruthenen verfahren auf einem Gebiete, wo sie noch nicht volle Herren sind, wo wenigstens dem Namen nach noch Österreich ist, — wie werden nun die Herren Polen der Glombinski'schen Façon in dem wiederhergestellten Polen verfahren wollen? Vielleicht wird Herr Dr. Glombinski für das neue Polen eine allgemeine Vertilgung der Ruthenen in Vorschlag bringen! Bei dem Menschen kann man wirklich auch auf diesen Vorschlag gefaßt sein!

Herr Glombinski ist uns aber nicht schrecklich — er ist in seinem Chauvinismus nur lächerlich. Die vernünftigen Polen sollen und müssen sich aber die geschichtliche Tatsache zu Herzen nehmen, daß es eigentlich die Ruthenen waren, welche das historische Polenreich zertrümmert haben. Nach den großen ruthenischen Kosakenkriegen im XVII. Jahrhundert, hatten im XVIII. Jahrhundert in Polen nur mehr die drei Nachbarmächte etwas zu befehlen, die Wahl des polnischen Königs hing von diesen Höfen völlig ab. Die Teilung Polens gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts war eigentlich nur eine Formsache, die drei Nachbarmächte haben lediglich die Trümmer des polnischen Reiches zugenommen. Durch diese historische Tatsache gewitzigt, sollten doch die Polen darauf gefaßt sein, daß die Ruthenen ein von Dr. Glombinski und Konsorten wiederhergestelltes Polen ebenfalls ganz gewiß zertrümmern würden. Die Polen sollten sich doch die Lehre ihres



eigenen Sprichwortes: „Madry Polak po szkodzie“ (der Pole ist erst nach erlittenem Schaden gescheit) zu Herzen nehmen. Das wird zweifellos besser für die Polen — und auch für die Ruthenen sein.

Dr. Andreas Kos.



Polonisierung Ostgaliziens auf Staatskosten.

Seit den Vierziger-, hauptsächlich aber ganz deutlich erst seit den Sechziger-Jahren, zeigte es sich, daß die Beziehungen der polnischen Stanczykenpartei zu den maßgebenden Kreisen Österreichs eine feste Gestalt annehmen. Die ganze Politik der genannten Faktoren seit dem Jahre 1861, konsequent aber seit dem Jahre 1867 beweist anschaulich, daß Galizien zu einer Operationsbasis der polnischen Schlachta bestimmt wurde. Damit diese Operationsbasis groß genug werde, und damit sie nicht nur in der inneren, sondern auch in der äußeren Politik Österreichs eine bedeutende Rolle spielen könne, wurde beschlossen, die ethnographischen Grenzen des österreichischen Polens — welches nur Westgalizien, also 22.048 km^2 umfaßt — um das ruthenische Ostgalizien zu vergrößern (um 54.448 km^2).

Das ruthenische Beamtentum Ostgaliziens wird verdrängt und durch das polnische ersetzt. Nachdem nun auf diese Weise die Bureaukratie — die das Gros der Bevölkerung der Städte ausmacht — polonisiert wurde, wurde an die Kolonisierung der Dörfer geschritten. Vor allem wurde Ostgalizien, und speziell der ruthenische Bauer, wirtschaftlich ruiniert. Der Ruthene wird einfach an den Bettelstab gebracht und zur Auswanderung nach Amerika gezwungen — an seine Stelle wird der polnische Bauer aus Westgalizien nach Osten geschickt.

Selbst die Kenner der galizischen Verhältnisse haben es lange nicht begreifen können, wieso es kommt, daß der ruthenische Bauer immer ärmer wird, während der polnische noch in Ostgalizien Grund und Boden erwerben kann. Könnte doch selbst die beste Bewirtschaftung Westgaliziens nicht einmal soviel einbringen, wie eine schlechte Bewirtschaftung des fruchtbaren ostgalizischen Bodens. Verständlich wurde die Sache erst durch die Agitation der Bezirkshauptleute unter den polnischen Bauern (in den Jahren 1895 und 1896), sie sollen von den nach Brasilien auswandernden ruthenischen Bauern Grund und Boden kaufen, sowie durch die allzustark auffallende Parzellierung der ostgalizischen Schlachzizengüter unter die polnischen Bauern. Da erkannte der Ruthene, daß Staat und Land dem polnischen Bauer zu seiner Bereicherung verhelfen, während durch eben dieselben Mittel, durch die der polnische Bauer sich bereichert, der ruthenische Bauer zugrunde gerichtet wird. Welche Mittel das sind, brauchen wir hier nicht aufzuzählen; wir wollen nur darauf hinweisen, daß, während Staat und Land für die Melioration, für die Land- und Wasserstraßen in Westgalizien Sorge tragen und all dieses um die Fruchtbarkeit und den Wert des Bodens zu erhöhen, so geschieht für Ostgalizien gar nichts. In Ostgalizien zahlt der arme Bauer Steuern zu dem Zwecke, damit Westgalizien bereichert werde.



Betrachten wir einmal, wie der galizische Landtag mit dem zu zwei Drittel vom ruthenischen Volke gezahlten Steuern schaltet. Unsere Daten entnehmen wir dem Rechenschaftsberichte „über bis zum Jahre 1898 ausgeführte und projektierte Meliorationsunternehmungen auf Grund spezieller Landesgesetze.“ Hier die Ziffern: Westgalizien bekam 14,131.442 Kronen, d. i. 583 K auf 1 km²; Ostgalizien, d. i. der ruthenische Teil, bekam 4,550.338 K und 5,770.000 K versprochen, also es hatte für je 1 km² 37·82 K versprochen und in der Tat entfiel auf je 1 km² 16·48 K; Westgalizien 583 K und Ostgalizien 16·50 K. Kein Volk, nicht einmal Irland, noch Makedonien, zahlen ihren Herrschern eine solche Kontribution. Wie es sich mit dem Meliorationsfonde verhält, so verhält es sich auch mit den übrigen vom Landesausschusse verwalteten Fonds.

Wenn jemand vielleicht denken würde, daß die Staatsinvestitionen dem ruthenischen Volke in größerem Maße zugute kommen, so irrt er gewaltig. Darüber sprechen wir im Nachstehenden. Daraus soll man ersehen, wie die Ruthenen behandelt werden, die ja doch auch ein gleichberechtigtes Volk sein sollten.

Wir wollen vom Jahre 1875 beginnen. In diesem Jahre erhielt Ostgalizien für Wasserbau 96.371 K, Westgalizien 326.434 K. Wenn wir den Flächenraum beider Landesteile vergleichen, so ersehen wir, daß Westgalizien um 284.000 K zu viel erhielt, als der ruthenische Teil Galiziens. Zählen wir nun hinzu, daß die Verbesserungen den Grundbesitzern einen vierperzentigen Gewinn gewährten, so hatte schon nach dem ersten Jahre die Investition einen größeren Wert um 4% und die Besitzer der regulierten Flüsse wurden um diese Prozente reicher. Das Kapital, das die Besitzer von Steinbrüchen, die Arbeiter u. a. beiden Arbeiten verdienten, trug der Bevölkerung auch 4% ein; so hat das über Maß angelegte Kapital der Bevölkerung Westgaliziens 2 × 4% eingetragen. Diesen Gewinnst verwendet der polnische Bauer zum Ankaufe ruthenischen Bodens. Das, wodurch sich der polnische Bauer bereichert, ruiniert den ruthenischen Bauern. Betrachten wir die Proportion Ostgaliziens zum ganzen Lande, so hat der ostgalizische Steuerzahler von den 284.000 K, die Westgalizien mehr bekommen hat, 197.000 K gegeben! Um eine solche Summe haben sich die ostgalizischen Steuerzahler verschuldet, von einer solchen Summe zahlen sie von 1875 bis nun Wucherprozente. Bis Ende 1902 verliert Ostgalizien dadurch nicht weniger als 2,367.000 K.

Ebenso verhält es sich mit den Auslagen für Straßenbau. Noch im Jahre 1875 erhielt Ostgalizien ebensoviel wie Westgalizien. Aber seit dem Jahre 1877 hat sich Westgalizien für diesen Verlust entschädigt. Seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag wird Ostgalizien von Westgalizien ausgebeutet. Eine Ausnahme bildet das Jahr 1885, in welchem Ostgalizien proportional zu Westgalizien um 402.000 K mehr erhielt.

Im Jahre	Westgalizien bekommt mehr als Ostgalizien um K	Ostgalizien zahlt an Westgalizien K
1878	1,257.982	872.588
1879	1,362.196	944.875
1880	1,367.962	948.875



im Jahre	Westgalizien bekommt mehr als Ostgalizien um K	Ostgalizien zahlt an Westgalizien K
1881	247.876	171.937
1882	180.862	125.862
1883	1,718.674	1,192.143
1884	368.154	255.367
1886	486.151	337.214
1887	688.087	477.285
1888	660.068	457.850
1889	2,511.530	1,742.100
1890	883.313	612.702
1891	1,108.822	769.124
1892	2,189.312	1,518.597
1893	2,734.105	1,896.487
1894	1,827.295	1,267.487
1895	1,831.401	1,270.335
1896	1,903.424	1,320.292
1897	1,511.304	1,048.302
1898	917.272	636.257
1899	1,123.767	779.490
1900	1,518.281	1,053.140

Vom Jahre 1875 bis Ende 1900 erhielt Westgalizien 47,200.000 K und Ostgalizien 38,300.000 K. Zu 100 km² in Westgalizien steuerte der Staat während dieser 26 Jahre 196.000 Kronen bei, in Ostgalizien bloß 70.400 K. Westgalizien erhielt alsa im Vergleiche zu Ostgalizien um 30 Millionen mehr; also Ostgalizien hat an die Staatskassa für Wasser und Straßenbau Westgaliziens 21 Millionen an Steuern gezahlt. Mit Prozenten erhielt Westgalizien um 101 Millionen Kronen mehr als Ostgalizien, und 100 km² in Westgalizien erhielten zusammen mit den Prozenten um 419.000 K mehr, als 100 km² in Ostgalizien. Der polnische Bauer, der so viel Geld bekommt, stürzt sich nicht in Schulden, der Steuern wegen, wie es der ruthenische Bauer zu tun gezwungen ist; der polnische Bauer lebt besser und hat noch Geld zum Ankaufe von ostgalizischem Boden. Infolge der Wasser- und Straßenbauten hat der ruthenische Teil Galiziens an Westgalizien bis 1902 $72^1/_2$ Millionen in Steuern und Wucherprozenten gezahlt. Bloß an Zinsen von den Schulden, die Ostgalizien wegen der Staatsbauten in Westgalizien gemacht hat, wird Ostgalizien alljährlich $7^1/_4$ Millionen Kronen zahlen und von Zinsen noch Zinseszins. Das ist eines von den Mitteln, durch welches der Staat die Polonisierung Ostgaliziens fördert.

Diese Polonisierungsarbeit wird so ernst behandelt, als ob sie im Interesse des Staates gelegen wäre. Wie ernst es Österreich um diese Polonisierung zu tun ist, beweist auch der Umstand, daß hiezu nicht nur der ruthenische Bauer, sondern auch das deutsche Volk beitragen muß.

Sehen wir uns einmal den Zentralrechnungsabschluß über den Staatshaushalt von dem Jahre an, wo die Polonisierung Ostgaliziens im schwunghaften Maße betrieben wird bis zum neuesten Finanzgesetze vom Jahre 1903.



Im Jahre 1877 erhielt Österreich ohne Westgalizien für Wasser- und Straßenbau 11,879.635 K d. i. 4,304 K für 100 km². Westgalizien bekam für einen solchen Flächenraum 8.430 K also proportionell zum Flächenraume um 192·081 K zuviel. Im Jahre 1878 erhielt Österreich ohne Westgalizien 11,285.567 K also auf 100 km² 4089 K, Westgalizien hingegen bekam auf 100 km² 6.584 K also um 374.660 K zuviel. Vom Jahre 1879 an erhielt Österreich ohne Galizien für 100 km² durchschnittlich 4.007 K; Westgalizien 6730 K, also um 655.528 K zu viel. So blieb es bis zum heutigen Tage. Im Finanzgesetz vom Jahre 1903 finden wir in den Auslagen für Wasserbau: Österreich ohne Westgalizien erhält 6,036.013 K, Westgalizien 1,790.561 K, Ostgalizien 1,032.491 K. Auf 100 km² erhält Westgalizien 7445 K, Österreich ohne Westgalizien 2187 K, Ostgalizien 1896 K.

Was folgert aus all dem angeführten der logisch denkende ruthenische Bauer? Nichts anderes, als daß die Leiter des Staates die Polonisierung Ostgaliziens für eine Staatsnotwendigkeit erachten, da sie zu diesem Zwecke den Völkern Österreichs so schwere Kontributionen auferlegt haben.

Haben die Staatsmänner Österreichs je daran gedacht, daß doch einst alle Völker und speziell das ruthenische Volk sich dessen bewußt sein und dann bedenken werden, wie weit die österreichische Politik sie geführt hat? Das ruthenische Volk, das sich jetzt gegen die Invasion der polnischen Bauern wehrt, wird gezwungen sein, sich gegen den Polonisatoren, gegen den zu wenden, der die Ruthenen zugunsten Polens und der Polen ruiniert.

Lemberg. Wjaczeslaw Budzynowskyj.



Die kulturellen Bestrebungen der Ruthenen in Galizien.

II.

Nicht weniger Eifer als auf dem Schulgebiete, wo das Resultat schließlich von anderen Faktoren abhängt, zeigten die galizischen Ruthenen in ihren kulturellen Bestrebungen auf anderen Gebieten, obwohl sie überall mit größeren oder geringeren Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen haben. Ich werde indessen nicht ihre gesamten Bestrebungen auseinandersetzen, sondern nur ihre Tätigkeit auf den drei Hauptgebieten, der Volksbildung, der Wissenschaft und der Pädagogik, insofern sie sich namentlich in den bezüglichen drei Landesvereinen konzentriert, in einer möglichst knappen und anschaulichen Weise darzulegen versuchen.

Als eine demokratische Nation im Allgemeinen und speziell als ein Bauernvolk haben die Ruthenen die Wichtigkeit der Volksbildung vielleicht sogar mehr als andere Völker erkannt und gewürdigt. Wie ich schon erwähnt habe, gründeten sie gleich im Jahre 1848 die Gesellschaft „Halycko-ruska Matycia“ zur Förderung der Volksbildung



und zur Pflege der Wissenschaft. Da diese Gesellschaft aber ihre erste Aufgabe fast gar nicht und die zweite nur mangelhaft erfüllte, da sie dazu eine russophile Richtung annahm, welche zur schließlichen Verschmelzung der ruthenischen Sprache und damit auch der ruthenischen Nationalität mit der russischen führen sollte, da endlich wiederholte Bemühungen, dieselbe zu reformieren, mißlangen, so gründeten einige junge Männer und Studenten im Jahre 1868 einen neuen Volksbildungsverein unter dem Namen „Proswita" (Aufklärung). Derselbe setzte sich als Zweck die Förderung der Volksbildung und als Mittel dazu die Herausgabe von populären Volksbüchern in allen Zweigen der Wissenschaft, entsprechend den Bedürfnissen des ruthenischen Volkes. (Im Jahre 1890 wurden die Statuten schließlich in der Weise abgeändert, daß nicht nur die Verbreitung der Aufklärung durch Herausgabe von Volksbüchern und Zeitschriften, durch Veranstaltung von Vorträgen, Gründung von Lesevereinen u. dgl., sondern auch die wirtschaftliche Hebung des ruthenischen Volkes durch Gründung von Vorschußkassen, von Getreidespeichern und Krämerläden u. dgl. als Zweck bestimmt wurde.) Wiewohl nun gleich die ersten Volksbücher des Vereines mit einer bei den Ruthenen nie gewesenen Raschheit vergriffen wurden und sich einer fast allgemeinen Anerkennung und Beliebtheit erfreuten, wiewohl der Verein sich auch durch die Veranstaltung einer systematischen Herausgabe der ersten Lehrbücher für das damals einzige ruthenische Gymnasium ein großes Verdienst erworben hat, so hatte derselbe dennoch, als ein nationaler und mehr fortschrittlicher Verein, eine Zeit lang einen schweren Stand infolge der Gegnerschaft der damals starken konservativen altruthenischen Partei (aus der sich die jetzige russophile Partei herausgebildet hat), welche denselben als polonophil und als eine Machenschaft der Polen darstellte, ihn unter der ruthenischen Bevölkerung zu diskreditieren suchte und im Jahre 1874 einen Gegenverein (Obszczestwo Kaczkowskoho) gründete. Andererseits stieß der Verein gleich von Anfang an bei der Genehmigung seiner Statuten, bei der Gründung von Filialvereinen u. dgl., auf Hindernisse seitens der polnischen Bureaukratie, denen erst durch Rekurse an das Ministerium abgeholfen werden mußte, und vom Lande bezog er zwar durch fünf Jahre eine Subvention von 2000 fl. für die Herausgabe der Schulbücher, aber er wurde im Jahre 1875 im Landtage von mehreren polnischen Abgeordneten derart angegriffen, daß er auf jene Subvention freiwillig verzichtete. Indessen wurde sein materieller Bestand durch eine Spende von 12.000 fl. seitens seines damaligen Obmannes, des jetzigen Mitgliedes des Herrenhauses, Ladislaus Fedorowycz, gesichert, und jene Angriffe festigten seine Sympatie unter dem ruthenischen Volke. Die Zahl seiner Mitglieder begann zu steigen, zumal auch seine Statuten im Jahre 1876 in einer mehr praktischen Weise abgeändert wurden. In den Jahren 1877 und 1878 wurde der Verein angeschwärzt, daß er mit einer angeblich sozialistischen Bewegung in Verbindung stehe. Es wurden polizeiliche und gerichtliche Revisionen in seinen Lokalitäten vorgenommen, eine Menge ganz unschuldiger, hauptsächlich in Kijew gedruckter und sogar von der russischen Zensur genehmigter Bücher wurden beschlagnahmt, die freilich schließlich zurückgestellt werden mußten, auch zwei Prozesse wegen an-



geblicher Übertretung des Preßgesetzes und des Gewerbegesetzes wurden angestrengt, die aber auch zugunsten des Vereines ausfielen, die Erteilung einer Konzession zur Eröffnung einer Buchhandlung wurde ihm jedoch verweigert. Trotz solcher Chikanen wuchs und entwickelte sich der Verein immer mehr und gründete auch einige Filialvereine. Im Jahre 1884 erhielt er, ohne sein Ansuchen, über Antrag eines Abgeordneten, vom Landtage eine Subvention von 1000 fl., welche in den letzten Jahren auf 3000 fl. stieg. Aber viele polnische Abgeordnete unterließen auch jetzt nicht Angriffe auf den Verein, weil einige Stellen in seinen Volksbüchern gegen die polnischen Großgrundbesitzer gerichtet sein sollen, und infolge davon wurde ihm die Subvention für das Jahr 1891 nicht ausgezahlt. Zu bemerken ist, daß ähnliche polnische Vereine, wie die „Proswita“, vom Landtage eine Subvention von zusammen 17.200 fl., also beinahe sechsmal mehr beziehen.

Auch bei den Regierungsbehörden blieb der Verein mißliebig, trotz seines offenbaren Nutzens und seiner strengen Enthaltung von jeder politischen Tätigkeit. Durch fünf Jahre (1897—1901) hielt derselbe einen Wanderlehrer, welcher während dieser Zeit in 572 Ortschaften, 33 politischen Bezirken vor nahezu 34.000 Zuhörern Vorträge über Ackerbau und Viehzucht abhielt und diesbezügliche Demonstrationen vorführte, denen die ruthenische Bauernschaft mit großem Interesse folgte. Aber weder der Landtag, noch das Ackerbauministerium konnte, trotz wiederholten Ansuchens, veranlaßt werden, für diesen Zweck eine Subvention zu erteilen, nnd der Verein sah sich aus Mangel an Mitteln gezwungen, diese Seite seiner Tätigkeit aufzulassen. Aber nicht nur eine Förderung wird dem nützlichen Wirken des Vereins nicht erwiesen, sondern es werden demselben noch immer allerlei Hindernisse in den Weg gelegt. Namentlich die Lesevereine werden sowohl von polnischen Chauvinisten, als auch von Regierungsbehörden vielfach chikaniert. Dieselben haben z. B. nach ihren Statuten das Recht, für ihre Mitglieder Vorschußkassen und Gemischtwarenhandlungen zu errichten, und in der Tat sind auch gegen 180 solcher Kassen und über 300 Krämereien in Dörfern gegründet worden. Aber in neuester Zeit fangen die Bezirkshauptmannschaften an, diesbezüglich Schwierigkeiten und Sekaturen zu machen, was natürlich in der Regel zum Vorteile jüdischer Wucherer und unreeller Krämer ausfällt. Auch ein Ansuchen um Erteilung einer Lizenz zur Arbeitsvermittlung, welche gewöhnlichen Bewerbern sonst anstandslos gewährt wird, wurde nach einem dritthalbjährigen Hinhalten von der Statthalterei abweislich beschieden.

Der Verein hat bis jetzt 276 Volksbücher herausgegeben und in einer Zahl von etwa zwei Millionen Exemplaren unter dem Volke verbreitet. Der Inhalt dieser Bücher ist sehr mannigfach. Sie belehren vor allem den Bauer, wie er sich sein Haus bauen, wie er den Boden bearbeiten, wie er sein Vieh halten, wie er seinen Körper pflegen, wie er sich sein Leben einrichten, wie er sich in verschiedenen Rechtsfällen helfen soll u. s. w. Sie behandeln die mannigfachsten Zweige der Wissenschaft, namentlich Naturlehre und Naturgeschichte, Geographie, Geschichte u. s. w.; sie bringen auch Unterhaltung und religiös-moralische Unterweisung. Die Bücher werden jetzt in einer Zahl von 10.000, der Kalender in 15.000 Exemplaren herausgegeben. Der Verein besitzt eine



Bibliothek, welche gegen 9000 Bände enthält, und ein kleines Museum mit alten Münzen, Büchern, Bildern und sonstigen Altertümern. — Die Zahl der Mitglieder ist namentlich in den letzten Jahren erheblich gestiegen; jährlich treten gegenwärtig 1000 bis 1400 neue Mitglieder bei, und im Ganzen sind bis jetzt 15.750 Mitglieder, zumeist Bauern, eingetreten. Sie haben eine Einlage von zwei Kronen jährlich zu zahlen, wofür sie jeden Monat (bisweilen für zwei Monate) ein Büchlein bekommen. Der Verein besitzt 24 Filialvereine in den 52 überwiegend oder teilweise ruthenischen Bezirken des Landes und hat seit dem Jahre 1891 in den einzelnen Ortschaften 1263 Lesevereine gegründet, welche zusammen etwa 60.000 Mitglieder zählen. Bei vielen dieser Lesevereine befinden sich, wie schon erwähnt wurde, Vorschußkassen, Krämerladen und Getreidespeicher (letztere etwa 150); in vielen haben sich Zirkel zur Pflege des Gesanges und der Musik oder auch Theaterzirkel gebildet. Einige haben ihre eigenen Häuser, sogar mit Sälen für theatralische Vorstellungen. Die Mitglieder pflegen besonders an Sonn- und Feiertagen zusammenzukommen, meistens liest einer laut aus einer Zeitung oder einem Buche vor, andere hören zu, worauf sich ein Gespräch über das Gelesene entspinnt. — Der Zentralverein besitzt ein Vermögen von 100.000 Kronen, namentlich ein (noch stark belastetes) Haus im Werte von 260.000 Kronen und 17 verschiedene Fonds, welche hauptsächlich zu Stipendien, Unterstützungen u. dgl. bestimmt sind und zusammen gegen 120.000 Kronen ausmachen.

Zur Pflege der Wissenschaft dient die „Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften". Dieselbe wurde im Jahre 1873 unter dem einfachen Namen „Ševčenko-Gesellschaft" (ohne Beisatz) gegründet, hauptsächlich auf Anregung und mit den Kapitalien (über 15.000 fl.) einiger Patrioten aus der Ukraine, welche, in Erwägung der feindlichen Maßregeln der russischen Regierung gegen die ruthenische Sprache, eine beständige Institution in Lemberg zur Pflege dieser Sprache haben wollten. In Verbindung mit ihnen gründeten nun neun galizische Ruthenen die erwähnte Gesellschaft, als deren Zweck „die Förderung der Entwicklung der ruthenischen Literatur" und als Mittel dazu die Erhaltung einer eigenen Buchdruckerei, die Herausgabe von Büchern und literarischen Zeitschriften im eigenen Verlage, die Unterstützung von literarischen und wissenschaftlichen Publikationen u. dgl. bezeichnet wurde. Aber die Gesellschaft konnte sich nur sehr langsam entwickeln. Die Geldmittel zur Gründung und zum Betrieb der Druckerei (ursprünglich bloß 9000 fl.) erwiesen sich als unzureichend, die Einnahmen waren karg, Mitglieder gab es wegen des hohen Eintrittsgeldes (100 fl.) nur wenige, die Gesellschaft laborierte am chronischen Geldmangel und konnte nur selten ein Buch im eigenen Verlage herausgeben. Erst als sie im Jahre 1892 in eine „Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften" umgewandelt, als das Eintrittsgeld herabgesetzt und damit eine größere Zahl von Mitgliedern gewonnen war, namentlich aber als seit dem Jahre 1893 reichlichere materielle Mittel zuerst durch die Übertragung des Druckes der Schulbücher und dann durch Subventionen vom Lande und vom Staate vorhanden waren, und schließlich als der neuernannte Professor der ruthenischen Geschichte an der Lemberger Universität, Michael Hruszewskyj aus Kijew, die Organisation der wissenschaftlichen



Arbeit übernahm, konnte die Gesellschaft eine größere Tätigkeit auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete entfalten.

Nach der gegenwärtigen, in den Jahren 1892 und 1898 durchgeführten Organisation besteht die wissenschaftliche Ševčenko-Gesellschaft aus ordentlichen Mitgliedern, welchen in administrativen Angelegenheiten die Kompetenz zusteht, und aus aktiven Mitgliedern, deren Ernennung auf Grund wissenschaftlicher Qualifikation (selbständiger wissenschaftlicher Leistung) erfolgt und denen die wissenschaftliche Tätigkeit zukommt. Die administrativen Angelegenheiten leitet der Ausschuß, für die wissenschaftliche Tätigkeit bestehen drei Sektionen: die philologische, die historisch-philosophische und die mathematisch-naturwissenschaftlich-medizinische. Außer den Sektionen werden nach Bedarf noch spezielle wissenschaftliche Kommissionen gebildet. Die erste Wahl der aktiven Mitglieder fand im Jahre 1899 statt; jetzt gehören der philologischen Sektion 10 Mitglieder an (8 aus Galizien, 1 aus der Bukowina, 1 aus der Ukraine), der philosophisch-historischen Sektion 14 Mitglieder (7 aus Galizien, 1 aus Kroatien, 5 aus Rußland, 1 aus Frankreich), der mathematisch-naturwissenschaftlich-medizinischen 13 Mitglieder (9 aus Galizien, 2 aus Böhmen, 1 aus Niederösterreich, 1 aus Rußland). Wissenschaftliche Kommissionen gab es im letzten Jahre fünf: eine archäographische, eine rechtswissenschaftliche, eine ethnographische, eine sprachwissenschaftliche und eine medizinische.

Im Jahre 1892 begann das Hauptorgan der Gesellschaft unter dem Titel „Mittheilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften“ zu erscheinen, anfangs ein Band, dann zwei, dann vier, seit 1896 sechs Bände jährlich. Es ist dies eine wissenschaftliche Zeitschrift, vor allem gewidmet der Geschichte, Sprache und Literaturgeschichte des ruthenischen Volkes; sie enthält wissenschaftliche Abhandlungen, Materialien, Miszellanea, wissenschaftliche Chronik und Bibliographie. Bis jetzt sind 52 Bände, jeder zwölf Bogen stark, erschienen. Eine zweite Zeitschrift gibt die Gesellschaft seit dem Jahre 1898 heraus unter dem Titel „Der literarisch-wissenschaftliche Bote“, jährlich zwölf Hefte zu je zwölf Druckbogen. Dieselbe ist an die Stelle der früher (seit 1885) von der Gesellschaft herausgegebenen literarischen Halbmonatsschrift „Zorja“ getreten und enthält vor allem Belletristik, sodann wissenschaftliche Artikel, die Zeitchronik und die ruthenische Bibliographie. Endlich erscheint seit dem Jahre 1900 eine „Chronik der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften“, jährlich vier Hefte, welche Berichte über die Tätigkeit der Gesellschaft enthält (u. zw. in ruthenischer und deutscher Sprache).

Außerdem gibt die Gesellschaft heraus: 1. Sammelwerke der einzelnen Sektionen, bis jetzt erschienen 16 Bände; 2. Ruthenische historische Bibliothek, jährlich ein Band, bis jetzt 21 Bände; 3. Publikationen der Kommissionen: der archäographischen ein Band jährlich, der ethnographischen drei Bände, der rechtswissenschaftlichen zwei Bände, der medizinischen zwei Hefte jährlich. Also erscheinen, ungerechnet den „literarisch-wissenschaftlichen Boten“ und die „Chronik“, sowie auch etwaige außerordentliche oder neu begonnene Ausgaben, 16 Bände und 2 Hefte jährlich, beiläufig 250 Druckbogen. Unter diesen Publikationen will ich nur beispielsweise anführen: Geschichte der Ukraine (ruthenisch) von M. Hruszewskyj (bis jetzt drei Bände), Quellen zur

Geschichte der Ukraine (bis jetzt 7 Bände), die Apokryphen und Legenden aus ruthenischen Handschriften von Dr. J. Franko (drei Bände), die Monographie „Huzulien" von W. Szuchewycz (drei Bände). Über den Wert der Publikationen und die Tätigkeit der Gesellschaft lauten die Rezensionen in wissenschaftlichen Kreisen sehr günstig. Der Wiener Akademiker Jagič bemerkt, daß die Ševčenko-Gesellschaft „Dank der energischen Arbeit der galizischen Ruthenen und jener moralischen Unterstützung, welche ihr insgeheim aus Rußland zuteil wird, sich mit der Zeit zu einer ruthenischen Akademie entwickeln kann", und der Berliner Universitätsprofessor Brückner hebt die Bedeutung der Gesellschaft als Hauptpflegestätte ruthenischer Wissenschaft hervor, deren Zentrum infolge unwillkommener politischer Umstände von Kijew nach Lemberg übertragen wurde, und weist auf den hohen wissenschaftlichen Wert ihrer Publikationen hin.

Die Gesellschaft unterhält auch eine öffentliche Bibliothek, welche im letzten Jahre von 574 Personen benützt wurde und 13.000 Bände zählt, sowie ein kleineres Museum. Die Bibliothek wächst sowohl durch Ankauf neuer Werke als auch durch Umtausch der Publikationen der Gesellschaft mit anderen Instituten in fast allen Kultursprachen Europas und Amerikas. Nebstdem verwendet die Gesellschaft an Stipendien, Unterstützungen, wissenschaftlicher Repräsentation (z. B. bei drei Kongressen in Paris während der Weltausstellung) u. dgl. jährlich durchschnittlich 2000 Kronen.

Wie jeder kulturellen Arbeit der Ruthenen, so treten auch der Ševčenko-Gesellschaft bedeutende Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg. Vor allem sind ihre materiellen Mittel allzu gering. Sie bezieht erst seit dem Jahre 1894 eine Subvention vom Landtage und seit dem Jahre 1895 von der Regierung. Dieselbe betrug anfangs nur je 1000 fl., nach und nach wurde sie auf 5000 fl. vom Lande und 3000 fl. vom Staate erhöht. Die Ausgaben der Gesellschaft für ihre wissenschaftlichen Publikationen betragen aber mehr als zwei- bis dreimal so viel (in den letzten drei Jahren 40.810, 44.511 und 54.800 K), während die wissenschaftlichen Institute anderer österreichischer Völker über zehnmal größere Mittel verfügen (die Prager Akademie der Wissenschaften erhält z. B. vom Lande und vom Staate je 40.000 K, die Krakauer Akademie vom Lande 52.000 und vom Staate 40.000 K), dabei aber auf ihre Publikationen nicht viel mehr als die Summe ihrer ständigen Subventionen verwenden. (Das eigene Vermögen der Gesellschaft beträgt 78.000 K, außerdem besitzt dieselbe für spezielle Zwecke Stiftungen und Fonds im Betrage von 130.000 K). Ein zweites Hindernis ist, wie in der Chronik der Gesellschaft bemerkt ist, der Mangel bei den Ruthenen an höheren wissenschaftlichen Institutionen, namentlich an einer Universität, auf welche sich die Arbeit der Gesellschaft stützen würde. Und ein drittes Hindernis sind die Zensurverhältnisse in Rußland, wo die wissenschaftlichen Publikationen der Gesellschaft, nur ihrer Sprache wegen, zu den „absolut verbotenen" Schriften gehören, wodurch also für sechs Siebentel des ruthenischen Volkes die wissenschaftliche Arbeit der Gesellschaft fast verloren bleibt.

Der dritte kulturelle Landesverein der galizischen Ruthenen ist die „Ruthenische pädagogische Gesellschaft". Sie wurde im Jahre

1881 gegründet und hat den Zweck: erstens auf die Bedürfnisse des ruthenischen Volkes auf dem Schulgebiete bedacht zu sein, sich mit der Gründung ruthenischer Schulen zu befassen und alle Angelegenheiten der öffentlichen und privaten Erziehung auf Grundlage der Muttersprache zu fördern, zweitens die Interessen der ruthenischen Lehrerschaft, namentlich der Volksschullehrer, zu unterstützen. Als Mittel zu diesem Zwecke dienen unter anderm: Mitgliederkonferenzen mit Vorträgen und Vorlesungen pädagogischen und didaktischen Inhalts und daran sich knüpfenden Diskussionen, Herausgabe von Schriften pädagogischen und didaktischen Inhalts, Gründung von Schulen, von pädagogisch-didaktischen Instituten und Schülerinternaten. Die Gesellschaft zählt jetzt 1100 Mitglieder und hat 14 Filialvereine. Sie erhält eine höhere Bürgerschule für Mädchen in Lemberg, welcher neulich das Öffentlichkeitsrecht zuerkannt worden ist. Im nächsten Schuljahre will sie eine private Lehrerinnenbildungsanstalt in Lemberg eröffnen. Außerdem werden Lehrkurse für Analphabeten, besondere für männliche und besondere für weibliche gehalten, sowie Nachmittagskurse für Schüler polnischer Volksschulen in Lemberg, wo die ruthenische Sprache gar nicht oder in unzureichendem Maße gelehrt wird. Ferner erhält die Gesellschaft ein Mädcheninternat in Lemberg (mit 38 Zöglingen) und zwei Internate für Knaben (mit 54 und 90 Zöglingen). Der Filialverein in Stanislau erhält gleichfalls ein Knabeninternat mit 36 Zöglingen, und der Filialverein in Tarnopol geht daran, einen Konvikt für Mädchen zu gründen.

Die Gesellschaft gibt zwei Zeitschriften heraus, eine Lehrerzeitung (Uczytel) und eine Jugendzeitung (Dzwinok). Außerdem hat sie bis jetzt 102 Bücher, Jugendschriften und pädagogische oder didaktische Werke herausgegeben. Das Vermögen der Gesellschaft beträgt 7000 Kronen. Nebstdem besitzt dieselbe für spezielle Zwecke fünf Fonds im Gesamtbetrage von 9000 Kronen.

Auch dieser Verein hat die Mißgunst der galizischen Behörden und Hindernisse bureaukratisch formalistischer Natur erfahren. Unter anderem mußte eine im Jahre 1899 beschlossene Änderung der Statuten dreimal umgearbeitet und immer von neuem an die Statthalterei eingereicht werden, wo sie aber dennoch nicht zur Kenntnis genommen, sondern erst vom Ministerium des Innern über einen Rekurs der Gesellschaft genehmigt wurde.

Zum Schlusse noch einige Worte über das **ruthenische Theater**. Vor vierzig Jahren wurde durch die Bemühungen des damaligen Vizelandmarschalls Julian Lawrowskyj ein kleiner Fonds zusammengebracht, welcher die Eröffnung eines ruthenischen Theaters in Lemberg ermöglichte. Erst nach mehreren Jahren und unter bedeutenden Schwierigkeiten gelang es, eine kleine Subvention vom Landtage zu erwirken. Dieselbe wurde mit der Zeit erhöht und beträgt jetzt 14.500 Kronen jährlich. Das Theater verbringt aber in der Regel nur zwei Monate in Lemberg, da es dort erstens kein ruthenisches Theatergebäude gibt, ein halbwegs geeigneter Saal aber nicht leicht zu bekommen ist, und zweitens weil es auch an einem hinreichend zahlreichen ruthenischen Publikum in der polonisierten Stadt mangelt,. Nichtruthenen aber, ja sogar russophile Ruthenen (!) das ruthenische Theater nur ganz spärlich



und ausnahmsweise besuchen. Jetzt schreiten indes die Ruthenen doch daran, für sich ein besonderes Theatergebäude in Lemberg zu errichten. Die restlichen zehn Monate des Jahres wandert das ruthenische Theater im Lande umher. Das Repertoir des Theaters besteht zum größten Teile aus Originalwerken, namentlich Volksstücken galizischer und ukrainischer Autoren, zum kleineren Teile aus Übersetzungen. Das ruthenische Theater hat außer anderen Schwierigkeiten noch diese, daß bessere Schauspieler und Schauspielerinnen, namentlich stimmbegabte und zu Operettendarstellungen geeignete, sobald sie sich mehr ausgebildet haben, an eine polnische Bühne übertreten, weil sie dort bessere Bedingungen erhalten können.

Und nun noch eine Bemerkung. Die Ruthenen müssen ihre noch immer schwachen und wenig zahlreichen Kräfte auf die verschiedensten Gegenstände zersplittern, um auch nur einigermaßen den Bedürfnissen ihres Volkes und den Anforderungen der Zeit zu entsprechen. Besonders viel Zeit und Mühe absorbiert die Arbeit auf dem politischen Gebiete, die unersprießlichste und undankbarste, aber dennoch eine unumgängliche Arbeit. Wie viel größer könnten ihre Fortschritte auf dem kulturellen und wirtschaftlichen Gebiete sein, wenn ihnen diese Arbeit abgenommen oder doch wenigstens erheblich erleichtert würde! Das dürfte aber vielleicht nicht für die Ruthenen allein von Nutzen sein . . . .

Jul. Romanczuk.



Marko Wowczok und seine Erzählungen.

Der Verfasser der fast allgemein bekannten ruthenischen Erzählungen, der eine Sammlung schönster Schilderungen der ruthenischen Landbevölkerung unter dem Pseudonym Marko Wowczok veröffentlichte, und von denen wir einige dem Leser im deutschen Gewande bieten werden, ist eine Frau namens Maria Markowycz. Sie stammte aus Moskau und verlebte ihre Jugendzeit in Orel (Rußland). Im Jahre 1847 vermählte sie sich mit dem Kijew'er Studenten Opanas Markowycz, welcher sich durch eine hohe literarische Bildung und tiefe Kenntnis der Sprache, Sitten und Gebräuche des ruthenischen Volkes auszeichnete. Beeinflußt von Opanas, lernte dessen Gattin Maria das Wesen der ruthenischen Landbevölkerung, seine Sitten und Gebräuche kennen, und von der Natur mit einem bedeutenden Erzählertalent ausgezeichnet, griff sie zur Feder und schuf eine Reihe der schönsten und ergreifendsten Schilderungen aus dem Leben der ruthenischen Landbevölkerung. Späterhin übersiedelte Maria Markowycz von Kijew nach Petersburg, und bildete daselbst den Mittelpunkt der ruthenischen Gesellschaft, welche ihrem Talente die aufrichtigste Bewunderung zollte. Hier wurde sie auch mit dem größten ukrainischen Nationaldichter Taras Ševčenko bekannt. Aus einem schönen Gedichte, welches er ihr gewidmet, ist seine hohe Bewunderung und eine aufrichtige Freude über ihr Talent und ihre literarische Tätigkeit ersichtlich.

Der Ruhm der Schriftstellerin Marko Wowczok wurde laut in ganz Rußland. Der berühmte russische Schriftsteller Iwan Turgenjew übersetzte alle ihre Arbeiten in die russische Sprache.

Nach längerem Aufenthalte in Petersburg reiste Marko Wowczok ins Ausland, ebte anfangs in Dresden und wandte sich dann nach Paris. Ihr Gatte Opanas



Markowycz kehrte aus dem Auslande in die Ukraine zurück, wo er im Jahre 1867 starb, und zwar in der Stadt Černihow. Ihre schriftstellerische Laufbahn begann Maria Markowycz um das Jahr 1856. Im Jahre 1858 erschien in Petersburg der erste Band ihrer Erzählungen, im Jahre 1862 der zweite, und im Jahre 1865 der dritte. Ihre Arbeiten wurden in Rußland äußerst sympathisch aufgenommen und erfreuten sich einer großen Popularität. Sie spiegelten das Leben der Leibeigenen getreu wieder, und zwar gerade um jene Zeit, in welcher die Leibeigenschaftsfrage ins Leben gerufen wurde. Die kurzen, mit Meisterhand und ethnographischer Wahrheitstreue gezeichneten Schilderungen, geben einen nur allzu genauen Einblick in die traurige Lebensweise jener „russischen Neger"; und das große Verdienst Maria Markowycz's bestand auch darin, daß sie das Banner für die armen Bedrückten erhob. Ihre Arbeiten wurden deshalb nicht nur in die russische, sondern auch in die serbische, polnische und čechische Sprache übersetzt. Der größere Teil dieser Arbeiten handelt vom Leben der Leibeigenen; der übrige bietet ein interessantes ethnographisches Material, bearbeitet mit künstlerischer Vollendung.

Ein bedeutender ruthenischer Schriftsteller sagt von ihren Erzählungen: „Die Erzählungen Marko Wowczok's — das ist die lebendige Ethnographie. In ihnen redet das Volk zu uns mit eigenen Worten; das ist der „Volksmund". Durch seine Lippen redet das klein-russische Volk selber."

Ihre Helden und Heldinnen wie: Horpyna, Odarka, Maxim Hrymatcz u. a., das sind Gestalten die gelebt haben, oder auch noch am Leben sind. Ihre Arbeiten zeichnen sich durch realistische Wahrheit, durch einfache, tief ergreifende Darstellungsweise, Gefühlskraft und künstlerische Schönheit in Form und Sprache aus, und sind mit Recht in die Reihen der besten Schilderungen aus dem Leben des Landvolkes, die die Weltliteratur aufzuweisen hat, gestellt.

Wenngleich die gesellschaftlichen Verhältnisse in Rußland einer Änderung anheimfielen, die Leibeigenschaft längst aufgehoben wurde, so haben sich die Werke Maria Markowycz doch einen unbestrittenen, selbständigen Platz in der Literatur errungen, und speziell in der ruthenischen bilden sie noch immer eine der originellsten Erscheiuungen.

Die Reihe von Erzählungen, die wir hier dem geehrten Leser vorführen, werden ihm Gelegenheit geben, den ruthenischen Volkscharakter im nicht geringen Maße kennen zu lernen. „Zwei Söhne", „Ein Traum", „Nicht der Rechte" und „Maxim Hrymacz" gewähren einen Einblick in das Familienleben des obgenannten Volkes. „Odarka" und „Eine Liederliche" sind „Denkmale" aus der Zeit der Leibeigenschaft.

Czernowitz. Olga Kobylanska.



Zwei Söhne.

Eine Erzählung von Marko Wowczok.

I.

Mein Mann starb und hinterließ mir zwei Kinder, zwei Knaben. Diese durch meiner Hände Arbeit zu ernähren, war meine heilige Verpflichtung; doch wie ist dies einem Weibe allein möglich? Blutete mir auch das Herz darunter, so verkaufte ich doch zuerst dies, dann jenes, bis zum Schlusse nichts mehr übrig war. Uns Armen ist es schwer, sich unserer geringen Habe zu entäußern, die gleichsam mit unserem Wesen verwachsen ist! Aber ich gab Alles hin, mühte und plagte mich ab vom Morgen



bis zum Abend, von einem Tage bis zum anderen mich tröstend mit dem Gedanken, mich doch meiner Kinder erfreuen zu können. Diese wachsen heran, umklammern mich mit ihren Händchen und plaudern schon, diese meine süßen Nachtigallen . . . .

II.

Andrijko, der ältere meiner beiden, war ein heiterer, prächtiger Knabe, vollwangig, helläugig, mit einem Lockenköpfchen, wie es nur ein Mutterherz erfreuen kann. Gaben mir seine Possen den Tag über tüchtig zu schaffen, so boten sie aber auch viel Zerstreuung. Mußte ich hier strenge sein, so konnte ich wieder im nächsten Augenblicke dort — küßen und kosen. Wassilko der Jüngere, war still und sanft, im Hause nicht vernehmlich, auf der Gasse nicht sichtbar. War dieses rührige, nachdenkliche Wesen ein Ausfluß dessen, daß er in so schwerer Stunde zur Welt gekommen, oder war es Gottes Wille und Bestimmung?

Während Andrijko ausgelassen das ganze Dorf umjagt, und freudestrahlend mit erhitztem Gesichtchen heimkehrt, hält sich Wassilko in der Nähe des Hauses auf, schüttelt spielend den Staub aus einer Hand in die andere, oder er sucht verschiedene Pflänzchen aus, gräbt nach Würmchen in der Erde oder fängt Schmetterlinge, die er lange sinnend betrachtet. — Sein Lieblingsplätzchen ist das Gärtchen, wo er oft ganze Tage gleichsam etwas belauschend verbringt. — Ruft oder spricht ihn Andrijko an, so fährt er jäh' zusammen . . . .

„Worüber denkst du mein Kind?" frage ich ihn.

„Ich denke, daß die Welt so groß ist, Mutter!" ist seine einzige Antwort.

Kaum zählte er einige Jahre, so kannte er bereits alle Kräuter, benannte sie mit Namen, kannte auch Zeit und Ort der Blüte, wußte auch die Zeit, wann und welche Vögel in wärmere Länder zogen und von dort wiederkehrten, Alles das wußte er ganz genau . . . .

„Laßt ihn in Ruhe, stört ihn nicht! Das ist ihm von Gott gegeben!" sagen mir mitunter die Leute . . . .

III.

Obwohl müde und abgemattet von des Tages Last nehme ich doch an langen Herbst- und Winterabenden meine beiden Kinder auf die Kniee und belehre und unterrichte sie so gut ich eben kann; ich erzähle ihnen vom Schöpfer, von diesem und jenem und erfreue mich dabei ihrer kindlichen Äußerungen. —

Andrijko jedoch, hält dabei nicht lange aus, bald ist er der Gespräche überdrüssig, reibt sich die Augen, seufzt und gähnt. „Laßt mich frei, Mutter!" bittet er. Lasse ich ihn los, so ist er wie umgewandelt; er wird ausgelassen, lebendig, tummelt sich in allen Ecken herum, so lange bis ihn der Schlaf völlig übermannt.

Wassilko dagegen, würde mit mir auch die ganze Nacht aufbleiben, würde mir zuhören und mit seinen Äuglein mir die Worte gleichsam vom Munde ablesen.

Bald legen wir uns zur Ruhe; in der Nacht wache ich auf und bemerke, daß mein Jüngster nicht schläft.

„Warum schläfst du nicht, mein Liebling?" frage ich ihn.

„Ich kann nicht, Mutter! Warum ist die Nacht so finster und undurchsichtig?"

„Das ist Gottes Wille mein Kind, daß die Nacht so finster ist; aber schlafe doch mein Kind, schlaf' jetzt!" Stille wird er zwar, aber lange, lange liegt er noch wach. Blickt in mancher Nacht der Mond durch das Fenster, so wendet Wassilko die Augen nicht von ihm ab. Da ich aber von Leuten erzählen gehört, es sei nicht gut, wenn der Mond Schlafende bescheine, so decke ich in solchen Fällen die beiden zu. „Schau' nicht auf den Mond Wassili, es ist nicht gut!" ermahne ich. Statt einer Antwort seufzt er bloß auf. Nur höchst selten schläft er während einer mondhellen Nacht, gewöhnlich hat er unruhige Träume oder schläft überhaupt gar nicht.



Das gerade Gegenteil ist sein Bruder; mag sich erst die Morgenröte zeigen, oder die Sonne schon in ihrer vollsten Pracht am Himmel stehen, lang ausgestreckt, erhitzt liegt er noch im tiefsten Schlaf. So wie es schwer ist, ihn des Abends zur Ruhe zu bringen, so schwer ist es, ihn in der Frühe aus dem Bette zu bringen. Ist er aber einmal auf, so wird es im Hause lebendig; da gibt es ein Tummeln und Lärmen, ein Drunter und Drüber, es ist als ob erst mit ihm gleichsam Alles erwacht wäre. Und er selber bildet freudestrahlend und selbstzufrieden den Mittelpunkt der lärmenden Unterhaltung. Obwohl ungern, muß ich doch manchmal, wenn es zu arg wird, den Hemmschuh anlegen, schelten und ihn erschrecken. Auch auf die Gasse kommt Andrijko und jäh und heftig wie er ist, gerät er mehrmals des Tages mit den Nachbarskindern in Streit und prügelt sich wohl auch mitunter der kleinsten Kleinigkeit wegen.

„Andrijko", sagt in solchen Fällen Wassili, der, obwohl jünger, dennoch auf den älteren Einfluß zu üben sucht, „was ist mit dir? Warum bist du verstimmt?"

„Ich schlug mich wieder einmal, das ist die Ursache."

„Da hast du die Folge deiner Ausgelassenheit, Andrijko; selbst hast du es dir zugezogen, daß du jetzt so traurig bist und dich schämen mußt, geprügelt worden zu sein."

Stets antwortet Andrijko darauf: „Ich kann nicht so sitzen, das ist mir zu langweilig", und kaum sind diese Worte seinem Munde entflohen, so ist er auch dahin, spurlos verschwunden.

Still und verständig benahm sich Wassilko; diesen frühreifen Verstand konnte ihm nnr Gott gegeben haben. Ging er auch hie und da einen Kameraden zu besuchen, so merkte man kaum, daß er fort gewesen, so schnell war er wieder zurück; nirgends hielt er sich lange auf, selbst an Belustigungen beteiligte er sich nnr kurze Zeit. In Einsamkeit, an der eigenen Gesellschaft sich begnügend, wuchs er heran. Dabei war er auch nicht redselig noch witzig, überhaupt, ich finde kein Vorbild dem er nachgeraten sein könnte!

Andrijko wiederum ist bekannt mit allen Leuten im Dorfe; ist er bei der Arbeit, so schafft er rüstig, er weiß sich aber doch auf eine Weile loszumachen um zu den Mädchen zu eilen! Sein Bruder hingegen kennt kein Unterbrechen der Arbeit, was er einmal begonnen, an dem schafft er mit Leib und Seele bis es vollendet . . .

IV.

Heuer sollte Rekrutenaushebung bei uns stattfinden; wie überlief es mich eiskalt wenn ich meine beiden Söhne betrachtete, wie sie dastanden, voll Kraft und Leben, nur Schönheit und Jugend atmend! — Ach meine Kinder, meine armen, armen Kinder!

Eines Morgens — möchte niemand einen solchen erleben — teilte man mir mit, daß an Andrijko die Reihe gekommen sei, und daß er unter die Rekruten müsse.

Schweren Herzens nehme ich mein Letztes zusammen, um mein Kind, das in Elend gehen sollte, auszustatten; nur eine Mutter vermag diese Qual zu ermessen. — Und er selbst . . . früher strotzend von Gesundheit, verwelkte sichtlich unter meinen Augen, glanzlos wurde sein lebhafter Blick, verschwunden war sein fröhliches Lächeln. Nicht allein die Tränen der Mutter bedrückten sein Herz zu Tode, nein, auch junge Augen weinten um seiner Schönheit willen. Durch seine prachtvolle Stimme, die er in sternenhellen Nächten durch das ganze Dorf ertönen ließ, hatte er sich ein schönes, liebes Mädchen errungen. Ich selbst hatte schon oft, wenn ich in lauen Sommernächten wach im Bette liegend über Dies und Jenes sinnte und dazwischen das traute Liebesgeflüster der beiden hörte, gedacht, wie schön es sich gestalten werde, wenn sie, diese Schwalbe, einmal in unser Heim eingezogen, ihm zur Freude, mir zur Hilfe! — Und nun sollte mein Traum zerrinnen, meine Hoffnung der Spur der Rekruten folgen!



V.

Mittwoch Nachmittag sollten die Neueinberufenen abgeführt werden.

Ich sitze in banger Erwartung der Scheidestunde im Stübchen, als plötzlich Wassilko hereinstürmt, blaß, athemlos, in Begleitung zweier Männer.

„Frau Mutter," spricht der eine, „stattet beide aus, es wurde befohlen, auch Wassilko mitzuführen!"

„Das glaube ich nicht, es kann nicht sein; habe ich doch nur diesen Einzigen!"

„Ja, Mutter," spricht Wassili, „es ist wirklich so wie man dir gesagt."

Mein Herz ist gleichsam gestorben, ich höre wie mich alle zu überzeugen suchen von der traurigen Wahrheit, ich vernehme ihre teilnehmenden Worte, aber nichts macht Eindruck auf mich ....

VI.

Drei Trojkas waren ausgefahren, vollgestopft mit den Neueinberufenen und den Verwandten und Freunden die sie begleiten wollten. . . . Auch ich hatte zwischen meinen Söhnen Platz genommen und fuhr mit. Felder, Wiesen und Fluren tauchten auf vor dem tränenumflorten Blick, aber ich sah von all' dem nichts. Ich ward wie ein kleines Kind das nichts sah, nichts verstand und nichts wußte! — Nur beim Gedanken an meine Kinder krümmte sich mir das Herz zusammen.

Im Wehrbezirk angelangt führt man sie ab, uns läßt man stehen und warten. Mich übermannt etwas wie Schlaf, aber ich werde aufgerüttelt durch das herzzereißende Schluchzen hier, durch das Weinen und Jammern dort. Zuerst führt man die meinigen ab . . .

„O, allmächtiger Gott! Bist du doch groß und barmherzig, hättest du sie doch lieber sterben lassen!"

VII.

Man bringt mich nach einem Häuschen, mehr Lehmhütte oder Höhle, was es ist, ich kann es nicht sagen; drinnen sitzt ein Russe, großköpfig, mit zerrauftem Haar, ungewaschen, Borsten im Gesichte wie ein Igel, das zukünftige „Väterchen", der Vorgesetzte meiner Kinder.

Mich verneigend, bitte ich unter Tränen: „Wendet Euere Gnade nicht von meinen Söhnen gnädigster Herr!" und gebe ihm dabei mein letztes was ich erübrigt, etwas Geld und Leinwand, wie man es eben hat.

„Sei ohne Sorge, Alte!" spricht er gnädig mit heiserer Stimme. „Etwas bangen werden deine Söhne, ohne dem geht es auf der Welt einmal nicht ab; aber späterhin werden sie sich dareinfinden und werden brave Männer, z. B. gesagt, wie ich einer, werden!"

Dabei schaue ich mir ihn an, genau: er ist rot, aufgedunsen, mit glanzlosen verschwommenen Augen ....

„O du mein Gott! . . . Und meine Söhne, diese meine süßen Tauben! Ihre Seele ist jetzt heilig, ihr Blick hell, voller Unschuld, und ihre lieben Gesichter gleich Blumen blühend! . . ."

VIII.

Bis weit hinaus über das Weichbild der Stadt gaben mir meine Kinder zum Abschied noch das Geleite. Noch jetzt steht mir in den heißen, schwülen Sommertagen unser Abschied vor Augen. Die Häuser in der Stadt sind alle verschlossen, die Fenster verhängt; nichts regt sich; hinter der Stadt verdeckt ein dunkler Fichtenwald den Sandweg vollständig, träge fährt ein laut ächzender Wagen darüber hin, glühend heiß steht die Sonne am Zenit. . . .



IX.

Mühsam, unter fortwährenden Leiden schleppe ich mich mutterseelenallein dahin; meine Augen flieht der Schlaf; teilnahmslos verrichte ich meine Arbeit gleichsam unter Zwang, fremd ist mir die Außenwelt geworden, auch das Wort „ausruhen" ist für mich nicht mehr vorhanden!

So vergehen das erste, das zweite, das fünfte Jahr; um mich legte es sich wie eine schwarze Wolke, in der nur zwei helle Punkte leuchten, meine beiden Kinder.

Nach den Weihnachten sitze ich einmal spät abends noch im Stübchen und spinne; der Sturmwind fegt um das Haus und rüttelt an den Fenstern mit einer Gewalt, daß sogar in der Stube die Flamme hin und her flackert. — Plötzlich wird an die Tür geklopft; ich öffne — Wassili steht vor mir!

„Wassilko mein Sohn! und wo ist Andrijko?"

„Er ist nicht mehr, Mutter! Er hat sich niedergelegt um nicht mehr aufzustehen!" „Meine Ahnung hatte mich also nicht betrogen; beweinte ich ihn doch schon lange und bat Gott täglich für ihn; und gerade dieser war für das Leben geschaffen; an Wuchs und Kraft und in den Gesichtszügen seinem Vater aufs Haar gleichend, ist er auch seinem Vater in die andere Welt nachgeeilt!"

„Wie alt seid Ihr geworden, Mütterchen! Wie ist es Euch hier ergangen? Habt wohl recht Not gelitten?"

„Wie ich lebte? Unter Tränen erhebe ich mich von meinem Lager und weinend suche ich es wieder auf. So lebte ich."

„Ich bin gekommen Mütterchen zu Euch um zu sterben!"

Ich sehe ihn an . . . ach, hätte ich es doch nie erlebt dieses Wort zu vernehmen! Aber er sprach die Wahrheit; mein Kind so jung und schon geknickt. . . .

Von Tag zu Tag schwindet mein Wassilko mehr und mehr, er schmilzt zusammen wie eine Kerze; endlich mußte er sich legen, kränkelte und kränkelte und im Frühjahr ging er dahin, von wo es keine Wiederkehr gibt.

Wie konnte er auch weiter leben? Zwar hatte er sich zur allseitigen Bewunderung entfaltet, aber jene Abrichtungen und Übungen hatten seine Kraft aufgezehrt.

„Ich bin nicht dazu geschaffen Mutter, um im Kriege Menschen zu tödten", sprach er mitunter, der Krieg ist nicht für solche Leute wie ich; aus mir wird nie ein guter Soldat."

Obwohl schon schwer krank, sann er doch noch immer nach und träumte. „O Gott, o Gott", sagte er einmal, „wie wunderschön ist doch die Welt und ich habe kaum das Leben gekostet; gelernt habe ich nichts und ich weiß auch nichts."

In der letzten Stunde sprach er: „Ich habe nicht auf der Welt gelebt Mutter! Ich war erst im Begriffe zu leben!"

So jung war er . . . und wie mit einer Sense wurde er weggemäht, ich aber — blieb. . . .

X.

Noch eine einzige Freude genieße ich, wenn mir meine Kinder im Traume erscheinen. Stets träume ich von ihnen als Kinder, nie aber als Erwachsene, als Burschen. Und mit einer solchen Lebendigkeit stehen sie dann vor meiner Seele! Andrijko mit lockigem Haar, in der Stube herumlaufend, sich fröhlich herumtummelnd in der hellen Stube; Wassilko dagegen gebückt über Blumen sitzend und dabei vertieft in Gedanken. . . .

Erwache ich — so ist es leer und öde um mich, meiner harrt die Arbeit; leben muß man, tätig muß man sein, Schmerz muß man erdulden. . . .



Ich lebe . . . Ich merke wie das Haus sich senkt vor Alter, fühle wie meine Gebeine morsch werden, wie ich offenbar verblöde und selbst gleichsam in die Erde versinke. . . .

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Olga Kobylanska.



Allslavisches.

Die slavische Welt nimmt immer mehr die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in Anspruch. Die Folgen der intensiven panslavistischen Propaganda, die von Rußland aus mit einer Meisterhand geleitet wird, konnten nicht ausbleiben. Nicht umsonst wird doch ganz Mitteleuropa von russischen „Wachposten" umzingelt, nicht vergebens werden von dem anerkannten Repräsentanten des Slaventums jahrjährlich bedeutende Summen für verschiedene Zeitungen, sowie für einzelne Journalisten gespendet. — Gut dotierte Unternehmungen finden immer tüchtige und „begeisterte" Vertreter . . . Es werden talentvolle Agitatoren erhalten, von denen politische Analphabeten entsprechend erzogen werden. Der Kluge wird bestochen, der Gutmütige „überzeugt". So wachsen die Scharen der Panslavisten, die von der Gefahr, welche dem Slaventum von der germanischen Kultur, „dieser Mutter des Sozialismus", drohen soll, heilig überzeugt sind. Die Idee der Vereinigung zum Kampfe gegen den „gemeinsamen Feind" findet immer mehr Verfechter. Freilich kommt es hie und da zu einer vorzeitigen Explosion oder der Ausbruch geht in einer Form vor sich, die den panslavistischen Diplomaten nicht besonders paßt . . . .

* * *

Als besonders nützlich und „den slavischen Gedanken fördernd", werden allerlei allslavische Kongresse betrachtet. Das Wort „allslavisch" darf man nicht etwa so verstehen, daß bei solchen Versammlungen wirklich alle Slaven vertreten sind, sondern alle russischen Agenten, sowie Panslavisten aller Länder. Deshalb sind immer solche Versammlungen als Kundgebungen rein politischer Natur zu betrachten. Der jüngste allslavische Journalistenkongreß in Pilsen hatte auch mit den ähnlichen allgemeinen Journalistenkongressen 2c. gar nichts Gemeinsames. Das war vor allem eine Zusammenkunft der markantesten panslavistischen Agitatoren, die Heerschau halten und sich über die Stimmung im slavischen Lager informieren wollten. Deshalb wurden zu diesem „Journalisten"-Kongreß nicht panslavistisch gesinnte Journalisten — wie z. B. der Berichterstatter des größten ruthenischen Tagblattes „Dilo" sowie der Redakteur des „Slovansky Obzor" — nicht zugelassen. Kurz und bündig, die Herrschaften wollten „unter sich" sein. Vom Standpunkt der Arrangeure aus ist es auch ganz begreiflich, denn ihnen ist es weder um die slavische Journalistik als solche, noch um die Interessen des Standes zu tun (die Einberufer des Kongresses sind übrigens zum größten Teil sehr gut situierte Leute). Es ist zu bemerken, daß auf dem genannten Journalistentag **keine einzige ruthenische Zeitung** vertreten war. Die Ruthenen sind bekanntlich die einzige nicht panslavistisch gesinnte slavische Nation. Deshalb schrieb das Tagblatt „Dilo" anläßlich des erwähnten Kongresses: „wir anerkennen keinen slavischen, also keinen Rassenstandpunkt, sondern stehen auf dem national-ruthenischen Standpunkt" . . .

* * *

In die Saison der potenzierten, äußerst nervösen allslavischen Agitation in den Balkanländern und in Österreich fallen auch verschiedene Spionageprozesse. In einer



Zelle des Wiener Landesgerichtes befindet sich zur Zeit ein sehr talentierter panslavistischer „Journalist", der gewiß zur Verherrlichung des allslavischen Journalistentages in Pilsen viel beigetragen hätte (ihn hätte man zweifellos zugelassen!), wenn es die Behörden nicht entsprechend gefunden hätten, diese Stütze des Panslavismus wegen Spionage in Verwahrung zu nehmen. Es ist das Dr. Bronislaw Ossolinski, der Mitarbeiter des in Wien erscheinenden panslavistischen Zentralorgans „Slawjanski Wjek". (Die Ruthenen können es als eine besondere Auszeichnung ansehen, daß dieses Blatt Beiträge in allen slavischen Sprachen bringt, nur nicht in der ruthenischen). Dr. Bronislaw Ossolinski — auf dessen Mitarbeiterschaft der „Slawjanski Wjek" stolz war — stand in näheren Beziehungen nicht nur zur Redaktion des genannten Blattes, sondern auch zum Koryphäen der russischen Panslavisten, General Kirejew, und verhandelte mit ihnen über die Gründung eines panslavistischen Blattes in Lemberg. Wir hätten heute zweifellos ein neues allslavisches Organ in Galizien, die materiellen Verhältnisse des Herrn Ossolinski wären geordnet (es handelte sich um Herausgabe von Mobilisierungsplänen und Gründung eines Tagblattes), die panslavistische Sache hätte einen weiteren Erfolg zu verzeichnen — wenn Dr. Ossolinski so vorsichtig, so schlau gehandelt hätte, wie andere panslavistische „Journalisten" . . .

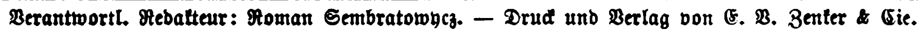
* * *

Die slavische Sache hat noch andere Schmerzen. Während alle Slaven die ihnen von der westeuropäischen Kultur drohende Gefahr erkannt haben, gründen die Ruthenen eine Zeitschrift in der deutschen Sprache und erklären eine Annäherung zwischen ihrem Volke und Westeuropa anbahnen zu wollen. Das ist doch eine unangenehme Bresche. Vor allem stellte sich die gesamte polnische Presse mit ihren Verdrehungen ein.*) Während die meisten polnischen Blätter unser Unternehmen als „slavenfeindlich" stigmatisieren zu müssen glaubten, bezeichnete uns das alte Lemberger Tratschweib, der „Kurjer Lwowski", als russophil. Unser Blatt wurde sogar zum Gegenstand einer Debatte auf dem polnischen Nationaltag zu Lemberg gemacht. Es wurde nämlich beschlossen, ein analoges Gegenorgan sowie ein polnisches Korrespondenz-Bureau „zur Information der westeuropäischen Presse" zu gründen. Wie das polnische Korrespondenzbureau Westeuropa informieren wird, kann man aus den in der zweiten Nummer unseres Blattes zitierten Stimmen der polnischen Presse leicht ersehen. Auch das russische Blatt „Petersburskija Wjedomosti" ist mit uns unzufrieden, wenn es auch in einer viel anständigeren Form mit uns polemisiert, als die polnische Presse. Warum wird die „Ruthenische Revue" gerade in der deutschen Sprache herausgegeben? . . . Warum nicht in der russischen? Das verringert doch nach der Meinung des Petersburger Blattes den Abonnentenkreis und „Petersburskija Wjedomosti" sind um die Existenz der „Ruthenischen Revue" sehr besorgt . . . Die Herren Slaven fürchten nämlich jede Annäherung zwischen den Deutschen und Ruthenen und wittern überall „preußische Intrigue". Deshalb spricht auch das genannte Petersburger Blatt in einem Atem über die „Ruthenische Revue" und über die angebliche Audienz rutheenischer Politiker beim Graf Bülow — die in letzteren Tagen stattgefnnden haben soll. Natürlich gehört diese Erzählung zu jenen panslavistischen Märchen, die selbst von den allslavischen Erzählerinnen nicht ernst genommen werden. . . . R. S.



*) Vergl. „Ruthenische Revue" Nr. 2, „Patriotische Wahrheitsliebe".

Druckfehler. Seite 35, 14. Zeile soll 1848, statt 1548, sein. Seite 36, 3. Zeile: „so manchen", statt „den meisten".



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck und Verlag von C. W. Zenker & Cie.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.
Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 30. Juni 1903. Nr. 4.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Historische Mission des Grafen Potocki.

Habemus papam! Es ist also geschehen. Der eine Graf — Leo Pininski ist sein Name — verließ das Palais unter den Dohlen*), kehrte der undankbaren Politik den Rücken und trat die Hochzeitsreise an, der andere — es ist zur Abwechslung Potocki — zog pompös ein und übernahm stolz das Szepter des Vizekönigs von Galizien. Man verspricht sich sehr viel von ihm. Alle polnischen Chauvinisten begrüßen den Grafen Potocki als ihren Mann und sehen in ihm den würdigen Nachfolger Pininski's, ja sie betrachten den ersteren als einen Epoche machenden Politiker.

Unter Pininski beginnt in Galizien die sogenannte allpolnische Ära — die allpolnische Demokratie ist eigentlich Pininski's Kreatur. Er verschaffte ihr die Führer (einem derselben, dem Dr. Głąbinski auch das Reichsratsmandat), er gab ihr die Richtung. Dieser Statthalter entfachte mit Hilfe verschiedener politischer Jongleure — wie Dr. Głąbinski — die allpolnische Agitation; er bereitete den Boden für entsprechende Reformen vor; unter seiner Obhut entstanden diesbezügliche Institutionen, wie die allpolnische „Schule der politischen Wissenschaften", der polnische Ostmarkverein „Ochrona Kresów"; unter seiner Protektion und mit Hilfe der k. k. Verwaltungsbeamten veranstaltete der politische commis-voyageur R. v. Kozłowski eine allgemeine Hetze gegen alles nicht Polnische; unter seiner Ägide versammelte sich in Lemberg der polnische Nationaltag, um dieser allpolnischen „Nationalarbeit" feste Organisation sowie das Plazet der ganzen Nation zu geben. Also kurz und gut, Graf Pininski hat für die jagellonische Idee getan, was nur ein österreichischer Statthalter tun kann. Das allpolnische „Słowo Polskie" behauptete nun mit

*) So heißt das Statthaltereigebäude in Lemberg.



Recht, Pininski sei der erste wahrhaftig polnische Statthalter gewesen, denn nur er war im Sinne des allpolnischen Organes „wahrhaftig polnisch“. . . . .

Graf Potocki wird also nichts mehr Neues schaffen müssen — er wird nur auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts schreiten und das von Pininski begonnene Werk vollführen. Deshalb hat Potocki ein sehr leichtes Spiel: man wird ihm nicht mehr nachsagen können, daß er die allpolnische Bewegung großgezogen, daß er die polnisch-chauvinistischen Hetzen gestattet und geduldet habe — denn alles das hat sich bereits in Galizien eingebürgert, alles das ist sogar verstaatlicht worden und hat den offiziellen Stempel bekommen. Er wird somit bei jeder Gelegenheit eine unschuldige Miene aufsetzen können und erklären, daß er nicht imstande sei, gegen das Hergebrachte zu kämpfen. Die Stellung des Grafen Potocki ist auch aus anderen Gründen viel fester als jene seines Vorgängers war.

Die Familie Potocki hat in der Geschichte Polens eine große Rolle gespielt, und die historischen Traditionen haben sowohl bei dem Feudaladel, wie auch bei den Chauvinisten aller Schattierungen eine große Bedeutung. Graf Andreas Potocki ist überdies der reichste polnische Schlachzize in Galizien. Deshalb sieht der polnische Adel gerade in ihm den richtigen Staatsmann, der heute — da sich Galizien zweifellos im neuen Stadium des politischen Lebens befindet und den Mittelpunkt der politischen Aspirationen der Schlachta bildet — die Bestrebungen dieses Adels würdig und standhaft repräsentieren könnte, und zwar vor allem der Zentralregierung gegenüber. Es handelt sich da nämlich auch um Wegräumung jener nicht mehr zahlreichen Hindernisse, die dem polnischen Adel die Verwirklichung seiner Pläne erschweren. Der erwähnte Magnat soll nun auch passende Mittel finden, um den bei der Schlachta verhaßten Feldzeugmeister Galgoczi los zu werden. Dieser Wunsch der Schlachta wurde unumwunden in der polnischen Presse verzeichnet.

Der neue polnische Statthalter wird auch als eine starke Hand gegen die unter Pininski bis auf's Äußerste gehetzten Ruthenen betrachtet. Er wird es versuchen, die ruthenischen Führer auf jede mögliche Weise in den allpolnischen Karren einzuspannen. Er wird — wie es verlautet — zuerst zu dem bei der Schlachta beliebten Mittel der Korruption greifen. Sollte sich kein Ephialtes finden, der ihn in das ruthenische Lager führen und die ruthenische Opposition zu sprengen verhelfen würde, dann wird jede Opposition mit brutaler Gewalt niedergehalten werden. Die jüngsten Vorgänge haben zwar gezeigt, daß man auch in Galizien mit den Bajonetten nur stechen kann, aber nicht auf denselben sitzen — davon nehmen aber die galizischen Machthaber nicht Notiz, denn die Kosten ihrer Politik wird höchstens Österreich zahlen müssen, auf keinen Fall aber sie.

Die gesamte ruthenische Presse erinnert auch den Grafen Andreas Potocki an die ruthenisch-polnischen Kriege unter Chmelnyckyj. Auch damals war die Schlachta ihrer Herrschaft sicher — die barbarischen Inquisitionen, die Verfolgungen der orthodoxen Ruthenen, sowie deren materielle Ausbeutung waren in voller Blüte — auch damals schien das ruthenische Volk ruhig und für immer eingeschläfert zu sein.



Und doch wurde diese Nation durch die übermütigen Orgien ihrer Bedrücker aus dem tiefen Schlaf geweckt. Mit elementarer Gewalt erhob sich alles in den ruthenischen Provinzen zur allgemeinen Verblüffung der polnischen Machthaber; es fand sich kein Ephialtes, alles griff zu den Waffen. Die Chmelnyckyj-Bewegung erschütterte die Grundfesten des Polenreiches so stark, daß das letztere das Gleichgewicht nicht mehr erlangen konnte und rapid dem Abgrunde zurollte. Einer der Ahnen des Grafen Andreas Potocki — die, so wie er jetzt in Galizien, in Polen die Rolle der Vizekönige spielten — wurde während der erwähnten Kriege aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen. Auch sonst war die Politik der Potockischen Familie zur Zeit des Bestandes des Polenreiches nicht besonders glücklich.

In politischen Kreisen Galiziens wird mit Stolz auf den Grafen Andreas Potocki hingewiesen, als auf denjenigen Mann, der die historische Mission übernommen habe, die Schlappen seiner Ahnen wettzumachen. Nun die geschichtlichen Ereignisse wiederholen sich zuweilen mit frappanter Ähnlichkeit. Graf Potocki soll somit auf der Hut sein, die brutale Gewalt ist nicht immer ausreichend und wenn er keinen Ephialtes findet, welcher der ruthenischen Opposition im entscheidenden Moment in den Rücken fallen würde, kann er sehr leicht der polnischen Sache eine neue Schlappe — von geschichtlicher Bedeutung — zuziehen. . . .

Diese „historische Mission" des neuen Statthalters — die er bereits vor zwei Jahren angekündigt hat — wird auch allgemein im richtigen Sinne aufgefaßt und die Verwaltungsbeamten beeilen sich, die Gunst des Grafen Potocki zu erlangen, vielleicht läßt er auch sie an dieser Mission teilnehmen. . . . . Der k. k. Bezirkshauptmann von Rawa Ruska sah kein anderes Mittel, um die Aufmerksamkeit Potocki's auf sich zu lenken, als jenes, in seinem Bezirke auf eigene Faust die Verfassung zu sistieren. Er erließ nämlich jüngst ein Rundschreiben, in welchem er im vorhinein alle auf Grund des § 2 einberufenen vertraulichen Versammlungen untersagte. Er hat also einfach den § 2 aufgehoben. Nicht besser ist es um die nationale Gleichberechtigung der Ruthenen in Galizien bestellt. Der Bezirkshauptmann von Jaworiw verschickt an alle ruthenischen Pfarrämter ein in polnischer Sprache verfaßtes Rundschreiben, fügt ein — dem Sinne des Gesetzes nach in polnischer und ruthenischer Sprache gedrucktes — Formular bei, verbietet aber dasselbe ruthenisch auszufüllen. Man könnte hier tausende von solchen Fällen anführen — alles ist ehrlich bestrebt, die Mission des Grafen Potocki zu erleichtern.

R. Sembratowycz.



Die Ruthenophobie der galizischen Finanz-Landes-Direktion.

Die Ruthenen in Galizien haben keinen Grund, sich auch nur über ein minimales Entgegenkommen von Seite der polnischen Machthaber zu beklagen; sei es von Seite derjenigen, welche an der Spitze der

politischen Verwaltung des Landes stehen, oder in deren verschiedenen Zweigen hervorragende Stellen einnehmen, sei es von Seite der Repräsentanten der autonomen Behörden. Es ist tatsächlich schwer, vom ruthenischen Standpunkte aus zwischen diesen zwei Behörden einen Unterschied zu machen oder eine Grenzlinie zwischen ihnen zu ziehen, nachdem sie beide solidarisch das polnische Staatswesen Galiziens repräsentieren und in stiefmütterlicher Behandlung des Ruthenenvolkes rührend einmütig vorgehen. Aus der Leidensgeschichte des ruthenischen Volkes wollen wir ein Kapitel herausgreifen, um mit demselben darzutun, wie so mancher polnische Machthaber seine Stellung dazu benützt, um seiner Abneigung und seinem Hasse gegen das ruthenische Volk durch ungerechte Behandlung der ihm unterstehenden ruthenischen Beamten und deren Verkürzung in ihrem dienstlichen Fortkommen Luft zu machen.

Mit der Persönlichkeit des Vizepräsidenten der galizischen Finanz-Landes-Direktion, Dr. Witold Ritter von Korytowski, hat sich schon öfters die Öffentlichkeit zu befassen Gelegenheit gehabt. Nicht nur in zahlreichen wohlbegründeten Artikeln der polnischen und ruthenischen Tagespresse wurde die amtliche Tätigkeit des genannten Herrn Vize-Präsidenten einer eingehenden und zumeist äußerst abfälligen Kritik unterzogen, sondern sie war auch des Öfteren im Parlamente Gegenstand bitterer Klagen und zwar sowohl in Form von Anfragen an den Herrn Finanzminister, als auch in Form von objektiven Ausführungen einzelner Redner während der Budgetdebatte im Reichsrate. Von Seite der Regierung ist bis jetzt nichts geschehen, um den Ruthenen den Grund zu ihren diesbezüglichen berechtigten Klagen zu nehmen, dafür aber hat sich das Material zu neuen Klagen angesammelt und es klingt alles wie Hohn auf die von der Regierung verkündete Unparteilichkeit allen Völkern gegenüber — oder reicht vielleicht die Macht der Regierung nicht aus, um polnische Machthaber in Zügeln zu halten?

Der Hang zur Willkür und zum Übermute ist das gemeinsame Attribut aller, die zur Macht und zu hohen Stellen nicht durch ihre Arbeit und geistige Fähigkeiten gelangten, sondern lediglich mit Hilfe der Mutter Protektion, die bis heutzutage in ganz Österreich eine gar zu wichtige Rolle spielt, und wie verlautet, gehört der Vize-Präsident der galizischen Finanz-Landes-Direktion Dr. von Korytowski zu den von der Protektion begnadigten Glückskindern. Als Liebling und präsumptiver Schwiegersohn des gewesenen Finanzministers Dr. von Dunajewski verlebte er viele ruhige Jahre im Präsidialbureau seines zukünftigen Schwiegerpapa und lernte da viele seiner verdienten und hochbegabten Kollegen in der Karriere mit größter Leichtigkeit zu überspringen. Es ist demnach nicht zu wundern, daß dem Herrn Vize-Präsidenten der Sinn für Anerkennung der Verdienste und Fähigkeiten bei seinen ihm nun unterstehenden Beamten so ziemlich abhanden gekommen zu sein scheint, wie die so häufigen Präterierungen der Beamten ruthenischer Nationalität der Finanz-Landes-Direktion in Galizien unter seiner Herrschaft ein so eklatantes Beispiel davon liefern. Nun, dem Herrn Dr. Ritter von Korytowski ist es zwar nicht gelungen, Schwiegersohn des Herrn Finanzministers Dr. von Dunajewski, aber



dafür Vizepräsident der galizischen Finanz-Landes-Direktion zu werden. Dieser Vorsprung in der Karriere des Dr. von Korytowski ist dem Lande Galizien gar nicht zu seinem Wohle und die zahlreichen vielseitigen Klagen über die Finanzverwaltung des Landes beweisen, daß der Herr Vize-Präsident sich keiner besonderen Beliebtheit erfreut und sein herrisches, ungleichmäßiges Vorgehen am wenigsten geeignet ist, ihm Sympathien sowohl im Kreise der Beamtenschaft, als auch außerhalb desselben zu erwerben. Um sich wenigstens nach einer Seite hin hervorzutun, glaubt der Vize-Präsident der galizischen Finanz-Landes-Direktion dies am leichtesten auf diese Weise zu erreichen, wenn er seine Abneigung gegen das ruthenische Volk durch Zurücksetzung der ihm unterstellten Beamten ruthenischer Nationalität dokumentiert.

Nach den Intentionen des Vizepräsidenten der galizischen Finanz-Landesdirektion dürfen die Beamten ihre Zugehörigkeit zum ruthenischen Volke in keiner Weise öffentlich bekunden, oder gar am kulturellen Leben desselben teilnehmen.

Nach seiner Auffassung werden die ruthenischen Beamten in zwei Kategorien eingeteilt: in eine solche, zu der diejenigen gehören, welche vor seinem nationalen Terrorismus zurückweichend, ihre ruthenische Abstammung gänzlich verschweigen und in eine solche, zu der diejenigen gehören, die den Mut haben, sich öffentlich als Ruthenen zu bekennen und keinen Grund finden, ihre Zugehörigkeit zur ruthenischen Nationalität zu verleugnen. Die Beamten der ersten Kategorie werden, obwohl sie den Makel haben, von ruthenischen Eltern abzustammen, vom Vizepräsidenten geduldet und die Existenzberechtigung wird ihnen nicht abgesprochen; die Beamten der zweiten Kategorie werden hingegen als staats- und regierungsfeindlich angeschwärzt und es wird ihnen ihre Betätigung am kulturellen und wirtschaftlichen Aufschwunge des ruthenischen Volkes, welche einzig und allein darin besteht, daß sie kulturellen und wirtschaftlichen Vereinen, die fern von jeder Politik sind, angehören, als Verbrechen angerechnet. Gegen diese Beamten wendet sich der ganze Groll des allmächtigen Vizepräsidenten der galizischen Finanz-Landesdirektion und äußert sich in allerlei Verfolgungen.

Hier beginnt die eigentliche Wirkungssphäre Seiner Exzellenz des Dr. v. Korytowski, in der er sich so heimisch fühlt und in welcher er mit unvergleichlicher Meisterschaft zu walten versteht! Sie besteht in Maßregelungen solcher Beamten ruthenischer Nationalität, die durch ihr offenes nationales Bekenntnis den polnischnationalen Chauvinismus des Vizepräsidenten zu reizen gewagt haben. Zu den beliebtesten Arten der Maßregelungen ruthenischer Beamten von Seite des Herrn Vizepräsidenten gehören die Präterierungen bei Vorrückungen und Versetzungen von Ost- nach Westgalizien unter dem bei ihm gebräuchlichen Vorwande: „aus dienstlichen Rücksichten".

Die Versetzung ruthenischer Beamten von Ostgalizien nach dem polnischen Westgalizien gilt für die letzteren als eine empfindliche Maßregelung, nachdem sie dadurch nicht nur aus ihren familiären Verhältnissen im Mutterlande gerissen werden, sondern ihnen im polnischen Lande die Pflege ihrer Muttersprache und der Religion, sowie die damit zusammenhängende Erziehung ihrer Kinder im hohen Grade erschwert wird. Diese Versetzung ruthenischer Beamten von Ostgalizien nach

Westgalizien erscheint nicht nur ungerechtfertigt, sondern sogar gegen alle dienstlichen Rücksichten, weil sie zur Folge hat, daß manche Finanz-Bezirksdirektionen in Ostgalizien ganz von Beamten ruthenischer Nationalität entblößt werden. Dadurch wird der Verkehr mit ruthenischen Parteien in ihrer Muttersprache erschwert, ja oft unmöglich gemacht, nachdem Beamte polnischer Nationalität meistens weder in Wort, noch in Schrift der ruthenischen Sprache mächtig sind.

Aus welch' nichtigen Gründen und auf welch' vage Verdächtigungen hin oft ruthenische Beamte von Ostgalizien nach Westgalizien verschickt werden, beweist zur Genüge der Fall der Versetzung des Finanz-Oberkommissärs Klemens Topolnicky von Sambir nach Krakau, der ausführlich in einer Interpellation vom 3. Juni 1901 im Reichsrate zur Sprache gebracht wurde und aus dem hervorgeht, daß es für einen Beamten ruthenischer Nationalität genügt, einige Worte mit seinem guten Bekannten, der zufälliger Weise in Gesellschaft eines oppositionellen Reichsratskandidaten ist, zu wechseln, um mit sofortiger Versetzung nach Westgalizien gemaßregelt zu werden. Nicht minder instruktiv in dieser Beziehung ist die Versetzung des Steueroffizials Leon Kiszakiewycz von Stanislau nach Wieliczka einzig und allein aus dem Grunde, weil er sich im Amte im Verkehre mit ruthenischen Bauern der ruthenischen Sprache zu bedienen pflegte. Auch im häuslichen Verkehre im Familienleben wird der Gebrauch der ruthenischen Sprache nicht straflos geduldet und so mancher Beamte wurde deswegen chikaniert und in seiner Karriere geschädigt.

Als Betätigung am nationalen Leben des Volkes wird von Seite des Vizepräsidenten, Dr. v. Korytowski, schon angesehen, wenn man z. B. einem ruthenischen Kirchenvereine zum Zwecke des Baues des Vereinshauses eine Geldsumme vorstreckt, oder wenn man einer Trauerandacht nach einem verstorbenen Professor ruthenischer Nationalität beiwohnt. Selbstverständlich, daß in allen solchen Fällen „dienstliche Rücksichten" vorgeschoben werden, wiewohl die eigentlichen Gründe, wie wir sie angeführt haben, für niemanden ein Geheimnis sein können.

Als eine vielmehr empfindliche und in ihren schädigenden Folgen recht gefürchtete Maßregelung der Beamten ruthenischer Nationalität gilt deren Übergehung bei Beförderungen. Natürlich, daß wir nur solche Fälle im Sinne haben und sie in Betracht ziehen, wo bei gleichen Qualifikationen ruthenische Beamte bei Beförderungen übergangen und ihnen polnische Beamte vorgezogen wurden. Wir fühlen uns bemüssigt dies hervorzuheben, nicht etwa aus irgend einer Animosität gegen Beamte polnischer Nationalität oder aus Neid wegen ihrer Bevorzugung, sondern lediglich deswegen, um die Parteilichkeit des Vizepräsidenten Dr. v. Korytowski darzutun, eine Parteilichkeit, die sich auch den Beamten polnischer Nationalität gegenüber dort kundgibt, wo sie weder ihr Selbstbewußtsein aufgeben können, noch unwürdig zu kriechen verstehen. Es ist uns kein Vergnügen, Kritik zu üben an dem Herrn Vizepräsidenten, dessen hervorragende Stellung ganz anderen Betrachtungen Raum bieten sollte. Leider ist nicht immer eine hohe Stellung mit edlen Zügen des Charakters oder eines vornehm denkenden Geistes vereinigt. Ohne Verständnis für die finanziellen und nationalen Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes, gelangte Dr. v. Korytowski auf

diesen äußerst wichtigen Posten, um sich auf demselben einzig und allein durch seine Abneigung gegen das ruthenische Volk und Unterdrückung der Beamten ruthenischer Nationalität hervorzutun.

Um das Gesagte an Fakten zu illustrieren, wollen wir bemerken, daß im Jahre 1899 ein Konkurs für 8 und im Jahre 1903 für 5 Oberfinanzratsstellen ausgeschrieben wurde. Bei der erfolgten Besetzung wurden im ersten Falle nicht weniger als 5 und im zweiten Falle sogar 6 ruthenische Bewerber, welche an der Tour waren, übergangen.

Es ist merkwürdig, daß unter den Beamten, welche an der Reihe zur Beförderung waren, eine unverhältnismäßig hohe Anzahl der Finanzräte ruthenischer Nationalität als ungeeignet für einen höheren Posten befunden wurde. Diese Massenrücksetzung der ruthenischen Finanzräte bei Beförderungen kann unmöglich für die Parteilosigkeit des Herrn Vizepräsidenten sprechen.

In welcher Weise die Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache im Amte von ihm interpretiert wird, erhellt daraus, daß diejenigen Referate, welche in ruthenischer Sprache ausgefertigt werden sollen, ihm zur Approbation nicht in dieser, sondern in polnischer Sprache vorgelegt werden müssen. Nach der Approbation wird die Übersetzung dieser Referate ins Ruthenische im Expedite durch Manipulationsbeamte ausgeführt. Dieser Vorgang beweist einerseits, daß der Herr Vizepräsident von keiner besonderen Vorliebe für die ruthenische Sprache erfüllt ist uud auch kaum genügende Kenntnis derselben besitzt, andererseits ersieht man daraus, wie gering er die Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache schätzt.

Zum Schlusse wollen wir einen Fall anführen, der uns zeigt, daß der Vizepräsident der Finanz-Landesdirektion gar nicht so strenge gegen die ihm untergebenen Beamten ist, wenn sie sich mit Wahlagitationen für einen polnischen Kandidaten befassen, und auch dann nicht, wenn sie zu dessen Gunsten Wahlschwindel betreiben und ihre Stellung als Finanzbeamte mißbrauchen. Dieser äußerst lehrreiche Fall, der ein grelles Licht auf die so oft hervorgehobene Unparteilichkeit und strenge Objektivität des Herrn Vizepräsidenten wirft, bezieht sich auf die Tätigkeit des Steuerinspektors Adam Kosminski in Horodenka, der im Jahre 1897 bei den Reichsratswahlen als Wahlkommissär fungierte und sich dabei nicht nur mit Wahlschwindeleien begnügte, sondern auch Racheakte gegen diejenigen Wahlmänner ausübte, welche für den polnischen Kandidaten nicht stimmen wollten. So hat er in Mychalcze bei der Vornahme der zweiten Wahlmännerwahl so manche Stimmen, welche nicht auf den polnischen Kandidaten lauteten, eskamotiert und es gelang ihm durch verbrecherische Verheimlichung der Stimmen, durch Arretierungen und anderweitigen Terrorismus eine für den polnischen Kandidaten günstige Wahl zu erzielen. Derselbe Steuerinspektor hat weiter die ihm nicht gefügigen Grundwirte in Olcjora-Koroliwka sofort mit einer Erwerbsteuer belegt, obwohl sie Grundwirtschaft betreiben und nur zur Winterszeit hie und da, und zwar ohne Gesellen zumeist für eigenen Gebrauch, weben. Ähnlich ging der Steuerinspektor Kosminski in anderen Ortschaften gegen die Grundwirte vor. Er schonte aber auch arme Gewerbsleute nicht, wie man daraus ersieht, daß er

einem Uhrmacher aus Horodenka, der seit mehreren Jahren eine Steuer von 4 K 20 h zahlte, diese aus dem angedeuteten Grunde auf 16 K 80 h erhöhte. Zufolge der am 20. April 1898 vom Abgeordneten Dr. Okunewskyj im Reichsrate an den Finanzminister eingebrachten Interpellation wurde der Finanzrat Anton Lucki zur Untersuchung der Mißbräuche des genannten Steuerinspektors nach Horodenka entsendet. Dieser fand aber merkwürdigerweise die ganze Tätigkeit des Steuerinspektors Kosminski korrekt und stellte die Interpellation als grundlos hin. Auf diese Weise ermutigt, hat nun der Steuerinspektor Kosminski die in der Interpellation des Abgeordneten Dr. Okunewskyj angeführten Tatsachen in der Lemberger Beamtenzeitung als pure Denunziation und Verleumdung erklärt. Daraufhin überreichte der Abgeordnete Dr. Okunewskyj die Klage gegen den Steuerinspektor Kosminski wegen Ehrenbeleidigung. Bei der ersten Hauptverhandlung wurde zwar der Angeklagte freigesprochen, aber die am 4. Dezember 1901 wieder aufgenommene Schwurgerichtsverhandlung ergab, daß der Steuerinspektor Kosminski bei den Reichsratswahlen im Jahre 1897, wo er als Regierungskommissär fungierte, die Wahlakte der Wahlmännerwahlen fälschte, denjenigen Wählern, welche für den polnischen Kandidaten nicht stimmen wollten, willkürlich die Erwerbsteuer vorschrieb, oder dieselbe erhöhte und sie später nach den Wahlen abschrieb, amtliche Aussagen und Gemeindezeugnisse fälschte, und daß er zwei berüchtigte, vom Gerichte bereits abgestrafte Juden als beeidete Schätzmänner mit dem Amtsgelde aushielt und ihre offenen Mißbräuche duldete. Das Resultat der Schlußverhandlung wurde demnach zum unumstößlichen Beweise dessen, daß bei dem Steuerinspektorate in Horodenka eine Korruptionswirtschaft geführt und von dem Vizepräsidenten Dr. von Korytowski nicht nur geduldet, sondern auch durch Avancement ausgezeichnet wird, nachdem der Steuerinspektor Kosminski nach jenem skandalösen Prozesse nicht nur nicht zur Rechenschaft gezogen, sondern sogar zum Steueroberinspektor befördert wurde.

Die Herren Erzbischof Bilczewski, R. v. Kozlowski und Dr. Głąbinski entfalteten in letzterer Zeit eine rege Propaganda für die Kolonisation Ostgaliziens mit polnischen Bauern. Man will dem ganzen Lande ein einheitliches polnisches Gepräge geben. Zu diesem Zwecke sollen u. a. auch in ganz Ostgalizien polnische (römisch-katolische) Kirchen und Kapellen gebaut werden. Jüngst stellte sich nun auch die Finanz-Landesdirektion in den Dienst der allpolnischen Siedlungskommission. Die genannte Direktion erließ nämlich ein amtliches Rundschreiben a dato 4. Juni d. J. Z. 2589/pr., in welchem die Beamten aufgefordert wurden, zur Errichtung einer polnischen Kirche beizusteuern. Es kommt noch so weit, daß jeder Ruthene, der die erwähnte Steuer nicht erlegt „aus dienstlichen Rücksichten“ nach Westgalizien versetzt wird. Bei der herrschenden Ruthenophobie in der galizischen Landes-Finanzdirektion ist das sehr leicht möglich.

Es läßt sich nicht leugnen, daß für alle Fälle der Mißwirtschaft der galizischen Finanzverwaltung der Vizepräsident Dr. v. Korytowski verantwortlich gemacht werden muß. Der Fall Kosminski zeigt noch weiter, daß der Herr Vizepräsident mit ganz anderem Maße die Beamten

der polnischen, als die der ruthenischen Nationalität mißt, und daß er das altpolnische Sprichwort „choc nie honorowo ale zdrowo“ (wenn auch nicht ehrenhaft, so doch gesund) zu seinem Leitmotiv gemacht hat.

So sieht sich das ruthenische Volk einem schlau erdachten und mit kaltblütiger Unnachsichtigkeit durchgeführten Systeme gegenüber, welches unter dem Vorwande „dienstlicher Rücksichten“ von dem Vizepräsidenten der Finanz-Landesdirektion Dr. Ritter v. Korytowski geübt und zur Unterdrückung und Zurücksetzung der Beamten ruthenischer Nationalität angewendet wird.

Basil Ritter v. Jaworskyj.



Das galizische Mittelschulwesen.

Wenn man die Verhältnisse Galiziens genau beachtet, wenn man den Kampf der Polen mit den Ruthenen verfolgt, so sieht man, daß derselbe nicht nur auf dem politischen, sondern auch auf dem kulturellen Gebiete, auf dem Gebiete des Schulwesens, geführt wird. Die kulturellen Bestrebungen der Ruthenen, vielmehr die Erschwerung derselben durch die polnischen Machthaber, waren oftmals Gegenstand der Diskussion im österreichischen Reichsrate. Doch, wie immer, hat die Zentralregierung aus Furcht vor den 60 Stimmen des Polenklubs, die Ruthenen mit ihren „Klagen“ an den galizischen Landtag gewiesen, damit sie „zu Hause“ Frieden schließen. Diese „Klagen“ fanden auch im deutschen Reichstag ihren Wiederhall, als der Abgeordnete Sattler den Polen auseinandersetzte, daß die deutsche Regierung den Polen wenigstens eine Kultur gebe, da sie ja deutsche Schulen in genügendem Maße errichte, während die Polen alle Hebel ins Werk setzen, um die Gründung von Schulen zu verhindern. Der Reichsratsabgeordnete J. Romanczuk und der Schriftsteller R. Sembratowycz — ersterer in seiner Broschüre „Die Ruthenen und ihre Gegner in Galizien“ und in dem in der zweiten Nummer der „Ruthenischen Revue“ gedruckten Artikel „Die kulturellen Bestrebungen der Ruthenen“, letzterer in seiner „Polonia irredenta“ — haben hinlänglich genug das galizische Schulwesen seit der Vereinigung Galiziens mit Österreich geschildert. Sie haben darauf hingewiesen, daß znr Zeit des zentralistischen Regimes es um das galizische — speziell um das ostgalizische handelt es sich hier — Volks- und Mittelschulwesen viel besser bestellt war als von der Zeit an, als das sogenannte „polnische Unterrichtsministerium“ in dem galizischen Landesschulrate geschaffen wurde, der sich unter der Leitung des Herrn Bobrzynski zu einem polnischen, den Interessen der Schlachta dienenden, umgestaltet hat. Wie nun dieser „galizische“ Landesschulrath sich um die Entwicklung des Mittelschulwesens, speziell in Ostgalizien, also in dem von den Ruthenen bewohnten Teile des Landes, sich gekümmert hat, wollen wir im Nachstehenden besprechen.

Der galizische Landesschulrath hatte zu der Zeit, als er von der Zentralregierung die Leitung des Schulwesens übernommen hat, das Schulwesen, speziell das Volksschulwesen, in einem verhältnismäßig guten Zustande gefunden. Seine Aufgabe wäre es also gewesen, dessen weitere Entwicklung zu fördern. Anstatt dessen sehen wir, daß der Landesschulrat darauf hinzielt, in Ostgalizien die Zahl der Volksschulen zu vermindern, dieselben mit schwächeren Lehrkräften zu besetzen, diese für seine Zwecke, d. i. für die Förderung der „jagellonischen Idee“ *), zu benützen, während er Westgalizien reichlich mit Schulen ausstattet und dorthin bessere Lehrkräfte versetzt. Diese Wirtschaft

*) Die „jagellonische Idee“ wird das Ideal der Allpolen genannt, die ein Polen „vom Meere bis zum Meere“ anstreben, also nicht innerhalb der ethnographischen, sondern der historischen Grenzen.



erreichte ihren Höhepunkt, als zum Vizepräsidenten des galizischen Landesschulrates Herr Bobrzynski ernannt wurde. Von seinen Gönnern, der Stanczykenpartei, übernahm er die Mission, die galizische Schule zu einem Werkzeuge der Schlachta herabzudrücken, damit aus dieser der Schlachta gefügige Elemente herauskämen. Seine „Reformen“ begann er selbstverständlich auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Eine große Protektionswirtschaft entfaltete sich beim Besetzen von Lehrkräften. Ungefügige, widerstrebende, national-ruthenische und fortgeschrittene Elemente wurden auf jede mögliche Weise aus dem Wege geräumt, eine neue Kategorie geschaffen, und zwar Mädchen, die eine siebenklassige Bürgerschule absolviert haben, wurden als Lehrerinnen angestellt. Diese provisorischen Lehrkräfte unterrichten auch im Geiste der herrschenden Klasse. Dazu kam noch, daß viele ruthenische Schulen aus Mangel an Lehrkräften gesperrt wurden — denn die ruthenischen Lehrer wurden nach Westgalizien versetzt — die meisten ruthenischen Schulen wurden in utraquistische*), viele in rein polnische verwandelt (rein ruthenische Volksschulen gibt es in Galizien nicht mehr). Zu bemerken ist noch, daß die ruthenischen und utraquistischen Schulen größtenteils einklassige sind, wo doch die deutsche Sprache nicht gelehrt wird, die ja Gegenstand der Aufnahmsprüfung in die erste Klasse ist. All' dies schickte ich voraus, um zu zeigen, wie der ostgalizischen Bevölkerung planmäßig der Weg zu den Mittelschulen versperrt wird.

Ganz Galizien besitzt 47 Mittelschulen, hievon entfallen auf das zweimal größere Ostgalizien bloß 29 (zusammen mit den Filialen). Die meisten sind Gymnasien, Realschulen gibt es bloß 5. Davon besitzen die Ruthenen bloß 3 Gymnasien und ein unvollständiges Gymnasium. In zwei Gymnasien ist die Unterrichtssprache die deutsche**), an den übrigen die polnische. Ja, aber selbst Gymnasien mit polnischer Unterrichtssprache wollen die Polen in Ostgalizien nicht gründen, aus Furcht, es werde sich daraus eine allzu große Zahl ruthenischer Intelligenz rekrutieren. Der Gründung ruthenischer Gymnasien setzen die Polen große Hindernisse entgegen, sie lassen dieselbe nur in solchen Städten zu, wo bereits eine polnische Mittelschule besteht, denn sonst ist der „polnische Charakter“ dieser Stadt gefährdet. Um die Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislau, dem Zentrum eines ruthenischen Bezirkes, wo jetzt am polnischen Gymnasium über 200 ruthenische Schüler studieren, führen die Ruthenen einen erbitterten Kampf und trotz der Zustimmung der Zentralregierung ist es ihnen nicht gelungen, dessen Kreierung durchzusetzen, da noch der galizische Landtag hiezu seine Zustimmung nicht gegeben hat. So sehen wir, daß in Ostgalizien die geringste Entfernnng von einem Gymnasium zum anderen (von Lemberg nach Tarnopol) 60 km, während sie in Westgalizien (von Podgórze nach Krakau) 5 km beträgt. Die weiteste Entfernung von Dembica nach Riaszïw (Rzeszów) beträgt 47 km, während Lemberg von Stanislau 140 km entfernt tst. Die Gründung von ruthenischen Gymnasien wird verhindert, die Bitten von Gemeinden, solche zu gründen nicht berücksichtigt, wiewohl viele Städte (wie Sokal, Jaworziw u. a.) große Lasten bei der Errichtung von Mittelschulen auf sich nehmen wollen. (Die polnischen wie Dembica, Jaslo sind ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen.) Deshalb darf es uns nicht wundern, wenn die ostgalizischen Gymnasien verhältnismäßig so wenig Intelligenz produzieren. Die Armut des ruthenischen Bauern, sein Mißtrauen zu allem was polnisch ist, die Kosten für die Uniformen, das Schulgeld, die Kosten für Schulbücher — denn in Galizien werden die Schulbücher sehr oft geändert — all' dies trägt zur geringen Frequenz der Schulen bei. Und doch sehen wir, daß in den polnischen Gymnasien die Zahl der ruthenischen Schüler denen der polnischen gleichkommt, wenn zu den Polen nicht die

*) Die utraquistischen können auch als polnische betrachtet werden, denn da hängt es vom Lehrer ab, und die sind meistens Polen.

**) Über den „deutschen Charakter“ des Brodyer Gymnasiums berichten wir demnächst.



„Brüder mosaischen Glaubens" hinzugezählt werden. Zu berücksichtigen ist noch, daß es für die ostgalizischen Gymnasien geheime Erlässe gibt, welche eine große Frequenz derselben nicht zulassen. Die strengsten Professoren, die recht viel Schüler durchfallen lassen, werden an ostgalizischen Gymnasien angestellt. Wir wollen hier einige Daten anführen betreffs der Klassifikation.

Im Jahre 1900/1901 sind in den ruthenischen Gymnasien von 2023 eingeschriebenen Schülern 520 durchgefallen oder ausgetreten, also 25·70%, in den ostgalizischen Gymnasien mit polnischer oder deutscher Unterrichtssprache von 7723 eingeschriebenen 1712 Schüler, also 22·16%, in den westgalizischen Gymnasien von 12.858 eingeschriebenen, 2437, also 18·95%. Auch bei den Aufnahmsprüfungen in die I. Classe wird dafür Sorge getragen, daß in das Gymnasium keine große Anzahl von „Hajdamaken"*) hineinkommt. Hier einige Daten. Bei den Aufnahmsprüfungen vom Jahre 1900/1901 fielen in den ruthenischen Gymnasien von 2023 angemeldeten 520 durch, also 25·70%, in den übrigen Gymnasien Ostgaliziens von 9968 angemeldeten, 2293 Schüler, also 23%, in den Gymnasien Westgaliziens von 14.187 bloß 2674, also 18·84%. Ich glaube, die Ziffern sprechen für sich; der Leser kann sich also ein gutes Bild über die „Hebung der Bildung" durch die Machthaber Galiziens machen. Doch nicht nur bei der Gründung von Schulen wird Ostgalizien stiefmütterlich behandelt, die innere Administration eines jeden ostgalizischen Gymnasiums wird auch im Sinne der „oberen Zehntausend" geführt. An der Spitze des Gymnasiums oder der Realschule steht ein Mann, der eher für einen Polizeidirector geeignet wäre, um da ein ganzes Regiment von Spitzeln zu erhalten, welches die Schuljugend bewachen soll und jede Gelegenheit dazu ergreift um der ruthenischen Jugend den Weg zur weiteren Ausbildung zu verschließen. Das Singen von Nationalliedern, Versammlungen der Schüler zwecks Studiums der ruthenischen Literatur und Geschichte — denn in der Schule lernen sie ihre Literatur und Geschichte in ganz anderem Lichte kennen — Ehrung ihrer Nationalheroen, all' dieses wird auf das strengste geahndet und größtenteils mit Ausschluß aus allen galizischen Gymnasien bestraft. Während doch die Polen fast jede Nationalfeier als freien Schultag haben, ihre Nationalheroen ungehindert verherrlichen können, ja polnische Gymnasialschüler dürfen sich mit der Nationalgendarmerie vereinigen — denn das fördert die „jagellonische Idee". Helfershelfer bei einem jeden Ausschlusse sind die Professoren. Ihre Tätigkeit besteht vor allem im Propagieren der jagellonischen Idee. Nicht um den Unterricht, nicht um die Erziehung handelt es sich ihnen. Nichts ist denen zu teuer, wenn es ihrer Ansicht nach ihnen zum Ziele verhelfen soll. Darum macht sich auch der Landesschulrat keine Skrupel daraus, wenn die polnischen Professoren die ruthenische Jugend in ihren nationalen Gefühlen beleidigen. Ein Sendzimir (Gymnasialprofessor in Zołoczиw) hat es sogar für entsprechend gefunden, den ruthenischen Nationaldichter Taras Ševčenko während der Unterrichtsstunde öffentlich zu beschimpfen. Speziell die ruthenischen Gymnasien sind den Polen ein Dorn im Auge. Sie, scheinbar die heftigsten Feinde Rußlands, verbinden sich mit den bezahlten ruthenischen Panslavisten, um jegliche nationale Regung im Keime zu ersticken. Darum werden die „Kacapen"**) von den national-ruthenischen Professoren bevorzugt. Darum hat der Landesschulrat dem Lehrsupplenten J. Kustynowicz in Brody zu einer stabilen Anstellung verholfen, weil ein ruthenisches Blatt demselben Vorwürfe machte, daß er Panrussentum unter den Schülern propagiere und die nationalen Heiligtümer der Ruthenen beschimpfe. Darum wurde heuer nach einer längeren Untersuchung — auf Grund der falschen Denunziationen eines russischen

*) Als „Hajdamaken" wurden die gegen die polnische Herrschaft revolutionierenden ruthenischen Bauern bezeichnet.

**) So werden die Russophilen in Galizien genannt.



Emissärs — die vierte Klasse des ruthenischen Gymnasiums in Kolomea aufgelöst und Neuinskriptionen angeordnet, bei denen ein großer Theil der Schüler bloß aus dem Grunde, weil sie Nationallieder zu singen pflegten, nicht aufgenommen wurden. Aus diesem Grunde wurde der Lehrsupplent S. J—yj vom Landesschulrate seines Dienstes enthoben, weil er dem russischen Emissär Dr. D. nicht genehm war. Darum sollen auch einige Professoren dieses Gymnasiums nach Westgalizien versetzt werden. Um all' das interessieren sich diese Herren, nicht aber um ihre eigentlichen Pflichten. Warum bemühen sie sich nicht, daß die Schüler, wie in Westgalizien, den größten Teil der Gegenstände in der Schule erlernen? Und mit welchem Rechte zwingen sie den Ruthenen oder Juden ein klassisches Polnisch zu sprechen und zu schreiben, wenn es der westgalizische Schüler (Mazure) nicht kann? Warum tragen sie dafür keine Sorge, daß die Schüler die deutsche Sprache gut erlernen, die ihnen sicherlich eine Literatur eröffnen würde, aus der sie etwas schöpfen könnten? Das wäre allenfalls erforderlicher, als Beschlüsse zu fassen, daß für die Schülerbibliothek keine deutschen Bücher angeschafft werden.

Und wie sehen da die Lehrbücher in Ostgalizien aus? Alles was etwa der „jagellonischen Idee" widersprechen könnte, findet da keinen Eingang. Darum dürfen die Ruthenen ihre Nationalliteratur nicht in eben derselben Weise kennen lernen, wie die Polen die ihrige. Ganz entstellt, in einem ganz anderen Gewande wird ihnen diese vorgetragen, die Geschichte ihres Volkes wird gefälscht, die Heldentaten ihrer Nation verunglimpft. Hingegen alles was mit der „jagellonischen Idee" im Zusammenhange steht, gelobt und gefeiert. In diesem Sinne wird auch die Bücherauswahl für die Bibliotheken getroffen.

Ähnliche Zustände herrschen an den Realschulen, wo es um den Unterricht der ruthenischen Sprache noch ärger bestellt ist. Während dieselbe zwei Stunden wöchentlich am Gymnasium vorgetragen wird, sind an Realschulen dem Unterricht der ruthenischen Sprache für die ganze Anstalt sechs Stunden gewidmet, so daß die ruthenische Sprache viel ärger zu stehen kommt, als z. B. die französische.

Viel schlimmer daran als die Gymnasien und die Realschulen sind die Lehrerbildungsanstalten. Der gottselige Bobrzynski hat auch an diese nicht vergessen. Das Gründen von utraquistischen Seminarien ist sein hauptsächlichstes Verdienst. Aber warum wurden nicht utraquistische Seminarien in Westgalizien gegründet? Oder warum wird nicht der Utraquismus wenigstens befolgt? Liefert uns doch die Ernennung des P. Wołcz zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg, welcher der ruthenischen Sprache nicht mächtig ist — ein krasses Beispiel hiefür, wie der Utraquismus gewahrt wird! Die Kandidaten werden in Konvikten unter der Leitung von polnischen Chauvinisten erzogen. Unlängst gaben erst die Kandidaten der Lehrerbildungsanstalt in Sokal ihrer Unzufriedenheit über eine solche Erziehung Ausdruck, indem sie strikten. Die Früchte einer solchen Wirtschaft sehen wir überall. Die in Galizien erzogenen Pädagogen sind doch die tüchtigsten Agitatoren ... Doch den Polen handelt sich bloß darum, daß aus den galizischen Mittelschulen eifrige Verfechter der „Polska od morza do morza" herauskommen, die jede Bewegung der „Hajdamaken" ersticken sollen.

Lemberg. J. Suchowan.



Exempla trahunt.

Es wird oft als ein charakteristisches Merkmal der Politik des polnischen Adels hervorgehoben, daß dieser Adel gar nichts gelernt und nichts vergessen habe. Es ist dem nun nicht immer so. Die jüngsten Vorgänge in Ostgalizien beweisen, daß der

polnische Adel, vulgo Schlachta, doch imstande sei, ein gutes Beispiel nachzuahmen. In den letzten Tagen brachten einige ruthenische Blätter frappierende Nachrichten aus Ostgalizien, daß in manchen Bezirken eine intensiv antisemitische Agitation betrieben werde, daß nämlich in den Bezirken Kolomyja und Rohatyn einige fremde und höchst verdächtige Subjekte herumirren, die sogar ruthenisch radebrechen und die dortige Bevölkerung gegen die Juden aufzuhetzen versuchen. Näheres darüber berichteten das Tagblatt „Diło", sowie der bekannte Schriftsteller Dr. Ivan Franko in der Wiener „Zeit". Der Lemberger „Wschód" bestätigt diese Nachrichten und meldet von ähnlicher Agitation in den Bezirken Ternopil und Zbaraz.

Diese bedenkliche Agitation betreibt man bis jetzt straflos und ungehindert. Die Herren möchten sich der antisemitischen Bewegung als eines Blitzableiters bedienen. Die galizischen Machthaber: die polnische Schlachta und die allpolnische Bureaukratie haben doch von der russischen Regierung gelernt, wie man den gerechten Zorn der lange unterdrückten und ausgebeuteten Volksmassen von dem eigentlichen Gegenstande dieses Zornes, von den Urhebern des unerträglichen Übels ablenken könne und wie man diesem Zorne und dieser Empörung der breiten Volksmassen ein Ventil zu machen im Stande sei — indem man das entrüstete Volk gegen die Juden aufhetzt und dasselbe zu überzeugen sucht, daß die einzige Ursache der schrecklichen Not der ruthenischen Bauernschaft die Juden seien. Der große Landarbeiterstrike vom vorigen Jahre hat einen Beweis von der fortschreitenden Emanzipation der ruthenischen Bauernschaft geliefert. Und so ist nicht ausgeschlossen, daß sich auch im kommenden Sommer der Ausstand der Feldarbeiter wiederholen werde. Die Schlachte will somit rechtzeitig dieser drohenden Gefahr, diesem unausbleiblichen Übel, vorbeugen. Ein Ventil muß geschaffen werden, sonst kann die Empörung und Entrüstung der Volksmassen die schlachzizische Herrschaft endlich sprengen.

Dabei wurde selbstverständlich auch der Umstand in Erwägung gezogen, daß im Falle einer antisemitischen Revolte in Ostgalizien notwendigerweise der Ausnahmszustand und sogar das Standrecht in allen östlichen Bezirken eingeführt werden würde und das wäre eben das erfolgreichste und von der polnischen Schlachta schon lang ersehnte Mittel, jede Bauernbewegung, jeden Versuch der Selbstabwehr sofort im Keime zu ersticken und auf lange Jahre unmöglich zu machen. Durch die Judenhetze hoffen also die schlachzizischen Machthaber ein zweifaches Ziel zu erreichen: einerseits die oppositionelle Stimmung der Bauernbevölkerung gegen die Schlachta sowie gegen die schlachzizisch=allpolnische Regierung zu lähmen, andererseits einen solchen Zustand in Ostgalizien herbeizuführen, der der polnischen Schlachta ermöglichen würde, die Zügel ihrer bedrohten Herrschaft wiederum kürzer zu fassen.

Es ist eine traurige Schicksalsironie, daß sich die ostgalizischen Juden seit langer Zeit immer dazu verwenden lassen, die unumschränkte Herrschaft der polnischen Schlachta aufrechtzuerhalten. Bis jetzt forderte der polnische Adel von den Juden verschiedene unwürdigste und niederträchtigste Dienstleistungen — nunmehr hetzt sie aber gegen ihre Handlanger, um ihre bedrohte Position zu retten. Dieses schändliche Mittel, die Herrschaft sich zu erhalten, ist übrigens im schlachzizischen Repertoire keineswegs neu. Vor fünf Jahren war die westgalizische Bauernschaft auch stark oppositionell gegen die Schlachta gesinnt und ihre Herrschaft war in Westgalizien stark bedroht. Die galizischen Machthaber hatten einen so hervorragenden Volkspolitiker wie P. Stojalowski, der damals noch ganz demokratisch, ja sogar sozialistisch war, durch verschiedene Konzessionen und Versprechungen ihren Plänen dienlich gemacht. P. Stojalowski, der vorher mit den Juden sich sogar ralliierte, begann plötzlich eine wilde antisemitische Politik zu treiben und seine Partei inszenierte bald die bekannten Judenkrawalle in Westgalizien. Der Empörung der Bauernschaft wurde ein Ventil gemacht, über

Westgalizien der Ausnahmszustand und sogar das Standrecht verhängt, jede Organisation der Volksmassen vernichtet und die Volkspresse durch häufige Konfiskationen materiell ruiniert.

Dasselbe Mittel beabsichtigt nun die polnische Schlachta in Ostgalizien wirken zu lassen, nur daß die Absichten und die Machenschaften der galizischen Machthaber diesmal zu zeitlich entdeckt wurden. Alle ehrlichen oppositionellen Elemente werden zweifellos dem Vorhaben der Schlachta entgegentreten, sonst hätten wir in Ostgalizien ähnliche Krawalle wie in Kischenev; denn die polnischen Schlachzizen folgen gerne dem guten Beispiele Rußlands.

Wien. Wladimir Temnyckyj.



Ruthenisches Blut.

(Hans Weber-Lutkow's „Geschichten aus Kleinrußland".)

Da sind zwei Novellenbände erschienen (Hans Weber-Lutkow: „Schlummernde Seelen" und „Die schwarze Madonna"), beide im Verlage „Österreichische Verlagsanstalt", Linz, die verstärktes Interesse verdienen. Es sind durchwegs „Geschichten aus Kleinrußland", spielen an der ruthenisch-polnischen Sprachgrenze in Galizien und ihr Verfasser Hans Weber Lutkow ist ein Deutscher, dessen Großvater, ein Deutschböhme, sich in Galizien ansiedelte. Er selbst ist in Lemberg im Jahre 1861 geboren, hat aber den größten Teil seiner Jugend auf ruthenischem Boden im Jaroslauer Bezirke verbracht und kehrt auch jetzt noch oft nach Lutkow, wo seine Anverwandten begütert sind, zurück. So kommt es, daß er das ruthenische Volk, seinen Charakter, seine Kultur und seine Sitten genau kennt und die scharfe Beobachtungsgabe, gepaart mit einem starken und plastischen schriftstellerischen Talente, befähigt ihn, Sitten- und Kulturbilder aus dem ruthenischen Volksleben zu schaffen, die an dichterischer Schönheit und Lebenstreue wetteifern. Für uns Ruthenen, wie für die Deutschen, sind diese Bücher aber umso interessanter, als es hier ein Deutscher ist, der das Leben unseres Volkes schildert, und zwar ein scharf-kritischer und wahrheitsliebender Poet.

Dem zuerst erschienenen Novellenbande „Schlummernde Seelen" setzt der Verfasser als Motto einige Verse aus einer Ode Novalis, dieser „Wunderblume der deutschen Romantik", voraus. Die Verse lauten:

„Wer hat des irdischen Leibes
Tiefen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?"

Diese Verse und der Titel des Buches kennzeichnen schon die Anschauung und die Art Weber-Lutkow's. Nicht die Leute mit den ermüdeten, zermarterten Hirnen, nicht die Menschen, die die „Herrschaft des Geistes" proklamiert haben und ihr Leben nach allerlei möglichen und unmöglichen Prinzipien und Theorien drechseln und schwärzen, schildert er, sondern das Volk mit den schlummernden, nur ruckweise erwachenden Seelen, mit den starken, zähen Instinkten und der nie ganz zu ergründenden aber wuchtigen und mächtigen Sprache des Blutes.



Wie das Blut regelmäßig und ruhig dahinfließt und nur in außergewöhnlichen Fällen fiebert und schäumt, so auch die Helden der Weber-Lutkow'schen Bauerndichtungen. Eingeengt in das schmale Bett, das ihnen vergönnt ist, rinnt ihr Leben dahin, einförmig, langsam, fast träge und schwerfällig. Und ihre Seele fügt sich darein. Aber manchmal erwacht die schlummernde Seele und dann zischt es auf, das geduldige Blut. Dann werden seine Träger stark und groß und selbstbewußt und wie ein Gewitter zieht es über die Lande mit den schlummernden Seelen dahin; wie ein starkes, großes, luftreinigendes und deshalb segensreiches Gewitter. Diese Gewitter sagen: Das ist kein erstorbenes Volk mit kraftlosen Gemüthern; seine Seelen schlummern nur und sie können erwachen. Nicht bloß der Einzelne im Volke, sondern die Nation selbst.

Der Novellenband „Schlummernde Seelen" enthält drei Novellen, die an künstlerischer Ausführung und Lebensechtheit musterhaft sind. Es kann hier nicht auf die Einzelheiten aller Erzählungen eingegangen werden. Wir wollen heute nur die Aufmerksamkeit unserer Leser auf Hans Weber-Lutkow und seine Werke lenken, und müssen uns deshalb kurz referierend halten. Da ist die erste Geschichte „Dymitr", die in kurzen, meisterhaften Strichen an dem Schicksale einzelner Personen das Schicksal unseres ganzen Volkes kennzeichnet. Wie Dymitr, diesem Bauernburschen, ergeht es unserem Volke. Der Staat fordert von ihm die Erfüllung der bürgerlichen Pflichten (hier in der Form des Militärdienstes) und wenn der gute Junge dem Staate gegenüber die Pflichten erfüllt hat, wird er wieder in das Leben hinausgesetzt und ihm gesagt: jetzt hilf Dir selbst, schütze Dich selbst, ich thu nichts mehr für Dich. So ergeht es uns!

Und während Dymitr seine bürgerlichen Pflichten erfüllt, verkommt das Heimwesen seiner Eltern und geht in Wucherhände über. So ergeht es uns! Wie oft geht, um der bürgerlichen Pflicht Genüge zu leisten, — z. B. der Steuerpflicht — unser letztes Heim zugrunde.

Während der Wucherer und Ausbeuter nun als Herr auf dem väterlichen Boden lebt, muß Dymitr ihm als Knecht dienen. So ergeht es uns! Das ist unser Schicksal. Aber Dymitr hat nicht bloß das Schicksal unseres Volkes, er hat auch dessen Blut. Inmitten der Lockung als Geliebter der Tochter seines nunmehrigen Herrn aufzusteigen, hält er die Treue zu seinem Volke hoch und weist die ihn Liebende hohnlachend von sich; freilich nicht ohne vorher Rache genommen zu haben. Er nimmt das Mädchen, das ihm anfangs die Sinne verwirrte, hin, aber will nichts weiter von ihr wissen. Und da sie sich ihm eines Tages, während er die Pferde in die Schwemme führte, an den Rücken hängt und trotz seiner Warnungen nicht absteigt, überläßt er sie ihrem Schicksale. Die Strömung ergreift sie und trägt sie fort. Man wird einwenden, daß dies grausam sei. Die meisterhafte Schilderung Weber-Lutkow's, wie in Dymitr fast unbewußt der Gedanke an Rache für seine im Elend verstorbenen Eltern erwacht, mildert diesen Eindruck. Aber ich finde diesen Zug, diesen Drang nach Vergeltung — man mag diese nun Rache oder auch Strafe nennen — nicht einmal tadelnswert. Im Gegenteil, ich freue mich dessen, daß unser Volk noch so gesund fühlt, um nicht alle Demüthigungen und



Leiden gleichgiltig hinzunehmen. Äußert sich dieser Drang nach Vergeltung manchmal brutal, so trägt nur die noch brutalere Bedrückung daran schuld. Die Bibel ist es ja, die uns lehrt: „Aug'um Aug', Zahn um Zahn". Es ist ein sehr gutes Zeugnis für Weber-Lutkow's scharfe Beobachtungsgabe, daß er auch diesen Zug des ruthenischen Volkes klar erkannt hat und daß er mit dieser Explosion des Vergeltungsdranges, auch seine Ursachen treffend schildert.

Auch in der zweiten Erzählung, „Iwan", ist es ein in seinem Rechte gekränkter Bauernbursche, der sich rebelliert und an denen die ihm unrecht getan haben, blutige Rache nimmt, um nur einmal im Leben frei leben und atmen zu können. Ein kräftiger, gesunder Lebensdrang steckt in ihm, der brutal und unnatürlich in ihm niedergehalten wird und brutal und anormal sich äußert. Wie die Ursache, so die Wirkung. Aber erdrückt, erstickt haben sie die Lebenskraft in ihm nicht!

Mehr noch als in dieser Erzählung kommt in der Novelle „Nastia" die feine Sitten- und Charakterschilderung Weber-Lutkow's zur Geltung. Das ist echte und reine Kunst, das ist echtes Leben. Es ist die Geschichte eines jungen Ruthenenmädchens, das von dem Gutsherrn auf das Schloß genommen und als Geliebte behalten wird. Wie die „schlummernde Seele" dieses Mädchen erwacht, wie diese Seele reift und wächst, wie sie aber schließlich nach dem Tode ihres Vaters, den Geliebten, Glanz und Glück verläßt, um ihrer Mutter bei der harten Feldarbeit Genossin zu sein, das ist psychologisch meisterhaft und künstlerisch vollendet ausgeführt. Nicht minder aber die Zeichnung des armseligen Milieus unserer Bauern. Wieder treten in Nastjas Charakter zwei unserer Züge hervor: die große Geduld und die Treue zum Volke, die durch nichts korrumpiert werden kann.

Auch in „Witold Mirski", einer in dem zweiten Novellenbande „Die schwarze Madonna" enthaltenen Geschichte, zeigt der Held diesen charakteristischen Zug auf, und es ist für uns erfreulich, daß gerade ein Deutscher diese unsere Eigenschaft so oft betont, und diese Treue zum Volke wird uns auch siegen lassen. Im Witold Mirski findet sich neben vorzüglicher psychologischer Zeichnung auch ein überwältigend fein ausgeführtes Kulturgemälde. Treffend ist das Walten und Denken unserer Verwaltungsbeamten in dem Typus eines Bezirkshauptmannes geschildert. Überhaupt ist dieser zweite Novellenband („Die schwarze Madonna") reich an vielen interessanten und überaus lebenswahren Gestalten, und wen das Leben des ruthenischen Volkes interessiert, der lese diese Lebensbilder. Von wirklich erschütternder Echtheit ist die Novelle, die dem zweiten Bande den Namen gibt. Hier ist große, starke Kunst zu finden, und es bezeugt des Dichters reiche Gestaltungskraft, daß sich neben dieser wuchtigen Novelle ein so fein abgetöntes Seelengemälde wie „Dniprow", diese Liebesphantasien einer Sterbenden, findet.

Wie für unsere guten Eigenschaften, so hat auch Weber-Lutkow für unsere schlechten Qualitäten ein scharfes Auge. Vor Allem: unsere große Geduld gegenüber allem Unrecht. Die ist in Wahrheit ein nationales Laster. Weg damit! Dann schildert er sehr treffend die Wirkungen des Branntweins, dieses mächtigen Bundesgenossen aller geistigen und ökonomischen Bedrückung. Er hat zwar — wir wissen es



— seine Ursachen in der heutigen kulturellen und wirtschaftlichen Lage, aber Westeuropa ist sich schon darüber klar, welcher Feind des Volkes der Alkohol ist, es ist Zeit, daß auch wir uns darüber klar werden. Daß Weber-Lutkow, aus dessen Werken eine warme Sympathie für unser Volk spricht, uns auch auf einzelne Übelstände aufmerksam macht, sei ihm besonders gedankt. und zeugt von seiner großen Wahrheitsliebe, die sich in der meisterhaften Schilderung des Lebens und der Sitten unseres Volkes in alleu seinen Arbeiten bewährt.

Aber Weber-Lutkows Werke haben nicht bloß ein kulturelles Interesse. Auch als Kunstwerke verdienen sie die größte Beachtung. Es sind in knappen Zügen gehaltene Epen in Prosa voll markiger Kraft, voll sprudelndem Leben und voll psychologischer Feinheiten. Darum sind seine Werke — wie für die Deutschen — auch für uns Ruthenen vom großem Werte. Denn hier spricht ein scharfer Beobachter, ein objektiver Kritiker und ein echter Dichter. Und wenn ein Mann vom Schlage Hans Weber-Lutkow's spricht, dann sollen ihn Alle hören ...

Lemberg. J. Manastyrskyj.



Maksym Hrymacz.

Eine Erzählung von Marko Wowczok.

I.

Was ich erzählen will, ereignete sich nicht zu unseren Lebzeiten, sondern viel früher, als über die Ukraine Polen und Rußland gleichzeitig geherrscht.

Die Russen beherrschten die diesseitige Ukraine. Die Grenzwache stand nicht allzu dicht und übte auch ihr Amt nicht so streng aus wie z. B. jetzt bei Zbrutschow, und deshalb führten die gewandteren Leute verschiedene Waren den Dnjeper entlang ohne Zoll zu zahlen; hauptsächlich für Seidenstoffe, Sammte, golddurchwirkte Gewänder, duftenden Safran und allerlei anderen Krams, sowie auch in Fässern echtes Gold und Silber. Gegen das Tscherkessenland zu, abwärts von Domontow, lebte in einem Gehöft unweit vom Dnjeper — Maksym Hrymacz. Er ging in Zupans und Saffian, ging in Atlas und war ein Mann von großer Schönheit; vollwangig, schwarzäugig, dunkel und dazu heiter und witzig! An Sonntagen, wenn er unter den Leuten erschien, ward er schier umringt, denn er war auch außerordentlich beliebt.

„Nun," bemerkte mitunter jemand aus der Gemeinde zu ihm, „Du hast Dich ganz als Herr verkleidet, Bruder!"

„Freilich hab' ich mich herausgeputzt, Brüderchen! Kleidet Euch nur auch so, Leutchen! Die Herren leben sich gut, der Henker hat sie nicht geholt! Aber schon habe ich genug den Hals für Euch hingestreckt, übergenug! Jetzt werde ich gut essen und trinken, werde in schöner Kleidung umhergehen, ganz so wie es sich einem „Herrn" geziemt."

Im Grunde war er der Beschützer aller. Stieß irgend jemandem aus unserem Dorfe ein Unglück zu, so stand er mit seinem Kopfe für ihn Bürge, um ihn zu retten. Suchte ein Fremder Händel und Streitigkeiten, so kann er sich seines Lebens nicht mehr recht erfreuen; wie ein plötzlicher Sturm kommt er über ihn geflogen und zwingt ihn, vom Schauplatze zu verschwinden. Als einmal ein Adeliger das Kosakenfeld eingenommen, äscherte er sein Haus ein und ihn selber verdrängte er über den Dnjeper.



Wenn er noch am Leben ist, so wird er sich gewiß noch erinnern, welche Art von Drahtknuten beim Herrn Maksym Hrymacz geflochten wurden . . . .

Maksym war Witwer und besaß zwei Töchter. Die eine, Katrja genannt, schon erwachsen, war stolz und schön wie eine Königstochter; die zweite, Tatjana mit Namen, fast noch ein Kind, war flink und behend und glich an Behendigkeit den Eichhörnchen, wenn sie hier und dort im Gehöft erschien oder im Fenster urplötzlich auftauchte. Beide wuchsen im Vaterhause im Überfluß und Reichtum auf.

Um die Mitternachtsstunde glitten die Boote auf dem Dnjeper hin und hielten manchmal bei der alten Weide still; dann führte Herr Maksym die Führer in seine Kemenate und nahm die Waren in Empfang.

Der Name jenes Herrn ist mir entschwunden, welcher alle jene Kostbarkeiten in den Booten übersandte . . . . Doch hielt er sich in einer Steingrotte zwischen Bergen auf, unweit vom Dnjeper, nur einem Häuflein treuer Kosaken bekannt . . . .

II.

Am häufigsten kam der junge Kosak Simon im Boote angefahren. Ein prächtiger Bursche, schlank wie ein Rohr, kühn wie ein Falke; ihn hatte unsere Katrja herzlich liebgewonnen.

Werben um sie reiche Männer, Männer aus guten, ja den besten Familien, einer, ein zweiter, ein dritter, so ist ihre einzige Antwort diese: „Ich will nicht, ich nehme sie nicht!“

„Höre, meine Tochter,“ sagt Maksym, „du bist zu wählerisch und zu stolz mein Fischlein! Um dich bewerben sich die ersten Leute im Dorfe, lauter junge und schöne Burschen, weshalb willst du sie nicht?“

„Mir ist ihre Schönheit und Jugend gleichgiltig; mein Herz zieht mich nicht zu ihnen.“

„Und zu wem zieht dich dein Herz, mein Kind? Höre mich, meine Tochter! Ich werde dich nicht zwingen einen von ihnen zu nehmen, aber einem Landstreicher gebe ich dich nicht, und wenn er auch den Mond vom Himmel holt, ich gebe dich einem solchen nicht! So wie ich es dir sage, so wird es auch sein. Mein Wort ist das Wort eines Vaters und daß es fest ist, das weißt du!“

„Ich weiß es, Vater! Und wen würdet Ihr Euch wünschen?“

„Einen freien Kosaken, meine Tochter! Der sein eigener Herr ist, sich vor niemandem zu beugen brauchte, einen solchen möchte ich mir wünschen!“

„Und wenn er erst sein eigener Herr werden müßte?“

„Dann ja, dann mit Gott!“

„Nun, ich werde warten.“

„Warte mein Herz, ich wehre es dir nicht. Wer ist er denn? Ich merkte etwas . . . .“

„Wozu braucht Ihr es zu wissen? Zuerst muß er frei werden, und dann könnt Ihr es erfahren.“

„Gut, mein liebliches Kind, so mag es denn so sein!“

Als Simon von diesem Zwiegespräch erfahren, sprach er: „Was ist zu thun? Wir müssen warten. Mein drittes und zugleich letztes Dienstjahr bei meinem Herrn geht schon zu Ende. Der Hetman wird mich nicht verkürzen, er ist ein achtbarer Mensch. Ich werde ihm für sein Brot und Salz danken, erschaue irgendwo einen schönen Hof und alsdann verneige ich mich auch vor deinem Vater . . . nur bleibe mir treu mein Mädchen!“

Sie warten, diese Tauben. Simon fährt nicht auf dem Dnjeper, er fliegt, und wie der Blitz durchfurcht sein Boot die blauen Wogen. Die Kosaken rüsten sich zur Ausfahrt und Simon mit ihnen; sie rüsten sich zu einem Beutezuge.



„Du mein Falke, mein Kosake,“ sagt Katrja, sich an ihn schmiegend, „wann kehrst du heim? Bald?“

„Bald, mein Fischlein, bald. Wenn die erste Weichsel in deinem Garten erblüht, der graue Kuckuck ruft, kehr' ich heim zu dir, kehre auf den Fluten des Dnjeper zurück, jedoch nicht als Diener, als freier Kosake, Katrje!“

Im Herbste zogen sie fort und im Frühjahr wurden sie zurückerwartet.

III.

Katrja sitzt in ihrer Kemenate, stickt mit Seide Hemden und Handtücher aus und wirft von Zeit zu Zeit einen Blick durchs Fenster, ob der Sturm stark wütet, ob der Schnee stark schmilzt und die Wärme wohl bald eintritt . . . Schon werden die Eisschollen lebend und schwinden. Heulend schlägt der Dnjeper seine schwarzen und grauen Wogen an die Ufer. Schon grünen die Weiden, es grünt das Schilfrohr, und unsere fröhliche Katrja geht umher, Blick und Gedanken in die Zukunft gerichtet.

Es kommen die Weichseln in Blüte und auch der Kuckuck läßt sich vernehmen. Schon steht der Garten in vollster Pracht! Das Immergrün im schönsten Blau erblüht auf der Erde; es röthen sich die Sternblumen, die Vogelwicke windet sich am Zaune empor und die Wolfskirsche breitet ihre Blätter gemächlich aus; immer aufs neue erblüht der volle Mohn, grau, weiß und roth, und zur Erde hernieder beugen sich tief die blauen Glockenblumen, und üppig hoch wuchert die Raute . . . .

Unter all' diesen Blumen wandelt als schönste Blume Katrja selber, wandelt und wendet die hellen Augen vom blauen Dnjeper nicht ab; sobald des Abends der Mond aufgeht und die Sterne gleichsam gesäet im Wasser aufblinken, ist auch schon Katrja unter der alten Weide am Ufer. Sie schaut scharf vor sich, forschend blickt sie aus, ob nicht ein schwankendes Boot dahergeglitten kommt, von einem lieben, prächtigen Kosaken gelenkt . . . . Es vergeht eine Woche, vergeht die zweite. Einmal saß sie unter der Weide in stiller, sternenheller Nacht, nur die Nachtigall schlug und der Dnjeper brauste. Plötzlich dunkelte etwas unweit von ihr auf, als wie ein schwarzer Kahn . . . . immer näher kommt es — ein Boot! Wie auf Windesflügeln flog es daher und unwillkürlich streckte sie die Arme aus. Was für ein Kosake lenkte es denn? Simon? Nein, er war es nicht . . . . Bald ist er da beim Ufer; er lehnt sich ans Ruder und pfiff, ein-, zweimal, bis der Vater aus dem Hause trat. Katrja sank fast zusammen hinter der Weide. Der alte Hrymacz war gekommen und fragte: „Welche Nachrichten?“

„Schlimme Herr Maksym, schlimme!“

„Was gibt es also?“

„Vorgestern vor dem Sturm brannte die Birke. (Wenn nämlich die Kosaken einander Nachricht zukommen lassen wollten, zündeten sie eine Birke, oder auch einen anderen Baum am Ufer des Dnjeper an.) Wir bemerkten es und fuhren gestern entgegen . . . Niemand war da. Zertrümmerte Boote trug der Dnjeper . . .“

„Und war der Sturm arg?“

„Ich erlebte noch keinen wilderen. Eichen wurden samt den Wurzeln herausgerissen, und aus seinem Bette schleuderte der Dnjeper Sand. Dabei eine finstere, stockfinstere Nacht, auf Augenblicke erhellt von Blitzen. Und wenn es einschlug, donnerten gleichsam alle Berge am Dnjeper auf.“

„Und keine Nachricht?“

„Keine, Herr Maksym! Wir vermuteten, und der Hetman bekräftigte es, daß alle die Unserigen sich mit den Wellen des Dnjeper angetrunken.“

„Und es waren so prächtige Burschen, Brüder! O so prächtige Burschen! — Nun, gehen wir ins Haus.“



„Jetzt ist mein Freier, ein freier Kosake, Vater! Ihr habt es erlebt, daß er befreit wurde!"

Der Alte wandte sich jäh um . . . Da stand seine Katrja vor ihm, vom Mondlicht umflossen, weiß, in blendender Weiße.

„Der Herrgott ist mit dir, meine Tochter!" rief er und ergriff ihre kalte Hand.

Sie blickte ihm in die Augen, zog ihre Hand aus der seinen und entfernte sich ohne ein Wörtchen zu sagen . . .

IV.

Er führte den Kosaken in die Kemenate, bewirtete ihn, verabschiedete ihn, und dann wandte er sich abermals zur Tochter.

Sie sitzt im Gärtchen und windet einen Kranz aus weißem und rotem Mohn, durchflechtet ihn mit Immergrün; soeben gieng die Sonne hinter einer Anhöhe beim Dnjeper auf.

„Du mein Kind, Käthchen!" spricht der Alte sich neben sie setzend, „der Herrgott sandte ein großes Leid für dein Herz! So erhebe doch dein Köpfchen und blicke den alten Vater an!"

Sie erhob das Köpfchen und sah ihn an.

„O meine Tochter, wie bist du gealtert!"

„Nein Vater, ich bin jung", flüsterte sie und flocht weiter.

Wie tröstete er sie, wie sprach er in sie hinein! Sie aber flocht ununterbrochen weiter an ihrem Kranze und antwortete ihm mit keinem Worte.

Der Alte ging und rief die jüngere Tochter herbei:

„Tetjanko, gehe zur Schwester mein Fischlein, sie ist im tiefen Leid — du sollst sie trösten!"

„Was gibt es denn, wo ist sie?"

Auch sie lief in den Garten. „Schwester! Katrja-Herzchen, weshalb trauert Ihr? Es ist ja schon bereits Sommer" . . . und dabei fiel sie ihr um den Hals.

„Du mein kleines Schwesterchen! Du mein süßer Zwitscherling", liebkoste Katrja die Kleine.

„O wie schön ist doch Euer Kranz Schwester! Wie wunderbar schön! Schwesterchen, Herzchen, wann setzt Ihr ihn auf?"

„Abends setze ich ihn auf."

Sie hing den Kranz an einem Baume über dem Wasser auf, wandelt im Gärtchen umher, die plaudernde Schwester bei der Hand haltend. Es rief der Vater zum Mittagmahl. Sie kam und setzte sich ans Tischende. Mit ihren weißen Händen schenkte sie dem Vater den Meth ein und plauderte. Mochte sie auch der Alte mit Fragen ausforschen — von sich sprach sie nichts.

Abends ging sie zum Vater herein und küßte ihm die Hand. Der Alte erfaßte sie beim Haupte: „Katrja, meine unglückliche Tochter! Die Mutter Gottes möge dir gnädig sein!"

Auch an die kleine Schwester trat sie heran, umarmte sie und preßte sie an sich. Dann ging sie wieder in das Gärtchen — und wie wunderschön gekleidet! Das Hemd fein, unendlich fein, und der Rock aus Seide, dazu ein Gürtel mit Silberblumen und hohe Schuhe . . . Den langen blonden Zopf hatte sie dicht und klein geflochten, und an der rechten Hand blitzte ein goldener Ring. Sie kam ans Wasser und nahm den Kranz vom Baum, den sie am Morgen geflochten und sprach: „Du welktest nicht mein Mohnkranz!", und mit diesen Worten setzte sie sich diesen Kranz aufs Köpfchen.



Am Uferrand wuchs die Weide — und ihre Äste verzweigten sich tief hinab, bis sie fast den Wasserspiegel berührten. Sie setzte sich auf die hohle Weidenwurzel nieder, stützte den Kopf in das weiße Händchen und überließ sich dem Denken und Sinnen. Dort unter jenen grünen Weidenbaum begrüßte sie den Mond, sie, die Schöne, die Traurige, bekränzt mit dem Mohnkranz.

Als sich der Mond im Wasser wiederspiegelte sprach sie (während ihres Verhältnisses mit Simon war er zu ihr im Mondschein gefahren angekommen): „Der helle Mond ist schon aufgegangen!" Während sie dies sprach, hatte sie einen Weidenast betreten, gieng auf ihm wie auf einem schwankenden Steg ein Stück weiter vor, sah sich dabei nach allen Seiten um und stürzte sich dann geradeaus in die Tiefe. . . .

V.

Am nächsten Morgen herrscht im Hause Angst und Verwirrung. Tatjana weint, und der alte Hrymacz geht umher ohne Mütze, halb angekleidet und die Worte: „Wo ist meine Katrja? Wo ist mein liebliches Kind?" kommen ihm nicht aus dem Munde. Man lief zum Fluß . . . Da schwamm und kreiste bloß der Mohnkranz.

Der alte Hrymacz sperrte sich ab, tat während fünf Jahren keinen Schritt aus seinem Gehöfte; er brach ab mit dem Hetman, nahm keine Waren mehr an und war grau geworden wie jene graue Taube.

Gott ließ ihn noch am Leben als auch um die andere Tochter gefreit wurde. Sie war hoch, majestätisch und schwarzäugig! Es hielt um sie ein prächtiger Mann an, ein junger Sotnik (Anführer einer Abteilung von hundert Mann im Kosakenheere), ein Mann mit einem Antlitz von seltener Schönheit.

Die Hochzeit wurde sehr festlich gefeiert. Von ihrem Hause bis zur Kirche wurde der Weg mit rotem Seidenzeug belegt und die Gäste bekamen aus silbernen Bechern zu trinken.

Und es war ihrer da eine erhebliche Anzahl, der Bewunderung wert! Im Hause, und draußen und beim Tore — ja sie schmückten die ganze Gasse entlang. Eine ganze Woche wurde getanzt. Nach der Hochzeit segnete der Alte die jungen Eheleute und begleitete sie in ihr Heim; dann blieb er aber allein.

Unsägliche Trauer bemächtigte sich des alten Hrymacz in seinem nunmehr vereinsamten Hause. Er blickte nach dem Dnjeper, gedachte der älteren Tochter — und Tränen rollten ihm über den grauen Schnurrbart.

„Katrja, Katrja, du mein wunderschönes Kind! Dein junges Leben habe ich vernichtet!"

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Olga Kobylanska.



Glossen.

Graf Potocki hat feierlich sein Amt angetreten. Ansprachen wurden gehalten, Antworten wurden gegeben. In seiner Antwort auf die Ansprache des Statthalterei-Vizepräsidenten Lidl, sagte Graf Potocki: „Um das Ansehen des Beamtenstandes zu wahren, ist es geboten, sich uneingeschränkt von der Gerechtigkeit leiten zu lassen, die Gesetze zu achten, ihre Befolgung zu fordern, auf das Wohl der Gesamtbevölkerung des Landes Bedacht zu nehmen." Schon diese wenigen Worte liefern mir den Beweis, daß Graf Potocki als Statthalter für Galizien ganz und gar nicht taugt. Der Mann will offenbar die als mustergiltig gepriesene polnische Verwaltung Galiziens auf den Kopf stellen. Ja, um Gottes Willen! entgegen der geheiligten Tradition des Landes fordert er von seinen Beamten die Übung der Gerechtigkeit, die Rücksichtnahme auch auf die Ruthenen (denn diese sind offenbar auch unter der Gesamtbevölkerung ge-



meint), ja sogar die Achtung der Gesetze! Man könnte ihm noch die beiden ersteren Forderungen verzeihen. „Gerechtigkeit" und „Wohl der Gesamtbevölkerung" sind relative, dehnbare Begriffe, sie könnten nötigenfalls als lediglich schön klingende Phrasen, deren sich große Staatsmänner zu bedienen pflegen und in welche man einen beliebigen Inhalt hineinlegen kann, gelten, jedoch unverzeihlich ist es, daß er den politischen Beamten die Achtung der Gesetze zur Pflicht macht; diese Forderung kann unmöglich als eine bloße Phrase aufgefaßt werden, denn die Gesetze sind etwas Positives, und die Achtung oder Nichtachtung der Gesetze ist keine bloße Ansichtssache. Diese Forderungen des neuen Statthalters sind ein greller Mißton in dem bisherigen Konzerte der polnischen Verwaltung Galiziens.

* * *

Als Graf Kasimir Badeni im Jahre 1888 den Statthalterposten in Galizien antrat, da versammelte er seine Getreuen, d. h. die Bezirkshauptleute, um sich und sagte: „Ich fordere von Euch, daß Ihr durch Euere Wirksamkeit das Vertrauen der Bevölkerung erwerbet, denn es ist klar, daß ein Bezirkshauptmann, der nicht das Vertrauen des Bezirkes genießt, nicht würdig sei, die Würde eines Bezirkshauptmannes zu bekleiden." Mit lauter Wonne erfüllten mich damals diese kräftigen Worte Badeni's. Gut, sehr gut! dachte ich mir, also die Bezirkshauptleute werden von jetzt an gegenüber der Bevölkerung Gerechtigkeit üben, die Gesetze achten und befolgen lassen, das Wohl der gesamten Bevölkerung fördern, denn nur auf diese Weise werden sie bei der Bevölkerung Vertrauen erlangen können; dies alles werden sie auch aus eigenem persönlichem Interesse tun müssen, denn sonst wird sie Badeni als unwürdig des vertrauensvollen Postens erklären, d. h. fortjagen.

Leichtgläubig, wie ich damals war, dachte ich so! Es kam dann eine Landtags- oder Reichsratswahl. Ich beteiligte mich an der Wahlbewegung als ruthenischer Parteimann. Als solcher ging ich zu dem Manne, der die jüdischen Stimmen des Städtchens kommandierte, um von ihm möglicherweise etliche Stimmen für den ruthenischen Kandidaten zu erlangen. „Ich kann Ihnen nicht helfen," sagte der Jude, „im Gegenteile, ich werde alles daransetzen, damit Ihr Kandidat unterliege; eben war der Bezirkshauptmann bei mir und sagte zu mir: Retten Sie mich, Herr, denn für den Fall, daß der ruthenische Kandidat durchdringt, bin ich ein verlorener Mann, — es wird heißen, daß ich kein Vertrauen bei der Bevölkerung genieße, daß ich daher unwürdig sei, Bezirkshauptmann zu sein, Badeni wird mich fortjagen und ich habe doch Frau und Kinder! dabei bemerkte ich," schloß der Jude, „Tränen in den Augen des Bezirkshauptmannes." Die Juden sind übrigens vom Bezirkshauptmanne abhängig, daher müssen sie ihm folgen. Auf einmal stand mir Badeni's von den Bezirkshauptleuten erworbenes Vertrauen der Bevölkerung klar vor Augen, dasselbe bedeute nichts anderes, als: „von den Bezirkshauptleuten für den schlachzizischen Kandidaten erworbene Wahlstimmen."

* * *

Ein ruthenisches Sprichwort sagt: „Wer sich am Heißen verbrannt hat, der bläst auf das Kühle." Schon einmal durch Badeni irregeführt, will ich gegenwärtig vorsichtiger verfahren. Ich verspüre keine Spur von Wonne über die schönen Worte des Grafen Potocki, ich stehe ihnen kalt gegenüber. Ein jeder Politiker gebraucht in Fülle schöne Worte; was sie aber eigentlich zu bedeuten haben, muß man nach den Taten des Politikers beurteilen.

* * *

Die bisherigen Taten des Grafen Potocki sind nicht darnach, daß sie bei den Ruthenen Vertrauen zu erwecken imstande wären. Als Landmarschall hat Graf Potocki den Ruthenen nichts gutes gebracht, nicht einmal das ruthenische Gymnasium in



Stanislau wollte oder konnte er im Landtage durchbringen; einmal hat er den Ruthenen mit „Beresteczko“ gedroht. (Beresteczko ist eine Ortschaft in der Ukraine, wo die Kosaken im XVII. Jahrhundert von den Polen in einer Schlacht besiegt wurden.) Die Ansprache, welche bei der Verabschiedung des Grafen Potocki als Landmarschall Dr. Ekielski im Namen der Beamten des Landesausschusses hielt, gibt viel zu denken. Er sagte: „Der Statthalterposten ist nur scheinbar ein neuer Weg, in Wirklichkeit ist er es nicht, es sind nur andere Mittel, eine ein wenig andere Umgebung, jedoch das Ziel ist immer ein und dasselbe, ein klares, von altersher von entschwundenen Ahnen ererbtes Ziel, welchem Ew. Exzellenz die schönsten Jahre gewidmet haben und auch in der Gegenwart und in der Zukunft sich gauz widmen werden.“ „Das immer gleiche Ziel“ ist nichts anderes, als die Wiederaufrichtung des bestandenen Polens, einen anderen Sinn können diese Worte unmöglich haben. Nun ein kaiserlich-österreichischer Statthalter, der nur dieses eine Ziel vor sich hat, ist schon eo ipso für die Ruthenen eine Gefahr.

* * *

Das Vergangene ist für die Ruthenen nicht ermutigend, sie müssen die Zukunft abwarten, ob sich die schönen Antrittsworte des Grafen Potocki bewahrheiten werden. Die Haltung des Grafen Potocki gegenüber einem Vorfall, den man sich nicht besser ad hoc bestellen könnte, wird uns Aufschluß darüber geben. Der Bezirkshauptmann in Rawa Ruska, Herr Thürman, hat nachstehende Verordnung an alle Gemeindevorsteher seines Bezirkes erlassen. Dieselbe lautet in der Übersetzung aus dem Polnischen wörtlich: „Rawa, den 22. Mai 1903, Z. 46/pr. An alle Gemeindevorstände im Rawaer Bezirke. Ich habe bemerkt, daß in letzter Zeit in dem Bezirke auf geladene Gäste beschränkte Versammlungen in einem solchen Umfange und unter solchen Umständen veranstaltet werden, daß eine derartige Veranstaltung der Versammlungen in Wirklichkeit eine Umgehung des Gesetzes ist. Infolgedessen verbiete ich bis auf weiteres die Veranstaltung derartiger Versammlungen im hiesigen Bezirke und fordere die Gemeindevorsteher, bezw. deren Stellvertreter, auf, daß sie solche Versammlungen unverzüglich auflösen und mich hievon verständigen, wofür ich die Gemeindevorsteher für persönlich verantwortlich erkläre. K. k. Bezirkshauptmann Thürman.“

Mit dieser Verordnung setzt Herr Thürman den § 2 des Gesetzes über das Versammlungsrecht, also einen Teil der Staatsgrundgesetze, ganz förmlich für seinen Bezirk „bis auf weiteres“ außer Kraft. Es ist ausgeschlossen, daß Herr Thürman selbst nicht einsehen würde, daß er dadurch das Gesetz grob verletzt und überdies die Verletzung des Gesetzes von den Gemeindevorstehern fordert. Einen solchen Bezirkshauptmann sollte sein Chef unverzüglich zur Verantwortung ziehen. Wir werden sehen, was Graf Potocki tnn wird.

* * *

Einen guten Probierstein für die Beantwortung der Frage, ob die schönen Worte des Statthalters ernst zu nehmen seien, würde die Haltung des Polenklubs und des Abgeordneten Dr. Glabinski gegenüber dem neuen Statthalter abgeben.

Der Polenklub kann in seiner Stärke und in seiner Qualität lediglich durch Mißachtung der Gesetze erhalten werden. Das Gegenteil dessen, was in den Worten des Grafen Potocki enthalten ist, ist die Parole des Polenklubs, also die Chikanen gegen jedwede oppositionelle Person, sowohl ruthenische als polnische, die geflissentliche Züchtung der Gauner und Diebe als Gemeindevorsteher, damit sie nur bei den Wahlen als blindes Werkzeug für verschiedenartigen Wahlschwindel fungieren, offenkundige Gesetzesverletzungen begehen u. dgl. mehr. Wenn nun Graf Potocki ein Vertrauensmann des Polenklubs ist, was ja bisher bei einem jeden Statthalter der konstitutionellen

Ära der Fall war, so kann er unmöglich sein Wort über die uneingeschränkte Gerechtigkeit und die Achtung der Gesetze halten. Meint er aber diese Worte ernst, so müssen wir einer schroffen Opposition des Polenklubs gegen den Grafen Potocki gewärtig sein. Wir möchten eine autoritative Aufklärung über diese Worte des Statthalters vom Polenklub oder gar vom berühmten galizischen Wahlmacher Grafen Dzieduszynski hören — vielleicht würden die Herren unsere Zweifel zerstreuen . . . .

* * *

Auch Dr. Głąbinski ist gegenwärtig ein großer Mann, speziell bei den ostgalizischen Polen. Er hat auf dem polnischen Nationaltage sein Programm auf Vernichtung der Ruthenen in Ostgalizien durchgesetzt und das wird für seine politische Laufbahn von großer Bedeutung sein. Hinter ihm steht die allpolnische Partei und das größte politische Blatt „Słowo polskie", sowie der „Przeglad Wszechpolski", „Wiek" und „Gazeta Narodowa". Auf seine Initiative hat sich neulich mitten im Polenklub ein Verband aller „demokratischen" Reichsratsabgeordneten mit 19 Mitgliedern gebildet. In demselben wird wohl Dr. Głąbinski die erste Geige spielen. Nun ist das Programm des Dr. Głąbinski in Bezug auf die Ruthenen, dem Programm des Grafen Potocki scheinbar schnurstracks entgegengesetzt. Dr. Głąbinski will keine Gerechtigkeit gegenüber den Ruthenen walten lassen, er will, daß die ganze Staatsmaschine lediglich zugunsten der Polen wirke, er perhorresziert das Wohl der Gesamtbevölkerung.*) Wenn nun Głąbinski den neuen Statthalter unterstützen sollte, so wird das ein sicheres Zeichen sein, daß das schöne Programm des Grafen Potocki im entgegengesetzten Sinne zu verstehen sei. Ich wäre dem Herrn Głąbinski — der so gerne viel plaudert — sehr dankbar, wenn er sich über dieses Tema äußern würde. Ich möchte selbstverständlich wünschen, daß die schönen Worte des neuen Statthalters zur Wahrheit werden — es fehlt jedoch dazu nur der Glaube. Dr. Andreas Kos.

* * *

„Der Zweck heiligt die Mittel". An dieses Sprichwort denken die galizischen Machthaber so oft es sich darum handelt, die Realisierung der „jagellonischen Idee", um einen Schritt vorwärts zu schieben. Dabei denken sie nicht an eine Wahl der Mittel, Alles dünkt ihnen gut. Einen Beweis bietet uns die Stellungnahme der polnischen Presse zur „Ruthenischen Revue", über die uns schon der Artikel „Patriotische Wahrheitsliebe im 2. Hefte der „Ruth. Revue" informierte. Nunmehr ersannen die Herren ein neues Kunststück um die Opposition der Ruthenen, die doch gegen die „jagellonische Idee" kämpfen, niederzudrücken. Sie setzen sich mit minderwertigen moralischen Individuen in Verbindung und bedienen sich derselben zu ihrem Zwecke. So geben sie in Lemberg eine von einem Indiduum ärgster Sorte redigierte Volksschrift „Ruskyj Selanyn" heraus, welche den Bauern zu einem gefügigen Organe der galizischen Schlachta machen soll. Am meisten Bewunderung verdient aber ihr neuer Plan. Sie setzen sich mit Subjekten vom zweifelhaften moralischen Wert in Wien in Verbindung, die der „Ruth. Revue" den Boden untergraben sollen. Zu diesem Zwecke sollen vor allem Verläumdungen, anonyme Briefe, sowie der Schein der „Objektivität" dienen. (Mit dem Nimbus der Objektivität werden bekanntlich in Galizien die gröbsten Unwahrheiten umgeben. Auch Graf Badeni wurde als ein objektiver Staatsmann gepriesen.) Sie finden immer Subjekte, die in moralischer Hinsicht „nichts zu verlieren haben". Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wünschen unseren Gegnern Glück zum neuen patriotischen Unternehmen, ... uns wundert auch nicht ihr Vorhaben, denn alle Chauvinisten (ohne Unterschied der Partei und der politischen Schattierung) sind in ihren Kampfmitteln nicht besonders wählerisch. M. B.

*) Siehe meinen Artikel „Der polnische Nationaltag" in der Nr. 3 der „Ruth. Revue".

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck und Verlag von C. W. Zenker & Cie.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 15. Juli 1903. Nr. 5.

Eine Waffenbrüderschaft.

Der polnische Nationaltag, dessen Aufgabe es war, den allpolnischen Quertreibereien eine feste Organisation zu geben, der deshalb ein „Komitee der nationalen Arbeit" ins Leben rief, hätte an und für sich keinen großen Einfluß auf das polnische Volk, wenn die maßgebenden Faktoren nicht dafür gesorgt hätten, der Bevölkerung zu zeigen, daß sie ihre politischen Ansprüche nicht umsonst erheben, daß ihre historischen Postulate keine leeren Phrasen seien — kurz, daß sie zur Durchführung ihrer Pläne die nötigen Mittel haben, sowie auf kräftige Unterstützung rechnen können.

Ja, man hat planmäßig dafür Sorge getragen, dem unentwegten aggressiven polnischen Chauvinismus Nahrung zuzuführen und Mut einzuflößen. Die galizischen Machthaber haben alles getan, um den breiteren Schichten des polnischen Volkes zu zeigen, daß jede „Politik der Nachgiebigkeit" den Ruthenen gegenüber nicht berechtigt sei, da die Polen nicht nur hochtrabende, auf dem Nationaltag proklamierte Postulate, sondern auch die Macht, dieselben durchzuführen und zu erzwingen, besitzen. Wer das leicht erregbare polnische Volk — welches sich so gerne den patriotischen Illusionen hingibt — kennt, wird begreifen, daß es gar nicht schwer war, jenes Ziel zu erreichen.

Er war lange kein Geheimnis, daß dem National-Kongreß der allgemeine polnische Sokoltag folgen werde. Die polnischen Sokolvereine sind bekanntlich Turnvereine mit ausgesprochen politischer Tendenz. Die polnischen Sokolisten spielen auch im polnisch-ruthenischen Besitzstreit eine erstklassige Rolle, zeichnen sich durch großen Ruthenenhaß aus und werden von den Polen selbst als nationale Armee bezeichnet. Um dieses Ansehen in den Augen des polnischen Spießbürgertums noch zu



erhöhen, wurden von den Arrangeuren des Sokolistentages Ansichtskarten in Umlauf gebracht, die einen k. k. Gendarmen darstellten, der sein Gewehr dem polnischen Sokolisten mit den Worten überreicht, es sei nicht mehr die Aufgabe der k. k. Gendarmen dieses Land zu verteidigen, denn nur die Sokolisten seien dieser Aufgabe gewachsen ...

Nun trat der Sokoltag zusammen. Die nationale Miliz stellte sich den aus allen Gebieten des ehemaligen Polens herbeigeeilten Zuschauern in ihrer ganzen Macht und Pracht vor. Dies geschah aber nicht in der urpolnischen Stadt Krakau, die doch — so reich an historischen Traditionen, an nationalen Denkmälern — am passendsten für solche Zwecke wäre. Nein! Der Sokoltag wurde ebenso wie der nationale Kongreß in der vom Ruthenenfürsten Leo dem Großen gegründeten Stadt, in Lemberg, veranstaltet, um die Rechte Polens auf Ostgalizien zu dokumentieren, um den Ruthenen die improvisierte polnische Staatsgewalt ad oculos zu präsentieren, sowie den aggressiven Chauvinismus des polnischen Bürgertums zu verstärken.

Die Ruthenen dürfen auch nicht vergessen, daß sie ebenso machtlos, wie seinerzeit in Polen, sind. Auch daran wurden sie diesmal nachdrücklich erinnert. Fast gleichzeitig mit dem polnischen Sokolfest wurde eine Feier der ruthenischen Turnvereine „Sicz"*) in Kolomea veranstaltet. Es wurde den ruthenischen Gymnasialschülern strenge verboten, auch nur als Zuschauer an dem Sicz-Feste teilzunehmen. Dagegen wurde aber die polnische Gymnasialjugend zur Teilnahme am Sokol-Feste angeeifert und diese Teilnahme wurde ihr von den Schulbehörden erleichtert. Die Gymnasialschüler überreichten den Sokolisten aus Preußisch-Polen ein Banner mit dem Wappen des zukünftigen Polenreiches vom Meere bis zum Meere. An dem feierlichen Umzug nahmen die Gymnasialschüler in geordneten Kolonnen teil. Ein Gymnasium rückte sogar mit einer eigenen Kapelle aus. Neben den Schülern marschierten ihre Katecheten, Professoren, weiter Staatsbeamte aller Kategorien, polnische Ordenspriester u. s. w. Es wurden alle Vorkehrungen getroffen, um die polnischen Sokolisten als einen allseits respektierten, der Staatsgewalt nahe stehenden Faktor darzustellen.

Die ruthenische Presse faßte den Sokoltag als neue Herausforderung von Seite der galizischen Potentaten auf. Den provokatorischen Charakter dieser polnischen Heerschau führte man u. a. auch auf die historischen Anspielungen**) und auf die Aspirationen des Grafen Potocki zurück. Die Sokolisten wurden ausdrücklich als polnisches Heer proklamiert, welches das geteilte Polenreich zu vereinigen habe. Es ist nicht unsere Aufgabe, all' die bombastischen Festreden wiederzugeben, die von einem fast unbegreiflichen Übermut der Herrschaften zeugen, wir möchten nur darauf hinweisen, daß diese lärmenden, unter der Autorität der Staatsgewalt in Szene gesetzten Kundgebungen auch dem allpolnischen Gedanken selbst nur schaden können — denn dem allpolnischen Druck wird früher oder später ein energischer Gegendruck folgen. Eine wahrhaft allpolnische Bewegung, die nur Polen und ausschließlich polnische Länder umfassen würde, wäre uns gewiß nur

---

*) Die Sicz-Vereine befassen sich mit der Gründung der freiwilligen Feuerwehr und haben mit der Politik gar nichts Gemeinsames.

**) Vergl. die „Ruth. Revue" Nr. 2, S. 46—48, Nr. 4, S. 81—83.



sympathisch. Die wirklich freiheitlichen Bestrebungen der polnischen Nation muß jeder moderne Mensch mit Freude begrüßen — die sind zu schätzen und zu achten. Allpolnische Freiheit — im Sinne der in Polen maßgebenden Parteien — besteht aber in gewissenloser Unterdrückung und Ausbeutung anderer Völker. Für solch' „freiheitliche Bestrebuugen" können sich nur politische Jongleure begeistern, denen die Freiheit nur eine Phrase ist.

Uns interessieren am meisten die Ansprachen des Vorsitzenden der Sokolistenvereinigung und des Lemberger Bürgermeisters an die Sokolisten aus Preußisch-Polen, denn in diesen Ansprachen wurde Ostgalizien als gemeinsames polnisches Gut bezeichnet. Der allpolnische Feldmarschall, das Sokolistenoberhaupt, Dr. Fischer, sagte u. a. zu den Sokolisten aus Deutschland: „Ihr seid hier anf eurem urväterlichen Boden, dieser Boden gehört ebenso euch, wie uns, das ist unser gemeinsames Vaterland, unser gemeinsames Erbe seit Jahrhunderten . . ." Der Bürgermeister der Stadt Lemberg, Dr. Małachowski, sprach: „Ihr seid hier nicht Gäste, sondern ihr seid zuhause, denn ihr seid unsere Brüder, die auf diesem Boden ebenso wie wir den Triumph der Gerechtigkeit*) feiern werden . . ." Andere Redner drückten sich selbstverständlich viel prägnanter, viel deutlicher aus.

Zur Zeit des Sokolfestes war die ganze Stadt beflaggt und mit den Abzeichen, sowie mit den Wappen des geschichtlichen Polens dekoriert. Alles erinnerte an eine militärische Revue in Polen. Die gesamte polnische Presse hat auch den Sokolistentag mit der altpolnischen Militärparade verglichen, fügte aber gleich hinzu, daß die nunmehrige Heerschau von einer viel größeren Bedeutung sei . . .

Die neue polnische Militärrevue war auch in anderer Richtung von großer Wichtigkeit. Man faselte da sogar von einer neuen Waffenbrüderschaft. Zum besseren Verständnis sei hier bemerkt, daß sich früher die Herren Schlachzizen mit der Freundschaft der Ungarn gerühmt haben. In letzterer Zeit — besonders infolge des Meeraugestreites — sind die Ungarn bei den Polen in Ungnade gefallen, ja sie werden sogar gehaßt. Nun erklären die Herren von Galizien, sie brauchen die ungarische Waffenbrüderschaft nicht mehr, weil sie auf eine andere rechnen können. Mag diese patriotische Prahlerei auch so übertrieben sein, während der erwähnten polnischen Manifestation in Lemberg fehlte es nicht an sehr charakteristischen Momenten, die wir hier aus publizistischer Pflicht in aller Kürze andeuten wollen.

Wir dürfen dabei der früheren Verhältnisse zwischen dem polnischen Adel und den österreichischen Militärbehörden nicht vergessen. Man bemühte sich bekanntlich schon seit längerer Zeit, die polnische Königswürde wenigstens pro forma zu erneuern und dem in eine Kaserne verwandelten altpolnischen Königsschloß in Krakau — welches die Polen als „ein Symbol des nationalen Ruhmes und der nationalen Einheit" betrachten — den früheren Glanz zu verleihen. Es handelte sich nur um die Wahl der Mittel, bezw. Kniffe, um den Plan auszuführen. Eine Zeit lang waren die Meinungen darüber streitig. Schließlich setzte Graf Stanislaus Badeni im Landtage folgenden Antrag durch: Das

*) Also der Wiederherstellung des geschichtlichen Polens.



Land kauft das altpolnische Königsschloß in Krakau dem Militärärare ab, renoviert dasselbe und bietet es dem Kaiser anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums an . . . Wie gesagt, die Sache wurde formell durchgesetzt, ihre Durchführung scheiterte aber an dem Widerstand des früheren Kriegsministers Freiherrn v. Krieghammer. Derselbe zögerte nämlich mit der Übergabe des Schlosses an den Landtag. Der „polenfeindliche" Krieghammer ist inzwischen gegangen. Seine Stelle nahm Herr Pietreich ein. Der neue Kriegsminister ist in der Behandlung der nationalen Heiligtümer des polnischen Adels nicht mehr so grausam — ja, er zeigte sich sogar den Forderungen der Schlachta gegenüber sehr zuvorkommend. Das, was man seit 1897 bis Ende des Jahres 1902 an dem Kriegsministerium nicht erzwingen konnte, wurde unter Pietreich in einigen Wochen erledigt. Das Geschäft mit dem galizischen Landesausschuß — die Übergabe der Krakauer Königsburg betreffend — ist perfekt, die Vorschläge und Bedingungen der Schlachta wurden genehmigt.

Dieselbe Zuvorkommenheit zeigte sich auch jüngst in Lemberg. Die k. u. k. österreichischen Militär-Behörden haben speziell für den Sokoltag dem Zentralverband polnischer Sokolvereine 3650 Strohsäcke, 3650 Pölster, 7300 Leintücher und 3650 Bettdecken geliehen. Das beweist anschaulich, daß die österreichischen Behörden der in Frage stehenden polnischen Demonstration . . . zumindest nicht mißgünstig waren. Ja, dieser Demonstration wurde sogar ein offizielles Gepräge gegeben. Der Parade wohnte nicht nur Graf Potocki — der, als Hausherr, gemeinsam mit dem Bürgermeister Dr. Małachowski, im Rathaus die Sokolisten empfing — bei, sondern auch der Korpskommandat von Lemberg, Feldzeugmeister Fiedler mit den Offizieren.

Diese Tatsache bedarf keiner Kommentare. Für uns ist das eine sehr gute Lehre, für die wir dem General Fiedler, sowie den galizischen Machthabern nur dankbar sein können. Wir werden uns jetzt leichter orientieren . . . Es ist für die Ruthenen ein kostbarer Fingerzeig. Das angesehenste und meist gelesene ruthenische Blatt „Diło" präzisiert treffend den Eindruck, den das Benehmen der k. k. Behörden in Ostgalizien gemacht hat: „Es ist vorauszusetzen, daß, wenn die polnische Armee schließlich in den von langer Hand vorbereiteten Kampf gehen wird, der im gottvergessenen Galizien garnisonierende Teil der k. u. k. österreichischen Armee der ersteren als Reserve dienen werde" . . .

Der in Galizien liegende Teil der österreichischen Armee muß ohnehin die Interessen der im Lande herrschenden Schlachta verteidigen und hat schon so manchen Tropfen ruthenischen Blutes bei den Wahlen sowie während des vorjährigen Feldarbeiterstrikes vergossen. Alles das, mit Namen und Ort belegt, wurde wiederholt im Parlament besprochen und dürfte allgemein bekannt sein. Das Verhalten der Lemberger Militärbehörden auf dem Sokolistentag, brachte somit nichts Neues mit sich. Wir sind auch weit davon entfernt, diesen Behörden daraus einen Vorwurf zu machen. Die polnische Schlachta ist einmal in Österreich als Herrin von Galizien anerkannt worden, ihr Prestige muß somit von allen staatserhaltenden Faktoren hochgehalten werden. Überraschend war da also nur der Umstand, daß die Waffenbrüderschaft zu ostentativ dokumentiert wurde. Das ist ein wichtiger Präzedenzfall.



Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die Mickiewicz-Feier, die im Jahre 1890 in Krakau begangen wurde. Diese hatte keine politische Bedeutung und machte nicht so viel Lärm, denn die heute so mutigen Schreier waren damals noch kleinlaut und viel bescheidener als jetzt. Und doch beobachteten die Militärbehörden eine sogar allzugroße Reserve. Heute verhält sich die Sache ganz anders, denn da handelt es sich nicht um die Ehrung des polnischen Dichters, sondern um Befestigung des Ansehens der polnischen Miliz, und zwar nicht in Krakau, sondern in Lemberg . . . . Man erinnere sich, wie die Militärbehörde den Veranstaltungen ähnlicher, lange nicht politisch so prononzierter, deutscher und czechischer Vereine (vide Brünn und Graz) gegenübersteht, und man wird die Bedeutunng des Lemberger Vorfalles würdigen können.

Im Anhang sei uns noch eine kleine Schlußfolgerung gestattet. In Galizien befinden sich bekanntlich sehr viele ungarische Regimenter und gerade diese werden häufig zu verschiedenen Diensten der Schlachta — bei den Wahlen, während der Strikes 2c. — verwendet, weshalb die Ungarn schon manchen Schimpf geerntet haben und die ungarischen Soldaten in Galizien als Unmenschen bezeichnet werden. Es ist ein nicht beneidenswertes Los der ungarischen Jugend, daß sie nolens volens die Handlangerdienste der galizischen Machthaber versehen muß und auf diese Weise den Haß ihrem Volke erwirbt. Diese Handlangerdienste werden sich nun nach dem Sokoltage zweifellos von Tag zu Tag mehren. Jeder ehrliche Ungar muß sich somit dagegen sträuben, daß seine Söhne der Schlachta Kastanien aus dem Feuer holen, daß sie zu den Dienstleistungen verwendet werden, die ihrem Volke nur Verwünschungen eintragen . . . . Im Herbst vorigen Jahres wurde auch wirklich im ungarischen Reichstag die Rückziehung ungarischer Regimenter aus Galizien verlangt. Ebenso gehört zu den Forderungen der ungarischen Opposition, die Schaffung der eigenen Armee. Dieses Postulat ist ganz berechtigt und sympathisch. Wir Ruthenen haben am allerwenigsten Interesse daran, daß General Fiedler auf dem nächsten Sokoltage eine große Armee repräsentiert — eine Armee, die unter diesen Umständen nur die Schutztruppe der Schlachta bildet. Diese Schlußfolgerung wird uns auf Schritt und Tritt nahe gelegt.

R. Sembratowycz.



Ein ruthenischer Nationaltag in der Bukowina.

Am 7. Juli d. J. fand in Czernowitz, der Hauptstadt Bukowina's, eine imposante ruthenische Volksversammlung statt, ein von Tausenden besuchter Nationaltag, an dem zahlreiche auf die kulturelle Hebung und politische sowie sprachliche Gleichberechtigung der Ruthenen in der Bukowina abzielende Beschlüsse gefaßt, die Anerkennung dem Ministerpräsidenten Dr. Körber ausgedrückt*) und schließlich neuerlich bekundet wurde, daß die Bukowinaer Ruthenen mehr noch als früher

*) Für dessen spezielle Bukowinaer Politik.

entschlossen sind, in ihren Bemühungen um die Erlangung ihrer politischen Rechte auszuharren. Bevor ich nun zur eigentlichen Sache übergehe, lasse ich hier eine kurze Skizzierung der politischen und kulturellen Lage der Bukowinaer Ruthenen folgen.

I.

Eine merkwürdige, in das Gebiet der Völkerpsychologie gehörende Erscheinung, kann an den Bewohnern Rutheniens konstatiert werden. Angefangen vom östlichsten Teile ihres ethnographischen Gebietes, d. i. dem Lande der Czernomorzen (Schwarze Meer-Kosaken) bis an die ungarische Slovakei, geht seit einigen Jahren eine Bewegung durch das ruthenische Volk, die, verschiedene Formen annehmend, bereits dahin gedeutet worden ist, daß eine „fremde Hand" die Ruthenen, verschiedenen Nachbarn zum Trotze, zu einer politischen Aktion leite.

Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß derartige Mutmaßungen lediglich Hirngespinste in den Köpfen unduldsamer Ignoranten sind, welche nicht begreifen wollen, daß westeuropäische Ideen in ihrem Zuge von West nach Ost eben auch bei den Ruthenen Eingang zu finden beginnen und daselbst, da sie geeigneten Nährboden finden, sehr bald in einer naturgemäß modifizierten Gestalt zur Verwirklichung gelangen.

Diese Ideen sind gegenwärtig vor allem: der Gedanke der ökonomischen Selbsthilfe, ferner der übrigens bei den Ruthenen seit jeher rege demokratische Gedanke, und schließlich die nationale Idee, welche übrigens ihre unmittelbare Quelle in den Heldenliedern Ševčenko's hat, dessen Bedeutung für die nationale Wiedergeburt eines Volkes eine wohl einzig dastehende ist.

Diese Ideen haben dem Quietismus, der dieses Volk in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts beherrschte, offenbar ein Ende bereitet. Wenn wir, um bei der Bukowina zu bleiben, ein Bild davon erhalten wollen, was die ruthenische Volksseele noch vor kurzem beschäftigte und ausfüllte, so werden wir es am besten in den Schilderungen eines bedeutenden ruthenischen Poeten und Novellisten aus der Bukowina, Juryj Fedkowycz, finden. Dort finden wir den Spiegel der Gedankensphäre des vom Erzähler teilweise idealisierten ruthenischen Landbewohners. Gutmütig, nur im Zorne maßlos, gastfreundlich, fromm, für die Schönheit der Natur und des anderen Geschlechtes sehr empfänglich, ein Freund von Festlichkeiten und Gelagen, denkt der ruthenische Bauer nur an das Wohl seiner engsten Familie. Den Kaiser anerkennt er als den Beschützer der Rechtsordnung (insbesonders auch in Zivilsachen) und den Führer im nächsten Kampfe mit den Türken. Die göttlichen Angelegenheiten besorgt der Priester, die kleinen weltlichen der einzig notwendige Beamte, der Dorfälteste. Der Handel ist Sache des Juden, Gewerbe betreiben meistens nur Fremde.

In dieses Naturvolk dringen moderne europäische Einflüsse — und wir sind eben Zeugen des eintretenden Umschwunges.

Teilweise trug auch der materielle Notstand — eine Folge fortschreitender Grundteilungen sowie wucherischer Ausbeutung insbesondere durch Verschuldungen in den für die Bukowina verhängnisvollen Hungerjahren 1865—66 — dazu bei, daß der hierländische Ruthene seine



Aufmerksamkeit der ihn umgebenden, oder richtiger über ihm stehenden zivilisierten Welt zuzuwenden begann, d. i. den „Herren", denen es immer gut ging, und die, ohne schwer zu arbeiten, ein fröhliches Leben führten. Die Wertschätzung der eigenen Arbeit hat sich sichtlich gehoben. Der Bukowinaer Ruthene, der früher an seiner Scholle mit besonderer Liebe hing, wandert jetzt nach Amerika, um mehr Geld zu verdienen. Infolgedessen, und nicht zum geringsten unter dem Eindrucke des vorjährigen galizischen Feldarbeiterstreiks, herrscht momentan in der Bukowina außergewöhnliche „Leutenot", bezw. Teuerung der Arbeitskräfte.

Bei diesen ökonomischen Verhältnissen, wodurch der Sinn des Bauern für weitere Horizonte geweckt wurde, fiel jede auf die wirtschaftliche Verbesserung der Lage gerichtete Idee auf fruchtbaren Boden. So kam es und kommt es, daß die Idee wirtschaftlicher Assoziationen gegenwärtig viel Anklang findet, daß der Kleinhandel in die Hände der Bauern kommt, Kreditgenossenschaften zahlreich gegründet werden, und auch die Schule gebührende Beachtung findet.

Auch für das politische Leben ist der Sinn geweckt und wird die Macht der Wahlstimme immer mehr gewürdigt. Der demokratische Gedanke dringt umsomehr durch, als ja das ruthenische Volk nur bei demokratischen Institutionen zur Geltung kommen kann. Schließlich ist auch die nationale Idee wegen ihrer Bedeutung für die ökonomische Emanzipation in breiten Massen lebendig geworden und wird immer mehr hervorgekehrt.

Kurzum, in kurzer Zeit ist in der Bukowina gar manches anders geworden. Der alte konservative Schlag, wie ihn Fedkowycz darstellt, lebt zwar noch in den älteren Zeitgenossen, die jüngeren sind aber schon mehr oder weniger neuzeitlich. Vorne stehen die „Aufgeklärten", das das sind Mitglieder von Vereinen, Temperenzler, Zeitungsleser, die gerne mit dem Lehrer und Priester über Politik und Religion disputieren, die ukrainische Nationalhymne singen können, bei Gemeindewahlen immer mehr zur Geltung kommen, ruthenische Volksversammlungen fleißig besuchen — und hoffnungsvoll in eine bessere Zukunft blicken. Solche Elemente in einer Anzahl von 3 bis 4000 versammelten sich am 7. Juli aus der ganzen Bukowina zu einem Nationaltage.

Czernowitz. Gracchus.

(Schlußartikel folgt.)



Schlachzizische Kulturverwüster und ihre Helfer.

Als das Wachstum der Macht des deutschen Reiches die Wiener Kreise zu beunruhigen und mit Besorgnis um die Zukunft der österreichischen Mosaik zu erfüllen begann, da sahen sich die betreffenden Kreise nach einem Bundesgenossen um, für den, wenn schon nicht die Vernichtung, so doch wenigstens die Schwächung des deutschen Reiches eine Lebensfrage wäre. Gleichzeitig erwachte bei den Mitgliedern der beiden



polnischen revolutionären Parteien, die sich später in der Stanczykenpartei vereinigten, der Gedanke: die polnische Königskrone müsse dem jeweiligen König von Galizien zufallen. *)

Kurzsichtig, wie die österreichischen Staatsmänner schon einmal sind, haben sie sich faktisch der Schlachta verschrieben, um irgend einer eingebildeten drohenden Gefahr besser widerstehen zu können. Sie haben aber nicht erkannt und erraten, daß dieser Pakt, statt das deutsche Reich in Zukunft zu schwächen, Österreich selbst schon in der Gegenwart schwächen muß, da es nicht bloß Galizien, sondern ganz Österreich dem unheilvollen Einflusse der Schlachta preisgab. Diese ist es, welche aus dem Vertrage allein den Nutzen zieht; Österreich selbst — Dynastie, Regierung und Bevölkerung — wird von der Schlachta getäuscht und an der Nase geführt.

Diesen Plan hat ein hervorragendes Mitglied der Stanczykenpartei, der vom Kaiser ernannte k. k. Vizepräsident des „galizischen" Landesschulrates, Exzellenz Dr. Bobrzynski, verraten. Als Kandidat für ein Mandat in den Landtag hat er an seine Wähler eine Ansprache gehalten, in der er unter anderem folgendes sagte: „Es kommt die Zeit, in der wir zum Handeln berufen sein werden; auch ich hege den sehnlichen Wunsch, daß uns diese Zeit als ein sechs Millionen zählendes Volk antreffe, daß das Bewußtsein der polnischen Nationalität in die weiteren Volsschichten hineindringe." Also Bobrzynski hat ausdrücklich gesagt, daß die drei Millionen Ruthenen polnisch werden müssen, denn sonst ist ja die „jagellonische Idee" gefährdet. Diese Kandidatenrede war es auch, die ihm verhalf k. k. Landesschulrat-Vizepräsident zu werden. Er hat auch von einer erfolgreichen Arbeit sprechen können, als er nach 13jähriger Tätigkeit seine Stellung verließ. Das Werk der Entnationalisierung der Ruthenen schritt fort, es mußte fortschreiten, denn das ist ja eine „Staatsnotwendigkeit".

In verschiedener Weise wird die Schule zur Polonisierung Ostgaliziens gebraucht. Vor allem werden die Ruthenen in nationaler und politischer Hinsicht zu demoralisieren versucht, indem man großes Gewicht auf die Erlernung der polnischen Sprache in ruthenischen Gemeinden (Verletzung des Art. XIX d. Stgrd.-G.) legt, ferner durch den Verkehr aller k. k. Behörden in polnischer Sprache, durch den Unterricht der tendenziös entstellten polnischen Geschichte, durch offizielle Teilnahme der Schule an politischen Festen u. a. So wird versucht, den jungen Seelen die Überzeugung einzuprägen, daß daß das ruthenische Volk mit dem polnischen unzertrennbar verschmolzen ist, daß die ruthenische Geschichte nur einen Teil der polnischen bildet und auch fürder bilden muß, daß die politische Nation im Lande nur die Polen seien und es auch bleiben müssen. Die Ruthenen sind aber bloß eine ethnographische Masse ohne politische Vergangenheit und Zukunft. All dieses geschieht unter dem Protektorate des k. k. Kultus- und Unterrichtsministeriums. In diesem Sinne werden auch die Schulbücher abgefaßt, in diesem Sinne muß auch die Lehrerschaft „tätig" sein. Zur großpolnischen Propaganda werden polnische Lehrerinnen benützt, die in ruthenische Gemeinden versetzt werden.

In dem rein ruthenischen Dorfe Korsiw, Bezirk Brody, ist als Lehrerin, das der ruthenischen Sprache nicht im geringsten mächtige, Fräulein Jadwiga Witwicka angestellt; dieselbe zwingt die ruthenischen Kinder das polnische Gebet zu erlernen und wenn sie es nicht können, so schlägt sie dieselben. Trotz der Veröffentlichung dieses Vorfalles in den Blättern hat sich der Landesschulrat nicht veranlaßt gefühlt, gegen die betreffende Lehrerin die Disziplinaruntersuchung einzuleiten.

*) J. Popowski, ein Stanczykenführer, schreibt in seinen „Militär- und politische Schriften", Krakau 1885: „Das was die Jagellonen (eine polnische Dynastie) nicht bewerkstelligt haben, soll Kaiser Franz Josef I. vollführen, in dessen Adern das jagellonische Blut fließt."

Das offizielle Organ der Stanczyken „Przeglad Polski" schreibt im Jahre 1888: „In Wien denkt man an die Wiederherstellung Polens; die galizische Politik soll sich auf Österreich stützen."



Eine weitere sehr wichtige polonisierende Aufgabe der Volksschule besteht darin, den Zuwachs der Polen in den Ämtern zu fördern, hingegen den der Ruthenen zu verhindern. Das polnische Piemont muß ja für das zukünftige Polen ein administratives Personal erziehen, deshalb darf der Perzentsatz der Ruthenen in den Ämtern nicht allzustark sein. So wußte es der Landesschulrat einzurichten, daß die polnische Bauernschaft und das polnische Kleinbürgertum alljährlich eine Masse von Gymnasialschülern liefert, aus der sich die galizische Bureaukratie rekrutiert, während dem ruthenischen Bauernsohne der Zutritt zu den Mittelschulen erschwert wird. Um zu diesem Ziele zu gelangen, werden Schulen hauptsächlich in polnischen Gemeinden gegründet, die Schulen in ruthenischen Gemeinden werden utraquisiert oder gänzlich polonisiert. Hervorzuheben ist noch, daß die polnischen Schulen einen höheren Typus aufweisen, während die utraquistischen Schulen ein- bis zweiklassig sind und dem Schüler nicht das Wissen beibringen, welches er zum Eintritte in eine Mittelschule bedarf.

Daß der dem k. k. Kultus- und Unterrichtsministerium nntergeordnete „galizische" Londesschulrat sich hauptsächlich um das polnische Schulwesen kümmert, daß er die Polonisierung der Schulen Ostgaliziens als seine wichtigste Aufgabe betrachtet, das beweisen die vom Abgeordneten Jul. Romanczuk im zweiten Hefte der „Ruthenischen Revue" angeführten Ziffern. Vor der Gründung des galizischen Landesschulrates (1868) hat es in Galizien 42·6% polnischer und 54·9% ruthenischer Volksschulen gegeben. Die Frucht der 35jährigen Tätigkeit des „galizischen" Landesschulrates ist diese, daß es jetzt keine rein ruthenischen Volksschulen gibt; hingegen besitzt Galizien 48·5% utraquistischer und 50·7% rein polnischer Schulen. Die Funktionäre des „galizischen" Landesschulrates widerlegen den ihnen gemachten Vorwurf der Parteilichkeit, indem sie darauf hinweisen, daß 3,074.449 (diese Zahl ist infolge der verschiedenen Manipulationen der Statistiker grundfalsch) Ruthenen 1994 ruthenische (diese Zahl ist ebenfalls falsch) und 3,988.702 (auch falsch) Polen nicht viel mehr, denn bloß 2083 polnische Volksschulen besitzen. Die Berichte des Landesschulrates erwähnen aber nichts davon, daß in diesen „ruthenischen" Schulen die polnische Sprache in demselben Maße gelehrt wird wie in rein polnischen Schulen, und daß diese Schulen in der Tat utraquistisch sind. Ebenso kann man aus diesen Berichten nicht ersehen, daß die polnischen Schulen von höherem Typus sind und über ein zahlreiches geprüftes Lehrpersonal verfügen, während die utraquistischen Schulen größtenteils einklassig sind, an denen eine oder höchstens zwei, meist ungeprüfte Lehrkräfte wirken.

Um zu beweisen, ob der Landesschulrat in dieser Hinsicht beide Nationen gleichmäßig behandelt, wäre es am besten zu zeigen, wie viel Klassen die polnischen und wie viel die sogenannten ruthenischen Schulen besitzen. Doch hiezu läßt sich der „galizische" Landesschulrat nicht bewegen — wahrscheinlich aus Furcht, daß sein falsches Spiel entdeckt werde. Nicht einmal die Interpellationen der ruthenischen Landtagsabgeordneten vermochten den Landesschulrat zu bewegen, durch Veröffentlichung der betreffenden Daten seine Unparteilichkeit (?) zu beweisen. Zur Kenntnis dieser Zahlen gelangt man erst auf Umwegen. Die gr.-kath. Diözesen von Przemysl und Lemberg haben in ihren Schematismen die Unterrichtssprache der Schulen aus jedem Pfarrsprengel angegeben. Durch den Vergleich der in den Schematismen enthaltenen Angaben mit den in dem Rechenschaftsberichte des Landesschulrates für das Jahr 1902 angeführten, sind wir zu den betreffenden Daten gekommen. Da die Diözese Stanislau die diesbezüglichen Daten nicht veröffentlicht hat, so können wir die zu dieser Diözese gehörigen Bezirke nicht in Betracht ziehen (auch den Bezirk Ciszaniv nicht) und müssen uns bloß auf die übrigen Bezirke beschränken. Ohne die Bezirke Bohorodczany, Borszcziv, Buczacz, Ciszaniv, Czortkiv, Horodenka, Husiatyn, Kolomea, Kossiv, Peczenizyn, Nadvirna, Šniatyn, Stanislau, Tovmacz (Tlumacz) und Zaliszczyky — also



durchaus rein ruthenische Bezirke — zählt Galizien 2,224.197 Ruthenen und 3,558.526 Polen (zu denen auch die Jargon, aber ein verdorbenes Deutsch sprechenden Juden, hinzugezählt werden; so sind auch die Bemühungen der polnischen Statistiker von Erfolg gekrönt). Ohne die oben angeführten Bezirke hatte Galizien im Jahre 1902:

	Zahl der Schulen*) polnische	utraquistische
8 oder 9klassige	20	keine
7 „ „	49	„
6 „ „	56	„
5 „ „	71	1
4 „ „	173	11
3 „ „	28	6
2 „ „	447	214
1 „ „	1095	1187
zusammen	1939	1419

Diese Zahlen ermöglichen uns, sich ein Bild über diesen Gegenstand zu machen, denn es fehlen ja bloß die 719 Schulen der nicht berücksichtigten Bezirke. Wenn wir den 3959 polnischen Klassen die 1682 utraquistischen Klassen entgegenstellen, so wird diese Zusammenstellung einen ganz anderen Eindruck machen und die „Unparteilichkeit" des „galizischen" Landesschulrates in einem anderen Lichte erscheinen lassen, als dies die Zahlen 1939 : 1419, bezw. 2083 : 1944 (aus ganz Galizien), tun.

Vergleichen wir die Zahl der angeführten Klassen mit der Zahl der Bevölkerung, so ersehen wir daraus, daß auf eine polnische Klasse 839 Köpfe polnischer Bevölkerung entfallen, während eine utraquistische Klasse für 1322 Köpfe denselben Dienst machen muß, also eine utraquistische Klasse hat für fast zweimal soviel Ruthenen zu sorgen, als eine polnische für Polen.

Aus der obigen Tabelle ist auch ersichtlich, daß die Ruthenen fast keine einzige Volksschule von höherem Typus besitzen, die den Eintritt in die Mittelschule ermöglicht. Die Polen hingegen besitzen 125 6—8klassige Schulen und 71 5klassige Schulen; diesen Zahlen steht bloß eine einzige utraquistische 5klassige Schule gegenüber. Schulen, die den Übergang in eine Mittelschule ermöglichen (also von 4klassigen aufwärts), besitzen die Ruthenen 12, die Polen 369. Wenn wir nun annehmen, daß die vierte Klasse einer solchen Volksschule 40 Schüler zählt, so sind die polnischen Volksschulen im Stande, jährlich 14.760 Schüler für die Mittelschulen zu liefern, während die „ruthenischen" bloß 480 Schüler in die Mittelschulen entsenden können. Auf solche Weise wird den Städten Ostgaliziens der polnische Charakter erhalten, auf diese Weise wird Österreich hintergangen, um auf Kosten des ruthenischen Volkes dem künftigen polnischen Reiche einen Beamtenstand zu erziehen. Das Vorhandensein einer so großen Anzahl polnischer Schulen läßt sich auch durch den Umstand erklären, daß polnische Schulen auch in überwiegend, ja sogar in rein ruthenischen Gemeinden gegründet werden. Das geschieht hauptsächlich durch den Mißbrauch der Amtsgewalt seitens der Bezirksschulinspektoren (z. B. des Herrn Knihynyczki), des Bezirkshauptmannes oder auch des Oberlehrers (wie z. B. in Toporiv), die für diese Tätigkeit die Beförderung erwarten. Wir wählen aus einem jeden ruthenischen Bezirke einige Gemeinden,

*) Gezählt wurden nur öffentliche und tätige Schulen.



in denen sich polnische Volksschulen befinden.*) Es sind derer 83 Gemeinden. In allen diesen Gemeinden wohnen 118.000 Ruthenen, und besitzen keine einzige ruthenische Volksschule, hingegen gibt es dort 99 polnische Volksschulen mit 308 Klassen. Der Schulzwang zwingt die ruthenischen Kinder diese Schulen zu besuchen, wie sie zum Erlernen der ihnen doch fremden polnischen Sprache gezwungen werden, wo ihnen die Köpfe mit gefälschter polnischer Geschichte überfüllt werden und wo sie gelehrt werden, die ruthenische Geschichte zu verachten und nur an das künftige Polen zu denken.

Es wird wohl jemand die Frage aufwerfen, wie viel Polen diese Gemeinden bewohnen? Ich habe deren Zahl in den ersten 45 Gemeinden berechnet. Daselbst wohnen 9826**) Polen und für diese bestehen 47 Volksschulen mit 105 Klassen. Die ruthenische Bevölkerung dieser Ortschaften beträgt 54.873 Köpfe. Dieselbe ist 5·6mal so stark wie die polnische; durchschnittlich entfallen auf eine Ortschaft 1213 Ruthenen und 218 Polen. Wir sehen, daß die Polen 47 Volksschulen mit 105 Klassen besitzen, während die Ruthenen nicht einmal eine einzige einklassige utraquistische Schule haben. Ich glaube das hier vorgeführte Material habe dem Leser hinreichend gezeigt, daß der k. k. galizische Landesschulrat als seinen Zweck die Polonisierung der ostgalizischen Schulen betrachtet, zu welchem Ziele er systematisch hinstrebt.

Nur ein Wort noch an seine Excellenz dem k. k. Kultus- und Unterrichtsminister. Der „galizische“ Landesschulrat ist der österreichischen Regierung untergeordnet. Es ist ja die Pflicht des Ministers für Kultus und Unterricht, dafür Sorge zu tragen, daß die sich auf den öffentlichen Unterricht beziehenden Gesetze nicht verletzt werden. Kennt denn seine Excellenz nicht den Artikel XIX. des Stgrd.-G., der doch verbietet, daß eine Nationalität zur Erlernung der zweiten Landessprache gezwungen werde, und welcher anordnet, daß jede Nationalität die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in ihrer Sprache erhält. Und wird dieses Gesetz in Bezug auf das ruthenische Volk befolgt? Wie können Eure Excellenz das verantworten, daß Kinder von Millionen österreichischer Bürger gezwungen werden, eine zweite Landessprache zu erlernen, und daß diese Kinder nicht die Möglichkeit erhalten, in ihrer Muttersprache Schulunterricht zu nehmen? Ja, es bestehen polnische Volksschulen auch in solchen Gemeinden, wo kein einziger Pole wohnt (z. B. Beriska, Bezirk Dobromyl). Trotzdem die österreichische Regierung über die Verhältnisse in Ostgalizien gut unterrichtet ist — haben ja die ruthenischen Abgeordneten die Zustände daselbst schon beleuchtet — geht sie nicht daran, dem Gesetze zum Rechte zu verhelfen, denn das verbietet ihr der Pakt mit den galizischen Machthabern, der die Ruthenen preisgegeben hat. Hiedurch hat es die österreichische Regierung der Schlachta ermöglicht, für die Ruthenen den Art. XIX. d. Stgrd.-G. außer Kraft zu setzen, und mit der Schlachta ist auch die österreichische Regierung hiefür verantwortlich.

Lemberg. Wjaczeslaw Budzynowskyj.



*) Damit unsere Gegner uns kontrollieren können, zählen wir diese Gemeinden auf: Brynzi, Hranky, Pidhirci, Toporiv, Ponykovycia, Stanyslavczyk, Stari-Brody, Plichiv, Hludno, Beriska, Hrusiova, Sufczyna, Kreziv, Janiv, Javoriv, Wojnyliv, Cholojiv, Wytkiv nov, Kisliv, Lupkiv, Subenko, Monastyrec, Szyrec, Husakiv, Savaliv, Kosenyczi, Stibno, Uszkovyczi, Knyhijnytczi, Strathn, Bursztyn, Bolszivci, Konkolnyky, Hoszany, Lodyna, Tartakiv, Horpkiv, Hluchiv, Lisky, Perevodiv, Laszky mur, Kulykiv, Mykolajiv, Demenka piddnistr, Pczany, Chodoriv, Berezany, Kosliv, Adamivka, Budyliv, Dmuchavec, Peniaky, Roznitiv, Bolechiv, Drohobycz, Kalusz, Kaminka, Radechiv, Szelechiv, Jaryczniv u Wynnyky, Burchaniv, Wyszniowczyk, Medyka, Szechynia, Wyszatyszi, Kornalovyczi, Nadyby, Skalat, Orichovec, Belz, Krystynopil, Staryj Sambir, Chyriv, Skole, Mykulynci, Hrabovec, Terebovla, Knjdauci, Mosty vel, Skwarzawa, Zurawno, Zydacziv.

**) Darunter ein Drittel Ruthenen röm.-kath. Glaubens.



Ukraine und Ševčenko.

(Eine geschichtliche Betrachtung.)

I.

In der großen Familie der slavischen Völker stehen der Anzahl nach an der zweiten Stelle die Ruthenen oder Ukrainer, mit dem offiziellen Namen Klein- oder Südrussen. Sie nehmen das Gebiet von der oberen Theiß und den westlichen Karpathen bis zur Mündung des Don, vom Njemen bis zum Ufer des Schwarzen Meeres ein.

Es ist ein Volk, das auf einem besonderen Boden ununterbrochen weilt, welches seine reiche und originelle Geschichte hat, welches im Besitze einer reichen, sowohl alten als auch neueren Literatur ist, welches also auch heute im hohem Grade die Existenz der eigenen Nationalität und Sprache aufrecht erhalten hat.

Der Grund, warum sowohl sein Leben, als auch seine historische und kulturelle Entwicklung von einem Nebel der Unkenntnis umhüllt ist, ist vor allem der Mangel an eigener Staatsorganisation. Die Ruthenen sind sehr früh (seit dem XIV. bezw. XVII. Jahrhundert) um ihre politische Unabhängigkeit gekommen und spielen auf der historich-politischen Bühne Europas die Rolle eines nicht eigenen politischen Ganzen. Und von der Zeit an, als man die Völkergeschichte zu schreiben beginnt, bemerken wir die Tendenz, die Geschichte der Ruthenen, ihren besonderen Charakter und am meisten ihre Bestrebungen und Ziele vor der Kulturwelt in den Schatten zu stellen und zu verdrehen, wohl auch ganz zu verschleiern.

Die ersten Nachrichten vom alten Rußland sind mit dem jetzigen ruthenischen Gebiete verbunden. Die byzantiuischen und arabischen Chronisten finden in der jetzigen Ukraine an den Ufern des Dnipro und Dnistr einen Volksstamm, welcher „Rußj“ (Rußland) genannt wird. Und lange vor der Ankunft der Waräger im IX. Jahrhundert kommt in den fremden Urkunden die erste russische Staatsorganisation unter demselben Namen vor. Es war dies der freie Kiever Staatenbund mit dem Stamme der Poljanen, als eigentlichen Träger des Namen „Rußj“ und mit ihrer Hauptstadt Kiew an der Spitze. Der Name „Rußland“, welcher ursprünglich eine ausschließlich ethnographische Bedeutung hatte und mit den Vorfahren der Ukrainen identisch war, dehnt sich im Laufe der politischen Entwickelung auch auf andere südliche Stämme aus. Der Name umfaßte auch Galizien und Volhynien, aber keineswegs Novgorod. Der russische Weltstamm zerfällt in der vorhistorischen Zeit in kleinere Stämme, welche sich zu einem nationalen Ganzen, zu einer kompakten nationalen Masse nie herauszubilden vermochten. Die individuelle Verschiedenheit der einzelnen Stämme war bereits im Anfang des geschichtlichen Lebens so wesentlich, daß wir von einer einheitlichen russischen Nation und Sprache nicht reden können.

Den Kiever-Ruthenen gelang es andere südliche Stämme zu vereinigen um an die Spitze ihres Bundes Kiev zu stellen. Diese Föderation mit den frei gewählten Kiever-Fürsten an der Spitze führte, wie ich schon angedeutet habe, den Namen „Rußland“. Die Geschichte der alten Föderation ist mit der kosakischen Ukraina direkt verknüpft, und

zwar sowohl durch den Ort der Handlung und Charakter der führenden Persönlichkeiten, als auch durch die freie, gewissermaßen republikanische Organisation.

Der Name „Rußj" bedeutet die Vorfahren der Ukrainer oder Ruthenen in der direkten ununterbrochenen Reihenfolge. Die älteste russische Kultur ist das Erbe der Ruthenen, weil sie dieselbe erzeugten und das epische Igorlied aus dem XII. Jahrhundert muß sowohl durch seinen inneren, als auch äußeren Charakter den Vorfahren der Ruthenen zugeschrieben werden. Es steht mit den ukrainischen „Dumen" (historische Volksliedern) im engen Zusammenhange und kann auch als älteste vorhandene „Duma" betrachtet werden.

Während die südlichen russischen Stämme in ihren kulturellen und politischen Interessen einander so nahe standen, daß sie sich vereinigen konnten, sind die nördlichen Stämme verschiedene Wege gegangen.

Durch die Kolonisierung der finnischen Gebiete haben die Stämme den Anfang einer neuen, stark mit Finnen vermischten Nation gegeben, welche bereits im XII. Jahrhundert ihre eigene politische Organisation herausgebildet hatte. Es war das suzdal-vladimirsche Fürstentum, dessen Fortsetzung Moskau wurde. Anfangs bedienten sich diese Stämme wahrscheinlich noch der alten Stammesnamen, später tritt der Name „Moskau-Moskoviter" als Gegensatz zu „Kiev-Rußland" auf. Durch die Isolierung des Nordens vom Süden, durch die Verschiedenheit der Klimate, der Boden und der Lebensverhältnisse durch die Auffaugung fremder Völkerstämme entfernten sich die seit langen ethnographisch und sprachlich verschiedenen Stämme von einander so weit, daß als Endresultat dieser geschichtlichen Entwickelung das Vorhandensein wenn nicht dreier so jedenfalls zweier verschiedener Nationen, der Russen-Ruthenen und Moskoviter-Großrussen zu betrachten ist. Diese Verschiedenheit zeigte sich am meisten in den politischen und kulturellen Bestrebungen der beiden Nationen. Dem alten ruthenischen Kiev gegenüber tritt als Feind und Nebenbuhler die großrussische Stadt Vladimir, nachher Moskau auf. Der demokratische Süden beginnt mit dem asiatisch-despotischen Norden einen Kampf um die Oberherrschaft. Den definitiven Riß zwischen den Russen und Moskovitern brachte den Einfall der Tartaren im XIII. Jahrhundert. Sie eroberten und zerstörten Kiev, verwüsteten und entvölkerten das Land. Kiev vermochte nie wieder seine frühere Bedeutung zu erlangen. Der Schlag den die Barbaren dem jungen russischen Reiche versətzten, war so stark, daß es sich nie von ihm ganz erholen konnte. Während die russischen Fürsten sich dem rohem Feinde nicht ergeben wollten, und einen verzweifelten Kampf in dem sie unterlagen, gewagt haben, so ergeben sich die vladimirschen, dann moskovitischen Fürsten, den Chanen, erfreuen sich ihrer Gunst, und von ihnen unterstützt, gelangen sie zu einer immer größeren Macht. Zu Anfang des XIV. Jahrhundert kam das südliche und westliche Rußland unter die Herrschaft der litauisch-weißrussischen Fürsten welche den Titel der Großen Fürsten von Litauen und Rußland führten. Die ruthenische Sprache wurde zur Staatssprache und die litauische Kultur nahm einen starken ruthenischen Anstrich an.

Nunmehr befreiten sich die Ruthenen vom Joche der Tartaren und gewannen wieder die verlorenen Länder. Das politische Centrum



der Ruthenen überging jetzt von Kiev und Ukraina nach Halicz *) und Rotrußland, dessen berühmte Fürsten das gesamte ruthenische Volk zu einigen suchten. Diese Versuche gelangen aber nicht und am Ende des XIV. Jahrhundertes wurden die galizischen Ruthenen mit Polen vereinigt. Zu derselben Zeit war Bukowina nnd ein Teil von Podolien unter der Herrschaft Moldaus.

Zu Ende des XV. Jahrhunderts wird Ukraina durch die Einfälle der Türken mit Ruinen von Städten, mit Asche von blühenden Dörfern bedeckt.

Polen strebte immer darnach die ruthenischen Länder an sich zu bringen und wählte in dieser Absicht die litauischen Fürsten auf den polnischen Tron; endlich erreichte es die definitive Vereinignng auf dem Lubliner-Reichstag 1569. Die früher im Litauenreiche herrschende Nation fing an ihre höheren Stände zu verlieren. Die Aristokratie nimmt immer mehr polnische Sitte und Sprache und den Katholozismus an, ja geht endlich im polnischen Magnatentum und der Schlachta auf und wird dem eigenen Volke fremd und zuletzt feindlich gesinnt. Der Wechsel der Nationalität und Religion trennte nicht nur die oberen Stände vom Volke, sondern gab letzteres auch der äußersten Rechtlosigkeit preis. Die höhere Geistlichkeit stellte sich an die Seite der oberen Stände und machte denselben Assimilationsprozeß mit. Die Einführung der Union 1596 brachte die nationale Kirche in die Stellung eines kaum geduldeten Ketzertums.

Seit diesem Momente entstand bei dem Ruthenenvolke eine große Spaltung. Auf der einen Seite steht der zum größtenteil polonisierte Adel und die höhere Geistlichkeit mit den Jesuiten, auf der anderen Seite die Städter und Bauern mit der militärisch-demokratischen Organisation der Kosaken. Das unterdrückte Element protestierte gegen allzugroße Vorrechte der adeligen und geistlichen Klasse, gegen die Einführung der Union, gegen die Unterdrückung, Ausbeutung und Verknechtung und setzte eine schreckliche Reaktion in Szene. Die religiösen, kulturellen, ökonomischen und nationalen Gegensätze verschärfen sich beiderseits derart, daß dem Konflikte jener Funke entsprang, welcher das Feuer erbitterter Aufstände und Kriege entzündete, mit denen die Geschichte der Ruthenen vom Ende des XVI. bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts ausgefüllt ist. An die Spitze der Armee von Unterdrückten und Protestierenden stellt sich die freie Kosakengenossenschaft am Dnipro, die sogenannte Saporoger Sicz. Der Kampf mit den polnischen und polonisierten Magnaten, mit der höheren Geistlichkeit und mit den Jesuiten forderte die ganze Energie des Volkes heraus, verdeckte in den Erinnerungen des ruthenischen Volkes die alten Überlieferungen, welche sich indes als Bylinen im Norden erhalten haben und schuf ernste und sehnsuchtsvolle historische Lieder, die „Dumen".

Trotzdem diese Kriege auch ihre dunklen Episoden haben, erreichten die Kosaken doch teilweise ihr Ziel und reinigten das Land von polnisch-adeligen und katholisch-jesuitischen Elementen.

Diese Befreiung der Ruthenen war aber nicht von längerem Bestande. Sie waren noch viel zu schwach, als daß sie ihre politische Un-

*) Das heutige Ostgalizien.



abhängigkeit in der Mitte von polnischen, türkischen und moskowitischen Reichen hätten erhalten können.

Bohdan Chmelnyckyj, Hetman der Kosaken und der Führer des ganzen ruthenischen Volkes wollte auf die Weise sein Volk vor den Angriffen der Feinde schützen und die ihm so teuere Freiheit sichern, daß er mit Moskau einen Vertrag schloß, in welchem er die Oberherrschaft der großrussischen Zaren anerkannte. Es war eine Art der persönlichen Union, und der Vertrag von Perejaslav im Jahre 1654 garantierte die Freiheit und Autonomie der Ruthenen.

Die Hoffnungen Bohdan Chmelnyckyj's scheiterten leider zu früh. Das gegebene Wort und der Eid waren für die Zaren von gar keiner Bedeutung, denn schon im Jahre 1667 wurde Ukraina durch den Andrusover Vertrag mit Unrecht zwischen Polen und Moskau geteilt. Der südliche Teil Ukrainas wurde an die Fürsten abgetreten und er sollte als eine ewige Wüste die drei Reiche von einander trennen.

Es war dies das Kijever Gebiet, ein fruchtbares Land und heute einer der am dichtesten bevölkerten Teile Rußlands. Das war der schwerste Schlag auf die Unabhängigkeit der Ruthenen. Noch kurze Zeit erhält sich die kosakische Autonomie in der Hauptmannschaft am linken Dniproufer und in den freien Gebieten des verbundenen Kosakenheeres. Das großrussische Reich mit seinem grenzenlosen, asiatischen Absolutismns, mit seiner religiösen Intoleranz und mit der Knechtschaft konnte die Ukraina mit ihren demokratischen und freien Einrichtungen nicht dulden. Deshalb vernichten die Zaren die letzten Spuren der Freiheit und Autonomie. Die Kaiserin Katharina vernichtete im J. 1775 Sicz und Potemkin tauft das verwüstete und ausgeplünderte Land mit dem offiziellen Namen Neurußland. Die „liberale“ Kaiserin führte in das demokratische Land die Leibeigenschaft im Jahre 1783 ein und verschenkte an ihre Geliebten breite ruthenische Gebiete, die jetzt herzlos ausgebeutet werden.

Peter der Große, Katharina II. und ihr Sohn Paul versetzten diesem unglücklichen Lande und dem Volke den letzten Schlag. Das Volk konnte aber dies Unrecht schweigend nicht ertragen. Alles, was vom Kosakentum übrig geblieben ist, hörte am Ende des XVII. und Anfangs des XVIII. Jahrhunderts nicht auf zu protestieren. Alles stellte sich unter die Fahnen der berühmten Helden der Volkserzählungen. Die von den Kosaken unv Hajdamaken unterstützten Bauern stifteten die Aufstände und rächten sich an ihren Bedrückern und Feinden. Die Kämpfe, an denen ganze Volksmassen teilgenommen haben, erinnern an die Heftigkeit der Kosakenkriege gegen die Polen. Kaiserin Katharina leistete dem polnischen Adel gegen die Hajdamaken Hilfe. Die ruthenischen Kämpfer für die politische, soziale und kirchliche Freiheit wurden besiegt, massenhaft nach Sibirien verschickt, der Tortur, der politischen Inquisition preisgegeben und hingerichtet. Nachdem Katharina auch Polen eingenommen hatte, kamen auch die am rechten Ufer des Dnepr liegenden Gebiete an großrussische Zaren. Galizien ist im Jahre 1772 unter die Herrschaft Österreichs gekommen.

Wie ein roter Faden durchzieht die Geschichte der Ruthenen das Bestreben nach einer republikanisch-demokratischen Organisation und nach sozialer und kirchlicher Gerechtigkeit. Indem sie aber einen Schlag



nach dem anderen zu ertragen haben, kommen sie als Exploatationsquelle unter die Herrschaft fremder Völker, und fremder Staaten. Daß es den Ruthenen nicht gelang ihr Ideal zu verwirklichen, ist unter anderem auch die geographische Lage schuld; sie wohnen nämlich an der Straße, welche die wilden asiatischen Völkerscharen durchzogen. Ebenfalls konnten sie dreien gewaltigen Staaten nicht erfolgreichen Widerstand leisten und wurden zum Objekt ihrer ehrgeizigen Gelüste. Seit dem ersten Aufstande gegen Polen wuchs der Gedanke für die nationale Freiheit und Gleichheit und für eine eigene Organisation. Diese Idee vertraten unter anderem solche Männer, wie Doroschenko, Danylo Nyczaj, Ivan Bohun, Bohdan Chmelnyckyj, Orlyk, Mazepa. Bis heute behält das ruthenische Volk die Traditionen des freien Lebens lebendig. In seinen Liedern beweint es die Zerstörung der Sicz, es beklagt die Plünderung des Landes durch polnische und moskowitische Herren und die Knechtschaft des Bauernvolkes. Die Herrschaft Polens und Rußlands in der Ukraina wird mit jenen Wolken verglichen, welche den heiteren blauen Himmel der Ukraina bedecken: „Es war eine schwarze Wolke, an deren Stelle eine graue entstand; es herrschten die Polen und ihnen folgten die Großrussen.“ In ihren Liedern beweinen die Ruthenen das politische Joch, das schwere Los, ihren Jammer und ihr Elend und sehnen sich nach sozialer und politischer Unabhängigkeit. In der ruthenischen Volkspoesie spiegelt sich getreu die ganze Vergangenheit und das jetzige Leben — die Tortur ab. Wie viel Poesie ist in diesen Liedern, wie viel Tränen und Schmerz?! Aber diese Klage — und Protestlieder hörten bloß die breiten Steppen, die hohen Grabeshügel; sie wurden von den Wellen des Dnipro, Dnistr und Buh hingeschaukelt; sie jammerten im Säuseln des Windes, in den grünen Wäldern, und donnerten von den kahlen Bergen und Felsen zurück. Doch die übrige Welt hörte sie nicht und wollte sie vielleicht gar nicht hören. Diese Lieder des Protestes und des nationalen Jammers mußten lauter, kräftiger und kühner gesungen werden und dies vollbrachte Taras Ševčenko.

Für das ruthenische Volk erhob jetzt seine Stimme ein Dichter in der Person eines Leibeigenen und diese Stimme war kräftig und von großer Bedeutung. Der Sohn des Volkes fühlte auf seinen Schultern die ganze Last und den Druck der Unfreiheit und des Elends des unterjochten Bauern. In seinen mit Tränen getränkten poetischen Erzeugnissen besang er den Schmerz, die Trauer, die Entbehrungen und die politische Untertänigkeit seines Volkes. Und die Pflicht eines Apostels seiner Nation hat er am besten erfüllt, weil er an der Mutterbrust zugleich die Liebe zur Ukraine und den tiefen Schmerz über ihre Lage einsog.

Das Leben dieses Mannes zu schildern, hieße das Leben seines Volkes darzustellen, denn die Geschichte seines Lebens ist ein Teil der Geschichte seiner Heimat. Es ist so enge mit dem Leben und dem Schicksale der Ukraina verbunden, daß man beide von einander gar nicht trennen kann. Wir kennen keinen anderen ihm an Größe gleichkommenden europäischen Dichter, der seinem Volke so nahe stand und dessen Bedürfnisse so verstand, wie dieser Mann. Sein Leben, gleichwie das Leben des ganzen ruthenischen Volkes, ist eine Reihe von Martern,



voll Tränen, Verzweiflung und düsteren Elends, in dem selten ein Hoffnungsstrahl erschien, um nur kurze Zeit zu leuchten und wieder einem düsteren, meist noch weniger erfreulichen Dasein Platz zu machen.

Ševčenko ist im Jahre 1814 im Kiever Gouvernement als Sohn eines leibeigenen Bauern geboren. Früh verwaist mußte er alles Elend ertragen, welches nur ein unfreies verwaistes Kind mit einem tieffühlenden Herzen, das sich nach einer besseren Welt sehnt, zu erdulden hatte. Schüler eines Trunkenboldes, Djak, Gegenstand der Schmähungen seiner Stiefmutter, Schafhirt, Schüler bei den ländlichen Kirchenmalern, Kosakenbursche im Vorzimmer eines Adeligen — das ist der Weg, den der Dichter gehen mußte, bevor er imstande war, in die Malerakademie einzutreten, die berühmtesten Männer der Kunst und Literatur kennen zu lernen und bevor er von dem Joche der Leibeigenschaft im Jahre 1838 sich freimachen konnte, um eine neue Laufbahn anzutreten.

Jetzt sich mit ganzer Seele der Poesie und Malerei hingebend, empfindet er umsomehr das schwere Los seines teueren Volkes. Für seine kühnen Lieder, in welchen er das politische und soziale Elend schildert und verdammt, kommt er im Jahre 1847 in den Kerker und es wird an ihm in der Blüte seines Alters eine noch schlimmere Strafe verhängt, der Zwangsdienst im Militär, wo er in der öden Wüste weit von der schönen blühenden Ukraina, die ihm so teuer war, in stetem Elende und fortwährender Überwachung ganze zehn Jahre verbringt. Wenige Zeit nach seiner Enthaftung hörten diese Qualen mit dem Zusammenbruche seines abgeschwächten Körpers im Jahre 1861 auf. Die sterblichen Überreste wurden später in Petersburg ausgegraben und in die Heimat überführt, wo sie jetzt auf einem hohen Hügel bei Kaniv ruhen und den rauschenden Klagen des Dnipro lauschen . . . . seine starke Seele erhebt sich gleich einem Hüter über das ganze ruthenische Volk.

Ivan Bryk.

(Schlußartikel folgt.)



Aus den Dichtungen Taras Ševčenko's.

Meine Lieder, meine Lieder . . .

Meine Lieder, meine Lieder,
Ach, ihr schafft mir Leiden!
Wozu bleibt ihr am Papiere,
Traurig, ohne Freuden?
Warum seid ihr nicht zerstoben
Mit dem Steppenwinde,
Warum nicht erstickt im Schlafe
Gleich dem Unglückskinde?



Denn das Unglück mußte zum Spotte euch gebären.
Warum seid ihr nicht ersäuft in dem Strom der Zähren,
Über's Feld hinweggeschwemmt, in das Meer getragen?
Niemand würde fragen dann nach meinem Leid,
Nicht, warum dem Schicksal ich muß fluchen, klagen
Ziellos lebend; spotten würden nicht die Leut':
„Nutzlos' Wagen!"

Meine Blumen, meine Lieben!
Wozu pflegt' ich euch, mich mühend um's Gedeih'n?
Wird sich in der Welt ein einzig' Auge trüben,
Weinen so mit euch, wie ich geweint? — 's kann sein!
's gibt vielleicht noch Mädchenherzen,
Schwarzer Augen Zähren,
Die benetzen diese Lieder —
Will nichts mehr begehren.
Eine solche Trän' und — Fürsten
Sollen mich beneiden!
Meine Lieder, meine Lieder,
Ach, ihr schafft mir Leiden!

Um der schwarzen Mädchenäuglein,
Schwarzer Brauen willen
Pochte laut das Herz und jauchzte
Und ergoß sein Fühlen.
Goß sein Lied aus, sang, wie's konnte,
Von dem Sterngefunkel,
Von der Liebeshuld des Mädchens
In des Gartens Dunkel.
Von der Ukraine Steppen,
Drauf Kurhane* stehen,
Fremden wollt' das Herz nicht singen,
Mußte d'rob vergehen.
Wollt' nicht der Kosakenheere
Glanz im Schnee entfalten,
Daß mit Feldherrnstab und Roßschweif
Sie dort Kriegsrat halten.
Mögen die Kosakenseelen
In der Heimat bleiben;
Dort ist's breit, im fernsten Winkel
Herrscht dort frohes Treiben:
Wie die Freiheit, rauscht der Dnipro
Hin in Meeresbreite,
Siehst Kurhane, hoch wie Berge,
Steppen — meilenweite!
Dort erstand Kosakenfreiheit,
Kämpfte dort so wacker,
Mit der Schlachta, mit Tartaren
Ward besät der Acker;
Ward besäet mit den Leibern,
Daß er Früchte trage;
Freiheit ging zur Ruh', es traten
Gräber dann zu Tage.
Über ihnen aber wachend
Schwarze Adler kreisen,
Und von ihnen die Kobsáren**)
Singen ihre Weisen.
Singen arme, blinde Schlucker
Alles, wie's geschehen;
Sie verstehen's. Ich dagegen
Kann nur weinen, flehen,
Kann nur um die Ukraine
Stumm vergießen Tränen . . .
Und vom Elend — schweig' ich vollends!
Wer sollt' es nicht kennen?
Und schon gar, wer's fühlt im Herzen,
Wie sich Menschen plagen;
Der sieht eine Höll' auf Erden
Und dort jenseits . . .

Klagen
Können kein Glück mir bringen,
Muß ich's sonst vermissen.
Ist auch groß mein Leid, ich will's
Vor der Welt verschließen,
Will verschließen fest im Busen
Diesen bösen Drachen,
Daß die Feinde nicht erraten
Meines Unglücks Lachen.
Mögen fliegen die Gedanken,
Kreischen wie die Krähen,
Doch das Herz wie Philomele
Mag verborgen flehen:
Leute werden's nicht erraten

*) Kurhane = Grabhügel, Hünengräber.
**) Kobsár = Volkssänger in der Ukraine.



Und nicht lachen müssen . . .
Stillet denn nicht meine Tränen,
Lasset sie nur fließen;
Mögen Tag und Nacht benetzen
Sie die fremden Lande,
Bis der Priester deckt die Augen
Mit dem fremden Sande.
Nun, was ist zu tun? Die Sorgen
Keine Hilfe schaffen.
Ei — wer eine Waise neidet,
Den mag Gott bestrafen!

Meine Lieder, meine Lieder,
Blumen, meine zarten!
Hab' gepflegt euch, aufgezogen,
Wer soll nun euch warten?
In die Ukraine, Kinder,
Uns'rer Väter Erbe
Unter'm Zaun geht hin als Waisen,
Während ich — hier sterbe.
Dort ihr findet off'ne Herzen,
Werdet Worte hören,
Die voll Liebe sind und Wahrheit,
Und vielleicht euch ehren.

Nimm denn auf, lieb' Ukraine,
Mütterchen, die Waisen,
Sie wie eig'ne Kinder grüßend
In den trauten Kreisen!

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Sergij Szpoynarowskyj.



Ein Brief.

(Den politischen Bauern-Arrestanten zum Weihnachtsabend.)

Von Waßyl Stefanyk.

In der Stube war es so hell, daß die Großmutter Hryzycha jeden Finger Iwankos sehen konnte, den er in die Wand drückte.

Die Sonne senkte sich mit ihren Strahlen zuerst über den Wald herab, der auf der Anhöhe vor der Hütte lag. Au seinen Zweigen ließ sie alle ihre glänzenden Edelsteine zurück, während der Wald seinen Schein auf die Scheiben der Hütte warf.

„Hör' doch nur Iwan! Schau' daß ich Dich nicht mehr auf der Bank erblicke! Da sieh' nur her, was Du mit dem Reif gemacht hast. Laufe Dir auf dem Boden umher."

Iwanko lief von der Schwelle zum Tisch, einen Faden mit einer Spule nach sich ziehend, und sagte zur Großmutter: „Na, na, ich tu's nicht mehr."

Am Ofen neben der Großmutter saß die kleine Marijka, mit einem geflochtenen Zöpfchen, das wie ein Mäuseschwänzchen aussah.

„Mein Gott, mein Gott! wie eng wurde es doch dem Volke zu leben, aber wenn die Feiertage kommen, so freut es sich doch" — dachte bei sich die Großmutter.

Ein Gesicht voller Runzeln, mit blauen Lippen, die Hände hager — das Har grau — so war die Großmutter.

„Großmutter, Onkel Waßyl kommt zu uns, mit dem Mykola des Semen, mit dem, der in die Schule geht."

„Geh' weg vom Boden, komm' her zur Großmutter auf den Ofen."

In die Stube trat Waßyl mit dem Schüler herein.

„Feiert Ihr die Weihnachten am Ofen Mutter? Ich wünsche Euch Glück, Gesundheit, und daß Ihr noch lange unter uns weilet," wünschte Waßyl und küßte der Großmutter die Hand.

„Ach mein Sohn . . . wo sind mir auch Weihnachten im Sinn! Ich hab' schon so viel Wermut verschluckt, daß mir auch der Weizen bitter schmeckt," sprach die Großmutter, und in ihren Augen erschienen Tränen.

„Ich kam, um ein Schreiben vom Fedor durchzulesen, welches gestern mit der Post gekommen ist. Er wird es vorlesen."

„Was schreibt er denn, ist er gesund, oder kränkelt er?"

„Ich weiß nicht; ich habe den Brief noch nicht gelesen, aber gleich werden wir es hören."

Waßyl zog den Brief aus dem breiten Ledergürtel hervor, reichte ihn dem Schüler, und dieser begann zu lesen:

„Mein lieber Bruder Waßyl und Ihr meine Mutter!

Ich sende Euch meine Empfehlung zu Weihnachten, und wünsche Euch Glück zu den Feiertagen. Ich möchte Euch vom Kerker aus ein Weihnachtslied singen, fürchte aber, daß es durch den Wind im Walde verloren gehe, und er es Euch nicht an die Fenster bringt."

Die alte Hryzycha brach in Tränen aus, und Waßyl schüttelte den Kopf.

„. . . Wenn die Arrestanten hier ein Weihnachtslied anstimmen, so gehen die feuchten Mauern auseinander, und der Rost fällt vom Gitter herunter. Wenn sie ihre Stimmen zum Liede: ‚Es trauern Berg und Tal, weil Korn und Weizen mißraten', erheben — so horchen selbst die Wächter auf. Und in der Nacht da erinnere ich mich nur fortwährend an allerlei. Wie ich noch als Knabe Weihnachtslieder singen ging, wie Ihr Mutter für mich beim Vater batet, daß er mich gehen lasse, und wie wir als erwachsene Burschen mit den Geigern Weihnachtslieder singen gingen. Wir blieben oftmals wie Eichen unter den Fenstern stehen. Wir sangen — und die Geige weinte unter uns. Wir sangen noch lauter, und die Geige weinte immer gleich fort, und niemals vermochten wir sie zu überstimmen. So höre ich es gleichsam jetzt, wie diese Geige geweint hat . . ."

„O, mein Sohn, mein Sohn . . . wie hast Du doch die Kinder zu Waisen gemacht," flüsterte die Großmutter.

„. . . Aber manchmal, da wird mir zwischen diesen Mauern so schrecklich zu Mute, daß ich mich zu einem anderen Arrestanten setzen muß — sonst müßte ich sterben. Wenn ich an die Nastja denke, und daß sie vor Kummer gestorben, und meine Kinder zu Waisen gemacht hat — so springt mir die Brust entzwei! Durch das Gitter sieht man, wie ein großer Stern die kleinen nach sich führt, dann pfeife ich so vor mich hin: Schau, das ist die Nastja, und gleich hinter ihr das ist Marijka, und das da der Iwanko, und da der Waßylko . . ."

„Aj du mein Kind, nimm' dir den Gram nicht so zu Herzen," rief die Großmutter, als spräche es Fedor selber und schreibe es nicht.

„. . . Und dann sehe ich das Begräbnis Nastjas. Da gehet Ihr, da gehen die Kinder hinter dem Sarge, geht eine Menge von Men-



schen, und der Pfarrer ganz voran. Mit den Fahnen weht der Wind und frägt:

‚Und wo ist der Mann dieses Weibes?‘

Ich sage hundert und nicht einmal dem Winde durch das Gitter: ‚In Stanislau, im Kerker! . . .‘

„Ach, eingemauert haben sie dich in Knechtschaft, Kind,“ seufzte die Großmutter.

. . . Ich dachte die Lüge auszurotten, da rissen sie mich samt der Wurzel heraus, und töteten mein Weib, während sie unsere Kinder, gleich den Ästen von uns, abhackten, damit sie verdorren. Möchtet Ihr doch . . . Du Bruder Waßyl und Ihr meine Mutter, für meine Kinder sorgen. Damit ihnen der Kopf am Samstag gewaschen, und am Sonntag ein weißes Hemd gegeben werde, damit sie nicht schmutzig umhergehen, und Ungeziefer sie nicht quäle. Möchtet Ihr doch Mutter auf das Kleinste, die Marijka, Obacht geben, damit es das Hemd mit Speichel nicht beschmutze, und daß es nicht weine, denn der Speichel frißt sich in die Brust herein. Ihr wißt es; wenn die Waise weint, so weinen die Engel . . .

„Ich kämme deine Kinder jeden Samstag, und auch die Hemden wasche ich ihnen jede Woche, und meine alten Tränen fließen mit dem Wasser,“ redete die Großmutter im Flüstertone.

. . . Und du Bruder, Waßyl, sorge für meine Knaben. Lasse sie nicht in Säcken im Regen herumgehen, sondern nähe ihnen Serdatschke.*) Bringe ihnen Vernunft bei, lasse sie nicht unter fremde Zäume gehen. Denn ich werde wahrscheinlich von hier schon nicht mehr herauskommen, und werde keine Zeit haben, sie zu belehren. Mache sie zu Wirten und trage ihnen auf, ihren Vater und ihre Mutter nicht zu vergessen. Denn ihr Vater war kein Lump . . . und hielt nur an seinem Recht . . .

„Ach mein Bruder! Deine Knaben werde ich unter fremde Zäume nicht gehen lassen, sondern werde sie wie meine eigenen belehren . . .“ redete auch schon Waßyl.

. . . Und jene Wiese unter dem Walde bebauet mit Weizen, denn es ist eine gute Wiese und unlängst gedüngert. Und tu’t so, daß meinen Kindern kein Unrecht geschehe. Schreibet mir über alles, uud was zu Hause geschieht.

Ich empfehle mich Dir schön Bruder Waßyl, und Euch meine Mutter, und meinen Kindern. Fedor.“

Die Großmutter weinte bitterlich, und Iwanko weinte mit.

„Da hast Du einen Kreuzer; weine nicht. Schau — hörst Du’s, was Dein Vater sagt? Daß Du der Großmutter folgest und nicht ausgelassen seiest — sprach Waßyl zum Iwanko, und gab ihm einen Kreuzer.

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Olga Kobylanska.



*) Mäntel aus dickem, groben Schafwolltuch.

Glossen.

In Österreich kriselt es und will nicht aufhören. Schon der Umstand, daß die Offiziösen in einemfort versichern, die Position des Herrn Körber sei nicht erschüttert, beweist, daß der nunmehrige Kabinetchef sein Ministerportefeuille nur mit Not und Mühe zu behalten vermag. Für uns Ruthenen — speziell aber für die galizischen Ruthenen — ist es gleichgiltig, wie der Herr heißt, welcher der Schlachta die Stange hält, ob es Thun, Körber oder Gautsch ist. Unter Körber hat die wirtschaftliche, politische und nationale Unterdrückung der galizischen Ruthenen ihren Höhepunkt erreicht. Herr Körber hat es für richtig gefunden, während der Strikedebatte im Abgeordnetenhaus Daten anzuführen, die erwiesenermaßen unrichtig sind — er hat damals die Angaben der oppositionellen Abgeordneten schlechterdings als unwahr bezeichnet, obwohl die Richtigkeit dieser Angaben später von den galizischen Gendarmen im Gerichtsaal nachgewiesen wurde. In einem anderen Staat hätte das allein einen Ministerpräsidenten unmöglich gemacht . . . Dem Herrn Körber war es aber noch zu wenig, er setzte seiner Regierungskunst die Krone auf, indem er die ruthenischen Abgeordneten mit ihren Klagen an den gerechten und äußerst loyalen galizischen Landtag verwies.

Wenn nun die Schlachta über alle gegen sie erhobenen Klagen entscheiden soll, dann sind alle Zentralbehörden überflüssig und der Reichsrat ist höchstens dazu da, damit Dr. Körber seine politische Schaukelkunst anbringen könne . . . Mag sich nun Herr Körber, als geschickter Staatsmann noch so gefallen, wir können uns für seine politische Kunst nicht begeistern und werden ihm gewiß keine Träne nachweinen . . . natürlich auch die Schlachta nicht. Diese liebt nämlich den häufigen Ministerwechsel. Dabei kann sie doch immer etwas für sich abhandeln, zumindest ein Herr aus ihrer Mitte kann Minister werden, der sich dann als lebenslängliche Rente die Ministerpension sichert u. s. w. Also auch in der Hinsicht nützte dem Herrn Körber die Beschönigung der polnischen Wirtschaft gar nichts. Er wird somit bald zu der traurigen Einsicht kommen müssen, Undank sei der Welt Lohn . . .

* * *

In Galizien entbrannte jüngst ein lustiger Zeitungskrieg. Es ist das der Streit um die Überzeugung des neuen Landmarschalls von Galizien, Grafen Stanislaus Badeni. Darüber zerbrechen sich alle polnischen Blätter den Kopf. Der neue Landmarschall bekennt sich nämlich nicht zu der rücksichtslosen Politik der allpolnischen Partei. Diese, unter Ägide des Grafen Pininski aus allen möglichen politischen Elementen entstandene Partei, etablierte ihre Wirtschaft auf der ganzen Linie — ihr gehört auch Graf Potocki an. Dieser Herr sehnt sich nach einem „Sieg" über die Ruthenen und möchte einen Kampf auf Tot und Leben hervorrufen — denn ohne Kampf ist kein Sieg möglich. Graf Stanislaus Badeni soll für die Pläne des Grafen Potocki nicht schwärmen. Das Statthaltereiorgan „Gazeta Narodowa" legt nun dem neuen Landmarschall einen Revolver an die Brust und wirft ihm sogar Ruthenenfreundlichkeit vor. Man darf nicht vergessen, daß dies ein schwerwiegender Vorwurf und dazu geeignet ist, jeden edlen Polen in den Augen der Schlachta ein für allemal zu diskreditieren.

Das allpolnische Organ „Slowo Polskie" charakterisiert den Grafen Stanislaus Badeni als einen talentvollen Politiker, „dessen Gedanken ganz Polen umfassen". Es gibt der Hoffnung Ausdruck, daß der neue Landmarschall „der öffentlichen Meinung nicht entgegentreten werde", denn sonst wäre „die Vereinigung aller nationalen polnischen Parteien zur gemeinsamen politischen und sozialen Arbeit" einfach unmöglich

— mit anderen Worten, man könnte dann die Politik des Grafen Pininski nicht befolgen. Wir können die geängstigten Patrioten beruhigen, die beiden Herren, Potocki und Badeni, werden sich zweifellos verständigen — der letztere wird der „öffentlichen Meinung" der Schlachta gewiß nicht entgegentreten . . .

* * *

Ein bekannter deutscher Schriftsteller sendet mir folgenden Brief:

„Geehrter Herr Sembratowycz!

Vielleicht interessiert es Sie, zu hören, wovon eine allpolnische Seele schwärmt und träumt. Ich war jüngst mit einer deutschen jungen Dame beisammen. Im Laufe des Gespräches nannte ich durch Zufall Ihren Namen. Da sagte sie mir, daß sie öfter mit einem aus Rußland stammenden, jetzt in Wien lebenden Polen zusammenkomme, der sehr ungehalten darüber sei, daß Sie ihn in Ihrem Buche „Polonia irredenta" so scharf angreifen. Namen zu nennen ist unnütz; Sie wissen ja wer dieser russische Allpole — natürlich ein Schlachzize! — sein kann. Ich trachtete der jungen Dame zu erklären, wie berechtigt Ihr Kampf gegen diese allpolnischen Wahngebilde sei, darauf antwortete sie mir: „Das wird den Ruthenen nichts nützen! Sie werden hinaus müssen!" Als ich sie fragte, wie denn das möglich sei, sagte sie mir — in der Art, wie man eine öfters gehörte Äußerung wiederholt —: „Man wird sie zum Verlassen Galiziens zwingen!" „Und wie?" fragte ich. „Die Polen werden sich das Land durch einen Feldzug wieder (!) erobern!" Ich lachte ihr vergnügt ins Gesicht, darauf erwiderte sie: „Ganz sicher wird man dazu rüsten! Ich weiß es bestimmt!" Und dann sagte sie mir, was ich ahnte: Der oberwähnte schlachzizische Allpole habe es ihr gesagt. Ich bemerke, daß die junge Dame großes Interesse und Verständnis für politische Fragen besitzt, daher ein Mißverständnis ausgeschlossen ist. Jetzt aber bitte, klären Sie mich auf: wenn man die Ruthenen aus dem Lande treiben will, warum erlauben dann die als österreichische Beamte kostümierten Polen den ruthenischen Arbeitern nicht, nach Deutschland oder Schweden auszuwandern, wie ich letzthin in Ihrer Revue und in der „Arbeiter-Zeitung" las? Darüber bin ich mir nicht klar, aber es vermindert nicht im geringsten meine Heiterkeit über den geplanten schlachzizisch-allpolnischen Feldzug. „Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode!" um mit Hamlet zu sprechen.

Und damit auch die anderen lachen mögen, bitte, veröffentlichen Sie diese Geständnisse einer edlen allpolnisch-schlachzizischen Seele."

Daß sich die Herren Allpolen manchen Phantasmagorien gerne hingeben, haben wir lange gewußt. Wenn wir nun auch nicht alle strategischen Pläne dieser edlen Kämpfer „für unsere und eure Freiheit" ernst nehmen, so müssen wir dieselben doch festnageln, da sie ebenso dem ruthenischen wie auch dem polnischen Volke viel Schaden anrichten können. Das erklärt uns übrigens, warum sich die heute in Galizien maßgebenden Kreise — die ganze schlachzizische und die bürgerliche demokratische polnische Presse — selbst den bescheidensten Postulaten der Ruthenen gegenüber, so „unentwegt" ablehnend verhalten . . . . . . warum sie selbst den Grafen Stanislaus Badeni als einen „zu nachgiebigen", „zu milden" Landmarschall bezeichnen!

Selbstverständlich sind wir weit davon entfernt, das ganze polnische Volk für diese Hetzereien verantwortlich zu machen, eben deshalb aber machen wir die wirklich freiheitlich gesinnten Elemente unter den Polen darauf aufmerksam.

R. S.



Der „Drang nach dem Osten". Mit diesen Worten leitet P. Roman Pryslopskyj eine „Das Beispiel des latinisatorischen Hakataismus an den Grenzen des ruthenischen Galiziens" betitelte Broschüre ein, deren Zweck es ist, zu zeigen, wie die katholischen Polen sich nicht scheuen, gegen ihre slavischen Brüder, die ebenfalls katholisch sind, vorzugehen, wenn es sich nur nm das historische Polen handelt. Den Inhalt der Broschüre geben wir hier in aller Kürze an.

Nachdem P. Pryslopskyj mehrere früher durchwegs griechisch-katholische Pfarren erwähnt, die dank der rücksichtslosen Agitation des polnischen Klerus gänzlich latinisiert,*) hiemit auch polonisiert wurden, übergeht er zur Schilderung der Ereignisse in Bachorec, das einst eine selbständige Kirche besaß und eine ansehnliche griech.-kath. Gemeinde war. Die polnische Schule einerseits — wo trotz der bestehenden Vorschriften keine griech.-kath. Feiertage gefeiert und die ruthenische Sprache nicht unterrichtet wird — die niederträchtigen Mittel — ja sogar Geld wurde von diesen gebraucht — deren sich die Vorgänger des P. Edmund Duczka bedienten, all' dieses bahnte demselben den Weg zu seiner „ersprießlichen" Tätigkeit. Doch P. Duczka übertraf alle. Mit einer nur den Jesuiten eigentümlichen Schlauheit bewerkstelligte er die Seelenfängerei. Größtenteils bediente er sich hiezu der Mischehen. Mit der größten Skrupellosigkeit, in einer eines Seelsorgers nicht würdigen Weise, suchte er die Angehörigen der griech.-kath. Kirche zu bewegen, daß das Aufgebot in der griech.-kath. Kirche nicht stattfinde. Und als ihm dieses gelang — solche Ehen sind nach § 76 der Zivilprozedur ungiltig — da arbeitete er hiefür, daß deren Kinder nach röm.-kath. Ritus getauft werden. Dreimal hatte er den ihm darauf aufmerksam machenden griech.-kath. Seelsorger um Verzeihung gebeten und versprochen, daß er es färder nicht tun werde. Doch sein Wort hielt er nicht. Das vierte Mal ließ er die Worte fallen: „Meine Behörde wird mir nichts tun!" Auch an dem Übertritte der Personen von einem Ritus zum anderen, arbeitete er mit rastlosem Eifer. Ja, die Gesuche derselben wurden ohne deren Mitwissen von ihm eigenhändig geschrieben. Dabei widerspricht es doch dem Gesetze vom 25. Mai 1868, daß der Seelsorger Einfluß auf den Wechsel der Religion nehmen soll. Auch als Katechet benahm sich P. Duczka nicht anders. Er veranlaßte, wie man aus dem Protokoll der Untersuchungskommission vom 20. November 1901 ersehen kann, daß die röm.-kath. Kinder während der Verrichtung des ruthenischen Gebetes in Anwesenheit des griech.-kath. Seelsorgers darüber lachten und so den ruthenischen Ritus verspotteten. Das Resultat der Untersuchung war für P. Duczka ein äußerst ungünstiges. Doch das Konsistorium zu Peremyszl scheint das Wirken P. Duczka's gebilligt zu haben, denn erst nach sieben Monaten sandte es den Bescheid P. Duczka sei unschuldig und es werde eine andere Kommission die Untersuchung führen. Also P. Duczka hatte ganz recht, wenn er sagte „meine Behörde wird mir nichts tun", denn die gab auf das Gutachten des Angeklagten mehr als auf die Resultate der amtlichen Kommission. Die traurige Lage der ihm anvertrauten Seelen wollte P. Pryslopskyj dadurch retten, daß er für diese eine Kirche erbauen wollte. Doch auch jetzt arbeitete P. Duczka, um das alles zu verhindern. Zuerst wurden die Bauern beredet, dem entgegenzutreten, dann sollte die Statthalterei die Bewilligung hiezu nicht erteilen und als das nicht gelang, sollte der Gemeinderat oder Bezirksrat den Bau zu verhindern suchen. Doch all dieses half nicht. P. Pryslopskyj gelingt es hoffentlich, sein Lebensziel durchzuführen. Am Schlusse der Broschüre erzählt der Autor, wie auch Geld und Gewalt bei diesen Machenschaften im Spiele waren. Die Broschüre schließt mit einem Apell an das ruthenische Volk, dem Treiben entgegenzutreten.

Okram.

*) Zum lateinischen, d. i. röm.-kath. Ritus „bekehrt".

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck und Verlag von F. B. Zenker & Cie.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 30. Juli 1903. Nr. 6.

Die russischen Ruthenen und Österreich.

(Eine Zuschrift aus Rußland.)

Als ich vor Jahren Lemberg und dann Wien besichtigte, sagte mir ein ruthenischer Politiker aus Galizien: „Wir Ruthenen, können für unsere nationale Sache noch am meisten auf dem österreichischen Boden tun, hieher müssen wir unbedingt den Schwerpunkt unseres nationalen Lebens versetzen, obwohl der weitgrößte Teil unseres Volkes in der Ukraine lebt. Von Rußland haben wir nichts zu erhoffen, denn einer der Hauptzwecke des Zarentums ist der, sogar jede Spur unserer Existenz zu vernichten. Das Zarenreich schöpft zwar seine Lebenskräfte aus unserem Organismus, es gründet aber seine Weltmacht auf unseren Trümmern. Also an Zugeständnisse an unsere Nation ist in Rußland nicht zu denken — wohl aber in Österreich . . ."

Ich besitze auch einen ausführlichen Brief von diesem, von glühendster Liebe für sein Volk erfüllten Manne, in welchem er seine Ansichten präzisierte und begründete. Ich führe hier nur einen Passus an: „Unsere ganze Geschichte, das ist die Geschichte des traditionellen Antagonismus unter den Slaven selbst. Wir haben die hartnäckigsten Kämpfe um unser Dasein gerade mit unseren slavischen Brüdern führen müssen, das größte Unrecht, das uns jemals widerfahren, war von slavischer Seite. Die Slaven haben uns niemals unterstützt. Anderseits gravitierten auch wir immer mehr nach Westeuropa. In unserer ganzen Geschichte finden wir zahlreiche Beweise dafür. Sehr deutlich zeigten sich diese Bestrebungen in der Politik Mazepas. Auch Westeuropa — insbesondere Österreich — dürfte bald zu der Überzeugung kommen, daß unsere kulturelle und nationale Emanzipation auch in seinem Interesse liege . . . Ich glaube daran fest, daß man in Österreich



unserer kulturellen und nationalen Entwicklung keine Schwierigkeiten bereiten werde . . ."

In diesen Worten wurden die Ansichten der meisten nationalbewußten Ruthenen, sowohl der österreichischen, wie auch der russischen, zusammengefaßt. Es ist eine Tatsache, daß unter den russischen Ruthenen bis vor kurzem eine österreichisch-freundliche Strömung vorherrschend war. Man glaubte, in Galizien eine Heimstätte der nationalen Kultur bald gründen zu können und rechnete mit Bestimmtheit auf Österreichs Wohlwollen. Manche nationale Führer der russischen Ruthenen haben die Opposition der ruthenischen Politiker in Galizien gegen die Regierung überhaupt nicht begreifen können . . . Man betrachtete nämlich diese Taktik, als den nationalen Interessen geradezu zuwiderlaufend.

Die russischen Panslavisten wiederum, bezeichneten uns als „Mazepisten", als Erben der Politik Mazepas. Die panslavistischen Blätter — insbesondere das „Nowoje Wremja" — erzählen bis jetzt, Österreich betreibe eine ruthenenfreundliche Politik aus strategischen Rücksichten, diese Politik werde besonders vom Chef des Generalstabes, Beck, sowie von vielen höheren Offizieren — die der habsburgischen Monarchie eine feste Stütze im Osten sichern wollen — befürwortet u. s. w.

Jeder nüchterne, mit der Sachlage vertraute Politiker weiß heute bereits, daß ebenso die Plaudereien der russischen Panslavisten, wie auch der österreichische Enthusiasmus der russischen Ruthenen jeder Begründung entbehren. In Österreich denkt man nicht an eine ruthenenfreundliche Politik. Hier werden die Ruthenen ebenso stiefmütterlich behandelt wie in Rußland, nur daß die Bedrückung im konstitutionellen Staate nicht so kuriose Formen annehmen kann wie im Zarenreiche, das ist aber kein Verdienst der österreichischen Staatsmänner. In Österreich kommt übrigens immer mehr die reaktionäre russophile Politik zum Durchbruch und dürfte sich bald auf der ganzen Linie etablieren.

Es ist somit ganz begreiflich, daß unter den russischen Ruthenen gänzliche Ernüchterung platzgegriffen habe und die österreichisch-freundliche Politik völlig bankerott wurde. Wenn wir nun auch immer noch unsere größte Aufmerksamkeit Galizien zuwenden, so geschieht es durchaus nicht deshalb, weil wir an die Unterstützung Österreichs glauben, sondern, weil sich dort — wenigstens vorläufig — doch unser nationales Leben trotz der ungünstigen Verhältnisse konzentrieren muß. Wer weiß schließlich, ob wir zumindest eine gewisse nationale Gleichberechtigung nicht eher in Rußland erkämpfen, als in Österreich. . . . Die Verhältnisse können sich rapid ändern. . . . Im Zarenreiche kracht es ohnedies. Vielleicht wird man übrigens die Ruthenen gewinnen oder sie zumindest beruhigen wolleu. . . .

Petersburg. A. K.



Ein ruthenischer Nationaltag in der Bukowina.

II.

Unter den von der ruthenischen Volksversammlung gefaßten Resolutionen wäre die Forderung nach einer modernen Landtagswahlreform hervorzuheben. Nach der bestehenden Wahlordnung können die Ruthenen von den 31 Sitzen in der Landstube höchstens 6 erringen. Die Bukowinaer ruthenische Bevölkerung, die fast die Hälfte der Gesamtbevölkerung des Landes bildet, kann somit im Landtage über höchstens ein Fünftel der Stimmen verfügen. Den Ausschlag im Landtage gibt die Vertretung des Großgrundbesitzes, dessen Steuerleistung aber zu den großen Wahlprivilegien desselben in gar keinem Verhältnisse steht. Die Landtagsvertretung in der Bukowina soll angeblich den Grundsätzen der Interessenvertretung entsprechen. Wer mehr Steuern zahlt, soll in öffentlichen Angelegenheiten mehr mitreden dürfen. In der Bukowina ist dieser Satz gerade umgekehrt angewendet. In diesem Bauernlande, in dem bloß zwei Fideikommisse bestehen (der Bukowinaer gr.-or. Religionsfond und ein Familien-Fideikommiß), keine Industrie vorhanden ist, und außer einer einzigen wirklichen Stadt bloß mehrere größere Marktorte zu finden sind — in einem solchen Lande leistet naturgemäß der Bauernstand die meiste, sowohl direkte als auch indirekte Steuer. Dieser Tatsache ist sich der ruthenische Bauer gegenwärtig schon bewußt. Während nun der Proletarier des industriellen Westens das allgemeine gleiche Wahlrecht unter Berufung auf angeborene Menschenrechte fordert, stellt der ruthenische Bauer dieses Postulat mit dem Bewußtsein auf, daß er der leistungsfähigsten Klasse der Steuerträger angehört und überdies der Ernährer der Gesellschaft ist. Es bedeutet demnach eine große Selbstverläugnung, wenn die ruthenische Volksversammlung lediglich die Ausgestaltung des ständischen Wahlrechtes durch Einführung einer allgemeinen Wahlkurie, wie eine solche der österreichische Reichsrat besitzt, als das Postulat von heute aufgestellt hat.

Die Volksversammlung sah sich genötigt, gegen die in der Bukowina übliche Amtssprache entschieden Stellung zu nehmen. Die Bukowina (nebst Ostgalizien) ist wohl die einzige österreichische Provinz, in welcher die Landessprache im öffentlichen Leben entgegen den Staatsgrundgesetzen und der Ordnung in anderen Provinzen gänzlich ignoriert wird. Die äußere und innere Amtssprache ist die dem Landvolke ganz unverständliche deutsche Sprache. Ämtliche Verfügungen, Bescheide, Urteile, Erkenntnisse, Vorladungen, Terminsanordnungen, ja sehr oft sogar Wegweiser und Warnungstafeln werden ausschließlich in deutscher Sprache verfaßt, unbekümmert darum, daß die Interessenten von alledem kein Wort verstehen. Hiedurch wird das Volk verschiedenen Subjekten vom zweifelhaften moralischen Wert förmlich ausgeliefert, die irgendwo in untergeordneten Stellungen das deutsche erlernt haben und nunmehr ihre Sprachkenntnis in sehr rentabler Weise verwerten können. Wie man sieht, hat der ruthenische Landmann außer Stempeln und Taxen noch eine Gebühr an den Dolmetsch zu bezahlen — ohne jedoch die Garantie zu haben, daß er von diesem nicht hintergangen wird. Ungezählter materieller Schade erwächst hieraus dem ruthenischen Landmann. Die Unzukömmlichkeit einer unverständlichen Amtssprache wird



aber auch als ein krasses Unrecht von dem schreib= und lesekundigen Ruthenen empfunden, der sich an der reichhaltigen ruthenischen Volksliteratur ein gewisses Maß von Bildung erworben hat, trotzdem aber im schriftlichen Verkehr mit der Behörde in den unbedeutendsten Angelegenheiten einer oft entwürdigenden Vermittlung wichtigtuender Sprachkenner nicht zu entraten vermag. Unter den Ruthenen hat die deutsche Sprache und Kultur aufrichtige Freunde. Auch wird das Bedürfnis des Staates nach einer einheitlichen Amtssprache für gewisse Organe der Staatsverwaltung anerkannt. Beweis dessen ist z. B. die ablehnende Haltung der ruthenischen Reichsratsabgeordneten gegenüber den Angriffen auf die deutsche Verhandlungssprache des Parlaments. Trotz alledem muß mit allem Nachdrucke gefordert werden, daß in der Bukowina die Behörden die Landessprache in Wort und Schrift dort anwenden sollen, wo dies das Interesse des ruthenischen Volkes erheischt und die Staatsmaschine nicht gehindert wird. Was in Galizien, Böhmen, Krain, Tirol und Dalmatien möglich ist, kann in der Bukowina nicht eine Unmöglichkeit sein. Leider geschieht nichts, um den nationalen Wünschen, die im Landtage bereits in Form einhellig gefaßter Resolutionen geäußert wurden, entgegenzukommen. So hat im Jahre 1902 der Landtag den Wunsch geäußert, daß als Staatsbeamte nur solche Personen angestellt werden mögen, die einer der Landessprachen (ruthenisch oder rumänisch) in Wort und Schrift vollkommen mächtig sind. Diese Resolution hat bisher keinen Erfolg, nicht einmal den gehabt, daß irgend etwas zur Behebung der mangelnden Sprachkenntnisse der Beamten (Errichtung von Sprachkursen, Einführung des obligatorischen Sprachunterrichtes in den Staatsmittelschulen) veranlaßt worden wäre. Die oberen Beamtenkreise in der Bukowina können sich in ein modernes Jung=Österreich nicht hineindenken; jede nationale Forderung, mag sie noch so begründet und deren Erfüllung geeignet sein, dieses Reich dem einzelnen Volksstamme wertvoll zu machen, glaubt man aus Gründen der Staatsraison bekämpfen zu müssen. Auffallend ist aber dabei nur, daß dieser ablehnende neue Standpunkt gegen die Zulassung der ruthenischen Sprache zum amtlichen Verkehr sehr oft Beamte polnischer und anderer slavischer Herkunft einnehmen, meistens also Herren, die beispielsweise in Galizien die polnische Amtssprache vollkommen am Platze finden. Wollen wir also annehmen, daß die Abneigung gegen das Ruthenische nicht so sehr vermeintlicher Staatsraison, als vielmehr einem anderen allzumenschlichen Momente — der Abneigung gegen mühevolle Studien, insbesondere Sprachstudien — entspringt. Oft mag auch ein unberechtigtes Vorurteil gegen das Ruthenische, die Sprache des einfachen Mannes, herrschen, jenes Vorurteil, welches seinerzeit den lateinisch amtierenden Aktuarius gegen die deutsche Volkssprache erfüllt haben mochte. Derlei gar nicht erhebenden Beweggründen ist es zu verdanken, daß die Staatsverwaltung sich nicht veranlaßt sieht, spontan die Regelung der Sprachenfrage in die Hand zu nehmen, und daß dieser Angelegenheit sich erst eine leidenschaftliche Agitation bemächtigen muß, wobei selbstverständlich die Autorität der Regierung nicht gerade gewinnen dürfte.

Der erwähnte ruthenische Nationaltag befaßte sich auch mit der



materiellen Lage der Volksschullehrer. Dem aufgeklärten ruthenischen Landmann ist die Bedeutung der Schule klar und das Los des Lehrers nicht gleichgiltig. Zumeist dem Landvolk entstammend, mit dem Charakter desselben vertraut, von der eigenen Kulturmission erfüllt, ist die Bukowinaer ruthenische Volksschullehrerschaft, die ihre Aufgabe ernst erfaßt, ein zivilisatorischer Faktor ersten Ranges. Trotzdem wird die Leistung dieses wichtigen Standes nicht nach Gebühr honoriert. In der Bukowina wird der Volksschullehrer geringer als in anderen Kronländern (ausgenommen Galizien) besoldet. Der Volksschullehrer, der nach Absolvierung der sechsklassigen Volksschule eine Vorbereitungsschule und sodann vier Jahrgänge der Lehrerbildungsanstalt durchzumachen, eine Reifeprüfung und überdies eine Befähigungsprüfung abzulegen hat, und der weiters noch durch Privatfleiß sich die ruthenische Unterrichtssprache aneignen muß (in der Czernowitzer Lehrerbildungsanstalt ist die Vortragssprache deutsch), dieser Träger der Kultur muß sich mit der Hälfte des Honorars eines Kanzleibeamten, der viel geringere Qualifikationen aufzuweisen hat, (und anfangs mit noch geringeren Bezügen) begnügen. Man sieht, daß in der Bukowina an die ernstliche Hebung des Volksschulwesens nicht gedacht wird, denn sonst würde man die anständige Besoldung des Lehrerstandes nicht zu den Luxusausgaben, die zu vermeiden sind, zählen. Die ruthenische Volksversammlung hat daher in Würdigung der schweren materiellen Lage dieses für das Landvolk überaus wichtigen Standes die Forderung nach einer gründlichen Aufbesserung der Bezüge der Lehrer ohne Erhöhung der Beitragskosten seitens der Dorfgemeinden einstimmig erhoben.

Die in Rede stehende Volksversammlung sah sich genötigt, zu den kirchlichen Verhältnissen der orthodoxen Bukowinaer Ruthenen Stellung zu nehmen. Es ist dies nicht das erste Mal, daß die Ruthenen in einem Meeting diese Verhältnisse erörtern müssen. Die ruthenische orthodoxe Kirche ist seit Jahrzehnten die Domäne eines fremdsprachigen Klerus geworden,*) der seine Stellung bisher zur Festigung des Rumänentums in der Bukowina benützt hat. Zwischen Volk und Klerus hat sich daher in den Dorfgemeinden mit geringen Ausnahmen ein Verhältnis herausgebildet, in dem von einem gegenseitigen Vertrauen nicht viel zu merken ist. Die rumänischen Kleriker, meistens sehr national gesinnt, sehnen sich eingestandenermaßen aus den ruthenischen Gemeinden hinaus, und die ruthenischen Gläubigen haben des öfteren schon bekundet, daß sie dagegen nichts einzuwenden hätten . . . Die Kirche ist für den ruthenischen Landmann eine wichtige Institution; der malerische orientalische Ritus mit farbenreichen Priestergewändern und Heiligenbildern, mit Chorgesang und feierlichem Vortrag der slavischen Gebete, übt auf Auge und Ohr des frommen Orthodoxen einen großen Zauber aus. Der ruthenische Landmann, der die Woche hindurch im Schweiße seines Angesichtes gearbeitet hat und dem keine Theater und Gemäldegalerien zur Verfügung stehen, befriedigt an Sonn- und Feiertagen in der Kirche nebst den religiösen auch seine ästhetischen Bedürfnisse. In den Andachtsstunden ist aber der fremde, der Sprache des Volkes nicht mächtige, dem Volke widerwillig dienende Priester, der seinen Posten

*) Vgl. den Artikel „Ruthenisch-rumänischer Besitzstreit“ in Nummer 2 der „Ruth. Revue“.

als eine Strafstation auffaßt, eine unwillkommene Erscheinung. Auch sonst ist der rumänische Priester unter den Ruthenen nicht am Platze. Er kennt keine Gemeinschaft mit dem Volke. Sein Haus verschließt er soweit es nur geht vor seiner „Herde". Damit seine Kinder (der orthodoxe Priester ist verheiratet) nicht ruthenisiert werden, bezieht er seine Dienstboten aus dem rumänischen Süden der Bukowina oder gar aus Siebenbürgen. Bei den Wahlen geht er meistens (oft allerdings über Wunsch des Kirchenfürsten) gegen den ruthenischen Kandidaten vor und verhält sich aller Art nationalen Unternehmungen gegenüber mehr oder weniger ablehnend. Das Volk erblickt in einem solchen Seelenhirten nichts als einen kostspieligen Kolonisten im Priesterkleide und findet ihn mit der Zeit recht überflüssig.

Solche Zustände können nur anders werden, wenn die Verwaltung der ruthenischen orthodoxen Kirche in der Bukowina in die Hände von ruthenischen Hierarchen gelangen wird. Nur eine nationale Verwaltung kann den Mißständen ein Ende machen. So lange Rumänen die ruthenischen Kirchenangelegenheiten verwalten, werden rumänische Priester aus den ruthenischen Pfarren nicht verschwinden, weil die rumänische Hierarchie beschlossen hat, die Bukowinaer Kirche aus ihrer Tutel nicht zu befreien und sich stets Wege und Mittel finden lassen, den Nachwuchs an ruthenischen Priestern wie bisher so auch in Hinkunft gänzlich zu verhindern. Selbst aber für den Fall, daß die Ruthenen mit der Zeit in die Lage kommen sollten, gegen den Willen der rumänischen Hierarchie eine genügende Anzahl von Priesterkandidaten aufzustellen, werden sie dies nur mit dem Bewußtsein tun, daß sie ihre Söhne in Stellungen schicken, in denen dieselben einer national voreingenommenen Oberbehörde werden unterstehen müssen. Daß dies nichts Geringes ist, beweist die bisherige Erfahrung. Die Ruthenen verlangen daher eine Reform an Haupt und Gliedern. Die Verwaltung der Bukowinaer orthodoxen Kirche soll von oben bis unten nach nationalen Gesichtspunkten geordnet werden. Das heißt, daß dem bukowinaer-dalmatinischen Metropoliten ein ruthenischer Bischof mit eigenem Konsistorium für die Ruthenen der Bukowina unterstellt werde. Diesen Standpunkt vertreten die Ruthenen seit zwei Jahrzehnten. Diese Forderung hat auch die ruthenische Volksversammlung vom 7. d. M. im Prinzipe aufgestellt und behufs Hinüberleitung in die neuen Verhältnisse die Ernennung eines ruthenischen Generalvikars verlangt.

Der gegenwärtige Metropolit von Czernowitz und Erzbischof der Bukowina, dem die Volksversammlung ihre Wünsche in einem Massenaufzuge vor dem erzbischöflichen Palais kundtat — steht auf einem für die Ruthenen ungünstigen Standpunkte. Seine erzbischöfliche Gnaden Dr. v. Repta wünscht nachdrücklich den status quo ohne die geringste Konzession für die Ruthenen zu erhalten. Der Herr Erzbischof (der sich um die rumänische Nationalität bleibende Verdienste erworben hat) liefert damit nur einen weiteren Beweis dafür, daß die Ruthenen von rumänischen Hierarchen nichts zu erwarten haben. Es ist anzunehmen, daß auch die rumänischen Hierarchen bereits eingesehen haben, daß sie den Ruthenen nicht mehr entsprechen. Daß diese Einsicht tatsächlich vorhanden ist, und daß man sich keiner Täuschung über die Gefühle des ruthenischen Volkes zu der rumänischen Hierarchie hingibt — einen



Beweis hiefür liefern die Argumente, mit welchen die Errichtung eines Bistums für die Ruthenen bekämpft wird. Da heißt es zunächst, der Bukowinaer gr.-or. Religionsfond habe nicht die Bestimmung, die Kosten eines ruthenischen Bistums zu bestreiten, da er angeblich von Stiftern rumänischer Nationalität für rumänisch-kirchliche Zwecke errichtet worden sei. Nun hat aber den Religionsfond weiland Kaiser Josef II. aus den Gütern aufgehobener Klöster in der Bukowina konstituiert, und diese Klostergüter hatten die Bestimmung für Zwecke der gr.-or. Kirche ohne Rücksicht auf die Nationalität zu dienen, indem die Stifter von der Existenz gr.-or. Ruthenen sehr wohl Kenntnis hatten und bei der Bestiftung der Klöster ganz gewiß auch an beide Völker dachten.*) Der Bukowinaer Religionsfond ist ein konfessioneller Landesfonds ebenso wie etwa der galizische Religionsfond für Galizien.

Abgesehen von diesem, vor dem Forum des Gerichtes und des Gewissens ganz gewiß unhaltbaren und auch sonst minderwertigen Argumente, wird ein weiteres, ernsteres Bedenken gegen die Errichtung eines ruthenischen Bistums entgegengehalten. Man behauptet nämlich, der erste selbständige ruthenische Bischof würde nicht lange bei der Orthodoxie verharren, vielmehr sehr bald samt seiner Herde sich dem Katholizismus anschließen. Metropolit Dr. Repta ist von dieser Überzeugung erfüllt**) und sieht demnach mit Bangen der Entwicklnng der Dinge entgegen. Für diese Annahme werden Belege in dem Umstande gefunden, daß die nordwestlichen Stammesbrüder der Bukowinaer Ruthenen, die galizischen Ruthenen in einer großen wohlgeordneten griechisch-katholischen Metropolie sich befinden, und daß in der ruthenischen Kirchengeschichte Ubertritte ganzer Bistümer mit den Kirchenfürsten an der Spitze zum Katholizismus vorgekommen sind. Was nun dieses Argument gegen die Errichtung eines gr.-or. ruthenischen Bistums anbelangt, so ist die darin liegende Befürchtung durch konkrete Anzeichen nicht begründet. Was aber der Zukunft Schoß birgt, kann der Sterbliche nicht ermessen. Jedenfalls ist dieses Argument nicht geeignet, die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen unhaltbaren nationalen Verhältnisse in dem Bukowinaer Erzbistum zu rechtfertigen. Die Ruthenen wollen einer antinationalen Kirchenobrigkeit nicht weiter ausgeliefert sein und stehen hiemit ganz auf dem Boden des Kirchenrechtes. Demnach sind nicht die Ruthenen diejenigen, die Unrechtes wollen. Wird aber dem Drängen des Volkes nicht Gehör geschenkt, so wird dasjenige eintreten, was bei solchen zerfahrenen Verhältnissen sich auch schon einzustellen beginnt: Indifferentismus in Glaubenssachen einerseits, rationalistisches Sektierertum andererseits. Für beide Sinnesrichtungen ist im ruthenischen Volke viel Veranlagung vorhanden. Wenn eine solche Wendung der Dinge den leitenden Kreisen genehm ist . . . Den Ruthenen kann jede nationale Emanzipation von den Banden einer dünkelhaften, fremdnationale Geschäfte besorgenden Kirchenbehörde nur Erleichterung schaffen.

Czernowitz. Gracchus.

*) Bukowinaer bezw. Moldauer haben in Lemberg eine Kirche für die galizischen Ruthenen gestiftet. Überhaupt bestand früher eine kirchliche Wechselseitigkeit zwischen ruthenischen und moldauischen Bistümern. Heute ist es freilich anders!

**) Vgl. den Artikel „Der Kampf der Ruthenen gegen den rumänischen Erzbischof" in der „Reichswehr" vom 19. Juli d. J.

Die Lage der Ruthenen in Amerika und die römische Kurie.

Es ist ein eigentümliches Schicksal der Ruthenen — insbesondere der galizischen — daß sich ihnen allerorts eine Unmenge von Vormündern aufdrängen, und es gibt kein größeres Unglück, als zuviel Freunde. . . . . Abgesehen vom Heimatlande, wohin sie sich wenden, überall treu wie der Schatten, folgt ihnen auf der Spur dieser Fluch, mit dem sie wahrscheinlich im Augenblicke ihrer nationalen Geburt belastet wurden. Sogar in Amerika, in jenem Freiheitslande ist es ihnen nicht gegönnt, ihr Dasein frei von jeder willkürlichen Einmischung seitens verschiedener „Freunde“ zu wissen. Und ich glaube, daß die Ruthenen einzig und allein auf dem Meere sich frei bewegen können, unbekümmert um ihre Kuratoren aller Art.

Aber dieses Paradies — das mitunter auch einer Hölle gleicht — dauert kaum zwei Wochen; ein Zeitraum, der kaum gestattet, die Liebenswürdigkeiten, die ihnen von gewissen polnischen Grafen und Baronen, die ihre Kommissionär-Dienste in Hamburg oder Amsterdam aus purster Brüderlichkeit anbietend, ihre Klienten um ihr ganzes Reisegeld bringen, zu vergessen. Doch lassen wir das morsche Europa! Die zwei Wochen sind vorüber, der Ruthene spürt den freien amerikanischen Boden unter seinen Füßen; er hört Niagara, Missuri, Mississipi brausen und sein Auge sieht voll Bewunderung in weiter Ferne ganze Herden frei weidender, feuriger Rosse. Ihm ist so wohl er möchte hier leben, hier sterben wollen — aber . . . . wer kommt denn? Einer, gehüllt in schwarze Kutte, von schlauem verstohlenem Gesichtsausdruck und neben ihm ein Mann, der sich sehr breit tut und ein dem Ruthenen bekanntes Idiom spricht. Dem Ruthenen wird unwohl; wie er zu sich kommt, sieht er sich von beiden Herren auf's sorgfältigste gepflegt. — Sein Herz preßt sich von neuem zusammen, und kaum hörbar lispeln seine Lippen: „Nein! um Gottes willen verlaßt mich! ich will lieber sterben — nur eins, wenn Ihr so freundlich seid, holt mir den griechisch-katholischen Priester herbei, ich will ihm beichten, ich will von ihm die letzten Sakramente empfangen“. „Pardon mein Lieber!“ herrscht ihn der in Zivillkleidung an, „hier ist nicht erlaubt ruthenisch zu sprechen, hier ist polnisches Land, also . . . verstehst Du?“

„Aber gedulde Dich ein wenig, mein teuerster Sohn“, sagt süßlich der Herr in schwarzer Kutte — „wie kannst Du sterben wollen, ohne Dich mit dem lieben Herrgott ausgesöhnt zu haben? Du bist ja doch ein Ketzer; so müßtest Du in die Hölle kommen; weißt Du? in die Hölle, wo wie in einem Hochofen ewiges Feuer brennt. Dich von diesem Feuer zu erretten, ist meine heiligste Bruderpflicht“. — Und nun geht 's los! — Doch die beiden barmherzigen Brüder müssen dann getrennt marschieren. Der weltliche muß seinen weltlichen Geschäften nachgehen: das Geld, das er in irgend welcher Kassa in Galizien, ohne jede Bürgschaft zurückzulassen entliehen, ist schon längst angebracht. Der Herr in schwarzer Kutte aber, der nicht ackert, nicht säet, der nicht hämmert noch nähet, oder — minder poetisch gesagt — von der Arbeit fremder Hände lebt, der folgt dem Ruthenen, wohin er sich nur wenden mag in den breiten Steppen Amerikas. Ja nicht



einmal jenseits des Ozeans, auf dem freien amerikanischen Boden kann der Ruthene frei aufatmen. Selbstverständlich ist die Art und Weise der Bedrückung, die er dort zu ertragen hat, eine andere, wie im Heimatlande. Wie die Ruthenen zu Hause, sei es im lieben Österreich, sei es im russischen Völkerkerker ihrer nationalen sowie rein bürgerlichen Rechte beraubt werden, und nur als Anhang dazu auch in ihren Glaubensangelegenheiten vieles Ungebührliche erleiden müssen, sind sie im freien Amerika speziell den Verfolgungen der römischen „Congregatio de propaganda fide“ sowie der römisch katholisch amerikanischen Bischöfe und der unzähligen „Patres“ ausgesetzt.

Dem unendlichen Elend, man kann ruhig sagen, dem Hungertode — herbeigeführt durch die berüchtigte schlachzizische Wirtschaft und die allpolnischen Wahnideen — entfliehend, verlassen seit jeher hunderte, tausende von Ruthenen ihr Heimatland, um in Amerika auf menschliche Art und Weise ihr Dasein fristen zu können. Ihre einzige Ausstattung auf den weiten Weg ist: die Schiffskarte, herzzerreißender Schmerz und der väterliche Glaube — das einzige geistige Gut, das sie auch jenseits des Oceans in großen Ehren zu halten beflissen sind, was nicht im Geringsten zu ihrem irdischen Wohle gereicht. — Die amerikanischen Bischöfe nämlich sind nur allzusehr besorgt ihre Heerden zu vergrößern — und warum sollten denn nicht auch die Ruthenen ihr Kontingent dazu liefern? Mit diesem elenden Seelenfang wollen die würdigen Hirten zwei Vögel auf einen Schuß bekommen: den einen in Gestalt der frommen Lämmer, die sich zu jeder Zeit, sogar im strengsten Winter ohne Murren scheren lassen, den anderen in der Gestalt der Gnaden der „Congregatio de propaganda fide“ und der römischen Kurie sowie der Auszeichnungen für die treu erfüllte Pflicht.

Zu aller Anfang haben die ruthenischen Kolonisten keinen einzigen Seelsorger griechischen Ritus in ihrer Mitte gehabt, der ihre religiösen Bedürfnisse hätte befriedigen können, und so waren sie wie von Gottes Gnaden zum willkommenen Opfer für die amerikanischen Bischöfe bestimmt. Erst im Jahre 1885 wagte sich der erste ruthenische Priester, namens Wolanskyj, hinüber. — Aber, Hölle und Teufel! — Die ganze römisch-katholische Priesterschaft in Amerika mit ihren Bischöfen an der Spitze, war in ihrer Jungfernschaft ganz entsetzt darüber. Der Priester war verheiratet und was hat er dort haben wollen? Den habgierigen Bischöfen und Patres ihre Beute streitig zu machen? Bei alledem, welche Auspizien für die Zukunft? Es können — exempla trahunt — mehrere, sogar mehr als nötig, kommen und was dann? Und die Dissidenten! Werden die nicht dadurch demoralisiert? Ein Pope — ohne zwei achtzehnjährige Köchinnen — nur mit einer Frau, die zu ihm in den legalsten Beziehungen einer, nach kirchlichem Brauch getrauten Ehegattin steht, ist das nicht ein Skandal? Allsogleich wurde die Propaganda alarmiert, zu solch' skandalösem Vorfall Stellung zu nehmen. Und anschließend daran erwirkte die Propaganda beim Erzbischof von Lemberg, daß der erste ruthenische Missionär schon im Jahre 1888 abberufen, und seither aus Galizien nur Zölibes nach Amerika geschickt wurden. Bald darauf, denn schon im Jahre 1892, erließ die Propaganda eine Verordnung, die auf treuloseste Weise die den unierten Ruthenen von



der Kurie verbürgten Rechte mit Füßen trat. Was früher nur tacite geübt wurde, erlangte jetzt Gesetzeskraft. Laut dieser Verordnung wurden die gr.-kath. Priester in Amerika, die auch dort unter der Jurisdiktion ihrer heimatlichen Bischöfe standen, noch der Jurisdiktion der amerikanischen Bischöfe unterworfen; so hatten sie zwei Herren und die Gelegenheit zum Ungehorsam, einem von beiden, war bei jedem geringen Anlaß gegeben. Dabei sollten auch fernerhin nur Zölebes aus den schon oben angeführten Gründen dahingeschickt werden. Diese Verordnung war eine Beleidigung, wie eine tiefere den Ruthenen von der Kurie nicht hinzugefügt werden konnte. Das was ihnen zu Hause zuerkannt, rechtlich verbürgt ist und mit den Glaubensdogmen nicht im geringsten kollidiert, dies sei auf dem amerikanischen Boden — ich sage, auf dem amerikanischen — skandalös! und ihre Priester werden mir nichts dir nichts in einen Ausnahmszustand versetzt. Aber kein Wunder! Die Verordnung hat doch der polnische Graf, Kardinal Ledochowski, der damalige Präfekt der Propaganda, erlassen. Wir wollen nicht damit sagen, als ob ohne diesen so etwas unmöglich wäre, nicht im geringsten, aber die Art und Weise wie dies geschah, müssen wir doch nnr ihm verdanken. Daß man sich überhaupt dazu verstand, gr.-kath. Priester nach Amerika einzuberufen, geschah beiweitem nicht aus Fürsorge. Der Grund war folgender: Die amerikanischen Bischöfe waren nicht die einzigen, die auf die gläubigen Ruthenen wilde Jagd machten; nur allzubald sahen sie gefährliche Konkurrenten an ihrer Seite, nämlich die gr.-orthodoxen Kollegen, denen die Fortuna nicht abhold zu sein schien. In der Bedrängnis, wenigstens die Union zu retten, sah man sich gezwungen, gr.-kath. Seelsorger zu verlangen. Ja, die Herrschaften gingen in ihrer christlichen Toleranz sogar so weit, daß sie auch verheiratete Popen nicht nur duldeten, aber sogar in ihren besonderen Schutz nahmen, falls nur dieselben ihrer Jurisdiktion sich willig unterwarfen; denn was tut man nicht um der irdischen Güter willen! Die oben genannte Verordnung hat nicht nur in Amerika, aber auch im Heimatlande die tiefste Entrüstung hervorgerufen, und der apostolische Stuhl hatte dabei nichts weniger als Sympatien bei den Ruthenen geerntet. Der Verlust von mehr als 8000 gläubigen Seelen, die sich in Amerika von Rom lossagten, bezähmte ein wenig die Propaganda, und die Verordnung verblieb, wenn auch nur auf kurze Zeit, auf dem Papiere. Aber kaum hatte sich die Aufregung gelegt, als schon im Jahre 1894 die Propaganda die Ruthenen in Amerika mit einer neuen Verordnnng beschenkte, kraft deren die ruthenischen Seelsorger vollständig von der Jurisdiktion der heimatlichen Bischöfe eximiert und nur der amerikanischen unterstellt werden. Sie dürfen fernerhin nur auf Verlangen der amerikanischen Bischöfe hinübergehen und dort in amtlicher Stellung verweilen. Diese neue Gnade des römischen Stuhles rief noch größere Unzufriedenheit und Mißbilligung in sämtlichen Kreisen der Ruthenen hervor. Vielen charakterfesten ruthenischen Priestern in Amerika — das Zölibat hat daran nicht viel ändern können — lag nichts ferner als der Gedanke sich den Anmaßungen der römisch-katholischen Bischöfe zu fügen und in ihrem Vorhaben wurden sie durch die Haltung ihrer Pfarrkinder nur unterstützt. Dieser Trotz würde zu anderer Zeit, auf andere Art und Weise von der römischen Kurie gemaßregelt worden, aber gegebenen-



falls mußte man ganz einfach schweigen. Auf dem erzbischöflichen Stuhle in Lemberg saß ein Mann, dem es doch zu Herzen ging, daß seiner Jurisdiktion untergebene Kleriker und seine dereinstigen Diözesanen auf solch schnöde Weise behandelt werden, und er machte von seiner Macht Gebrauch. Bis zu seinem Tode herrschten noch leidliche Zustände. Unter seinem Nachfolger, dem Grafen Szeptycki, erhob die Hydra vom neuen ihr Haupt. Jetzt schien sie ein leichtes Spiel zu haben, da der neue Erzbischof von Lemberg, der Graf Szeptycki, nicht allzugroße Lust zeigte, sich mit der Angelegenheit näher zu befassen. Viele ruthenische Priester erhoben jetzt desto stärker den Ruf: entweder Gründung selbstständiger ruthenischer Episkopate in Amerika, oder los von Rom! Dieser Ruf wird mit großen Sympatien auch im Heimatlande vernommen, wo man überhaupt den Vorgängen jenseits des Ozeans große Aufmerksamkeit schenkt. Die ruthenische Geistlichkeit in Galizien protestierte (in verschiedenen Priesterversammlungen) mit einer bewunderungswerten Einhelligkeit energisch gegen die Anmaßungen der „Congregatio de propaganda fide“, sowie dagegen, daß die ruthenische (unierte, also katholische) Kirche in Galizien gerade dieser Kongregation untersteht, also nicht als ebenbürtig betrachtet wird.

Durch solche Stimmung in geistlichen Kreisen war der Erzbischof Szeptycki, ein Pole von Geburt, der nicht das geringste Verständnis für die national-religiösen Bedürfnisse der Ruthenen besitzt, wenn nicht außer sich gebracht, so doch ein wenig beunruhigt. Doch statt, wie es seiner Würde geziemte, die Angelegenheit näher zu prüfen und dementsprechende Schritte beim Vatikan zu unternehmen, erließ er einen Hirtenbrief, in welchem er in autoritativer Weise, selbst gar nicht unterrichtet, seine Herde im Sinne der „Congregatio de propaganda fide“ zu belehren versuchte, in dem er daselbst lehrt: daß das, was geschehe, eben geschehen müsse, und weil es geschehen müsse, so sei es auch recht. Aber, um doch einen Grund anzuführen, da ja bekanntlich alles, auch in spirituellen Dingen, seine Ursache hat, so hat er denselben bei den Ruthenen selbst entdeckt — sie seien nämlich zu trotzig; statt in ihrer Gesamtheit, auch aus Amerika nach Rom zu pilgern, erlauben sie sich sogar darüber nachzudenken, ob es nicht gottgefälliger wäre, sich von Rom loszusagen. Der Hirtenbrief des Erzbischofs erlebte eine Beantwortung seitens der ruthenisch-amerikanischen Priester unter dem Titel: „Die kirchliche Union in Amerika“, von deren Möglichkeit Graf Szeptycki nicht einmal träumte. Die beiden Broschüren — der Hirtenbrief auf der einen, die Beantwortung auf der anderen Seite — abgesehen von der Materie die sie behandeln, sind an und für sich sehr interessant. Hier treffen sich nicht nur zwei Meinungen über eine und dieselbe Materie, vielmehr, es treffen sich hier zwei Kulturen, man kann sagen zwei Welten, zusammen. Auf der einen Seite der Metropolit, ein polnischer Graf, mit dem ganzen Apparat der Sophisterie; auf der anderen Seite reden freie, sich selbstbewußte Männer das freie Wort.

Und wie das Erz tönt jede Silbe, wie der Hammer fällt jeder wohlbegründete Vorwurf auf den harten Schädel der Feinde der griechisch-katholischen Kirche in Amerika. Keine „wenn“ und „aber“, keine absurden Kombinationen, alles klar und einfach, wie zweimal zwei. Gegenüber solcher Rede muß alles schweigen! Die beiden Broschüren werden wohl

lange im Gedächtnisse der Ruthenen bleiben. Das sind auch wichtige geschichtliche Belege — die Politik der Jesuiten, sowie der „Congregatio de propaganda fide" betreffend.

Wien. M. Kiczura.



Das deutsche Gymnasium in Brody.

Von den zwei deutschen Gymnasien, die in Galizien bestehen, befindet sich das eine in Lemberg, das andere in Brody. Als absolvierter Schüler des Brodyer Gymnasiums will ich dessen „deutschen" Charakter hier schildern.

Das k. k. Rudolfsgymnasium in Brody entstand aus der im Jahre 1815 von der israelitischen Gemeinde gegründeten Real- beziehungsweise Handelsschule, die im Jahre 1853 in eine selbständige Realschule verwandelt wurde. Im Jahre 1865 wurde diese Anstalt in ein Realgymuasium umgestaltet. An der Realschule wurden nebst der Unterrichtssprache auch die französische, englische und italienische Sprache gelehrt. Bei deren Umgestaltung in ein Realgymnasium blieb bloß der Unterricht der französischen Sprache ein obligater (derselbe wurde in den Neunziger-Jahren unobligat, als das Realgymnasium in ein Gymnasium verwandelt wurde), die englische Sprache trat in die Reihe der unobligaten Gegenstände, der Unterricht der italienischen Sprache wurde gänzlich aufgelassen. Hingegen trat die polnische Sprache in die Reihe der obligaten Gegenstände. Doch waren die Forderungen betreffs dieses Gegenstandes geringe, wenn auch diese schon als nicht berechtigt anzusehen sind — da ja drei Viertel der Schüler zur nicht-polnischen (hievon zwei Viertel zur deutschen) Natonalität sich bekannten. Am Gymnasium studierten damals 50 Ruthenen, also ein Sechstel der Gesamtzahl; für diese wurde die ruthenische Sprache nicht einmal als unobligater Gegenstand angeordnet. Doch waren die Ruthenen mit diesem Zustande zufrieden. Die Leitung der Anstalt ruhte in den Händen deutscher Direktoren, die keine der beiden das Land bewohnenden Nationalitäten bevorzugten. Das Professorenkollegium bestand zum größten Teile aus Deutschen und Ruthenen — bloß wenige unter diesen waren Polen — unter den Stipendisten befanden sich auch einige ruthenische Schüler.

Diesen Charakter hatte die Anstalt bis in die Achtziger-Jahre. Das Gros ihrer Schüler bildeten Deutsche aus allen Teilen Galiziens und deutschredende Juden. In den Achtziger-Jahren wo das Verhältnis der ruthenischen Schüler zu den polnischen 1:2 betrug, machen sich schon die Polonisierungspläne des „galizischen" (recte polnischen) Landesschulrates betreffs dieser Anstalt bemerkbar. Viele deutsche und ruthenische Professoren werden versetzt, an ihre Stelle kommen dann polnische. Doch die Leitung der Anstalt ruhte in den Händen eines Mannes, der von bewunderungswürdiger Gerechtigkeit gegen beide Nationalitäten erfüllt war. Derselbe sorgte auch dafür, daß die Ruthenen, deren Zahl fortwährend stieg, ihre Muttersprache pflegen können. Ihm ist hauptsächlich zu verdanken, daß mit Erlaß des Landesschulrates vom 10. März 1888 die ruthenische Sprache als ein unobligater Gegenstand mit 2, mit Erlaß des L.-S.-R. vom 18. August 1884 mit 4 und mit Erlaß des L.-S.-R. vom 18. November 1893 mit 6 Stunden wöchentlich eingeführt wurde. Als Ersatz für diese Konzession gegenüber den Ruthenen traf der Landesschulrat mit Erlaß vom 26. April 1890 die Anordnung, daß von den Schülern aus der polnischen Sprache ein solches

Wissen verlangt werden solle, wie dieses an Gymnasien mit polnischer Unterrichtssprache der Fall ist. Welche Ungerechtigkeit! Widerspricht das nicht dem Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes?

Aber diese Verordnung ist bloß als Anfang von dem großen Werke zu betrachten, dessen Durchführung sich der Landesschulrat zur Aufgabe gemacht hat. Nach der Pensionierung des Direktor Adolf wurde im Jahre 1896 der bekannte Librewski mit der Leitung der Anstalt betraut und ihm eine Anzahl von Helfershelfern beigegeben, unter denen sich namentlich, der aus Preußen flüchtige Schlachzize v. Kasinowski hervortat. Auch wurde dafür gesorgt, daß die übrigen Lehrkräfte gefügige Elemente für die Mission des Herrn Librewski sei. Immer mehr schwand die Zahl der deutschen Professoren. Deutschen Schülern wurde die Aufnahme erschwert, die Ruthenen verfolgt, ihrer Aufnahme Hindernisse in den Weg gelegt. Namentlich tätig war hierin der Allpole Kasinowski, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Schüler zu wackeren polnischen Soldaten zu erzielen. Das glaubte er dadurch zu erreichen, wenn er möglichst viele nichtpolnische Schüler hat durchfallen lassen. (So z. B. hat er im Jahre 1898 fast allen Ruthenen in der VI. Klasse aus der polnischen Sprache schlechte Note gegeben. Als dann Kanonikus Anatol Dolynskyj in einer Beschwerde an den Landesschulrat sich auf den Art. XIX des Stgrdg. berief und gegen die Giltigkeit der II. Fortgangsklasse, die sein Sohn erhielt, protestierte, erhielt er einen abschlägigen Bescheid.) Diese Vorgänge fanden seinerzeit ihren Wiederhall im galizischen Landtage und hatten eine Untersuchung zur Folge, deren Resultat die Versetzung des Herrn v. Kasinowski war. Herrn Librewskis Verdienst ist es auch, durch Hochdruck den Brodyer Gemeinderat, der zu zwei Dritteln aus deutschsprechenden Juden besteht, bewogen zu haben, er solle sich für die Polonisierung des Gymnasiums aussprechen.*) Er war es auch, der als Amtssprache die polnische eingeführt hat; unter ihm wurden für die deutsche Sprache im Obergymnasium die an polnischen Lehranstalten gebrauchten Lehrbücher eingeführt. Er hat dafür Sorge getragen, daß die Lehrstelle für die deutsche Sprache der Pole Cyga erhielt, der nicht die für ein deutsches Gymnasium erforderliche Befähigung, trotz der abgelegten Lehramtsprüfung, besitzt, während für die polnische Sprache gediegene Pädagogen, wie die Herren Paulisz oder Dropiowski, angestellt werden. Er sah es gerne, wenn an das Brodyer Gymnasium Lehrkräfte, wie Professor Tyran, Tobiczek o. a. versetzt wurden, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, weshalb sie in polnischer Sprache vortragen müssen. (Trotzdem Professor Tyran nicht einmal ein korrektes Deutsch spricht, wurde ihm im Sommersemester des Jahres 1901 der Unterricht der deutschen Sprache in der zweiten Klasse anvertraut.) Die Herren Cyga und Tyran sind bei den jüngsten Ernennungen an andere Anstalten versetzt worden und werden wahrscheinlich „würdigeren" Nachfolgern Platz machen. Derselbe Librewski entzog dem Dr. Szczurat das Wort, als dieser auf der Konferenz sich der ruthenischen und hierauf der deutschen Sprache bediente. Gegen Dr. Szczurat und gegen Prof. Sanat leitete er eine Untersuchung ein, als diese den sezessionierenden ruthenischen Universitätshörern ihre Zustimmung in einem Telegramme aussprachen; als aber der Schulrat Dr. Dworski die Untersuchung einstellen ließ, da wollte er das Professorenkollegium bewegen, daß es die betreffenden Kollegen von der Teilnahme an den Konferenzen ausschließe. Freilich gelang ihm dieses nicht. Und wessen Einflusse ist es zuzuschreiben, daß die ihm nicht gefügigen Elemente, wie Professor Sanat, zu wiederholtenmalen präteriiert und die ihnen gegenüber jüngeren Kollegen bevorzugt wurden?

---

*) Nur die Opposition der Ruthenen im Landtage, die Einwendung der Militärbehörde und ein finanzieller Umstand verhinderten die Polonisierung des Gymnasiums.

Soviel über die Stellung des Herrn Librewski zu den Professoren. Und wie benahm er sich den Schülern, speziell den ruthenischen gegenüber? Aus den Juden wurden „Polen mosaischen Glaubens" fabriziert (die Juden in Brody, selbst die Schuljugend, bedienten sich größtenteils des Jargons als Umgangssprache), die Ruthenen rücksichtslos verfolgt, der nationale Antagonismus gefördert. Herrn Librewski gebührt das Verdienst, in das Brodyer Gymnasium unter die Schüler Politik hineingetragen zu haben. Ihm schien alles gut, wovon es ihm nur dünkte, daß es der „jagellonischen Idee" nützen könnte. Darum verhinderte er auch, daß gegen den Lehrsupplenten Julian Kustynowicz die Untersuchung eingeleitet werde, als diesem die akademische Jugend aus Brody in einem ruthenischen Tagblatte öffentlich den Vorwurf gemacht hat, er propagiere unter der Schuljugend Panrussentum und hetze dieselbe gegen ihre nationalgesinnten Kollegen auf. Und wie ist es jetzt, wo die Zahl der ruthenischen Schüler der der polnischen gleichkommt, um den Unterricht der ruthenischen Sprache bestellt? Mit Erlaß vom 20. Juni 1898 Z. 486 wurde der Unterricht der ruthenischen Sprache als ein relativ obligater Gegenstand mit zwei Stunden wöchentlich eingeführt. An einem deutschen Gymnasium! Stimmt das etwa mit den bestehenden Gesetzen überein? Oder ist es vielleicht vom pädagogischen Standpunkte wünschenswert, daß ein zehnjähriger Knabe in der ersten Klasse vier Sprachen lernen soll. Gegen diese Einrichtung haben oftmals Massenmeetings der ruthenischen Bevölkerung aus dem Brodyer Bezirke protestiert und einen ähnlichen Status verlangt, wie er am deutschen Gymnasium in Lemberg ist. Und wie sorgte der sonst im Bezug auf die Administration der Anstalt bewunderungswürdige Herr Librewski für die ruthenische Bibliothek? Ließ er es ja gerne geschehen, daß diese bestohlen wurde. Und warum bekam nicht die ruthenische Bibliothek ebensoviel Geld zum Ankaufe der Bücher, wie die polnische? Schließlich sei noch erwähnt, daß Herr Librewski es durch seine Schlauheit dazu gebracht hat, daß ein für ruthenisches Geld gegründetes utraquistisches Internat in ein polnisches verwandelt wurde.

Soviel über die Tätigkeit des Herrn Librewski. Er konnte ruhig auf dem Totenbette sagen, er habe einen bedeutenden Teil seiner Mission erfüllt und seinen Nachfolgern die Arbeit erleichtert. Auch hat er die Worte verdient, die das „Słowo polskie" anläßlich seines Todes schrieb: „Wiewohl er der Leiter einer nichtpolnischen Anstalt war, so hat er doch seine Pflicht als Pole gekannt". Was uns Ruthenen anbetrifft, so müssen wir entschieden dagegen protestieren, daß das Gymnasium in ein polnisches verwandelt werde. Wenn unsere Brüder schon gezwungen sind in einer fremden Sprache zu lernen, so sollen sie wenigstens in einer Kultursprache unterrichtet werden. Auch müssen wir uns dagegen verwahren, daß an dem deutschen Charakter dieses Gymnasiums gerüttelt werde, da wir ja ohnehin genug polnische Schulen in Ostgalizien haben. Wir wünschen, daß die Amtssprache die deutsche sei, der Unterricht der deutschen Sprache aus den Lehrbüchern stattfinde, die an deutschen Gymnasien benützt werden; ferner mögen die beiden Landessprachen entsprechend dem Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes relativ obligat sein; weiters sollen an dieser Anstalt der deutschen Sprache mächtige, vom Chauvinismus freie Lehrkräfte angestellt werden, die die Schule nicht in eine politische Institution verwandeln. Wir wollen auch hoffen, daß die betreffenden Behörden all' dieses berücksichtigen werden, und daß der neuernannte Director nicht in die Fußstapfen des Herrn Librewki treten werde, sondern sich von Objektivität werde leiten lassen. Unsere Vertreter im Parlamente aber werden entsprechend den Wünschen ihrer Wähler dafür zu sorgen haben, daß dem Gymnasium sein deutscher Charakter gewahrt werde.

Wien. Marko Bardach.





Die Mohylanische Hochschule in Kijew.

(Ein Beitrag zur ruthenischen Universitätsfrage.)

Die Glaubenseinigung, die sogenannte Union*) vom Jahre 1596, war kein so leichtes Werk und entsprang durchaus nicht dem Willen des ganzen ruthenischen Volkes, wie es fälschlich in den polnischen Geschichtsbüchern geschildert wird. Das Volk, welches an dem Glauben seiner Väter hielt, sträubte sich dagegen. Man sah darin nur ein Übergangsstadium zur Umgestaltung der nunmehr griechisch-katholischen ruthenischen Kirche in eine rein römisch-katholische. Es herrschte allgemein die Überzeugung, daß die Jesuiten — die bei den Ruthenen niemals beliebt waren — sich nicht so um die Vereinigung der beiden Kirchen, wie um die Vernichtung der ruthenischen Kirche bemühen ...

Aber die Union war einmal da, und mit den Anmaßungen der Jesuiten mußte gerechnet werden, was eine große Umwälzung sowohl im sozialen als auch im geistigen Leben der Ruthenen zur Folge hatte.

Abgesehen von den Interessen der römischen Kurie, hatte die Union für das polnische Reich eine große Bedeutung; sie sollte die Gegensätze zwischen den in einem Staatswesen eingepferchten doch sich schroff gegenüberstehenden Nationen — der polnischen herrschenden und der ruthenischen beherrschten beseitigen. Um deswillen wurde sie von der polnischen Regierung, insbesondere von dem Könige Sigismund, mit allen Mitteln die ihm zu Gebote standen unterstützt, wobei er mit den Jesuiten gemeinsame Sache machte. Die letzteren verfuhren nach einem schlau erdachten und konsequent durchgeführten Plane. Ihr ganzes Streben war auf die höheren Gesellschaftsklassen der Ruthenen gerichtet, da im polnischen Staate — wie überall damals in Europa — nur diese im öffentlichen Leben eine Rolle spielten. Zu diesem Zwecke gründeten sie zahlreiche Bildungsanstalten auf dem ruthenischen Boden, deren Zöglingen, die sich überwiegend aus der Jugend der ruthenischen Aristokratie rekrutierten, die tiefste Verachtung zu allem, was nach damaligen Begriffen den Ruthenen am heiligsten erschien, eingeflößt wurde.

Dem äußeren Anscheine nach waren die Jesuiten gar nicht bestrebt, die ihrer Erziehung anvertrauten jungen Ruthenen zum Katholizismus zu bekehren; doch sie verstanden es immer dahin zu bringen, daß der betreffende zuletzt, angeblich aus freiem Entschlusse, zum Katholizismus übertrat, was, gemäß dem Zeitgeiste und den besonderen Umständen die hier vorherrschten, der Verleugnung der Nationalität gleichkam. Diese Methode der Bekämpfung war für die Ruthenen vielleicht die verhängnisvollste; die Blüte der Nation wurde dadurch dem feindlichen Lager zugeführt, wo sie — echte Janitscharen — als Vorposten gegen ihre eigenen Brüder verwendet wurden.

Dieser Arbeit haben die patriotisch gesinnten Ruthenen nicht mit verschränkten Armen zuschauen können. Als Verteidiger der nationalen Rechte der Ruthenen erscheinen einerseits die Kosaken, die zu jeder Zeit bereit waren, ihren gerechten Forderungen mit gewaffneter Hand Nachdruck zu verschaffen, andererseits gründeten patriotische Männer aus den Resten des Adels und des Mittelstandes zahlreiche Vereine, „Bractwa“

---

*) Die Union der ruthenischen — griechisch-orthodoxen — Kirche mit Rom.



genannt, deren hauptsächlichste Aufgabe war, durch Hebung der Bildung in den weitesten Volksschichten das nationale Bewußtsein zu beleben und auf diese Art und Weise den Jesuiten ihre Beute streitig zu machen. Es entstand ein reges geistiges Leben unter den Ruthenen. Zahlreiche Männer reisten auf Kosten der „Bractwa" ins Ausland, um an den dortigen Universitäten sich jene Bildung anzueignen, die ausreichend wäre, den in der Dialektik gewandten Jesuiten Spitze zu bieten. Überreiche Literatur, vorwiegend polemischen Inhaltes, bezeugt am besten die große Aufregung der Gemüter und das außerordentliche Interesse das diese Angelegenheit in allen Schichten des Volkes erweckte. Ihren Höhepunkt erreichten diese Bestrebungen mit dem Auftreten des Peter Mohyla.

Mohyla stammte aus einer angesehenen Familie — sein Vater Simeon war sogar Hospodar von Moldau — und seine hohe Bildung erwarb er sich an den ausländischen Universitäten, vor allem in Paris. Schon als Archimandrit des Klosters „Peczerska Laura" bei Kijew, ließ er sich nicht nur die Angelegenheiten des Klosters und der orthodoxen Kirche überhaupt angelegen sein, sondern entfaltete auch auf dem Gebiete des weltlichen Schulwesens umfassende und ersprießliche Tätigkeit. Aus eigenen Mitteln erhielt er beim Kloster eine Art Gymnasium, das sich des größten Ansehens erfreute. Im Jahre 1633 zum Metropoliten von Kijew erwählt, gelang es ihm, vom damaligen Polenkönige Ladislaus ein Privilegium zu erlangen, kraft deren die bisherige Schule des Kijewer „Bractwo", die neben seinem Gymnasium bestand, in ein Kollegium verwandelt und nach ausländischem Muster eingerichtet wurde. Hiemit erlangten die Ruthenen eine Bildungsanstalt, die, wenn nicht dem Namen nach — diesen wollten die polnischen Machthaber in ihrem Wohlwollen den Ruthenen gegenüber nicht gönnen — so doch ihrem inneren Werte nach würdig war, den besten Hochschulen im damaligen Europa zur Seite gestellt zu werden.

Die Mohylanische Akademie war epochemachend im kulturellen Leben der Ruthenen. Hier fand die Idee einer eigenen Hochschule ihre erste glänzende Realisierung. In ihr entstand ein wichtiges Kulturzentrum, welches sich unter normalen Umständen zweifellos, wenn nicht zu den bedeutendsten, so doch zu einer der bedeutendsten Heimstätten der Wissenschaften in Nord- und Osteuropa entwickelt hätte. Aber Ukraina lag auf der Straße der Völkerwanderungen, sie mußte Europa vor den asiatischen Eindringlingen beschützen, wurde dann zum Gegenstand der politischen Aspirationen Polens und schließlich Rußlands. Von einer friedlichen Kulturarbeit konnte hier somit keine Rede sein. Und wenn später der Zar Peter der Große trotzdem die zivilisatorischen Kräfte doch aus Kijew beziehen konnte, so ist es hauptsächlich der Mohylanischen Akademie zu verdanken. Das war nämlich ein Beweis für die „Minderwertigkeit der ruthenischen Kultur" . . . .

Zu Anfang erfreute sich die Mohylanische Akademie keiner großen Sympathien beim ungebildeten Volke, insbesondere bei den Kosaken, weil in derselben alle Gegenstände in lateinischer Sprache — was mehr Sache der Politik als der Zweckmäßigkeit war — vorgetragen wurden, welch' Umstand dem Volke ein wenig verdächtig erschien, da ja doch ihre ärgsten Feinde, die Jesuiten sich dieser Sprache bedienten. Doch



als später die Massen eines besseren belehrt wurden, da war die Anstalt und ihr Stifter der Gegenstand der größten Achtung und ganze Scharen wissensgieriger Jugend kamen alljährlich aus allen Teilen des Landes nach Kijew, um dort zu studieren. Die größte Sorgfalt, wie in geistiger, so auch in materieller Hinsicht, wurde der Anstalt von ihrem Stifter zuteil. Eine große Zahl der armen Studierenden erhielt er auf eigene Kosten und sein ganzes Vermögen vermachte er der Anstalt. Er war wohl der einzige Mann in der damaligen Zeit, nicht nur unter den Ruthenen, sondern im Polenreiche überhaupt, der die Macht der Wissenschaft entsprechend zu würdigen verstand und dieselbe nicht als ein Privilegium der Reichen, sondern für alle erreichbar wissen wollte. Auf einen solchen Mann können die Ruthenen wahrhaftig stolz sein.

Wenn wir heutzutage mit der Lösung der Aufgabe, die der Mohylanischen Akademie gestellt wurde, ein wenig unzufrieden sind und sein müssen, liegt wohl der Grund nicht vielleicht in ihrer mangelhaften Organisation, sondern einzig und allein in der Mißgunst der Umstände. Von Anfang an wurde ihre ganze Tätigkeit auf das Gebiet der religiösen Streitigkeiten gelenkt und ihr genialer Stifter selbst wollte aus ihr in erster Linie ein Bollwerk gegen die Jesuiten haben. Damit war von selbst gegeben, daß die Pflege und Weiterentwicklung der einheimischen Kultur in den Hintergrund treten und an ihre Stelle die westeuropäische Kultur mit ihrem Mißwuchs der Scholastik willkommenen Einzug halten mußte. Bei alledem waren, wie gesagt, die politischen Verhältnisse von einem höchst ungünstigen Einfluß auf die Entwicklung der ruthenischen Hochschule. Die im Polenreiche herrschende Schlachta und die Jesuiten waren niemals kulturfreundlich, ja unter ihrem Einfluß gestalteten sich die Zustände in diesem Staate immer unerträglicher, die Gegensätze spitzten sich immer mehr zu. Hier mußten die Waffen entscheiden; diese verpestete Atmosphäre, die über dem ganzen Polenreiche seit langem wie eine Hagelwolke sich ausbreitete, konnte nur vor Kanonenschüssen zerstieben. Es kam die bekannte Erhebung des unmenschlich behandelten ruthenischen Volkes unter Chmelnyckyj, dessen Namen zu dieser Zeit in ganz Europa wiederhallte — diese Erhebung hat dem polnischen Reiche eine unheilbare Wunde geschlagen. Doch das ruthenische Volk war aus diesem Kampfe nichts weniger als frei hervorgegangen. Es wurde zu einer Beute der aufstrebenden russischen Macht.

Wie es denn auch immer war, Tatsache bleibt, daß schon vor fast drei Jahrhunderten die Ruthenen ihre eigene Hochschule gehabt haben. Und wenn man heute die Frage der Errichtung einer ruthenischen Universität wieder aufrollt, so ist das kein origineller Einfall der jüngeren Generation, kein neuer Gedanke, sondern eine alte Idee, die bereits einmal realisiert wurde und schon ihre Geschichte hat. Daß heutzutage die Ruthenen mit ihren gerechten Forderungen nicht durchdringen können, und ihnen, wie zum Hohne, noch die „kulturelle Minderwertigkeit“ vorgeworfen wird, ist nur die Folge davon, daß noch heutzutage die Polen unter dem Protektorate Österreichs ihrer fixen Idee, die Ruthenen zu assimilieren, nicht ledig werden können. Und um Gottes willen, wie kann sich denn diese Idee mit dem Bestande einer nationalen ruthenischen Hochschule vertragen! Das wäre



doch beinahe ein Staatsstreich, der dem wieder herzustellenden polnischen Reiche vom Meere bis zum Meere noch im Mutterleibe den Todesstoß versetzen würde.

Wie lange noch die Ruthenen in Österreich, wo ihnen ja doch die Gleichberechtigung mit anderen Nationen garantiert ist, dank der Kurzsichtigkeit der österreichischen Staatsmänner, dieser tollen Idee zum Opfer gebracht werden, oder vielmehr, wie lange sie sich dies gefallen lassen werden, wollen wir nicht prophezeien. Die Frage der Errichtung einer ruthenischen Universität ist nur mehr — Frage der Zeit.

Wien. M. Kiczura.



Aus den Dichtungen Taras Ševčenko's.

I.

Fließt ins blaue Meer das Wasser . . .

Fließt ins blaue Meer das Wasser,
Ohne auszufließen,
Nach dem Glück jagt der Kosake,
Muß das Glück vermissen.
In die Welt zog der Kosake,
Meereswellen toben,
Tobt sein Herz auch, doch sein Sinnen
Vorwurf hat erhoben:

„Treibst herum dich in der Fremde,
Während deiner harren
Alte Eltern und ein Mädchen,
Das noch jung an Jahren.
Fremde Leute — and're Leute,
Schwer ist's hier zu weilen!
Niemand ist, der deine Tränen
Und dein Leid will teilen."

Sitzet der Kosake drüben,
Meereswogen brausen,
Statt des Glücks in seinem Herzen
Bitt're Sorgen hausen.
Weinend sieht er heimwärts fliegen
Oben Kranichscharen,
Unten Distel wächst auf Wegen,
Die geebnet waren.

II.

Die Tage, Nächte geh'n vorüber . . .

Die Tage, Nächte geh'n vorüber,
Die Sommerszeit ist auch schon um,
Das Laub wird gelb, das Auge trüber,
Es schläft das Herz, das Lied wird stumm;
Und klug vermag ich nicht zu werden,
Ob ich denn leb', ob lieg' im Sterben,
Ob so nur schleppe mich umher,
Denn Lust und Leid fühl' ich nicht mehr.



Glück, wo bist du? Glück, wo bist du? —
Ward mir nicht gegeben!
Hast mir, Gott, kein Glück beschieden,
Magst mir Unglück geben!

Lass' mich ja nicht lebend schlafen,
Tot im Herzen werden,
Gleich dem morschen Klotze liegen
Nutzlos hier auf Erden;
Aber lass' mit Herz mich leben
Und dir Ehr' erweisen,
Welt und Menschen liebgewinnen,
Deine Werke preisen . . .

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Sergij Szpoynarowskyj.



Aus den Dichtungen Iwan Franko's.

I.

Hymnus.

Er, der ewig vorwärts strebt —
Der Geist, stürmend zum Gefecht,
Zum Gefecht für Glück und Recht, —
Er ist nicht tot, er lebt!
Nicht der Pfaffen blutig' Morden,
Nicht der Fürsten Söldnerhorden,
Nicht Tyrannen, Zwang und Ketten,
Und Kanonen Blitz, Raketen,
Nicht Verräters schnöde Hand
Haben ihn ins Grab gebannt.

Ja, er lebt, er ist nicht tot!
Wenn auch tausend Jahre alt,
Ist er jung noch an Gestalt,
Rafft sich aufwärts, wächst und droht! —
Schreitet vorwärts siegbekränzt,
Wo die Morgenröte glänzt.
Reißet bald mit Feuerwort
Millionen mit sich fort, —
Millionen folgen bald
Wenn sie ruft des Geist's Gewalt.

Und sein Ruf ertönet weit:
In den niederen Bauernhütten,
An des Handwerks Arbeitsstätten,
Wo nur wohnet Weh' und Leid.
Und wo seine Boten ziehen,
Kummer, Elend von da fliehen.
Und es wächset Mut und Kraft,
Und des Kampfes Leidenschaft,
Und der Väter Blut und Wunde
Bringt den Kindern Siegeskunde.

Denn der Menschheit Glücksverkünder:
Wahrheit, Licht und Wissens Macht,
Bleiben ewige Überwinder
In der großen Weltenschlacht.
Überfluten wie Lawinen
Der gestürzten Lüg' Ruinen
Und wo in der weiten Welt
Ist die Kraft die sie aufhält,
Die verdunkeln könnte ganz
Je der Wahrheit Sonnenglanz?

II.

Erde, Allmutter — Erzeugerin —
Von dem Odem dein, der alles Leben schafft,
Gib zum Kampf uns einen Funken
Stärkender Kraft!



Wärme uns gib, die erweitert die Brust,
Und die Seel' uns erhebet und läutert das Blut,
Gib der Liebe zur Menschheit uns
Brennende Glut!

Feuer dem Wort' gib, Flammen zu entzünden,
Seelen zu erschüttern, gib donnernde Macht —
Und zu Rittern uns weih des Lichtes, zur Wahrheit
Heiliger Wacht!

Stärke den Händen gib, Ketten zu sprengen,
Scharfsinn dem Geiste, den Feind zu erspäh'n,
Lass' uns streben, streben, streben —
Strebend vergeh'n!

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Dr. Karl Bader.



Der heilige Nikolaus im Arrest.

Von Iwan Semaniuk.

„Ps—s—st! Er geht schon!"

„Wohin?"

„Hierher."

„Wo?"

„Ps—s—st! Da übersteigt er schon Prymakow's Zaun. Wasyl, mach' noch einen Sprung auf den Boden!"

„Wozu?"

„Bedeck' noch mit Hanfhecheln die Kleider, beschwere mit einem Stein das Brett!"

„Schon!"

„Zieh' noch den Pelz herunter, denn er nimmt ihn noch!"

„Nein, ich geh' durch!"

„Hat die Mutter den Rock versteckt?"

„Ja!"

„Wie ist's mit der Grube?"

„Mit Asche hab' ich sie überstreut, wird sie nicht bemerken!"

„Vater!"

„He?"

„Gebt mir noch Euren Hut!"

„Da! fliehe!"

Hinter den Hecken erschien eine Gestalt, ganz schwarz gekleidet, am Kopfe eine Mütze mit schwarzgelben Schnürchen begrenzt am unteren Rande und vorn mit einem runden Knopf. Dieser ragt etwas über den gerade abgedachten Boden der Mütze hervor. Unter dem linken Arm ein längliches Buch, in der rechten Hand einen Stock. Hinter dieser Gestalt schreiten zwei Männer. Der eine trägt ein ziemlich umfangreiches Bündel bäuerischer Bekleidung und Wäsche, der andere mit leeren Händen.



„Ist Kurylo Siwczuk zu Hause?“

Eine Stille . . .

„Zu Hause, Kurylo Siwczuk?“ rief lauter das Figürchen.

„Warum sollte er nicht zu Hause sein, von Gottes und herrschaftlichen Gnaden,“ ertönte eine heisere gedämpfte Stimme aus der niedrigen, beinahe ganz fensterlosen Hütte. Darauf knarrte die schwarze verräucherte Tür und ließ einen Mann von mittlerer Größe heraus. Sein mageres, gerunzeltes Gesicht, die Büschel ungekämmter Haare, die Brust mit dürren Rippen, vom dunklen, geflickten Hemd entblößt, die abgenützten rötlichen Hosen und die dürrbeinigen bloßen Füße sprachen für ihn, wer er sei. Er brauchte sich nicht vorzustellen. Auf seinem Stand lagen Jahrhunderte des Elends und drückten das Siegel auf ihn mit fetten Buchstaben: Bauer. „Ich bin zu Hause von Gottes Gnaden und,“ — wiederholte Kurylo Siwczuk, sich tief verneigend.

„Warum schweigst du, wenn man dich ruft?“ fragte irritiert das Figürchen.

„Wie denn schweig' ich? Ich bin zu Hause, ich bitte Euer Gnaden . . .“

„Wir werden dich pfänden für die Steuern.“

„Was tun, bitte Euer Hochwohlgeboren und Herrn Zdekutor?“*)

„Hast du Vieh?“

„Marzynki dast Vih,**) Herr! Schon lange haben wir keine Milch gekostet.“

„Hast du bewegliches Gut?“

„Ei, es bewegt sich nichts, nein, wahrlich Herr . . . es steh'n bloß die vier nackten Wände, sonst nichts . . . Ärmlich geht's her, mein stolzer und würdiger und gnädiger Herr.“

„Du lügst! Geschworener, gehen wir hinein!“

„Verwehre ich's etwa dem gnädigen Herrn?“

Der Herr Exekutionsbeamte stieß mit dem Stock in die halbgeöffnete Tür. Sie knarrte und wich bis zur Innenwand zurück. Der Beamte bückte sich und überschritt die Schwelle, hinter ihm trat der Geschworene ein und hernach Siwczuk. Der zweite Geschworene blieb mit seinem Bündel draußen und machte Stricke auf ein neues Packet bereit.

„Wo sind deine Sachen?“ fragte der unzufriedene Beamte.

„Ärmlich geht's her, mein gütiger und hoher Herr, vier nackte Wände und . . . Ihr sehet selber, daß Ihr gesund bleibet, daß Gott Euch das Herrschen gebe . . .“

„Ich sehe gar nichts.“

„Ha! es ist auch zu sehen nichts da den herrschaftlichen Augen: Elend und Bedrängnis.“

„Ist das deine Frau?“

„Das ist, bitte Euer Gnaden, mein Weib!“

Kurylycha Siwczuk, die bis jetzt unbeweglich gestanden im schmutzigen Hemd ohne Rock, trat einen Schritt näher zu ihrem Manne und blickte scheel in die Augen des Beamten.

„Ist nichts da, schöner nnd guter Herr, ohne Rock geh' ich herum.“

*) Exekutor.

**) Habe kein's!



„Ist wahrlich nichts da, und wollt' man auch sterben," fügte Siwczuk hinzu.

„Wo schlafet Ihr?"

„Euer würdiges und herrschaftliches Haupt ehrend und die Heiligenbilder und uns Getaufte, wir schlafen auf dem Erdboden und die Kinder auf der Bank."

„Worauf schläft Ihr?"

„Wahrlich auf dem Erdboden."

„Und wo sind die Pölster?"

„Ha! Pölster gibt Gott, wir schlafen auf der Faust."

„Du lügst!"

„Das was die Augen sehen, das ist; ich verwehre Euch nicht nachzusuchen."

Der Beamte durchmaß die Stube mit schnellen Schritten und schlug mit dem Stock in einen Winkel, in den zweiten und in den dritten. Er sah ein, daß hier nichts zu nehmen war: an der Vorderwand ein langes Brett auf drei Stützklötzen — das war die Bank; an der angrenzenden Wand ein kürzeres Brett auf zweien — das war „der Tisch"; inmitten der Stube eine Grube für's Feuer, überstreut mit Asche — das war der Herd. Er sah dies alles sehr wohl, doch „suchte" er aus Gewohnheit. Nach einigen Augenblicken blieb sein Blick an derjenigen Wand haften, unter welcher der „Tisch" sich befand. Dort hing ein Bild. Sein Fond war schwarz, verräuchert, nur die dunkelgelblichen Flecken erinnerten an ein Gesicht und die Helle über dem Haupte an irgend einen Heiligen. Die einzigen Rahmen, die offenbar in den geübten Meisterhänden eines huzulischen Künstlers entstanden, verliehen dem Bilde eine Würde und lockten das Auge. Siwczuk bemerkte, daß der Herr das Bild anglotzte und kratzte sich hinterm Ohr.

„Das ist irgend ein Stück eines Protzen," murmelte der Beamte für sich.

„Nein, bitte Herr, das ist nicht Protus, das ist der heilige Nikolaus."

„Aber der Rahmen ist schön."

„Das hat noch mein Urgroßvater geschnitzt."

„Woher hast du dies Bild?"

„Das kam so, ich bitte Herr, vom Urgroßvater auf den Vater."

„Geschworener! Nimm das Bild herab!"

„Aber wie könnt Ihr dies, Herr? Gedenket der göttlichen Wunden, lasset den Heiligen!" bat Kurylo.

„Gedenket der Wunden Gottes, stolzer und schöner Herr Zdekutor, unser liebes Kommissärchen," jammerte Kurylycha.

Der Geschworene zögerte nicht, nahm rasch das Bild von der Wand und trug es hinaus. Nur der Staub wirbelte auf und ein von Spinngeweben umgebenes Rechteck blieb zurück an der Stelle, wo das Bild gewesen.

„Wie kann's denn sein ohne das Heiligenbild da in der Stube, ich bitte Euch hoher Herr!" klagte Kurylo.

„Verleidet uns nicht die Hütte, würdiger Kommissär!" zeterte Kurylycha.

„Schad' ums Geschwätz; zahlst du nicht die Steuern, so wird noch die Hütte lizitiert, ich schaffe das Recht nicht ab!" donnerte der Herr Exekutor und ging hinaus.

„Geschworene, weiter zum Hryc Sajin!"

Sie gingen . . .

Draußen war schon lange Abend, als Kurylycha Siwczuczka mit der kleinen Tochter Annyczka das Loch inmitten der Stube ausgrub und aus demselben das „Geschirr" hervorholte: zwei irdene Töpfe, fünf hölzerne Löffel, ebensoviel rötlicher Schüsselchen und einen Mamaligastößel. Jurko hob den Stein ab vom angemoderten Brett am Dache, zog die Sachen aus dem falschen zweiten Grundboden heraus und reichte sie dem Waßylko und Peterchen, die dieselben eiligst in die Stube trugen.

„Ist schon alles, Waßylku? fragte der Vater das Söhnchen, dem er die Sandalen mit den Fußlappen reichte.

„Ja, Väterchen! Euer Sardak und Hemd, Mutters Keptar, der Rock und das Hemd, unsere Pelzchen und Hemdchen, beide Kittel, das Bündelchen Mehl, das Fäßlein Gurken, Annyczka's Tuch und seht, Eure Sandalen."

„Geh' also, bring' Wasser zur Mamaliga und ich werde mit Peterchen Holz zusammenklauben."

„Gut, Väterchen."

Gerade als der reiche Pryjmak seine acht Schafe gemolken hatte und die Milch im Kübel ins Haus trug, saßen seine Nachbarn Siwczyky beim „Tisch" und beendigten die heiße Mamaliga und ein Schüsselchen Gurken und mitten in der Stube verglommen in der Grube die Kohlen.

„Mutter, ich will schlafen geh'n, sagt's „Vaterunser" vor!" bat die kleine Annyczka, die gesättigt am Tische schlummerte.

„Kniee nieder, Kind, und falte die Händchen."

Annyczka kniete nieder, faltete die Händchen und erhob die Äuglein zur Stelle, wo bisher das Bild gewesen. Dort war die nackte Wand. Sie streifte mit den Äuglein alle Wände und fand nicht das Bild. Fragend blickte sie der Mutter in die Augen und hernach fragte sie so wehmütig: „Mütterchen, wo ist der heilige Nikolaus?" Waßylko und Peterchen richteten die Augen auf die Wand und begannen ihrerseits zu klagen: „Väterchen, Mütterchen, wo ist der heilige Nikolaus?"

Schwer ward es dem Alten ums Herz; er blickte auf sein Weib und sie blickte schweigend auf ihn. Sie seufzten schwer und antworteten den Kindern zugleich:

„Der heilige Nikolaus ist im Arrest!"

„Zbekutor hat ihn wohl genommen?"

„Ja wohl Kinderchen, der heilige Nikolans ist im Arrest!"

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Irene Koralewycz.

Glossen.

In der letzten Nummer unserer Zeitschrift wurde berichtet, daß auf dem polnischen Sokoltag in Lemberg alle k. k. Behörden vertreten waren und daß diese Heerschau dadurch ein offizielles Gepräge bekam. Die k. und k. Militärbehörden, die sich allen nationalen Manifestationen gegenüber ablehnend verhalten, zeigten sich den polnischen Sokolisten gegenüber sehr zuvorkommend. Sie sorgten nicht nur für die Bequemlichkeit



der polnischen Nationalgendarmen, sondern trugen viel zur Verherrlichung der Manifestation bei. Etwas Ähnliches ist noch nicht dagewesen, zumindest nicht in Österreich. Es ist somit begreiflich, daß dieser Schritt der k. und k. Militärbehörden in Galizien großes Aufsehen hervorrief und verschiedenartig kommentiert wird. Die Übertreibungen der polnischen Patrioten tragen das ihrige dazu bei. Charakteristisch ist es aber, daß, während der Korpskommandant von Lemberg, Feldzeugmeister Fiedler, der polnischen Sokolistendemonstration beiwohnte, während die polnische Geistlichkeit an dem Feste teilnahm und der polnische Erzbischof von Lemberg, Dr. Bilczewski, daran nichts Anstößiges fand — was nur recht und billig war, da der Priester doch außerhalb der Kirche nur ein Staatsbürger ist — sah darin der polnische Kardinal, Fürstbischof von Krakau, Puzyna, eine antiösterreichische, allpolnische Demonstration. Er bestrafte strenge einen ihm untergebenen Priester für die Teilnahme am Sokoltag. Wahrscheinlich will der Herr Kardinal mehr päpstlich sein als der Papst selbst ....

* * *

General Fiedler hat übrigens nichts Böses getan. Da die Herren Allpolen den Feldzeugmeister Galgoczi als einen Feind ihrer Sache betrachten und ihn bei jeder Gelegenheit anrempeln, will sich der Korpskommandant von Lemberg ihre Feindschaft nicht zuziehen. Vielleicht war für ihn übrigens die Politik des Kriegsministers Pietreich maßgebend. General Pietreich wird nämlich infolge seiner Wawelburg-Politik*) von den allpolnischen Blättern mit besonderer Protektion und mit Wohlwollen behandelt. Jubelnd verkündeten die patriotischen Organe das Ergebnis der Verhandlungen mit dem Kriegsministerium, die Evakuation des polnischen Königsschlosses betreffend. Der Krakauer „Naprzod" vom 17. Juli d. J. berichtet, der diesbezügliche Vertrag sei bereits am 15. Juli unterzeichnet worden. Der Vertrag muß zwar noch dem Minister zur Ratifikation vorgelegt werden, was jedoch nur Formsache sei. Das Land zahlt dem Militärärar 3,200.000 Kronen. Die Renovierung der altpolnischen Königsburg wird 6—8 Millionen Kronen kosten. Alles das propter majorem Polouiae gloriam.

* * *

Es ist eine ganz andere Frage, ob der nunmehrige Kriegsminister die Gunst der Schlachta für die Dauer zu erwerben vermag. Der österreichische Ministerpräsident, Dr. v. Körber, hat der Schlachta nicht weniger bedeutende Liebesdienste erwiesen. Nun, nachdem er seine Schuldigkeit getan, bedeuten ihm die Herrschaften in einer nicht mißzuverstehenden Weise, daß er bereits gehen könne. Sehr nachdrücklich wurde das jüngst in der Schlachzizenversammlung in Tarnopol betont. Die Schlachzizen bekämpften da nämlich sehr radikal die Politik des Herrn Körber und verlangten dessen Rücktritt. Die Herren sind zwar nicht unversöhnlich, der Ministerpräsident müßte sich aber erkenntlich zeigen und mit einer entsprechenden Liebesgabe herausrücken ...

* * *

Es ist eigentümlich, daß gerade jetzt, in der Sauere-Gurkenzeit, die Herren Schlachzizen viel Spektakel machen und die Gesellschaft im allpolnischen Sinne zu radikalisieren versuchen. Selbstverständlich findet diese Politik in weitesten Kreisen eifrige Nachahmung und es möchten sehr viele Schreier von sich reden lassen. Deshalb will auch der potenzierte Allpole v. Studnicki die Welt an seine Existenz erinnern. Er heißt nämlich Ladislaus v. Gisbert-Studnicki und liebt besonders seinen Doppelnamen, mit welchem er seine Broschüren zeichnet. Er wird aber nicht immer so genannt. Da sich nun der gute Mann auf eine andere Weise nicht bemerkbar machen kann, ergreift er diese Gelegenheit und protestiert gegen die Verstümmelung seines Schlachzizennamens. Der schimpflustige Herr tut's natürlich in einer nicht besonders zivilisierten Form.

R. S.

*) Vergl. „Ruthenische Revue" S. 109.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck und Verlag von E. W. Zenker & Cie.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.
Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 15. August 1903. Nr. 7.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Pariser Epistel über Nationalismus und Internationalismus.

Paris, am Tage des Nationalfestes 1903.

14. Juli. Der Tag der Erstürmung der Bastille. Ist's wirklich nur ein nationaler Festtag? Ist es nicht ein Gedenktag, den die ganze Welt feiern und preisen sollte? Wir drei — ich, ein Deutsch-Österreicher, meine zwei Weggefährten, ein Russe und ein Italiener — wir drei fragen es im Stillen, während wir den Boulevard Diderot und die rue de Lyon hinaufgehen, nach der Place de la Bastille. Mitten in dem Schwarme, mitten in dem Gewirre und dem festtäglichen Treiben. Schon von Weitem grüßt uns das Monument, dieses Wahrzeichen des Falles der Zwingburg des Absolutismus, dieses Wahrzeichen der Geburt der neuen Zeit. Denn an diesem Platze und in dieser Stunde erstand sie für Europa. Hier feuerte die Losung „Liberté, Egalité, Fraternité!" zur Tat auf. Hier kämpften die Männer für die Freiheit, um durch sie zur Gleichheit zu führen und hier standen die Männer, in denen kurze Zeit später der Gedanke reifte, ganz Europa für ihre Ideale zu gewinnen und alle Völker in Brüderlichkeit zu vereinen. Hier auf diesem Platze wurde der Gedanke der Völkerbrüderschaft geboren und von hier drang seine werbende Kraft über die Grenzen, trotz aller Schlagbäume und Wachen. Das erste Zucken der Internationale.

Wir gehen weiter. Alles mahnt an jene große Zeit. Selbst die Namen der Straßen. Boulevard Beaumarchais, Boulevard Voltaire. Jetzt sind wir auf der Place de la Republique. Das ist der Weg der Geschichte: von der Bastille zur Republik. Und von diesem Platze aus winkt uns in der Rue de Château d'Eau ein großes Gebäude



entgegen, in dem das Werk, das mit dem Falle der Bastille begonnen hat, fortgesetzt wird. Da steht die bourse du travail, die Arbeitsbörse, der Sitz aller Arbeitervereinigungen. Und hier wird weiter gekämpft, für Freiheit und für Gleichheit und für Brüderlichkeit, wird gekämpft mit anderen Waffen als anno dazumal und in anderer Form. Gegen wen wird denn da gekämpft? Bloß gegen die Feinde der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Gegen die eigenen Schicksalsgenossen, gegen die eigenen Arbeitsbrüder wird unter demselben Dache der Kampf zwischen den „gelben" und „roten" Arbeiterorganisationen geführt, und die „Roten" kämpfen wiederum gegeneinander, die Gruppe derer um Basly und Jaurés, gegen jene, die zu Vaillant und Pougét halten, die „Parlamentarier" gegen die „Anti-Parlamentarier". Schicksals- und Volksgenossen im Kampfe gegeneinander, in dem Lande, in der Stadt, wo vor mehr als hundert Jahren der Gedanke: der Welt die Freiheit und Brüderlichkeit zu erobern, verkündet wurde.

Und wir wandern weiter. Durch das Thor St. Denis auf die inneren Boulevards, die heute schon um die Mittagsstunde erfüllt und durchflutet sind von einer zehntausendköpfigen Menge. Tausende von Fremden unter ihnen, die man sofort erkennt, wenn sie auch das äußere Gehaben der Einheimischen angenommen haben. Ein lohnendes Schauspiel für den Psychologen, diese Fremden, die im innersten Kerne ihre Eigenheit bewahrt und doch viel von dem Neuen angenommen haben. Sie sind nicht entnationalisiert. Nur was das praktische Leben ihnen als notwendig vorschrieb, haben sie sich beigelegt. Das ist die internationale Werbearbeit kultureller Solidarität. Friedliche Propaganda, freiwillige Assimilation und dennoch Beibehaltung der nationalen Persönlichkeit.

Wie erfolgreich ist d i e s e Arbeit des Friedens! Es wird Einem doppelt klar, wenn man die Boulevards verlassen und über die rue Royale und der Place de la Concorde die große prächtige Avenue des Champs Elysées hinunter pilgert zum ârc de triomphe, in dessen hohen steinernen Bögen eingemeißelt sind die Namen der Ruhmestaten der Grande Armée, die hinauszog, um Europa d u r c h W a f f e n g e w a l t für die F r e i h e i t zu gewinnen. Sie ist zerschellt an dem Nationalgefühle der Völker; sie ist gebrochen an der fremden Eigenart; sie hat sich zersplittert an der ehernen Wahrheit der nationalen Unterschiede, an der Tatsache, daß der Eroberer immer der gehaßte Feind bleibt, weil er volksfremd ist, und daß die Freiheit jedes Volkes nur durch das Volk selbst erstehen kann, daß das politische und intellektuelle Erwachen der Nation auch ein n a t i o n a l e s Erwachen sein muß. Zehntausende von Toten in den weiten Schneefeldern Rußlands, Zehntausende von Opfern auf den Fluren Deutschlands, Leichenfelder in Spanien, Belgien, das war die Ernte dieses Zuges, die Folge der Mißachtung fremden Nationalgefühles. Und was die Revolution dem Volke Frankreichs gebracht, ging fast ganz verloren in dem Débacle der ruhmreichen „großen Armee".

Nicht diese Armee hat die Größe Frankreichs und Paris geschaffen. Da, wenn man oben auf dem Plateau des ârc de triomphe steht und auf das glänzende Bild hinunterblickt, auf die Pracht und den Kulturreichtum der sich vor Einem ausbreitet, da fühlt man: Das



kann nur ein Volk in friedlicher, nationaler Arbeit schaffen. Und wenn der Triumphbogen, auf dem wir stehen, auch zum Ruhme volksgenössischer Waffenträger errichtet ist, wenn diese auch Frankreichs Gloire für eine kurze Zeit erhoben haben, was Frankreichs Größe, sein Glanz, seine Stärke, sein Ruhm ist, das wurde hier auf eigenem Boden geschaffen durch friedliche Kulturarbeit, an der die ganze Nation mithalf und die für die ganze Nation segensbringend war.

Und diese Bilder und Eindrücke ziehen an mir des Abends vorüber. Wie auf der Place de la Bastille der Gedanke der Brüderlichkeit geboren wurde — mit ihm jener der Internationalität — und wie dieser Gedanke sich die Welt eroberte und von jedem Volke angepaßt wurde seiner Tradition und seinem historischen Charakter entsprechend. Deshalb lebt er noch.

Und das zweite Bild: Wie die starren, schärfsten Unterschiede, die völlige Fremdheit und Verschiedenheit der Boulevardsgänger sich mildern unter der Tatsache des Beieinanderlebens, wie sich das Fremde an das andere fügt, soweit es muß und kann, und soweit es nötig ist, um sich selbst das Leben zu erleichtern. Wie diese — durch das Leben bedingte — nationale Verständigung reussiert, weil sie nicht durch demütigenden Zwang herbeigeführt ist.

Und wiederum kündet der Triumphbogen der Grande Armée, wie ihre Tapferkeit und Napoleons Genie Schiffbruch litt an dem Selbstgefühle der Nationen, die sich auflehnten, da sie nicht einem fremden Eroberer sich fügen wollten, wenn dieser auch größere Freiheit bringt. Er war eben der Volksfremde . . .

Und abermals: Das Bild der großartigen Schöpfung Paris, die in friedlicher, nationaler Arbeit geschaffen wurde.

Dieser Gang durch Paris ist die Geschichte des Nationalismus und des Internationalismus. Ihre Lehren sind universell. An uns allen liegt es, sie zu befolgen.

Sie zeigten uns vor allem, daß die nationale Eigenart etwas Reales ist, gegen das alle Theorien und schöngeistige Reden nicht aufkommen. Wie jeder Mensch eine Persönlichkeit für sich ist und nicht uniformiert werden kann, so ist auch jede Nation eine Individualität für sich, die weder uniformiert, noch kostümiert werden kann. Wie jede Persönlichkeit ein Recht auf freie Entfaltung seines Wesens hat, so auch jede Nation. Sie verträgt keinen fremden Aufputz; das macht sie unecht. Was möglich ist, ist für uns alle einige allgemein menschliche Grundsätze, die jede Person und jede Nation nach ihrem eigenen Charakter in sich umformt und an sich gestaltet. Den gleichen Weg, das gleiche Ziel können verschiedene Nationen haben, aber nie die gleiche Gangart und die gleiche Denkweise. Das ist eine Sache des Temperamentes. Wir können uns verständigen, wohin wir — jeder auf seine Weise — kommen wollen, aber niemals kann einer seinen Nachbar zwingen wollen, einen bestimmten Weg zu gehen. Das ist für beide ein Hemmnis. Für den Vergewaltiger, weil er den Zeit- und Kräfteaufwand zum eigenen Vorwärtsmarsche benützen könnte, für den Vergewaltigten, weil er statt zu marschieren, sich wehren muß. So rächt sich die Tat an beiden. Beide sind ihre Opfer. Das ist die Folge nationalen Kampfes.



Was ist nun aber der Internationalismus? Viele haben den Gymnasiastenwahn, daß er die völlige Preisgabe des Nationalgefühles sei. Ach, weit gefehlt! So lange es nationale Eigenheiten gibt — und die wird es immer geben — und diese nationalen Eigenheiten in dem einzelnen Volksgenossen leben, wird es die Pflicht jedes Menschen sein, alle in ihm ruhenden Eigenheiten — auch die nationaler Natur — voll zu entwickeln. Nichts in uns darf verkümmert werden, nichts unterdrückt und ertötet. Das schafft halbe Menschen. In jedem von uns steckt ein Stück seiner Volkseigenart; diese gehört zu seinem Charakter und er muß sie ganz entwickeln, um ein ganzer Charakter, ein ganzer Mensch zu werden. Der höhere Menschentypus — von dem wir träumen — bedingt also ein volles, ungehemmtes Entfalten der nationalen Eigenart in dem ganzen Volke, wie in seinen einzelnen Teilen. Der höher entwickelte Kulturmensch wird seine nationale Eigenart also nicht unterdrücken, sondern voll entfalten und dabei doch Mittel und Wege finden, um das Beisammenleben mit anderen Nationen zu ermöglichen. Er wird sich zu verständigen trachten.

Denn das ist das wahre Wesen des Internationalismus: Das Aufhören gehässigen, nationalen Kampfes, der gegenseitige Respekt, der friedliche Wettbewerb, die gemeinsame Arbeit auf eigene Art, das solidäre Ziel verfolgt nach dem eigenen Temperament und Charakter.

Mich drängt es, dies hier auszusprechen, weil ich — als Deutsch-Österreicher — schon seit langer Zeit mit großer Freude den Kampf und die Taktik der Ruthenen verfolge. Der Weg, den die Ruthenen und vor allem ihr alter bewährter Wortführer, der Abgeordnete Prof. Romanczuk, verfolgen, ist wirklich der richtige. Dieser Weg muß zu dem für alle günstigen Ziele führen. Es ringt Einem Bewunderung und Sympatie ab, wenn man in diesem vom agressiven Nationalismus erfüllten Österreich einen national fühlenden Politiker so sprechen hört, wie Prof. Romanczuk es bei der ersten Lesung des Budgets im März dieses Jahres im Parlamente getan hat. Verständigung untereinander und gegenseitige Achtung! Daß er als Slave soviel Objektivität besitzt, den nichtdeutschen Völkern Österreichs als die durch das Beieinanderleben unbedingt notwendige Vermittlungssprache die deutsche zu empfehlen, ist ein rühmenswertes Zeichen klaren Blickes und modernen Geistes. Es gehörte — dank der leidigen panslavischen Tradition — Mut hiezu. Daß sich dieser Mut schon bei Einzelnen findet, ist ein erfreuliches Zeichen und zu hoffen, daß er nicht mehr vereinzelt bleibt. Denn was Prof. Romanczuk vertritt, ist der wahre höhere Nationalismus und zugleich der wahre Internationalismus.

Wenn man, wie Schreiber dieser Zeilen, in halb Europa sich umgesehen und Nationale und Internationale aller Lande auf Herz und Nieren geprüft hat, dann freut es Einem, inmitten all' der Unklarheit einen Mann wie Prof. Romanczuk und ein Volk wie die Ruthenen zu finden, und zu sehen, daß sie den rechten Weg wandeln. Pflege der eigenen Nationalität und Achtung vor jener des anderen. Nur freie Entfaltung und freie Verständigung untereinander, können uns vorwärts bringen.

L'Européen.



Der ruthenische Klerus und der Ultramontanismus.

Von einem griechisch-katholischen Priester.*)

Ich habe eine Zeit lang speziell die religiösen Verhältnisse, insbesondere aber die Lage der Geistlichkeit und deren Aufgaben in einzelnen Staaten und Ländern studiert. Ich betone „die Aufgaben der Geistlichkeit in einzelnen Ländern", denn diese Aufgaben können unmöglich überall dieselben sein, anders ist z. B. die Stellung eines katholischen Priesters in einer sowohl religiös wie auch wirtschaftlich und politisch bedrückten Gemeinde in Russisch-Polen, anders wiederum in Italien, andere Aufgaben hat derselbe Priester in Oberösterreich. Dieses Axiom betonen auf jedem Schritt unsere Kirchenbehörden, vor allem aber die römische Kurie. Durch mein Studium gelangte ich zu der Einsicht, daß die katholische Geistlichkeit nirgends so eine schwere Lage hat, wie der griechisch-katholische (unierte) Klerus in Galizien.

Die griechisch-katholische Kirche ist aus der griechisch-orthodoxen entstanden, die zur Zeit des Bestandes des Polenreiches eine Union mit Rom geschlossen hat — daher wird sie auch als „griechisch-uniert" bezeichnet. Es wurde uns die kirchliche Autonomie garantiert; an unserem Ritus sollte nicht gerüttelt werden; unsere Kirche wurde als vollständig gleichberechtigt mit der römisch-katholischen offiziell und feierlich von den Päpsten anerkannt; sie sollte eigene Oberhirten haben und direkt dem Papste unterstehen — kurz, in unsere kirchlichen Angelegenheiten dürfen sich die römisch-katholischen Prälaten und Bischöfe nicht einmischen. Es existieren somit oft in derselben Gemeinde zwei katholische Pfarren, eine griechisch- und eine römisch-katholische. Da sie vollständig gleichberechtigt sind und sich blos durch die rituellen Bräuche unterscheiden, ist der Übertritt von der griechisch-katholischen Kirche zur römisch-katholischen sowie umgekehrt, nicht gestattet.

Das wäre nun sehr hübsch, wenn alle diese Garantien auch in Wirklichkeit Bedeutung hätten, denn das würde vor allem eine Anziehungskraft für unsere griechisch-orthodoxen Stammesgenossen, besonders für die Bukowinaer Ruthenen, die mit den Zuständen in ihrer Kirche durchaus nicht zufrieden sind,**) bilden, die man auf diese Weise für die katholische Kirche leicht gewinnen könnte. Doch wie so manches auf dieser Welt haben auch die erwähnten Garantien mehr Bedeutung am Papier als in Wirklichkeit. Die ruthenische Kirche wird in der Tat stiefmütterlich behandelt. Sie untersteht nicht dem päpstlichen Stuhl unmittelbar — wie es unser Wunsch wäre — sondern der sogenannten „Congregatio de propaganda fide". Diese „Congregatio" befaßt sich, wie der Titel sagt, mit der Verbreitung des katholischen Glaubens. Es ist somit eine Demütigung, wenn unsere Kirche als eine zu bekehrende betrachtet und gerade dieser „Congregatio" unterstellt wird. Eine weitere Folge dieser Ordnung ist die, daß die erwähnte Congregatio, die sich ihrer Natur nach mehr den Missionszwecken widmen muß, in unseren Priestern nicht wirkliche Seelsorger, sondern einseitige Missionäre

*) Ein bekannter ruthenischer Pfarrer aus Galizien stellt uns diesen interessanten Beitrag zur Verfügung.

**) Vergl. „Ruthenische Revue" S. 41, 131, 135.



sehen will. Darin eben liegt der Grund zu zahlreichen Mißverständnissen zwischen der Congregatio und dem ruthenischen Klerus. Unsere kirchlichen Hierarchen, insbesondere die Bischöfe, müssen vor allem der Congregatio entsprechen, deshalb aber müssen sie sich oft in schroffen Gegensatz zu den Interessen der ruthenischen Kirche, des Klerus und des ruthenischen Volkes stellen.

Es wäre durchaus irrig anzunehmen, daß diese Zustände dem Willen der Päpste entsprechen. Im Gegenteil, die römischen Pontifices Maximi haben alles Mögliche getan, um die Gleichberechtigung unserer Kirche zu sichern und sorgten besonders für die Erhaltung der Reinheit des ruthenischen Ritus (das Gegenteil davon strebt die Congregatio de propaganda fide an). Leider gelang es dem polnischen Adel durch die im Vatikan einflußreichen Kreise eine ruthenenfeindliche Politik zu inaugurieren; diese Politik machte insbesondere große Fortschritte zur Zeit, als der polnische Graf, Kardinal Ledochowski, Präfekt der „Congregatio de propaganda fide" war. Diese Taktik verurteilte aber der verewigte Papst Leo XIII., der wiederholt mit Nachdruck betonte: „volo ritum ruthenum". . . . Die Päpste haben sich jedoch nicht nur an die Form geklammert, denn sie schätzten den Inhalt viel höher und wollten diesen Inhalt unverändert wissen. Sie wollten somit nicht nur die äußeren Formen, sondern auch den Inhalt bewahren und erhalten. Sie anerkannten nicht nur die einzelnen Kirchenbräuche, sondern auch die spezielle Lage, die speziellen Aufgaben des ruthenischen Klerus — der mit den breiteren Volksschichten immer enge verbunden war — indem sie das Recht der ruthenischen Priester, eine Ehe einzugehen, aufrecht erhielten, während in der katholischen Kirche das Cölibat eingeführt wurde. Die Congregatio de propaganda fide sucht mit Hilfe einiger ruthenischer Kirchenfürsten die betreffenden päpstlichen Verordnungen zu umgehen, sie will nämlich im Gegenteil zu den Päpsten nur die Form der griechisch-katholischen Kirche beibehalten, den Inhalt aber radikal ändern. Mit dem Wesen der ruthenischen Kirche hängen aber nicht nur die äußeren Formen, die Priesterkleider, sondern alle kirchlichen Einrichtungen, insbesondere aber die ehrenvolle Stellung des Seelsorgers seinen Pfarrkindern gegenüber, das Verhältnis des ruthenischen Klerus zu seinem Volke, zusammen.

Um die Verhältnisse besser beurteilen zu können, muß man die Lage des ruthenischen Klerus einer näheren Betrachtung unterziehen.

Nirgends ist der Pfarrer den breiteren Volksschichten so nahe gestanden, wie bei den Ruthenen. Der ruthenische Priester hat Familie, er ist verheiratet und lebt schon vermöge dieser Verhältnisse im steten Kontakt mit seinen Volksgenossen. Zur Zeit der polnisch-ruthenischen Kriege, zur Zeit der größten Verfolgungen hielt er treu zu seinem unglücklichen Volke, teilte mit demselben Leiden und Freuden und als die ruthenische Sache von den höheren Ständen, insbesondere von den ruthenischen Magnaten (die Fürsten: Sapieha, Sanguszko, Grafen: Potocki, Szeptycki — alles das sind Renegaten) verraten wurde, da blieb im ruthenischen Lager nur der Priester und der Bauer. Bis heute erhielt sich bei den Polen der Spruch, die ruthenische Gesellschaft bestehe nur aus den Priestern und aus den Bauern („z popa i z chłopa"). Wie gesagt, hielt der ruthenische Priester immer zu seinem Volke, be-



sonders zu dem Bauer, ist demselben immer mit Rat und Tat beigestanden. Deshalb sehen die polnischen Potentaten bis heute im ruthenischen Klerus einen unliebsamen Gegner ihrer Pläne und die allpolnischen Schreier, wie der berüchtigte v. Gisbert-Studnicki, äußern sich in ihren Schmähschriften und Broschüren am gehässigsten über die ruthenische Geistlichkeit. Der ruthenische Bauer anderseits schenkte seinem Pfarrer immer ein besonderes Vertrauen und betrachtete ihn als seinen Freund und Ratgeber. Der Sohn eines Priesters bildete sich gewöhnlich wiederum zum Priester aus. In diesen Traditionen wuchsen somit auch neue Priestergenerationen heran. Daher kommt es, daß wir im Gegensatz zu den Jesuiten, zu der Congregatio de propaganda fide, sowie überhaupt im Gegensatz zu der Auffassung „ultra montes" vor allem die sogenannte aktive Religion hochschätzen. Wir sind nicht nur für's Predigen, sondern auch für's Tun. Nach unserer Ansicht soll der Seelsorger die Nächstenliebe nicht nur in der Kirche, sondern auch außerhalb derselben predigen und betätigen. Er soll mit dem guten Beispiel vorangehen, selbst wenn er sich dadurch den Zorn und die Mißgunst der Mächtigen dieser Welt zuziehen sollte. Trotzdem das nun keine originelle Auffassung ist — da wir ja nur das Beispiel Christi und der Apostel befolgen wollen — ist es der größte Fehler, der uns von Seite unserer Oberhirten sowie von Seite der Congregatio de propaganda fide zur Last gelegt wird. Denn nach der ultramontanen Auffassung soll vor allem der Klerus (also nicht die Lehre Christi!) zur Macht gelangen, und das ist nicht möglich, wenn man sich's mit den Mächtigen dieser Welt verdirbt. . . . Vom ruthenischen Priester wird somit verlangt, daß er mit den Bedrückern seines Volkes gemeinsame Sache macht, daß er das Volk in Unkenntnis hält, ja dasselbe sogar betrügt.

Es muß aber anderseits bemerkt werden, daß die ruthenische Geistlichkeit eben vermöge dieser historischen Stellung, vermöge der wackeren Haltung den volksfeindlichen Anmaßungen unberufener Vormünder des ruthenischen Volkes gegenüber, von den Ruthenen geschätzt und geachtet wird. Der ruthenische Dichter Iwan Franko — ein Sozialist, also kein Freund der Geistlichkeit — schuf in einem seiner schönsten Werke, dem epischen Gedichte „Panski Žarty" ein unsterbliches Bild eines ruthenischen Pfarrers, der nicht nur Gutes lehrt, sondern auch selbst die Gesetze Christi befolgt und deshalb gemeinsam mit seinen Pfarrkindern Verfolgungen erdulden muß. Der Gründer der agrarsozialistischen (der sogenannten radikalen) Partei, Michael Pawlyk hebt auch die Verdienste des ruthenischen Klerus um die Volksaufklärung in seinem Buche „Pro ukrainski czytalni" hervor.

Die galizischen Potentaten sehen im ruthenischen Klerus ein wichtiges Bollwerk des Ruthenentums, das zu zerstören, oder zumindest durch Korruption zu schwächen, sie gemeinsam mit den Jesuiten seit Jahrhunderten bestrebt sind. Während der berühmten blutigen Wahlen im Jahre 1897 wurden 13 ruthenische Priester in Ostgalizien verhaftet. Während des Feldarbeiterstrikes im vorigen Jahre wurden wir als „moralische Rädelsführer" betrachtet und auf jede mögliche Weise verfolgt. Es wurde als Aufwiegelung hingestellt, wenn ein ruthenischer Pfarrer in der Kirche predigte, jeder habe das Recht, für seine Arbeit



einen entsprechenden Lohn zu verlangen und niemand dürfe zur Arbeit gezwungen werden (bei uns werden die Leute oft tatsächlich gezwungen!). Charakteristisch ist es, daß die römisch-katholischen polnischen Priester von der Kanzel herab uns deshalb als „Teufel“ bezeichneten, die ihre Pfarrkinder „zum Bösen verleiten“, ja sie redeten den Leuten ein, Christus habe den Lohn auf 20 Kreuzer festgestellt, es sei also nicht christlich, mehr zu verlangen. Die Bezirkshauptleute sowie deren Organe erklärten, an der ganzen Bewegung seien „die ruthenischen Pfaffen schuld“. Dasselbe sehen wir auch heuer. Der galizische Statthalter, Graf Potocki, wandte sich mit der Zuschrift a dato 7. Juli 1903 an den ruthenischen Bischof von Przemysl um Beihilfe gegen den ruthenischen Pfarrer J. Kiprian. Derselbe sei ein schrecklicher Agitator, organisiere den Ausstand der Feldarbeiter, belehre die Bauern, daß sie berechtigt seien, für ihre Arbeit einen höheren Lohn als bis jetzt zu verlangen ꝛc. Die Folgen seiner Agitation hätten sich bereits eingestellt, da die Gemeinde Werbycia bereits strike ꝛc. Ähnliche Anschuldigungen erhoben die k. k. Behörden gegen den Pfarrer Žuk u. a. Den Herren handelt es sich selbstverständlich um keine Revolte, sondern um einen spottbilligen Feldarbeiter. In jenen Dörfern, wo die Pfarrer den Bauern rieten, zu den Feldarbeiten nach Deutschland und nach Schweden zu gehen, wurden die Geistlichen auch als Aufwiegler hingestellt und verklagt, obwohl doch durch Auswanderung „des revolutionären Elementes“ der Ausstand im Vorhinein unmöglich gemacht wird.

Wer soll denn dem armen, allseits bedrückten Bauer, der oft mit Gewalt gezwungen wird, für einen lächerlich kleinen Preis Robot zu leisten, dem nur allzu oft sogar der versprochene Lohn vorenthalten wird, wer soll diesem verlassenen und entrechteten Nächsten die Hand bieten, wer ihn aufklären über seine Rechte — wenn nicht in erster Linie sein Seelsorger? Wir katholische Priester, müssen uns doch vor allem an die Gebote Christi halten! Christus hat doch immer zu den Bedrückten, niemals aber zu den Bedrückern gehalten, warum sollen wir seinem Beispiel nicht folgen?! Das Vorenthalten des Arbeitslohnes ist doch nach unserer Religion eine himmelschreiende Sünde! Soll denn der katholische Klerus dagegen vielleicht deshalb nicht auftreten, weil es manchem Grafen materiellen Schaden zufügen könnte, weil es dieselben um einige Groschen bringen könnte, die sie sonst gerne im Jockeyklub verspielen möchten? . . . . Unser verewigte, von Allen so geschätzte Pontifex Maximus, Leo XIII., fordert in seiner Enzyklika „de conditione opificum“ die Priesterschaft auf, die Partei der Ausgebeuteten und Unterdrückten zu ergreifen.

Doch unsere Oberhirten kümmern sich um alles das nicht. Ihnen liegt vor allem etwas ganz anderes am Herzen. Als Emissäre der „Congregatio de propaganda fide“ wollen sie unseren Klerus radikal reformieren. Vor allem möchten sie die Traditionen unserer Priesterschaft aus der Welt schaffen oder zumindest durchschneiden. Es wäre ihnen somit lieber, wenn sich dem Priesterstande womöglich die wenigsten Söhne der Priester widmen, denn diese bringen schon gewisse Traditionen mit sich. Im weiteren dürfen sie nicht allzu große Vorbildung besitzen. Bis jetzt wurden in das Priesterseminar nur die absolvierten Gymnasiasten mit der Reifeprüfung aufgenommen. Nach und nach wird nun diese



Bedingung aus der Welt geschafft. Denn ein „verkrachter Gymnasiast“ ist viel gefügiger. Entsprechend den Absichten der Oberhirten wird die Erziehung der Zöglinge im Lemberger Priesterseminar zugeschnitten. Es wird vor allem dafür gesorgt, daß die Zöglinge von ihren Volksgenossen nicht beeinflußt werden, man sucht ihnen einen Kastengeist einzuimpfen und ein Spionagesystem unter ihnen durchzuführen. Auf diese Weise hofft man radikale Reformen einführen zu können ... Die Jesuiten und die Congregatio de propaganda fide haben nämlich allen Grund, mit den ruthenischen Priestern unzufrieden zu sein, denn sie haben mit den letzteren bereits schlechte Erfahrungen gemacht. In Rom besteht auch ein ruthenisches Priesterseminar, das sog. ruthenische Kollegium, welches der Congregatio und den Jesuiten untersteht. Bei demselben befindet sich immer nur ein ruthenischer Priester, der Prokurator des Erzbischofs von Lemberg, der eigentlich Spionendienste zu versehen hat. Früher nahm diese Stelle Pater Lewickyj ein. Die Jesuiten waren mit ihm nicht zufrieden und wurden ihn auf eine höchst originelle Weise los. Als der Erzbischof Szeptycki in Rom war, telegraphierte ihm „jemand“, daß Pater Lewickyj von der Regierung zum Pfarrer bei der St. Barbara-Kirche in Wien ernannt wurde. Der Erzbischof hat den Pater Lewickyj somit seines Amtes — als Prokurator — enthoben. Nun zeigte sich aber, daß die Nachricht falsch war. Pater Lewickyj hat seinen Posten in Rom verloren und keinen neuen bekommen, so daß er lange Zeit ohne jede Stelle war. Zum Prokurator beim ruthenischen Kollegium in Rom wurde nun Pater Wyckyj ernannt. Von diesem wurde verlangt, er solle alle an die Zöglinge einlangenden Briefe zuerst lesen und dem Rektor Bericht erstatten (nicht alle Briefe dürfen den Zöglingen übergeben werden) — ebenso alle Briefschaften, die von Zöglingen verschickt werden. Da nun Pater Wyckyj erklärte, solchen schimpflichen Beruf nicht ausüben zu wollen, mußte er seinen Posten verlassen und nach Amerika auswandern. Behufs ähnlicher „Reformierung“ wurde der einzige ruthenische Orden, der Basilianerorden, den Jesuiten übergeben. Kurz und gut, unsere Hierarchie ist ehrlich bestrebt, die ruthenische Kirche gründlich zu reorganisieren, dem Klerus die ultramontane Auffassung der Religion anzuerziehen und denselben den Zwecken der Schlachta dienlich zu machen. Natürlich muß es nach und nach geschehen. Als der verstorbene Erzbischof von Lemberg, Kardinal Sembratowycz, eine diesbezügliche Partei gründen wollte, begegnete er einer einmütigen Opposition der Geistlichkeit und holte sich eine Schlappe. Durch dieses Beispiel belehrt, geht der jetzige Erzbischof, Graf Szeptycki, viel vorsichtiger vor. Er weiß sehr gut, daß er ebenfalls ein Fiasko erleiden würde, falls er die Geistlichkeit auffordern wollte, eine ultramontane, schlachzizenfreundliche Politik zu betreiben. Er ist für das langsame Verfahren. Gradatim summa petuntur. Langsam will er dem Volke den Klerus entfremden. Man müßte mit Blindheit geschlagen sein um das nicht zu bemerken. Deshalb verlangte der Erzbischof in seinem Hirtenbrief von der Geistlichkeit, daß sie sich von dem öffentlichen Leben zurückziehe. Graf Szeptyckt weiß sehr gut, daß sobald sich die Geistlichkeit einmal am öffentlichen Leben nicht beteiligt, die gegnerischen Elemente den Einfluß gewinnen und der Klerus isoliert werden wird. Er versteht wohl dieses psychologische

Gesetz, daß mau den früheren Kampfgenossen, der sich dann neutral verhält, als einen Feind betrachtet und bekämpft, daß also gegebenenfalls (wenn der Wunsch des Grafen Szeptycki in Erfüllung geht) die Ruthenen ihren Klerus anfeinden werden. Das strebt er eben an, denn dann wird die ruthenische Priesterschaft auf die galizischen Machthaber angewiesen und zum Kampfe gegen ihr Volk genötigt werden. Dann wird auch der Klerus seine Rolle in der Geschichte des ruthenischen Volkes ein für allemal ausgespielt haben und in die Reihe seiner Feinde herabsinken. Das „Aufgeben der Politik“ in diesem Sinne ist somit der erste Schritt zur „Besserung“ . . . Zu einer neuen Politik.

Ich will unserem Erzbischof durchaus keinen Vorwurf machen. Als ein polnischer Aristokrat, der in einem ganz anderen Milieu aufgewachsen, der unsere Leiden, die Schmerzen unserer Volksseele nur gesehen aber nicht mitempfunden hat, kann Graf Szeptycki trotz seines besten Willens für unsere nationalreligiösen Bedürfnisse kein Verständnis haben. Trotzdem er somit mit uns sogar sympathisiert, ist er doch in erster Linie ein polnischer Graf*) und ein treuer Untergebener der „Congegatio de propaganda fide“. Erst in zweiter Linie ist er der Oberhirt der ruthenischen Kirche, die von jener Congregatio so stiefmütterlich behandelt wird.

Ob die ultramontane Pflanze auch auf unserem Boden gedeihen und was für Früchte sie tragen wird, will ich nicht prophezeien. Eines nur muß ich im Anhang hervorheben: Wenn unsere Hierarchen die historische Stellung unserer Geistlichkeit, deren Verhältnis zur Kirche und zum Volke radikal ändern wollen, scheinen sie nicht zu begreifen, welch historische Bedeutung der Tatsache zukommt, daß unser Volk in der griechisch-katholischen Religion**) erzogen, und daß ihm dieselbe zu einer zweiten Natur wurde; daß unser Bauer traditionell daran gewöhnt wurde, in seinem Seelsorger zugleich seinen Freund und Ratgeber zu sehen, nicht aber den Helfershelfer seiner Bedrücker, wie es unsere Kirchenfürsten gerne sehen möchten; daß ferner unser Volk gerade die ersten Phasen seiner kulturellen und nationalen Wiedergeburt unter diesen Umständen mitgemacht hat, und daß diese Begriffe von Kirche, Klerus, von Rechten und Pflichten der Geistlichkeit, zum eisernen Bestandteil seines geistigen und sittlichen Inventariums geworden ist. Ja, unsere Hierarchen ignorieren nicht nur die kirchenpolitischen Traditionen, sondern auch die mit der Kirche zusammenhängenden Einrichtungen, indem sie glauben, man könne das Alles über die Nacht ändern, wie einen Glacé-Handschuh. Sie wollen, daß unser allseits bedrückter Bauer heute in der Kirche, wie auch in seinem Priester das Gegenteil davon sieht, wie gestern — und glauben, daß es ohne Einfluß auf sein Verhältnis zur Kirche bleiben würde . . . O sancta simplicitas! Für einen intelligenten Menschen ist es doch kein Geheimnis, daß überall die Priester vermöge ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer Tätigkeit, einen großen Einfluß auf die Religiosität der Gläubigen, auf die

*) Wer daran zweifelt, verkennt die Bedeutung der Erziehung und die Traditionen, in denen man aufgewachsen. Der Verfasser.

**) Ich brauche nicht zu wiederholen, daß ich unter der gr.-kath. Religion nicht nur die Äußerlichkeiten verstehe. Anm. d. Verf.



Bildung der Begriffe von Religion, Kirche — hatten. Änderte sich die Stellung der Priester, so änderte sich immer auch das Verhältnis der Gläubigen zur Kirche, sowie zu den Priestern selbst. Da nun unser Klerus, wie gesagt, eine ganz besondere Rolle in unserer Gesellschaft spielt, so kann seine Frontänderung besonders fatale Folgen haben. Dies umsomehr, als man planmäßig nur pro forma das „Aufgeben der Politik“ von uns verlangt, in der Tat handelt es sich gerade um eine neue Politik. Und wer sollen die Regisseure dieser neuen Politik, unsere „Reformatoren“ sein, wem wird die Reorganisation unseres Basilianerordens und unserer Priesterseminare anvertraut? Das sind doch Leute, an deren religiöse Solidität heute niemand glaubt, Leute, denen wohl um ihre Macht, nicht aber um die Nächstenliebe, um die Lehre Christi, nicht um den Katholizismus zu tun ist — die vor keinem Mittel zurückschrecken, das sie von ihrem „Zweck“ heiligen ließen . . . Gegen solche Anmaßungen der herrschsüchtigen Elemente, gegen solche Profanation unserer heiligsten Gefühle, unserer Religion, unserer katholischen Kirche, müssen wir, katholische Priester, vor allem protestieren. Das ist nicht nur unser Recht, sondern auch unsere Pflicht! Wir sollen auf Schritt und Tritt hervorheben, daß Katholizismus und Ultramontanismus zwei grundverschiedene Begriffe sind und daß der letztere mit der Lehre Christi nichts Gemeinsames hat.



Eine merkwürdige Landtagswahl in der Bukowina.

Im ruthenischen Bezirke Zastawna fand am 3. August d. J. eine Ergänzungswahl in den Landtag statt. Diese Wahl ist in dreifacher Richtung denkwürdig.

Bisher wurden bei uns die Landtags- und die Reichsratswahlen unter unwiderstehlichem Drucke der Regierung oder wo dies überflüssig, wenigstens unter milder, vormundschaftlicher Mitwirkung des Bezirkshauptmannes durchgeführt.

Die Tätigkeit des ganzen administrativen Apparates im Lande ward vornehmlich auf diese Wahlen eingerichtet, die Wahlen waren sein Endzweck und sein Endziel. Unter diesem Zeichen standen alle Entschließungen, alle Verfügungen, alle Einrichtungen der politischen Behörden bei uns. Die Gemeindewahlen, die Konzessionen, die Vergebungen an Unternehmer und Lieferanten, all das wurde derart beeinflußt und entschieden, daß die künftigen Wahlen in den Reichsrat und Landtag im Sinne der Regierung gesichert wurden.

Die Autonomie der Gemeinden war völlig illusorisch. Gemeindevorstände mußten willenlose Werkzeuge der Regierung respektive des Bezirkshauptmannes sein. Deshalb wurden hiezu regelmäßig charakterlose oder belastete Individuen ausersehen. Das ganze Heer der Konzessionswerber und Lieferanten mußte ein gefügiges Werkzeug des



Bezirkshauptmannes sein. Alles im Lande hatte einen heillosen Respekt vor der Amtsmütze, gegen die Gewalt der Behörden und Beamten kam nichts auf. Dies ist die Ursache, warum es bei uns bisher zu einer selbständigen Lebensäußerung der Autonomie nicht kam, warum die autochtone Bevölkerung des Landes statt sich kulturell zu entwickeln, im Gegenteil verarmt und herunterkommt.

Wohl wird das Volksschulwesen im Lande ausgestaltet, aber schon die Dorflesevereine werden vom Bezirkshauptmanne mit scheelem Auge angesehen und der Gensdarm ist ein nicht seltener, wenn auch höchst unwillkommener und störender Gast solcher bäuerlicher Lesevereine. Mittelschulen, die Hochschule und alle Ämter sind für die autochtone Bevölkerung fremde, unverständliche Institutionen, dort herrscht ausschließlich die deutsche Sprache, deren Herrschaft eben alle geistige, materielle, überhaupt jedwede kulturelle Entwickelung der Volksmasse des Landes geopfert erscheint. Die Sicherung dieser Herrschaft ist eben die Triebfeder aller Lebensäußerungen unserer Regierung. Darum ist es für das Land Bukowina von geschichtlicher Bedeutung, daß die Landtagswahl in Zastawna zum ersten male unter vollkommener Neutralität der Regierung vor sich gegangen ist. Das Endresultat der Wahl gewinnt dieser einen Tatsache gegenüber eine nebensächlichere Bedeutung.

Die zweite Merkwürdigkeit, die bei dieser Wahl zu Tage trat, ist die, daß die Polen zum ersten Male in unserem Lande und mit aller Vehemenz aktiv in die Wahlbewegung eingriffen. In der Bukowina kommen die Polen eigentlich nicht in Betracht, da es eine polnische Bevölkerung im Lande nicht gibt, nur in den Städten bilden sie einen gewissen Perzentsatz der Bevölkerung, teils als Beamte, teils als Handwerker und Geschäftsleute; auf dem Lande hingegen gibt es nur einzelne Handwerker, Großgrundbesitzer, Gutspächter oder Gutsverwalter. Nichtsdestoweniger haben diesmal die Polen auf den Ausgang der Wahlen entscheidend eingewirkt. Zustatten kam ihnen der Zufall, daß momentan im Wahlorte selbst ein polnischer Chauvinist, was ja schließlich jeder Pole ist, die Stelle des Bezirksrichters bekleidet. Dieser Mann hat nun all sein amtliches Schwergewicht in die Wagschale der Wahl geworfen. Seit dem Verkündigungstage der Wahl in Zastawna bis zum Wahltage selbst stand der Bezirksrichter samt allen seinen untergeordneten Gerichtsangestellten agitatorisch gegen den ruthenischen Kandidaten auf den Beinen; am Wahltage selbst war das Zastawner Gericht geradezu suspendiert. Mit Ausnahme des Gerichtssekretärs Zurkowski, einem Ruthenen, der im Amte blieb, war alles andere ausgeflogen und am Wahlplatze agitatorisch tätig. Selbst der Notar und das Steueramt fehlten dabei nicht. Alle die Mittel und Kunstgriffe, die Amtspersonen zur Verfügung stehen, ja selbst Geld, wurden skrupellos in Anwendung gebracht, um eine Bevölkerung, die wie eingangs vorausgeschickt, vor der Amtsmütze anerzogenermaßen einen heillosen Respekt bekunden muß, zu beeinflußen. An Stelle der politischen Beamten traten hier die dem Landvolke gegenüber nicht minder schwerwiegenden Gerichtsbeamten. Und die Wahl wurde offenbar wieder nicht frei. Hiezu gesellte sich ein hierzulande noch nicht gesehener Druck seitens der polnischen Großgrundbesitzer, Pächter und Verwalter,



auch das Geld ließen diese geborenen Feinde des ruthenischen Volkes reichlich fließen.

Auffällig mag es im ersten Augenblicke erscheinen, daß diese polnischen Gäste im Lande plötzlich eine solche ruthenenfeindliche Vehemenz an den Tag gelegt, die doch bisher, wie früher gesagt, sich bei solchen Wahlen passiv verhielten. Es kann nicht anders sein, als daß ein derartiger Auftrag von auswärts erfolgte. Die beste Auskunft hierüber wäre der Professor Halban in der Lage zu geben.

Für Uneingeweihte mag es noch wunderlicher erscheinen, daß diese polnischen Herren sich nicht etwa für einen Kandidaten polnischer Nationalität einsetzten, sondern sogar für einen russophilen ruthenischen Renegaten, der sein geborenes Ruthenentum zu Gunsten des Russentums preisgegeben hat. Wie reimt sich das? Sehr gut! Nach der jetzigen Konstelation im Landtage, die der pensionierte Landespräsident geschaffen und als Vermächtnis hinterlassen, sollen die Ruthenen im Landtage an die Wand gedrückt werden, zu welchem Zwecke sich Polen, Deutsche und Rumänen vereinigt haben. Wer könnte nun hiezu am zweckmäßigsten zu Hilfe gezogen werden, wenn nicht ein Renegat? Gewiß noch besser als ein Pole, Rumäne oder Deutsche, wobei diesen Herren noch ein Umstand zustatten kommt, daß sie ihren Kandidaten nach außen als einen Scheinruthenen gegen die Ruthenen ins Treffen führen werden.

Der ruthenischen Landtagsabgeordneten gab es bisher fünf, das ist gerade die Mindestzahl, welche nach der Geschäftsordnung erforderlich ist, um einrn Antrag oder eine Interpellation anbringen zu können. Durch den nunmehr gewählten polnisch-rumänischen Kandidaten, Eugen Hackman, ist nun jedwede Aktion im Landtage zu Gunsten der ruthenischen Bevölkerung vereitelt. Das unwahrscheinlichste ist hier für die Polen gerade das zweckmäßigste. Denn der neue Abgeordnete, wenn auch ein Russophile birgt für die Polen im Bukowinaer Landtage nicht nur gar keine Gefahr in sich, sondern leistet in der Lahmlegung der Ruthenen die denkbar besten Dienste.

Das dritte sehr merkwürdige Moment bei dieser Wahl war die Haltung der rumänisatorischen griechisch-orthodoxen Priester in diesem rein ruthenischen Bezirke. Sie gingen Hand in Hand mit den Polen gegen den ruthenischen Kandidaten Dr. Philipowycz vor. Die Haltung, Gesinnung und Moral dieser gesalbten Herren, deren Achtung dem ruthenischen Volke, sich selbst und der Kirche gegenüber, deren Cynismus und Frivolität mag daraus ersehen werden, daß der Erzpriester des Zastawner Dekanates nach der Wahl, als die in Minorität gebliebenen ruthenischen Wähler vor dem Gebäude erschienen, dort diese Herren samt dem Bezirksrichter Mierzwniski versammelt waren, um letzterem aus Dankbarkeit das polnische Lied: „jeszcze Polska nie zgineła" (noch ist Polen nicht verloren) aufzuspielen in der wahrhaftig erzbübischen Ausgelassenheit seine erzpriesterliche Kutte aufhob und dem massenhaft versammelten ruthenischen Volke sein rückwärtiges Gesicht darbot! Ein anderer Priester, Tomowicz aus Chresczatek, wünschte tags vor der Wahl in der Sonntagspredigt den drei Wählern aus seinem Orte, sie mögen sich erhängen, (!) weil sie dem ruthenischen Kandidaten treu blieben. Der Priester aus Jurkoutz, Burak

brach sein dreifach gegebenes Ehrenwort für den ruthenischen Kandidaten zu stimmen; er blieb von der Wahl aus.

So sieht die rumänisatorische Priesterschaft des ruthenischen Volkes in der Bukowina aus und der gleiche Geist herrscht auch in unserem griechisch-orthodoxen Konsistorium in dessen Rate ein älterer Bruder des famosen Erzpriesters Bojan als Konsistorialrat die erste Geige spielt und der seinen erzpriesterlichen Bruder in Liebe und Achtung den ruthenischen Diözesanen gegenüber noch überbietet. Der Geist, von dem das Konsistorium dem ruthenischen Volke gegenüber getragen wird und was dieses vom Konsistorium erwarten kann, ist auch daraus zu ersehen, daß eben dieser Konsistorialrat Dionisius Bojan vom gegenwärtigen Metropoliten als der würdigste Mann zur Vertretung der Kirchen und Fondsinteressen im Landtage bei der kürzlich erfolgten Ergänzungswahl die erste Stimme bekam!

Ein solches ärgerniserregendes Betragen ist eben nur unter solchen Umständen, wie sie in der obersten Kirchenbehörde herrschen, denkbar. Und trotz dieser ungeheuerlichen Agitationsmittel blieb der ruthenische Kandidat Dr. Philipowycz nur mit einer Stimme in der Minorität; er erhielt 47, der Gegenkandidat 48 von 97 Stimmen. Die Ruthenen haben bei dieser Wahl viel gelernt. Die Heimzahlung an die polnischen Großgrundbesitzer und die schamlosen rumänisatorischen Priester wird denn auch in Bälde nach Gebühr erfolgen. Sie werden sich über zu glimpfliche Behandlung nicht zu beklagen haben.

Czernowitz, 7. August 1903. Ozirnyj.



Kornylo Ustjanowycz.

Am 22. Juli l. J. verloren die Ruthenen aus ihrer Mitte einen der mutigsten Vorkämpfer ihrer nationalen Idee, den Dichter und Maler Kornylo Ustjanowycz. Er war als Sohn des ruth. Pfarrers Nikolaus Ustjanowycz, des rühmlich bekannten Dichters der Auferstehungsperiode der österr. Ruthenen im Jahre 1839 im Dorfe Wolkiw bei Lemberg geboren; schon als Jüngling offenbarte er starke patriotische Gesinnung, große Anhänglichkeit zu seinem Volke und brachte dessen Emanzipationsbewegung nicht nur vorübergehendes Interesse entgegen. Doch bevor er zu einem klaren nationalen Bewußtsein gelangte, mußte er, wie viele der damaligen Ruthenen, die Schule des Panslavismus — recte Russophilismus — durchmachen, von deren Einflüssen ihn sein längerer Aufenthalt in Rußland selbst aufs radikalste kurierte. Dort sah er mit eigenen Augen, wie sich die schönen panslavistischen Phrasen in der Praxis bewähren; dort sah er wie die vielen slavischen Völker und insbesondere sein eigenes Volk, die Ruthenen, liebenswürdig behandelt werden. Mit schwerem Herzen, aber mit geläutertem Sinne kehrte er nach Galizien zurück und sein folgendes Leben ist nichts anderes, als eine



rastlose, ununterbrochene Arbeit auf dem Gebiete der kulturellen, nationalen und politischen Emanzipation unseres Volkes. Außerordentlich zahlreich waren die Mittel, mit deren Hilfe er sein Ziel zu erreichen suchte, denn nicht sparsam war die Mutter Natur mit ihren Gaben, als sie ihn auf den dornigen Lebensweg ausstattete.

Als Maler hat er sich geflissentlich angelegen sein lassen, die Farbenklexerei aus den ruthenischen Kirchen zu verbannen, und der edlen Kunst auch in diesen schlichten Gotteshäusern zu ihrem Rechte zu verhelfen. Dadurch hat er dem ruthenischen Volke unschätzbare Dienste geleistet, denn die wahre Kunst die er bietet, fußend zum größten Teil auf den religiös-nationalen Motiven, wirkt mächtig auf das empfängliche Gemüt des Ruthenen und trägt viel dazu bei, nicht nur dessen Kunstsinn zu beleben, sondern auch dessen dunkle, unbewußte Gefühle auszulösen und zu läutern. Noch größere Erfolge errang er als Dichter und Schriftsteller. Sein Drama „Jaropołk I. Swiatosławycz" gehört zu den besten, das die ruthenische Literatur aufzuweisen hat, und seine patriotischen Lieder wirken bei den Ruthenen nicht schwächer als ehemals die Lieder eines Arndt oder Körner bei den Deutschen. Auch mit dem lebendigen Worte verstand er der Sache zu dienen. Wer seinem Vortrage, wie seiner Rede zuhörte, um den war es getan, sein Lebelang stand er unter dem überwältigenden Eindrucke seiner Sprachkraft. Vielen wurden dabei die Erzählungen von einem Tyrtäus und Themistokles zur leibhaften Wahrheit . . . Ustjanowycz war wie kein anderer, stets von großen Ideen beseelt, er war sich der Gefahr bewußt, die Westeuropa und der Zivilisation von Seite des Zarentums droht; er glaubte fest daran, daß es zu einem offenen Kampfe gegen die Anmaßungen des Zarentums kommen müsse, und daß die Ruthenen in diesem Kampfe eine wichtige Rolle spielen werden. Und inmitten dieser aufreibenden rastlosen Arbeit, wie einen braven Soldaten auf seinem Posten, ereilte ihn der Tot. Doch nicht umsonst war seine Mühe, nicht auf den Stein sind die Körner, die zum mächtigen nationalen Bewußtsein aufkeimen sollten, gefallen. M. Kiczura.



Die Ahornblättchen.

Von Waßyl Stefanyk.

I.

Das Bett war mit Leinwand bedeckt; auf der vorderen und hinteren Bank am Tische nahmen die Gevattern Platz; am Rande des Backofens saßen in einer Reihe die Kinder. Sie ließen die Ärmel gleich einer ausruhenden, doch jeden Augenblick zum Fliegen bereiten Schar von Wachteln hängen. Die Gevatter hingegen saßen wie versteinert, nur hie und da streckten sich ihre Hände nach dem Brod oder nach dem Gläschen Branntwein aus, am liebsten hätten sie freilich sich nicht gerührt und ruhig zur Faust geballt auf den Knien geruht. Ungern nahmen sie das Brot und das Gläschen entgegen. Die kleine Lampe flackerte auf der Ofenbank und warf hinter



den Gevattern große, dunkle Schatten auf die Decke des Zimmers. Dort brachen sie sich auf dem Tragbalken und blieben unbeweglich.

Über dem Tisch gebeugt stand Iwan, der Herr des Hauses und Vater des eben getauften, kleinen Kindes.

„Seid so freundlich, Gevattern, und greift noch einmal zu. Mag das auch kein Branntwein sein, sondern nur Fusel; mit uns Bauern steht es nun einmal so: was auf Erden das Ärgste ist, muß er verzehren; was auf Erden am schwersten zu vollbringen ist, muß er ausführen."

„Dazu sind wir ja geboren", erwiderten fromm die Gevattern. Nachdem das Gläschen die Runde gemacht hatte, lehnte es Iwan der Länge nach an die Flasche, denn er befürchtete, das kleine Ding könnte zu Boden fallen.

„Greift zum Brot . . . Seht, welche Plage mich zur Erntezeit, mitten in der Hitze der Arbeit heimsucht. Bei Gott! Ich weiß nicht, was das werden soll!? Soll ich die Ernte im Stiche lassen und die Frau pflegen, den Kindern Essen kochen, oder sie hier Gottes Gnaden überlassen und hungrig die Sense schwingen? Dies ist mein Los, denn zu dieser Zeit tritt selbst für großes Geld niemand in meinen Dienst. Hier, Iwan sei dir ein Kind und freue dich, da du ihrer allzu wenige hast!"

„Glaubt Euch nicht verfolgt Gevatter, und erzürnt nicht Gott, denn es ist sein Wille, der da geschieht und nicht der Eure. Kinder sind Schaum auf dem Wasser, ein etwas macht sie zergehen und ihr könnt sie alle auf den Friedhof tragen."

„Bei mir gehen sie nicht zu Grunde, anders, wo nur eines da ist. Ein Bettler soll sich einem Weibe nicht nähern, er tut am besten den Blick nicht zu heben auf ein Weib! Dann beschert ihn auch Gott nicht . . ."

„Gevatter, Ihr sprecht eitel Zeug, so wird es niemals sein, denn die Leute müssen sich vermehren."

„Wenn's nun Leute wären, aber Bettler sind es, die sich vermehren. Daher sage ich: Bettler vermehre dich nicht, verbreite dich nicht rings wie Mäusebrut, sei zufrieden, wenn du auf deinem Gerippe noch welche Lumpen hängen hast, wenn du bei deinem Bissen Brod nicht zu verhungern brauchst und wenn dich niemand ins Gesicht schlägt. Hast du einmal diese drei Dinge, dann sollst du dich wohl befinden, und dem Weibe gehe aus dem Wege!"

„Gevatter Iwan, gönnt ein wenig Ruh', denn Eurem Weib tut wahrlich nicht Not derlei zu hören, eine solche Rede macht sie nicht gesund. Ein andermal, zu besserer Stunde."

„Ich bitte Euch sehr um Entschuldigung wegen solcher Rede, aber glaubet Ihr, ich sorge für sie oder für mich selbst?! Beim Himmel! Ich sorge um nichts und sollte sie gleich alle der Teufel holen und mich mit! Ei, welcher Schaden! Welches Paradies ginge uns da verloren, und welche Hinterlassenschaft bliebe da zurück!"

Die Gevattern schwiegen, sie widersprachen nicht, denn sie erkannten die Unmöglichkeit Iwan von seiner Rede abzubringen, sie wünschten nur noch, daß er sich schneller ausspreche, damit sie eher nach Hause kommen könnten. Iwan stand vom Tische auf, blieb in der Mitte des Zimmers stehen, ließ gleich den Kindern auf dem Backofen die Arme hängen und sprach sie also an:

„Warum fliehet ihr nicht hinfort von meinem Nacken? Ich will euch Fenster und Tür öffnen, wird's!" — Die Kinder verkrochen sich hinter dem Ofen, und blieben nun kaum sichtbar.

„Seht mir den Heuschreckenschwarm, nur immer Brot und Brot und wieder Brot! Und woher soll ich dieses Brot schaffen?! Du brauchtest dich nur einmal für den zwölften Garben zu rücken, nur einmal dich bücken und schon zuckt dir Feuer aus der Hüfte in den Busen, schon sticht dich jeder einzelne Strohhalm ins Herz!"



Das galt den Kindern und nun wandte er sich zu den Gevattern: „Und des Abends, kaum erscheinst du matt wie ein Strohwisch, wie ein trockener Waschlappen zu Hause, so stimmen Frau und Kinder in einem Ruf zusammen: Brot, Brot! Du armer Teufel aber legst dich nicht zur Ruh, sondern schleppst den Dreschflegel hervor und schwingst ihn im Finstern, damit sie morgen zur Handmühle laufen können. Dann reißt dich der Dreschflegel auf die Garben nieder, und du starrst im Schlafe während der Tau dich näßt. Kaum daß du die Augen öffnest, so zehrt dich schon der Tau auf, zum Überflusse findet er dich noch in der Nacht: zu wenig erfährst du Not! Du wäschest dir die Augen und schleppst dich in solchem Jammer, daß die Sonne sich vor dir verfinstert, das Feld hinauf . . .“

„Iwan, sorgt nicht um eure Kinder; Gott ist ihnen ein älterer Vater als Ihr.“

„Ich hadere nicht mit Gott, doch wozu läßt er Menschenkinder in die Welt laufen wie Nackte in die Dornensträuche? Setzt sie auf die Erde aus, gibt ihnen kein gutes Los in die Hände, auch Manna streut er ihnen nicht vom Himmel, und da schreit die ganze Welt: Diebe sind die Bauern, Mörder und Verbrecher! In der Kirche lehnt solch einer oder anderer, glatt, rein, daß kaum eine Fliege es der Mühe wert fände auf ihnen zu kriechen, räuchert und rügt! Ihr, spricht er, lehrt euren Kindern keine Gottesfurcht; ihr treibt sie selbst zum Stehlen an. — Ach! So zu fluchen, treffe ich nicht! — Würden Amme, Wärterin und Pfarrersfrau meine Kinder hüten, würden mir die Leute alles Gute ins Haus tragen, da wüßte auch ich Hochwürden, Kinder zu erziehen. Doch meine Kinder wachsen mit den Hühnern zusammen im Unkraut auf, und wenn etwas passiert, wie jetzt, weiß niemand, was sie den Tag über essen. Ob sie nun stehlen, betteln oder das Vieh hüten, woher soll ich das wissen? Ich arbeite auf Euren Feldern, vergesse nicht nur meine Kinder, sondern mich selbst darüber! Ihr wollt, daß ich Eure Feldarbeit mache und überdies die Kinder belehre? Und wozu seid ihr da!? Nicht wahr, Leute, Ihr wisset gut genug, wie unser Leben aussieht . . .“

„Wir wissen, Gevatter, wir wissen, warum sollten wir es auch nicht, da wir selbst darin herumwaten!“

„Wohl schaue ich nach den Kindern, doch denke ich nicht daran, daß sie brav sein mögen, daß sie fein ihre Arbeit verrichten. Ich sehe nur nach, ob es schon gut laufen kann, um es möglichst bald im Herrendienst zu unterbringen, eben darauf warte ich nur. Ich warte nicht, daß es erst stärker werde, Kraft sammle, sich bei mir satt-lebe. Wenn nur ein Reicher oder Gutsherr seinen Rachen öffnet, so schleud're ich es ihm sofort hinein, um es nur los zu werden! Nachher tummelt es sich beim Vieh, die Füße lauter Wunden, vom Tau zerfressen, von Stoppeln zerstochen, und hüpft und weint. Du solltest ihm die Herde ordnen, solltest ihm die Füße küssen, hast du es doch erzeugt und dein Gewissen schreit, doch du fliehst seinen Anblick und verbirgst dich, um nichts zu hören! . . .“

Dunkelrot und atemlos geworden, sprach Iwan weiter.

„So wächst es in der Krippe, unter dem Tische oder unter der Bank auf, nagt an der Faust, badet sich in Tränen. Herangewachsen stiehlt es etwas, um sich daran zu erfreuen, da es doch sonst keine Freude kannte. Siehe, da kommt ein Gensdarm, fesselt dich, prügelt dich wie ein Vieh, da du der Vater des Diebes bist und mit ihm im Einverständnisse steh'n mußt. Und du bleibst dann ewig als ein Dieb gelten! Doch nicht genug damit, das Ende ist erst im Beginn begriffen! Da soll euer Sohn, euer Kind, als ein Dieb im Kriminal verfaulen, um einen Dieb ist es eben nicht schade! Gut! Doch sie rauben ihm auch die Gesundheit, bringen ihn in ein Spital und nachher schreiben sie an den Gemeindevorsteher, daß der Vater die Kosten bezahle. Sie jagen dich aus dem Hause, werfen dich, daß du deine Eingeweiden spürst, hinter



den Zaun! Du gehst zum Vorsteher, küssest ihm die Hände: Väterchen, erlasset mir die Strafe! „Du bist", sagt er, „ein armer Mann, man könnte dich freigeben; doch welche Entschädigung werde ich für deine Bequemlichkeit haben?" Du zuckst mit den Achseln, klappst wie ein Federmesser zusammen und sagst: einen Monat werde ich Euch umsonst dienen. — Ist es so oder nicht, Leute, spreche ich wahr, oder lüge ich wie ein Hund?!!"

„Ganz richtig, so ist die ganze Sippschaft; Ihr habt es mit keinem Worte verfehlt!"

Iwan bebte am ganzen Körper, er fühlte die ganze Last seiner schwerwiegenden Worte.

„Saget nicht, Leute, ich krächze über den Köpfen meiner Kinder wie ein Rabe über dem Aas, saget es nicht, Leute, saget dergleichen nicht! Ich krächze nicht, ich spreche die Wahrheit, mein Schmerz ächzt, mein Herz wimmert!"

Seine Augen, in denen eine furchtbare Liebe zu den Kindern zum Vorschein kam, leuchteten auf, und sie suchten die Kleinen im Zimmer.

„Denn es scheint, als ob ich meine Kinder, ärger als ein Finsterling von einem Feind mißhandle. Sehet, ich höhne sie nicht, . . . ich rufe mir nur vor die Augen den heutigen und morgigen Tag, das nächste und das folgende Jahr, und blicke auf meine Kinder, was ihnen bevorsteht. Was ich sah, das sagte ich. Ich bin in Gedanken bei ihnen zu Gast und sehe mein Blut auf ihrer Wirtschaft stocken."

Nach kurzer Pause:

„Wenn bis zu jenem Kanada nicht Meere dazwischen lägen, steckte ich sie in einen Sack und zöge zu Fuß hin, um sie diesem Elend zu entführen. Ich würde diese Meere längs der Küsten umwandern . . ."

Die Gevatter gedachten jetzt der Nachtruhe, die sie fast vergessen hätten, standen schnell auf und gingen heim.

II.

Mittags.

Die Kinder hielten Mahlzeit auf der Erde, gossen sich dabei die Brust voll und klirrten mit den Löffeln. Neben ihnen lag welk und gelb die Mutter; sie hatte die Knie unter die Brust hinaufgezogen. Über das Antltz mit dem schwarzen, ungekämmten Haare ergossen sich Kummer und Schmerz, die Lippen waren zusammengepreßt, als wollte sie einen Schrei unterdrücken. Die Kinder mit den Löffeln im Munde wandten sich von Zeit zu Zeit nach der Mutter, blickten auf sie hin und kehrten sich wieder der Schüssel zu.

„Semenko*), bist du schon satt?"

„Ja", antwortete der sechsjährige Knabe.

„Nimm den Besen, besprenge die Erde und fege den Mist zur Seite! Deine Mutter kann sich nicht bücken, da es sie im Innern sehr schmerzt. Wirble keinen Staub auf!"

„Machet Platz, denn wegen euch kann ich nicht fegen."

Die Mutter hüllte sich ein und schleppte sich zum Lager hin.

„Semenko, jetzt wasche dich hübsch, auch Katharina und Maria sollen sich waschen, und eile mit dem Krug um Wasser, doch falle nicht in den Brunnen, beuge dich nicht allzusehr! . . . Semenko, gehe und pflücke Gurken in das Sieb, damit die Mutter sie im Topfe einsäuert, ich fühle, daß ich krank werde und ihr nichts zum Brote zu essen haben werdet. Sammle auch Kren- und Weichselblätter. Doch zerstampfe dabei nicht die Gurkenranken, sondern sammle beim Fußsteg ab . . . Semenko,

*) Verkleinerungswort für den Namen Semen = Simon.



nimm von dem Ofenbalken die Hemdchen herunter, damit ich sie flicke, denn ihr geht so schwarz wie die Raben herum."

Semenko lief hin und her, verrichtete was immer die Mutter befahl und stieß fortwährend seine jüngeren Schwestern beiseite, indem er geltend machte, daß die Mädchen nur das Essen verstehen.

„Sie sind noch klein, Semenko, sobald sie aufwachsen, werden sie dir die Hemden waschen."

„Wo ich in den Dienst trete, wird man sie mir waschen, sie aber kann ich nicht brauchen."

„Freue dich nicht auf den Dienst, mein Kind, denn nur allzuoft wirst du dein Leben beweinen."

„Seht nur! Der Vater ist auch im Dienste aufgewachsen und ihm fehlt es an nichts."

„Auch du wirst im Dienste aufwachsen, daß dir die Haut springen wird von diesem Wachstum! Doch, Semenko, verplaudere die Zeit nicht . . . mache dich auf und trage dem Vater das Essen! Er ist sicher so hungrig, daß seine Augen sich nach dir müde schauen."

„Ich muß des Vaters Stock mitnehmen, um mich der Hunde zu erwehren."

„Wenn du ihn verlierst, wird uns beide der Vater schlagen! Gehe nicht barhaupt, sondern nimm wenigstens des Vaters Hut mit!"

„Dieser Hut fällt einem nur auf die Augen, daß man die Straße nicht sieht."

„Nimm den Krug und fülle ihn mit der Rübensuppe!"

„Lehrt mir nicht so viel, denn ich weiß es selbst recht gut!"

„Semenko, gib acht, daß dich die Hunde nicht beißen! . . ."

III.

Also trippelte er durch den dichtgelagerten Staub und ließ gleich weißen Blumen kleine Spuren zurück.

„Pfui! Ehe ich zur Stelle komme wird die Sonne mich gehörig abbrennen. Doch ich richte mir wie ein Soldat das Haar ein und da wird der Gang mir leichter fallen."

Er legte das Mittagessen auf die Gasse, strich das Haar über den Scheitel, um es mit dem Hut zu bedecken und also wie ein abgeschorener Soldat aussehen zu können. Seine Augen lachten, er sprang auf und trippelte weiter fort. Die Haare fielen nach und nach unter dem großen Hute ihm auf den Nacken zurück.

„Das ist ein nichtsnutziger Hut, warte einmal, ich soll nur in den Dienst kommen, so werde ich mir schon ein Hütchen . . ."

Und der Speichel floß ihm zusammen. Kaum hatte er ein weiteres Stückchen Weges zurückgelegt, als er abermals das Mittagessen niederstellte.

„Dann male ich mir ein großes Rad mit Speichen!"

Er setzte sich inmitten der Gasse in den Staub, zog mit dem Stock rings einen Kreis und zeichnete die Strahlen in denselben. Doch bald sprang er auf, setzte über den Kreis hinweg und eilte freudig von dannen. An jedes Tor schlich er sich heran und sah nach, ob kein Hund auf dem Hofe sei, und erst dann eilte er weiter. Aus einer Flur sprang ein Hund herbei und jagte ihm nach. Semenko schrie auf, jammerte und hockte mit dem Essen nieder. Der Stock fiel auf den Weg. Lange saß er zusammengekauert und erwartete, daß der Hund ihn beiße. Alsdann erlaubte er sich aufzuschauen und erblickte neben sich einen ruhig dastehenden, schwarzen Hund.

„Hier, Zigan*), da hast du Maisbrod, doch beiße nicht, denn es schmerzt sehr

*) Beliebter Name für schwarze Hunde.



und dein Herr wird Strafe zahlen. Er würde dir doch für diese Strafe die Beine brechen!"

Er zwickte aus dem Tuch ein Stückchen Maisbrod heraus, schwang die Kügelchen und lachte, wie der Hund sie in der Luft auffing. Der Hund hielt sein Maul offen und auch Semenko öffnete unwillkürlich seinen Mund.

„Wem gehörst du, Schlingel, der auf der Gasse die Hunde füttert und was trägst du ins Feld?"

Ein Weib klopfte ihm auf den Nacken.

„Ah, ihr schlagt mich, da schon der Hund mich zerreißen wollte!"

„Wem gehörst du, so ein Kerlchen!"

„Ich bin Iwan's Sohn, des Peter Enkel, da meine Mutter ein Kind hat und krank ist, muß ich das Essen tragen, die Hunde beißen mich, und Ihr schlägt mich obendrein!"

„Ei, so arg war es doch nicht mit dem Schlagen. Wohin trägst du das Essen?"

„Dem Vater auf das Feld beim Teiche."

„Komm mit mir, Armer, denn ich trage das Mittagessen auch hin."

Sie gingen zusammen.

„Wer kochte das Mittag?"

„Die Mutter kochte es, da ich das noch nicht verstehe, und Maria und Kateryna jünger sind als ich."

„Ist denn die Mutter nicht krank?"

„Warum nicht krank? Sie windet sich so auf dem Fußboden und stöhnt so schrecklich! Aber ich arbeite für sie . . ."

„Da seht mal den Arbeiter!"

„Ihr wisset von nichts und sprechet in die Luft. Fragt nur die Mutter, wie gescheit ich bin! Ich kann das ganze „Vaterunser" . . ."

Das Weib lachte auf, Semenko zuckte die Achseln und schwieg. Ihm nach lief der Hund, dem er zum Schein Maisbrot vorwarf und ihn also nach sich lockte.

IV.

Drei Tage später.

Mitten im Zimmer saß Semenko und seine Schwestern und da stand auch der Trog mit dem kleinen Kinde. Neben ihnen lag die Schüssel mit grünem Gurkensalat und ein Brod. Am Bette lag die Mutter, bedeckt mit grünen Weidenzweigen. Eine Schar Fliegen summte über ihr.

„Esset euch satt und verhaltet euch ruhig, denn ich trage das Kind zur Nachbarin, damit sie es nährt. In der Frühe, mittags und nachmittags hieß der Vater es hintragen und abends wird er es selbst besorgen."

„Semenko, brich das Kind nicht über deinen Arm!"

„Ich glaubte, Ihr schliefet. Der Vater befahl, Euch kaltes Wasser und die Semmel zu geben. Maria ist so brav gewesen, daß sie diese Semmel ergriffen und sie angebissen hat. Doch ich schlug sie und nahm ihr die Semmel weg. Werdet Ihr essen?"

„Ich will nicht!"

„Auch drehte der Vater eine Kerze und sagte, sobald Ihr sterben werdet, solle ich Euch sie in die Hände geben und anzünden. Wenn ich nur wüßte, wann der Augenblick da ist!"

Die Mutter blickte mit großen, glänzenden Augen auf den Sohn. In den Augen vereinigte sich zugleich all' die Trauer, all' der grenzenlose Schmerz und eine ohnmächtige Angst und riefen zusammen zwei helle Tränen hervor. Sie rollten auf die Wimper und erstarrten.



„Auch der Vater weinte früh in der Kammer und rannte so heftig mit dem Kopfe an den Türstock! Verweint nahm er die Sense und ging fort . . ."

Semenko nahm das Kind und verließ das Zimmer. — — — — — — —

„Semenko, du sollst die Katrjusja und Maryka und den Waßylko von der Stiefmutter nicht schlagen lassen! Hörst du? Denn die Stiefmutter wird euch prügeln, vom Tische jagen und euch keine weißen Hemdchen anziehen!"

„Ich werde das nicht zulassen, sondern es dem Vater klagen!"

„Er wird nichts helfen, mein liebster Sohn, du mein süßes Goldkind! Wenn du groß wirst, sollt ihr einander sehr lieben, sehr, sehr! . . . Du sollst ihnen helfen, von ihnen jedes Unrecht abwehren!"

„Wenn ich einst dienen und stark sein werde, lasse ich sie nicht im Stiche und komme jeden Sonntag zu ihnen."

„Semenko, bitte den Vater, daß er euch liebt, wie die Mutter es wünscht."

„Esset doch, Mutter, die Semmel!"

„Singe dem Kinde vor, daß es nicht weint!"

Semenko schaukelte das Kind, aber zu singen wußte er nicht. Da wischte die Mutter mit der Handfläche die trockenen Lippen und hob an zu singen.

Ihre ganze Seele ergoß sich in die abgerissenen, schwachen Töne ihrer Stimme, strömte sachte auf die Kinder nieder, sammelte sich zum Segen über den Köpfchen, umfing und küßte sie. Die leisen, undeutlichen Worte aber erzählten, wie Ahornblättchen sich auf dem freien Felde zerstreut hätten und niemand sie nunmehr aufzulesen vermöchte . . . und wie sie nimmermehr grünen würden.

Das Lied strebte aus dem Hause ins freie Feld hinaus, als suchte es die Blättchen zu erreichen. . . .

Ins Deutsche übertragen von Ilja Popowycz.



Glossen.

Die Sonne bringt es an den Tag . . . Es ist uns doch gelungen, ein Dokument in die Hände zu bekommen, das unwiderleglich beweist, wie der wissende, von allem aufs genaueste und gewissenhafteste amtlicherseits unterrichtete Dr. Körber denn doch nicht weiß, was um ihn geschieht, oder vielmehr nichts anderes wissen will, als ihm eben von der amtlichen und zugleich auch interessierten Seite mitgeteilt wird.

Ebenso war es anno 1901. Damals hat Dr. Körber, bedrängt von den Interpellationen der oppositionellen galizischen Abgeordneten, aufs heiligste beteuert, daß seines infallibelen Wissens, im Bezirke Mosciska lange vor und während der Wahlen keine Ungesetzlichkeiten vorgekommen sind — und es hat den Anschein gehabt, als ob die Oppositionellen von der fixen Idee begangener Ungesetzlichkeiten befallen wären. Es klingt schon merkwürdig genug, wenn so ein Staatsmann, der die meisten österreichischen Länder nur auf der Karte gesehen, von deren ökonomischen und sozialen Verhältnissen er einen Dunst zu haben wähnt, es auf einmal unternimmt, die Vertrauensmänner des Volkes, die gewöhnlich Augenzeugen dessen sind, was sie vorbringen, Lügen zu strafen. Doch man könnte diese Unverschämtheit noch verzeihen, wären die Herren wenigstens gescheit genug, die Überführungsdokumente ordentlich zu verstecken. Aber leider! Eines nach dem anderen kommt zum Vorschein und auch der größte Optimist sieht ein, was so ein Gewäsch eines Ministerpräsidenten für einen Wert hat. Das Dokument, auf das wir hier Bezug nehmen, wollen wir unseren Lesern in seiner ganzen gesetzlichen Pracht ad oculos vorführen. Es lautet:



„Zl. 147/pr. **sehr vertraulich.** Mosciska, am 29. Juli 1901.

An sämmtliche Gendarmerie=Posten=Commanden im Bezirke.

Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, dass gegenwärtig verschiedene der Umsturzpartei angehörende Individuen in den Gemeinden hiesigen Bezirkes herumgehen, sich mit den Wahlagitationen beschäftigen und die Gesinnung der Bevölkerung gegen die Regierung zu beeinflußen versuchen. Nun will ich absolut nicht, dass solche Individuen in den Gemeirden herumgehen und die Wähler, beziehungsweise die gewählten Wahlmänner bereden.

Eine absolute Ruhe muß herrschen.

Zu diesem Zwecke und im Interesse der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und Ordnung ordne ich an, dass von heute an, ein jedes fremde Individuum, welches **nur**(!) der Wahlagitation verdächtig(!) erscheint, als Landstreicher anzuhalten und mir vorzuführen ist, auch in dem Falle, wenn sich der Betreffende mit beihabenden Documenten legitimieren sollte, denn der patroullierende Gendarm **kennt ihn nicht** und der Betretene sich vielleicht einer fremden Legitimation bedienen kann.

Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass solche Personen zu den signalisierten Anarchisten gehören oder mit denselben im Contrakt*) stehen.

Was später mit dem Vorgeführten geschehen wird, werde ich bestimmen.

Für einen Fremden gilt ein jeder in der betreffenden Gemeinde nicht ansässiger Mann.

Dieser Auftrag ist **streng vertraulich** und darf sich der Gendarm auf ihn in keinem Falle berufen.

Das Exhibit ist postwendend anher rückvorzulegen.

Der k. k. Bezirkshauptmann:
Pietruski m. p.“

Jeder Kommentar überflüssig!

* * *

Zufolge der allzustarken Neigung der polnischen Schlachzizen zur Humanität, und der großen Achtung vor dem Gesetze, die bekanntlich in Galizien sowohl seitens der politischen als auch der autonomen Behörden in übertriebener Weise kultiviert wird, sah sich der ruthenische Feldarbeiter, der nicht die geringste Lust besitzt eines langsamen Hungertodes zu sterben, veranlaßt, sei es auch im Auslande, seine Arbeitskraft rentabler anzubringen. Auf diesen Motiven beruht die ganze Massen=Emigration der Ruthenen nach Amerika und unbedingt auf eben dasselbe Motiv muß man auch die in diesem Jahre in größerem Ausmaß erfolgte Auswanderung der ruthenischen Feldarbeiter zur Saisonarbeit nach Deutschland zurückführen. Denn, welch andere Motive könnten da bestehen? In ein fernes, fremdes Land zu reisen, unter andersdenkenden, andersredenden und andersgläubigen Menschen, sei es auch nur für eine bestimmte Dauer, zu leben, gehört sicherlich, zumal für einen Bauer, zu keinem großen Vergnügen. Geht doch die Reise nicht nach Monaco! Und eben durch das zuletzt angeführte wird ein unbefangener, vorurteilsfreier Beobachter unmöglich nicht auf den Gedanken verfallen: welch unerträgliche Zustände es sein müssen, die einen Bauer, der außer der eigenen Bezirksstadt keine andere gesehen, in die Lage versetzt, alles zu verlassen und in weiter Ferne sein Lös dem mißgünstigen Schicksal anzuvertrauen. Daß dabei die intelligenten und besser situierten Ruthenen ihren hart bedrängten Brüdern hilfreiche Hand zu bieten (was in der Weise bewerkstelligt wurde, daß das Ruthenische Nationale Komitee es unternahm zwischen den arbeitsuchenden Bauern und den Arbeitsgebern in Deutschland zu vermitteln und die Bauern sogar, wenn es

*) Soll wohl „Contakt“ heißen. Die Redaktion.



nötig, mit entsprechendem Reisegelde zu versorgen), für ihre heiligste Pflicht erachteten, wird wohl jeder edeldenke Mensch verstehen und würdigen.

Doch solche objektive Beobachter und edeldenkende Menschen sind keineswegs die Herren, die berufen oder unberufen die öffentliche Meinung in den weitesten Leserkreisen Galiziens zu stimmen (richtiger zu verstimmen) unternehmen. Wir meinen selbstverständlich die allpolnische Presse. Es ist zwar für uns selber schon langweilig genug, sich mit den Herren von dieser Kategorie zu befaßen, doch unseren Pflichten der Wahrheit und nationalen Interessen gegenüber können wir uns nicht entziehen.

Und so wird der „Dziennik Polski" ganz blau vor Wut, da er Tausende ruthenische Feldarbeiter nach Deutschland reisen sieht, wo ihrer bessere Lebensbedingungen harren und dabei die Möglichkeit der Ersparnisse nicht ausgeschlossen ist. Natürlich, so viel Mut hat er nicht, um offen einzugestehen was ihm am Herzen liegt und zu schweigen vermag er auch nicht. Was bleibt also übrig, als statt von den Abreisenden zu sprechen, den Lesern Lügenmärchen von den schon nach einigen Tagen zurückkehrenden und stark über die „Schwaben" und das obgenannte Komitee, das sie angeblich ordentlich angeschmiert, fluchenden ruthenischen Arbeitern zu erzählen. Und wen wird es Wunder nehmen, daß eben dieses Komitee den Herren als eine Bande gewissenloser Individuen erscheint, die sich damit unterhalten, nur den polnischen Schlachzizen zum Verdruß, die ruthenischen Feldarbeiter nach Deutschland zu expedieren, um mit den Übriggebliebenen desto leichter vermittelst eines Strikes mit den Gesetzen nach galizischer Auffassung in Konflikt zu geraten. Nur konsequent und der allpolnischen Sinnesart gemäß ist es, daß auch die armen Arbeiter als arbeitsscheu, unproduktiv und dabei noch trotzig, dargestellt werden.

Dies alles sei nur eine kleine Demonstration, wie tief manche Menschensorten moralisch fallen können und nur aus dem einzigen Grunde, weil sie befürchten, in Hinkunft mit weniger Geld beim Spieltisch zu erscheinen, was natürlich der schlachzizischen Ehre großen Eintrag tun könnte.

* * *

Man ist versucht zu glauben, daß die Vorkämpfer der allpolnischen Idee bei den Chinesen in die Schule gegangen sind, denn, wie kann man sich anders ihre Stellungnahme gegen die schon existierenden, wie noch zu gründenden Schulen in Lemberg mit deutscher Vortragssprache erklären? Aus jedem Wort, aus jeder Zeile schimmert unzweideutig die Tendenz hervor, sich gegen jeden veredelnden Einfluß der westeuropäischen Kultur abzuschließen und nur die eigene auf sich wirkenzu lassen. Wir hätten nichts dagegen einzuwenden und würden nur „Glück auf!" zurufen, wenn nicht das unbeugsame Fatum uns mit den polnischen Schlachzizen zusammenzuleben bestimmte. Nachdem dies nun einmal der Fall ist, muß uns jede Kundgebung derartiger chinesischer Sinnesart mit größten Besorgnissen erfüllen, da wir ja doch hofften, daß wenigstens manche von den Herren bei den Deutschen und Franzosen lernen werden, wie Menschen mit Menschen umgehen sollen. Jetzt ist schon diese Möglichkeit ausgeschlossen, und nun werden die Ruthenen die ganze Wucht der allpolnischen Kultur verspüren müssen. Noch auf einen Umstand sei dabei hingewiesen. Man sagt: Sollen sich die Nichtpolen, die in Lemberg wohnen, falls sie dessen bedürfen — was wir außer Zweifel stellen müssen — Schulen aus privaten Mitteln gründen. Da haben wir es! Ein Deutscher als österreichischer Bürger und als Bewohner der Stadt Lemberg soll pünktlich allen seinen öffentlich rechtlichen Obliegenheiten nachkommen, doch wenn er etwas dafür haben will, wird er kurzerhand an seine Privatmittel gewiesen. Wie gesagt, allpolnische Kultur in allen ihren Konsequenzen! Nicht minder bemerkenswert ist es, daß die Herren ganz zu vergessen scheinen, daß sie mit ihrer berühmten Kultur, als echte Parasiten in Ostgalizien am ruthenischen Volksorganismus wuchern, der nicht nur Millionen,

sondern auch sein Blut beisteuern muß, um diesen allpolnischen Kulturmoloch zu füttern. Aber die Unverschämtheit ist nicht selten gepaart mit Komik — oder ist es ernst zu nehmen? Die Herren befürchten, die zwei, drei Schulen mit deutscher Vortragssprache könnten den Untergang der gepriesenen tausendjährigen polnischen Kultur herbeiführen. — Gratuliere!! Meletius.

* * *

Quo usque tandem . . .? Noch denkt Europa an die vorjährige Sezession der ruthenischen Akademiker aus der Lemberger Universität, noch sind uns die hierüber im Parlamente geführten Debatten in Erinnerung, noch schweben uns die Versprechungen des Minister Hartel vor, als die Polen ganz uneingedenk ihres Sprichwortes „Mądry Polak po szkodzie“ durch ihr Vorgehen die ruthenische Universitätsjugend wieder provozieren. Die ruthenische Universitätsjugend kehrte in die Lemberger Universität zurück, nicht etwa darum, weil sie die Ministerialverordnung, die die lateinischen Judices eingeführt hat, befriedigte, sondern sie wollten sehen, ob die Versprechungen des Ministers, er werde dafür Sorge tragen, daß nach und nach eine größere Anzahl von Kanzeln mit ruthenischer Unterrichtssprache eingeführt werden, in Erfüllung gehen werden. Natürlich sehen sie sich jetzt getäuscht, ja sie werden aufs neue provoziert. Denn die ruthenischen Akademiker kehrten zurück, als die schlauen Allpolen zum Rektor einen Mann wählten, der das Vertrauen der ruthenischen Jugend genoß. Die Dekane und die Universitätsbeamten kamen ihnen entgegen, sie durften die Nationale in ruthenischer Sprache ausfüllen. Die ruthenische Jugend hatte also Grund ihre Taktik zu ändern. Doch bald sah sie sich in ihren Hoffnungen arg enttäuscht. Der Rektor verweigerte in seiner Eröffnungsrede zu betonen, daß die Universität eine utraquistische sei, die Ruthenen mußten trotz der Intervention ihres Abgeordneten beim Minister sich die Inmatrikulation in polnischer Sprache gefallen lassen, ihren Protesten gegen die polnischen Legitimationskarten u. a. wurde nicht stattgegeben, mit dem Hinweise, daß diese in den Bereich der inneren Amtssprache fallen. Ja, die ruthenischen Theologen mußten sich dazu bequemen, die Vorträge des Prof. Fijalek zu besuchen, eben jenes Herren, der durch sein Verhalten gegenüber den ruthenischen Theologen, diese zum Verlassen der Universität veranlaßte. Doch die Ruthenen verhielten sich sehr ruhig, ja wie das „Dilo“ behauptet zu ruhig, denn die Allpolen sahen sich dadurch zu neuen Handlungen ermutigt. Im zweiteu Semester wurden ruthenisch ausgefüllte Nationale nicht mehr angenommen. Doch ihren Höhepunkt erreichten die Provokationen erst bei der Wahl des Rektors für das Jahr 1903/4. Wir lassen außeracht, daß der greise, sich mit Politik nicht befassende, um die Wissenschaft so verdiente Prof. Bartoszewskyj nicht zum Rektor gewählt wurde (obwohl wir ja nicht weniger Recht zur Klage haben, als die Polen z. B., die die Präterierung des Dr. Halban bei der Wahl eines Rektors an der Czernowitzer Universität so tief beklagen — obwohl sie keine Autochtonen in der Bukowina sind), aber daß Dr. Fijalek gewählt wurde, ebenderselbe der die Sezession verursachte, der den ruthenischen Theologen ihr seit jeher zukommendes Gewohnheitsrecht (die Indices in ruthenischer Sprache auszufüllen) nehmen wollte, das will genug sagen. Ich glaube, die Polen kennen vielleicht die ruthenische Jugend; wir wollen sie nur daran erinnern, daß diese auf ihrem Meeting am 25. Juli 1902 zwei Resolutionen beschlossen hat, die eine, den friedlichen Rekursweg versuchsweise empfehlend; die zweite, im Falle der erstere nicht zum Ziele führen sollte, „selbst mit Verzicht auf die akademischen Studien den Kampf um die Universität weiter zu führen“. Auch sollen die Polen daran denken, daß sich das ganze ruthenische Volk mit den Studierenden in dieser Angelegenheit solidarisch erklärte, und den Schlachzizen die richtige Antwort zu geben wissen wird. M. B.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck und Verlag von F. B. Zenker & Cie.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.
Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 30. August 1903. Nr. 8.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Modernes Pharisäertum.

Motto: Wir danken Dir, o Herr, daß wir nicht so sind, wie jene ...

Es ist kein leichtes Spiel, gegen den Tyrannen zu kämpfen, der die Gelegenheit — daß ihm ein Unrecht widerfahren — benützend, sich mit dem Heiligenscheine eines Märtyrers zu umgeben verstand. Es liegt schon in unserem „politischen Nervensystem“, daß wir oft unser Mitleid in einseitige Sympathie übergehen lassen und dieselbe auf Dinge übertragen, die alles eher als Mitleid oder gar Sympathie verdienen. Das ist eine nicht unbedeutende Charakterschwäche unseres öffentlichen Lebens, die leider ihre Existenz zum größten Teil der Presse verdankt. Es gehört gewiß nicht zu den Tugenden der europäischen Publizistik, daß sie mehr der Stimmungsmacherei, als der Wahrheit dient, sich vor allem der Sachen annehmend, die bereits einen gewissen Ruf haben, ohne Rücksicht darauf daß dieser „Ruf“ oft nur eine konventionelle oder gar historische Lüge sei. Man ist eben sehr bequem und schwimmt gerne mit dem Strom. Das gilt ebenso von den Journalisten, wie auch von vielen Geschichtsschreibern. Viele Schriftsteller mit europäischem Namen tragen zur Verherrlichung der historischen Lügen bei, ohne sich um die geschichtlichen Belege, oder gar um allgemein bekannte Tatsachen zu kümmern: man will die anerkannte Unschuld herausstreichen, und sucht um jeden Preis Beweise, aber keine Gegenbeweise. Das sind die vielgerühmten Freiheitskämpfer der Feder, die ebenso der Wahrheit wie auch der Freiheit leider nur zu oft ins Gesicht schlagen.

So haben sich in unserer Publizistik Traditionen gebildet, die den politischen Hochstaplern ihr Treiben erleichtern und das große Publikum hinter's Licht zu führen helfen. Diesen Traditionen —



gegen die anzukämpfen ebensowenig modern, wie leicht ist — verdankt es der polnische Adel, daß er bis heute seine herrschsüchtigen Aspirationen und Intriguen mit dem Nimbus der Freiheitskämpfe umgeben darf. Da Polen das Schicksal hatte dreimal geteilt zu werden, glaubt man, alle Sünden der polnischen Politik idealisieren zu müssen. Von polnischer Seite läßt man sich das natürlich gerne gefallen und nützt es geschickt aus. Die offiziellen Vertreter des Polentums haben es verstanden, alle Welt glauben zu machen, niemand sei so freiheitlich gesinnt wie sie, niemand so freiheitsfeindlich wie ihre Gegner. Es ist durchaus nicht unsere Absicht, den Gegnern des Polentums Beifall zu zollen, wir möchten aber der objektiven Wahrheit das Wort reden.

Die segensreichen Folgen der nationalen Bedrückung sind allgemein bekannt; diese ruft gewöhnlich Korruption in den Reihen der Beherrscher und Erbitterung in denen der Beherrschten hervor. In einem einheitlichen Nationalstaat wird nun solche Politik als berechtigt und den Staatsinteressen entsprechend angesehen, man will die verhältnismäßig kleine Minderheit in nationaler Hinsicht niederhalten, um den einheitlichen Charakter des Staates zu wahren. Jeder, selbst scheinbaren Begründung entbehrt aber die Politik der nationalen Ausrottung von Seite eines Volkes, das seiner politischen Existenz beraubt wurde, das kein selbstständiges Staatswesen besitzt, denn dieses kann sich nicht einmal für die Staatsraison verbarrikadieren und führt das Leben eines politischen Wucherers, der umso grausamer wird, weil er jeden Moment um seine Beute zittern muß. Ein solches Volk sollte schon aus Opportunitätsgründen selbst jeden Schein der Ungerechtigkeit vermeiden. Wenn es aber selbst die kardinalsten Rechte eines andern Volkes vergewaltigt, begeht es eine Inkonsequenz, die sich in ihren Folgen blutig rächt, alle nationalgesinnten Parteien demoralisiert und den nationalen Emanzipationsbestrebungen den Stempel einer Freiheitsheuchelei aufdrückt, denn man verlangt da die Freiheit, um andere desto erfolgreicher drangsalieren zu können. — Zum wahren Meister einer solchen Politik wurde der polnische Adel.

Es ist weit und breit bekannt, daß die Polen immer unter der Devise: „Za naszą i waszą wolnosc“ (für unsere und eure Freiheit) handeln. Mit diesen Worten fangen immer ihre Proklamationen, sowie ihre Festreden bei allerlei politischen und nationalen Demonstrationen an, solche Inschriften tragen polnische Fahnen u. s. w. Das ist gewiß ein sehr schönes Prinzip, das von keinem anderen Volke in eine so verlockende, so prägnante Form gekleidet, das nirgends so oft betont wird. Dieser Umstand verleiht dem polnischen Freiheitsbanner einen geheimnisvollen Glanz. Wenn wir nun erfahren wollen, wie die nationale Politik der Polen — von solchen Ideen beseelt — aussieht, dürfen wir nicht nach Posen gehen, wo die polnische Freiheitsliebe durch deutsche Gesetze niedergehalten wird, sondern nach Galizien, wo die Polen unbehindert ihre weltberühmten Prinzipien „für unsere und eure Freiheit“ betätigen dürfen, unbekümmert um den „gemeinsamen germanischen Feind“ . . . Wir wollen nun diese von niemandem beeinflußte oder eingeengte polnische Freiheitspolitik im Lichte der offiziellen Statistik erscheinen lassen. Wir berufen uns hiebei auf Daten, die im Druck erschienen und jedermann zugänglich sind.



Das Deutsche Reich zählt 56,345.014, Österreich 26,150.599 Einwohner. Trotzdem somit Deutschland mehr als zweimal soviel Einwohner besitzt als Österreich, hat der österreichische Reichsrat mehr Mitglieder (425) als der deutsche Reichstag (397). Auf ein Mitglied des letzteren entfallen somit 141.900 Köpfe, also mehr wie $2^1/_4$mal soviel wie auf einen österreichischen Reichsratsabgeordneten. Es ist nicht zu vergessen, daß die Ruthenen in Galizien selbst nach der polnischen Statistik beinahe die Hälfte der Bewohner dieses Landes, während die Polen in Preußen nur einen kleinen Bevölkerungsteil bilden (das Königreich Preußen hat 34,463.377 Einwohner, darunter über 3 Millionen Polen). Die galizischen Ruthenen müßten somit im schlimmsten Fall zweimal soviel Abgeordnete haben wie die preußischen Polen. Trotzdem zählt der deutsche Reichstag 16 Polen, während unter den 78 Abgeordneten, die Galizien in den Reichsrat entsendet, sich bloß 8 Ruthenen befinden. Ja, selbst unter diesen 8 sind 3 polenfreundliche „Paraderuthenen", die als Kandidaten des polnischen Wahlkomitees (gegen die ruthenischen Mandatsbewerber) gewählt wurden. Man könnte nun glauben, daran sei die veraltete österreichische Wahlordnung allein schuld. Österreich besitzt aber auch die allgemeine Wählerklasse (V. Kurie), in welcher alle Staatsbürger wahlberechtigt sind. Aber gerade in dieser Wählerklasse werden die Ruthenen, dank der polnischen Wahlgeometrie, am meisten benachteiligt, denn von 15 Mandaten, über welche die V. Kurie in Galizien verfügt, vermochten sich die Ruthenen im Jahre 1901 ein einziges zu erkämpfen. Doch wenn wir alle acht erwähnten Abgeordneten als Vertreter des ruthenischen Volkes und die polnische Statistik*) als richtig ansehen, kommt in Galizien

1 ruthenischer Abgeordneter auf 380.275 ruthenische Einwohner,
1 polnischer „ „ 56.993 polnische Einwohner.

Wenn nun die preußische Regierung zu den Polen in die Lehre gehen und die polnische Wahlmethode anwenden wollte, so würde gewiß kein einziger polnischer Abgeordneter die Schwelle des deutschen Reichstages betreten. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn Galizien ein polnisches Königreich wäre und zu Österreich in demselben Verhältnisse stünde wie Preußen zum Deutschen Reiche, die Ruthenen keinen Vertreter in den Reichsrat entsenden könnten. Nicht besser geht es den Ruthenen im galizischen Landtag. Derselbe besteht aus 161 Mitgliedern. Im Jahre 1900 wurden nur 13 Ruthenen gewählt. Darunter wieder zwei „Paraderuthenen", so daß der Ruthenenklub bloß 11 Mitglieder — während die polnische Fraktion im preußischen Landtag 13 Mitglieder zählt (die Polen haben ihre Vertreter auch im preußischen Herrenhaus). Man soll sich dabei immer das Natonalitätenverhältnis in Preußen und in Galizien vor Augen halten, dann wird man das grobe Unrecht verstehen, das den galizischen Ruthenen widerfährt.

*) Nach der offiziellen Statistik gibt es in Galizien 3,988.702 Polen, 3,074.449 Ruthenen und 211.752 Deutsche. Diese Statistik ist aber entschiedeu tendenziös. In der Tat ist die Anzahl der Polen kleiner, die der Ruthenen und Deutschen größer. In Galizien wohnen übrigens 810.000 Juden, die deutsch — wenn auch im jüdischen Jargon — sprechen und nicht als Polen betrachtet werden dürfen. Die Anzahl der Polen übersteigt in Wirklichkeit nicht 3,300.000.



Doch verlassen wir das politische Gebiet und betrachten wir das polnische Eldorado von anderer Seite. Da sich die Polen, und zwar ohne Unterschied der Partei, vor der Welt brüsten, nach Osten die Zivilisation getragen und andererseits die westeuropäische Kultur vor den asiatischen Eindringlingen beschützt zu haben, muß man annehmen, daß ihnen hauptsächlich um jene zu tun sei. Man könnte somit glauben, daß die offiziellen Vertreter des Polentums die politische Freiheit für sich allein in Anspruch nehmen, um dafür umso intensiver ihrer zivilisatorischen Mission gerecht zu werden, um ihre slavischen Brüder kulturell zu heben, kurz und bündig, daß die polnischen Freiheitskämpfer auf die kulturelle Freiheit das Hauptgewicht legen. Folgen wir ihnen also auch auf dieses Gebiet.

Jeder intelligente Mensch, dessen geographische Kenntnisse nicht zu spärlich sind, wird wissen, daß die asiatischen Horden, bevor sie nach Westeuropa kamen, die ruthenischen Länder passieren mußten. Die Geschichte sagt uns, daß gerade die Ruthenen das Polenreich vor den asiatischen Eindringlingen beschirmen mußten und daß ebenso die Tartaren, wie auch die Moskoviten (die heutigen Russen) und Polen wiederholt die ruthenische Kulturarbeit zerstörten. Wir sehen also, daß die Geschichtskenntnisse der polnischen Patrioten sehr ungenau sind. Doch lassen wir ihnen die Freude über ihre zivilisatorische Mission, rühren wir die Wunden der vergangenen Jahre nicht an und halten wir uns lieber an die Gegenwart. Da können unsere Behauptungen auch einer leichteren und sicheren Kontrolle unterzogen werden.

Galizien — dessen ruthenischer Name vom ruthenischen, galizischen Fürstentum (das heutige Ostgalizien) herstammt — ist bekanntlich ein aus zwei ethnographisch verschiedenen Gebieten zusammengesetztes österreichisches Kronland. In ganz Österreich, also auch in Galizien, ist Artikel XIX der österreichischen Staatsgrundgesetze in Kraft. Derselbe lautet:

> „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache.
>
> Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt.
>
> In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet werden, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder Volksstamm die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält."

Das ist nun gewiß ein sehr freiheitliches Gesetz, welches dem oben erwähnten polnischen Wahlspruch vollständig entspricht. In Preußen, das als ein einheitlicher nationaler deutscher Staat betrachtet wird, besteht kein Artikel XIX, der die Sprachenfrage ordnen und die Gleichberechtigung der Nationalitäten anerkennen würde. Dort müssen also die Polen erst die gerechte gesetzliche Regelung ihrer Angelegenheit, d. i. die Änderung der bestehenden Gesetze anstreben. In Galizien dagegen können sie ihre Ideale ohne jede Schwierigkeit in die Tat umsetzen, sie brauchen daselbst „für unsere und eure Freiheit" nicht erst zu kämpfen. Man würde nun annehmen, daß sie gerade hier umso



intensiver ihre freiheitlichen Prinzipien betätigen werden, um vor der Welt die Echtheit ihrer Freiheitsliebe zu dokumentieren, und zwar — wie gesagt — zumindest in kultureller Hinsicht.

Die polnische Wirtschaft auf dem Gebiete des Volksschulwesens haben in unserem Blatte bereits Abgeordneter Prof. Romanczuk*) und W. Budzynowskyj**) beleuchtet. Wir wollen nun einige Worte dem galizischen Mittelschulwesen widmen. Wie in jedem Lande, so sind besonders in Galizien die Mittelschulen sowohl in kultureller wie auch in nationaler Hinsicht sehr wichtig. Hier wird das von den Volksschulen gelieferte Material verarbeitet, hier werden die künftigen Pioniere des Fortschrittes produziert. Besonders bei den Ruthenen,. einem Volke, das sich im Stadium der kulturellen und nationalen Wiedergeburt befindet, haben die Mittelschulen eine kolossale Bedeutung. Das verstehen die polnischen Freiheitskämpfer sehr gut und betätigen gerade auf diesem Gebiete ihre Ideale am energischesten. Dies sei an der Hand konkreter Tatsachen bewiesen.

Früher waren alle Mittelschulen in Galizien deutsch. Die ruthenische Sprache wurde jedoch an denselben als obligater Gegenstand gelehrt. Doch die Errichtung des galizischen (richtig polnischen) Landesschulrates im Jahre 1868 brachte eine „Befreiung aus dem germanischen Joch". Bald wurden alle Mittelschulen in polnische verwandelt, ja, zu einem offenkundigen Polonisierungsmittel gemacht. Man rechnete nicht mit den Umständen. Es gab keine polnischen Schulbücher, die Schüler mußten aus deutschen Büchern lernen und das Erlernte polnisch wiedergeben. Das Schülermaterial in Ostgalizien war durchwegs ruthenisch. Die Lehrkräfte rekrutierten sich meistens aus Ruthenen und Deutschen. Die Schüler sprachen ebenso wie ihre meisten Lehrer in einem schrecklichen, polnisch-ruthenischen Jargon. Kurz und gut, man polonisierte radikal, ohne Bedacht, ohne jede Vorbereitung. Freilich sträubten sich die Ruthenen dagegen, die Schüler wollten nur entweder ruthenisch oder deutsch antworten, aber nicht polnisch. Dank den Repressalien des Landesschulrates und des damaligen Statthalters Grafen Gołuchowski — der oft persönlich die Schüler sowie den Lehrkörper von dem höheren Wert der polnischen Kultur zu überzeugen suchte — wurde schließlich das Ziel des kulturellen Kampfes „für unsere und eure Freiheit" erreicht.

Aus dem offiziellen Berichte des galizischen Landesschulrates für das Schuljahr 1901/2, Seite 3—5, erfahren wir, daß im genannten Jahre 33 Gymnasien und 7 Realschulen, also 40 Mittelschulen, in Galizien bestanden. Im Anhang wird daselbst berichtet, daß am Anfang des Schuljahres 1902/3 ein neues Gymnasium, ein Filialgymnasium und eine Realschule in Krakau, zwei Filialgymnasien und eine Filialrealschule in Lemberg und ein Filialgymnasium in Tarnow errichtet wurden. Mit dem 1. September d. J. tritt eine neue Realschule in Sniatyn ins Leben. Von diesem Tage an werden wir also in Galizien 48 Gymnasien und Realschulen haben. Man könnte nun glauben, daß die Hälfte der Anzahl dieser Mittelschulen ruthenisch sei. Aber weit gefehlt! Von diesen Unterrichtsanstalten sind nur 4 Gymnasien (3 vollständige

*) Vergl. „Ruthenische Revue" S. 33—39.

**) Vergl. „Ruthenische Revue" S. 111—115.



und 1 fünfklassiges*) Filialgymnasium) ruthenisch und 2 deutsch. Alle übrigen Gymnasien und alle Realschulen sind rein polnisch. Galizien hat demnach 42 rein polnische und 6 nicht polnische Mittelschulen. Also selbst wenn wir die polnische Statistik als richtig anerkennen, entfällt eine polnische Mittelschule auf 94.969 Polen (d. i. wirkliche Polen und Juden) und eine ruthenische Mittelschule auf 768.612 Ruthenen. Diese Daten stellen sich noch drastischer dar, wenn wir dazu alle im Lande befindlichen Fachschulen, die agronomischen und Gewerbeschulen rechnen, die sämtlich rein polnisch sind. Es gibt auch keine einzige ruthenische Lehrerbildungsanstalt in Galizien. Wie hübsch reimt sich all' dies mit dem genannten polnischen Wahlspruch! . . .

Es sei bemerkt, daß ein ruthenisches Gymnasium nur in einer solchen Stadt errichtet wird, in welcher bereits mehrere polnische Mittelschulen bestehen. Außerdem wird Ostgalizien selbst mit den polnischen Mittelschulen viel spärlicher bedacht als Westgalizien, damit die ruthenische Bevölkerung nur ja keine Gelegenheit bekomme, sich einen gewissen Grad von Bildung anzueignen.

Selbstverständlich verlangen die Ruthenen die Errichtung ruthenischer Mittelschulen neben den bestehenden polnischen. Wenn sie überhaupt in fremder Sprache studieren müssen, dann soll es eine Weltsprache sein, also in Österreich die deutsche. Jedem Unparteiischen ist es klar, daß für den Ruthenen die Erlernung der deutschen Sprache von ungleich größerem Nutzen als die der polnischen ist, denn durch die deutsche Sprache werden ihm alle Errungenschaften des menschlichen Geistes zugänglich gemacht. Würde man z. B. die preußischen Polen fragen, welche Unterrichtssprache, ob die deutsche oder die ruthenische sie in ihren Schulen haben wollten, ohne Zweifel würde ihre Wahl auf die erstere fallen. Und kein vernünftiger, vom blinden Rassenhaß freier Slave, würde ihnen das übel nehmen. Wir kennen auch keinen intelligenten Ruthenen, der den galizischen Polen zumuten würde, ruthenische Schulen zu besuchen.

Die Ruthenen beschicken auch tatsächlich deutsche Lehranstalten viel lieber als polnische. Wir können auf Grund offizieller Berichte ziffernmäßig nachweisen, daß die heute polnischen Gymnasien, zur Zeit als sie deutsch waren, von den Ruthenen stärker frequentiert waren als heute. So waren beispielsweise am Gymnasium

in Drohobycz im Jahre 1865 154, im Jahre 1899 86 Ruthenen
„ Berežany „ „ „ 166, „ „ „ 110 „
„ Stanislau „ „ „ 192, „ „ „ 155 „

Das Gymnasium in Sambir besuchten im Jahre 1858: 202 Ruthenen, 97 Polen und 34 Deutsche. Am selben Gymnasium waren im Jahre 1901 528 Schüler, darunter nur 167 Ruthenen, inskribiert. Seit der Errichtung des „polnischen Unterrichtsministeriums"**) verschlimmert sich dieses Verhältnis von Jahr zu Jahr, natürlich zu Ungunsten der Ruthenen. Wir besitzen leider nicht alle Berichte, um diesbezügliche

*) Die sogenannten ruthenischen Parallelklassen am polnischen Gymnasium in Ternopil, die jedoch — wie alle Filialgymnasien in Galizien — mit der Zeit ganz selbständig werden dürften.

**) So wird der galizische Landesschulrat genannt.



Daten zitieren zu können, die angeführten Stichproben dürften aber ausreichen.

Um diesem Übelstande abzuhelfeu, müßte man eine genügende Anzahl von ruthenischen Gymnasien errichten. Daß die ruthenischen Mittelschulen zur kulturellen Hebung der ruthenischen Bevölkerung viel beitragen, beweisen folgende Zahlen: Vor 14 Jahren bestand in Przemysl nur ein polnisches Gymnasium und an demselben waren 502 Polen und 212 Ruthenen inskribiert. Als aber in dieser Stadt ein ruthenisches Gymnasium errichtet wurde, hat die Zahl der ruthenischen Gymnasiasten um 141%, die der polnischen aber bloß um 45% zugenommen. Im Jahre 1902 waren am ruthenischen Gymnasium in Przemysl 511 Schüler inskribiert. Im Jahre 1895, also vor der Eröffnung der ruthenischen Parallelklassen, zählte das polnische Gymnasium in Ternopil unter seinen Schülern 151 Ruthenen, 181 Polen und 159 Juden. Heuer waren in den fünf ruthenischen Parallelklassen dieses Gymnasiums 403 Schüler — natürlich lauter Ruthenen. So würde es selbstverständlich in jeder Stadt sein — eben deshalb treten aber die galizischen Kulturträger gegen die Errichtung der ruthenischen Mittelschulen auf, sie wissen sehr gut, daß im modernen Wettstreite der Völker die beste Waffe eine höhere Bildung sei; die polnischen Freiheitskämpfer wollen aber das ruthenische Volk in jeder Hinsicht entwaffnet wissen, vor allem versperren sie also der ruthenischen Bevölkerung den Weg zur Bildung. Und es wurde dafür Sorge getragen, daß die Zentralregierung den Polen die Suppe nicht verderbe. Während nämlich in anderen Kronländern Österreichs die Zentralregierung über die Errichtung der Staatsgymnasien entscheidet, darf ein ruthenisches Gymnasium in Galizien nur mit Erlaubnis des „einzigen polnischen Parlamentes" (so nennen die Polen den galizischen Landtag) kreiert werden.*) Deshalb schleppt sich die Frage der Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislau seit Jahren hin. Die Sache wird nämlich vom Landtag immer hinausgeschoben. Letzthin hat Graf Dzieduszycki darüber den Beschluß vereitelt, derselbe Graf Dzieduszycki, der so eifrig für die Verstaatlichung des polnischen Gymnasiums in Teschen, sowie für die nationalen und Kulturbedürfnisse seiner preußischen Stammesgenossen plaidiert. Die Zentralregierung hat zwar eine diesbezügliche Position, das ruthenische Gymnasium in Stanislau betreffend, in das Budget eingestellt, jedoch dagegen erhoben die polnischen Abgeordneten, sowie die gesamte polnische Presse ein Höllengeschrei, so daß die Angelegenheit fallen gelassen wurde.

Aber auch an den vorhandenen ruthenischen Gymnasien verfolgt „das polnische Unterrichtsministerium" eine merkwürdige Politik. Talentierte Lehrer — wie letzthin der Schriftsteller Jarycewskyj — werden ohne jeden Grund entlassen, andere nach Westgalizien verschickt. Einer der begabtesten Mittelschullehrer, Professor J. Pryjma, wurde vor einigen Wochen vom ruthenischen Gymnasium in Peremyszl an das polnische in Berežany versetzt. Ein ähnliches Schicksal erlebten früher daselbst Dr. Szczurat, S. Tomaszewskyj und viele andere. Es ist

*) Wenn man denselben Modus auch in Schlesien anwenden wollte, würde es wahrscheinlich zur Verstaatlichung des polnischen Gymnasiums in Teschen nicht kommen.



uns kein polnisches Gymnasium in Ostgalizien bekannt, an dem nicht mehrere ruthenische Lehrer angestellt wären, ebenso ist es fast in ganz Westgalizien. Das polnische Tagblatt „Słowo Polskie“ (Nr. 600, vom 14. Dezember 1902) gibt im Leitartikel zu, daß sich an polnischen Gymnasien eine Unmenge von ruthenischen Lehrkräften befinde. Dafür schickt aber der galizische Landesschulrat an ruthenische Gymnasien „aus Mangel an entsprechenden Lehrkräften“ Leute ohne jede Qualifikation, verbummelte Theologen, verkrachte Mediziner u. s. w.

Um der Wahrheit getreu zu bleiben, müssen wir im Anhang hervorheben, daß die polnischen Kulturträger dieselbe Politik mit eiserner Konsequenz auch auf dem Gebiete des Hochschulwesens betreiben. Alle Hochschulen in Galizien sind rein polnisch, ebenso die Krakauer Universität. Nur an der Lemberger Universität bestehen einige ruthenische Lehrkanzeln. Diese Hochschule, die früher deutsch war, war für die Ruthenen bestimmt und besaß einige ruthenische Katheder, obwohl man damals an die Errichtung analoger polnischer Lehrkanzeln nicht dachte. Als man später Galizien dem polnischen Adel als unumschränktes Eigentum übergab, wurde die Lemberger Universität nominell in eine utraquistische Hochschule verwandelt, in der Tat aber gänzlich polonisiert. Freilich ging die Polonisierung nicht besonders leicht vor sich. Es waren ebensowenig entsprechende Lehrkräfte, wie akademische Handbücher, in polnischer Sprache vorhanden, von der wissenschaftlichen Terminologie war keine Rede! Als akademische Lehrer wurden Leute ohne jede Qualifikation bestellt. Natürlich nach und nach wurden diese Übelstände — wenn auch nicht in jeder Hinsicht — behoben. Bis heute sind die tüchtigsten akademischen Lehrer an der Lemberger Universität gerade die Ausländer. Der vorjährige Rektor der genannten Hochschule, Dr. Ochenkowski, ist ein russischer Pole. Viele akademische Lehrer in Lemberg verdanken ihre Laufbahn eher dem Mangel an entsprechendeu Kräften, als ihrem Fleiße oder gar der Begabung. Zweifellos wird das mit der Zeit eine Änderung zum Besseren erfahren, denn keine Universität ist fertig — mit den besten Lehrkräften und Hilfsbüchern ausgestattet — vom Himmel herabgefallen. Die Universität ist dazu da, um die Wissenschaft zu heben und zu fördern, aber nicht umgekehrt. Die Ruthenen wünschen den Polen gewiß das Beste, sie haben auch zur Hebung der polnischen Wissenschaft einiges beigetragen, wollen sich aber eine eigene Heimstätte der Wissenschaft schaffen und verlangen die Errichtung einer ruthenischen Universität in Lemberg. Um eine genügende Anzahl von entsprechenden Lehrkräften wären sie gewiß nicht verlegen (auf jeden Fall nicht so wie seinerzeit die Polen bei der Umwandlung der Lemberger Universität). Ruthenische Gelehrte nehmen hervorragende Stellen an den Hochschulen in Paris, Graz, Agram, Prag*), Petersburg, Charkow, Kijew u. a. ein und wären imstande sogar drei Uuiversitäten zu besetzen. Die Polen würden dabei ein gutes Geschäft machen, denn die bereits vorhandenen ruthenischen Lehrkanzeln würden von der jetzigen Lemberger Universität in einem Nu verschwinden. Die Ruthenen, die vor zwei Jahren aus der Lemberger polnischen Universität massenhaft ausgetreten sind, würden die Schwelle

*) Der ruthenische Gelehrte Hofrat Dr. Horbaczewskyj war im vorigen Jahre Rektor der Prager Universität.

dieser Hochschule gewiß nicht mehr betreten. Man könnte nun annehmen, daß die Polen aus purem Egoismus für die Errichtung einer ruthenischen Universität eintreten würden. Aber weit gefehlt! Sie verzichten auf eigene Vorteile, um nur die Schaffung eines so wichtigen Zentrums der ruthenischen Wissenschaft und des geistigen Lebens der Nation — wie es die ruthenische Universität besonders mit Rücksicht auf die russischen Ruthenen wäre — zu verhindern. Sie würden den Ruthenen schon eher ein Gymnasium in Stanislau spendieren — nur, bei Gott, keine Hochschule! Und da in Österreich alles nach dem Willen der Polen geht, so wird auch die Frage der Errichtung einer ruthenischen Universität auf die lange Bank hinausgeschoben. Als diese Angelegenheit im österreichischen Abgeordnetenhaus zur Sprache kam, da wetterten die Herren vom Polenklub dagegen. Ihre Sprecher — dieselben Herren, die je eine polnische Universität in Posen und in Warschau beanspruchen — fanden es überhaupt unbegreiflich, daß die Ruthenen mit solchen sündhaften Postulaten auftreten können. Da wir nun im Zeichen der „slavischen Wechselseitigkeit" leben, so leisteten ihnen die Herren Jungtschechen — wiederum jene Herren, die so dringend die Errichtung einer zweiten tschechischen Universität verlangen — Vorschub. Sie finden sich, die schönen Seelen . . .

Es ist fürwahr ein erbaulicher Anblick! Mitten in diesem chaotischen Völkerstreit Österreichs vereinigen sich zwei in unserem Staate mächtige Faktoren, Polen und Jungtschechen. Mit gemeinsamen Kräften erheben sie ein Banner, auf welchem die verlockende Inschrift prangt: „Verbrüderung aller slavischen Völker". Auf den Lippen der trefflichen Kombattanten finden wir die freiheitlichsten Worte, die wir je gehört. Sie kämpften nur für die Freiheit aller Völker — für unsere und eure Freiheit. Deshalb sehen sie mit Verachtung auf die nationalen Bedrücker herab und rufen vor der ganzen Welt, die in Bewunderung dieser wackeren Freiheitshelden aufgeht: „Wir danken dir, o Herr, daß wir nicht so sind, wie die bösen Teutonen!"

R. Sembratowycz.



Die revolutionäre Bewegung in Rußland und die Ruthenen.

(Zur bevorstehenden Europa-Reise Nikolaus II.)

Nikolaus II. geruht wieder seine Gnade den Völkern Europas zu verkünden — die zivilisierten Nationen werden bald Gelegenheit haben, den weißen Zaren hochleben zu lassen. Die nach Westen führende Bahnstrecke wird dicht besetzt werden müssen — und zwar diesmal dichter wie gewöhnlich — um den nordischen Herrscher vor der Liebe seiner Völker zu beschützen. Im Ausland sind bereits Legionen von russischen Geheimpolizisten mit der Vorbereitungsarbeit betraut und diese Vorbereitungen geben ihnen sehr viel zu schaffen, denn es gilt, die ganze Strecke wo möglich von den russischen Emigranten freizuhalten. Jeder Schritt des im Ausland lebenden Russen wird mit angestrengter Aufmerksamkeit beobachtet, und wenn nur das kleinste Bedenken vorliegt, werden „die nötigen Maßregeln getroffen". Es ist bereits zur

historischen Tatsache geworden, daß die Nachfolger Peter des Großen vor niemandem eine solche Angst haben, vor niemandem so beschützt werden müssen, wie vor ihren Untertanen. Dieses Schicksal wurde auch dem Friedens-Zaren beschieden.

Unter schlechten Auspizien begibt sich diesmal unser Kaiser nach Westeuropa: sein „historisches Erbe" ist aufgewühlt; in seiner ihm „treu ergebenen Armee" greift die revolutionäre Propaganda um sich; die Renitenz der Regimenter gehört nicht mehr zu den Neuigkeiten; unter den breiteren Volksschichten gährt es; die bewährtesten Stützen des Panslavismus und der Despotie — die das Prestige des Zarentums unter den ausländischen Slaven zu erhalten berufen waren, sowie an der Spitze der panslavistischen, Westeuropa, insbesondere dem Germanentum feindlichen Agitation, die mit der russischen Staatsidee identisch geworden ist — wie Pobjedonoscew, sind zum Gegenstand allgemeiner Verachtung in Rußland geworden und zittern jeden Moment um ihr Leben; das absolutistische Gebäude droht aus dem Leim zu gehen, die Rufe: „Nieder mit dem Absolutismus!" werden immer lauter und lauter. Kurz, die morsche Domäne der weißen Zaren kracht in allen Fugen. Dieses unheimliche Krachen läßt den Friedens-Zaren nicht ruhig schlafen. Deshalb geht er nach Westeuropa, wo er besser verstanden, wo seine Friedensideen höher geschätzt werden, wo man noch immer von ihm den Frieden erwartet, den er seinen Völkern zu geben sich weigert. Sein einziger Trost in diesen schweren Stunden ist der, daß er sich in Westeuropa von freien Staatsbürgern bejubeln lassen kann, während er in seinem Reiche alles sich frei Bewegende zu seinen traditionellen Gegnern zählen muß.

Sei dem wie immer, in Wien und Rom wird man sich glücklich fühlen, den Friedens-Zaren — im Gegensatz zu seinen undankbaren Untertanen — bejubeln zu können. In Rußland selbst greift aber inzwischen die Friedensstimmung gar nicht um sich. Die Regierung Nikolaus II. schreckt nicht davor zurück, Blut zu vergießen, wenn es gilt, die zum Bewußtsein ihrer Menschenrechte erwachenden Volksmassen niederzuhalten und ihren friedliebenden Monarchen gefügig zu machen. Das Volk läßt sich aber nicht einschüchtern. Bauern, Arbeiter und Studenten schrecken nicht vor den Kugeln zurück, sie bringen gerne ihr Leben zum Opfer, in der Hoffnung, daß ihr Blut nicht umsonst vergossen wird, daß es der Freiheit zum Sieg verhelfe.

Charakteristisch ist es, daß diese Volksbewegung gewöhnlich von Südrußland ausgeht. Die Ruthenen (Kleinrussen) haben in allen revolutionären Bewegungen Rußlands eine hervorragende Rolle gespielt, aber doch niemals in diesem Maßstab wie letzthin.

Ukraina war immer der Stolz der Zaren, das war die Grundlage, auf welcher **sich Rußland** zur heutigen Machtstellung emporschwingen konnte. Die polnisch-ruthenischen Kriege unter Chmelnyckyj, sowie die Losreißung Ukraina's, versetzten dem Polenreiche einen Stoß, von welchem es sich nicht mehr erholen konnte. Durch Vereinigung Ukraina's mit Rußland, erreichte das Zarenreich die Machtstellung, die früher Polen inne hatte. Dies geschah auf Grund eines Vertrages, der aber von den Zaren nicht eingehalten wurde. Die Ruthenen litten nämlich an einem großen Fehler — den ein Volk an der Ostpforte Europas, mitten in dem Völkertrubel, schwer büßen mußte — ihre größeren Unternehmungen waren niemals von den agressiven Staatsideen beherrscht; deshalb wurden sie zum Gegenstand des ewigen Handelns zwischen Rußland und Polen — deshalb vereinigten sie sich unter Chmelnyckyj mit Rußland, verhalfen dem Zarentum zu seiner heutigen Machtstellung und begnügten sich mit einer gewissen Autonomie, die von den nordischen Herrschern nur so lange geduldet wurde, so lange sie dazu gezwungen waren.*) Die Nachfolger Chmelnyckyj's sahen den Irrtum des ersteren ein, sie verstanden es, daß die Macht des Zarentums ebenso für die Zukunft

*) Vergleiche die „Ruthenische Revue" Nr. 1, S.

Ukraina's, wie auch für Westeuropa und für dessen Kultur stete Gefahr bedeute. Bereits damals keimte in den Köpfen hervorragender Ukrainer die Idee einer Annäherung zwischen den Ruthenen und Westeuropa, um zumindest ein kulturelles Gegengewicht gegen die reaktionären Anmaßungen des russischen Despotismus zu schaffen. Mazepa ralliierte sich sogar mit dem Schwedenkönig Karl XII. Er ist jedoch im Kampfe mit Peter dem Großen unterlegen, die Widerstandskraft Ukraina's ist für unabsehbare Zeit gebrochen worden. Die Selbstverwaltung der Ruthenen wurde immer mehr eingeschränkt und schließlich aufgehoben. Ja, im Jahre 1876 wurde sogar durch einen zarischen Ukas die ruthenische Sprache in Rußland verboten. Die Ruthenen sind somit das mit seiner Lage am meisten unzufriedene Volk in Rußland. Sie müssen sowohl gegen die barbarische, politische, wie auch gegen die nationale Unterdrückung protestieren. Nirgends ist die Unzufriedenheit aller Bevölkerungsschichten so groß, nirgends ist man von der Unsinnigkeit des zarischen Regierungssystems so überzeugt, wie in der Ukraine. Daher kommt es, daß gerade die Ukraine an der revolutionären Bewegung in erster Linie teilnimmt.

Andererseits wissen auch die russischen Revolutionäre, daß es ohne die freie Ukraine, kein freies Rußland geben werde. Auch Westeuropa — für welches das panslavistische Zarentum mit der Avantgarde anderer slavischer Stämme eine nicht zu unterschätzende Gefahr bildet — hat an dieser Befreiung ein Interesse, es dürfte dem unwürdigen Kampf, den die Regierung des Friedens-Zaren gegen die Völker Rußlands führt, nicht mehr gleichgiltig zuschauen und dem russischen Absolutismus Schildknappendienste leisten. Denn je länger das absolutistische Rußland die Bedeutung einer erstklassigen Macht besitzt, je länger es nach außen hin als stark gilt und respektiert wird, desto mutiger und hartnäckiger wird es den berechtigten Forderungen seiner Völker widerstehen.

Möge die bevorstehende Reise des russischen Kaisers der letzte Triumphzug des Zarentums sein! . . . .

Kijew, Mitte August. J. Karenko.



Ruthenische Feuerwehr- und Turnvereine „Sič". +)

Vom Jahre 1900 datiert eine sehr interessante und sympathische Bewegung im Schoße der galizischen Ruthenen, als deren Resultat die Gründung zahlreicher Feuerwehr- und Turnvereine zu konstatieren ist. Diese Vereine wurden durchwegs in den Dörfern und in den kleinen Städtchen gegründet. Abgesehen von ihrem nächsten Ziele haben sie auch eine große kulturelle Bedeutung.

Feuerwehrvereine sind in Westeuropa schon längst zu Hause, dort sind sie in jedem Dorfe anzutreffen. Aber bei den Ruthenen war es bis jetzt anders.

Das ruthenische Volk in Galizien, welches seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts unter dem Drucke der polnischen Fremdherrschaft darbte, hat insbesondere durch die Leibeigenschaft, die hier härter als irgendwo anders geübt wurde, allen Sinn zur Assoziation und zur Selbsthilfe verloren.

Dieser Sinn erwacht jetzt allmählich vom neuen, dank den Bemühungen der patriotischen ruthenischen Intelligenz und der Aufgeklärten aus dem Volke selbst. Die Tatsache aber, daß die Ruthenen in dieser Beziehung anderen Völkern weit nach-

*) Sič-Vereine sind die sympathischeste slavische Organisation dieser Art, sie entsprechen eben — wie keine andere Organisation — dem Charakter des ruthenischen Volkes und dürften in dessen Entwickelung eine große Rolle spielen. Anm. d. Red.

stehen, rächt sich insbesondere da, wo der Mensch, um sein Hab und Gut, ja sein Leben zu retten, mit den entfesselten Naturkräften, so mit der Feuersbrunst, in den Kampf treten muß.

Bricht dieselbe in einem galizischen Dorfe aus, da sind zwar viele zur Stelle, aber statt mutig zuzugreifen, beginnen die einen, die es näher angeht, zu klagen, die anderen wiederum mehr oder weniger zutreffend zu philosophieren. Kein Wunder also, daß bei solch einer Energielosigkeit, bei solcher fast an Fatalismus grenzenden Hingabe an die höhere Bestimmung, der Schaden, der durch die Feuersbrunst jährlich in Galizien angestiftet wird, solch kolossale Dimensionen erreicht. Aber, wenn man beachtet, daß fast sämtliche Wohn- und Wirtschaftsräume mit Stroh bedeckt sind, daß ferner der ganze Hof mit einem Zaune, hergestellt aus dürren Zweigen, umgeben ist, so wird man sehr leicht begreifen können, warum das Feuer in Galizien so ungezügelt walten kann.

In dem Monate Mai l. J. allein hat die Feuersbrunst in Galizien mehr als 100.000 Kronen Schaden angerichtet und während der letzten fünf Jahre hat das arme Land das mit Schweiß erarbeitete Gut im Werte von 40,000.000 Kronen in Rauch und Flammen aufgehen gesehen. Abgesehen von der Tatsache, daß fast alle ländlichen Gebäude eben aus dem besten Brennmateriale hergerichtet sind, trägt zur Vergrößerung des Übels auch nicht wenig der Umstand bei, daß während der Sommerszeit die sämtliche arbeitsfähige Bevölkerung des Dorfes sich auf das Feld begibt und im Dorfe selbst nur kleine Kinder zurückbleiben, deren liebstes Spielzeug verhängnisvollerweise die Zündhölzchen sind. Dieser traurige Umstand hat die meisten Brände in Galizien zur Folge.

Um dem vorzubeugen, wäre es unbedingt notwendig, in den Dörfern Kindergärten anzulegen, was schon vor zwölf Jahren die Schriftstellerin Natalia Kobrynska einsah und für die schleunigste Gründung solcher Kindergärten auch aus anderen, besonders pädagogischen und hygienischen Rücksichten eintrat.

Was den zweckmäßigeren Bau der Häuser anbelangt, so hat zwar der galizische Landtag ein Baugesetz erlassen, das konsequent durchgeführt, den Feuerschaden beträchtlich mindern müßte, aber dieser Durchführung steht kein geringeres Hindernis im Wege, als die Armut der galizischen Bevölkerung selbst. Merkwürdigerweise ist dieses ganze Baugesetz, wie so manches Geschenk der schlachzizischen Majorität im galizischen Landtag statt zum Wohle, zur größten Plage für die arme Bevölkerung geworden. Gehandhabt nämlich von gewissenlosen und korrumpierten Gemeindevorstehern, ist es nichts anderes als ein bequemes Mittel zu Repressalien denjenigen gegenüber, die sich mit der schlachzizischen Wirtschaft nicht befreunden wollen.

Auf diese Art und Weise verbleibt dem ruthenischen Volke nur ein Mittel den Schaden zu mindern: Gründung einer freiwilligen Feuerwehr, die wohlorganisiert und mit den nötigen Löschapparaten versehen in jedem Dorfe in einen erfolgreichen Kampf mit dem furchtbaren Elemente treten könnte.

Die ersten Organisatoren solcher freiwilligen Feuerwehr bei der ländlichen galizischen Bevölkerung waren Wolodymyr Lawriwskyj und Waßyl Nahirnyj, doch ihre Bemühungen erfreuten sich keines rechten Erfolges. Erst mit der massenhaften Gründung der Vereine „Sič“ haben diese Bestrebunge ihr Ziel erreicht.

Die Vereine „Sič“ zeichnen sich dadurch aus, daß sie nicht nur Feuerwehr-, sondern auch, und dies in überwiegendem Maße, Turnvereine sind.

Der Gründer derselben, Dr. Trylowskyj, hatte die gute Idee, den Mitgliedern neben dem erhab.nen Ziele „jederzeit bereit zu sein, Hab und Gut ihrer Mitbürger zu retten,“ noch ein anderes Ziel zu geben, nämlich „die harmonische Ausbildung der körperlichen Kräfte und die Pflege der Geselligkeit“.

Dieses erweiterte Programm hat die Vereine beim Volke sehr beliebt gemacht und das meiste zu ihrer großartigen Ausbreitung beigetragen, wobei auch die Benennung derselben von keinem geringen Einfluß gewesen.

Der Name „Sič" ist unter vielen berühmten historischen Namen einem patriotisch gesinnten Ruthenen vielleicht der teuerste. Mit diesem Namen war das bekannte Kriegslager der Kosaken auf einer der Insel des Stromes Dnipro getauft. Dies war jener Freiheitsherd, der lange Zeit hindurch das ganze ruthenische Volk in steter Erhebung gegen die gewaltsame Besitznahme des Landes seitens der Polen erhielt. Auch nachdem das polnische Königreich geteilt wurde, war die Mission der „Sič zaporozska" nicht zu Ende, denn die Russen waren den Ruthenen nicht willkommener als die Polen. Erst im Jahre 1775 fand diese Militärrepublik ein gewaltsames Ende, indem sie von der russischen Übermacht zur Zeit der Regierung Katharina's II. erdrückt wurde.

Wie aus der obigen Ausführung erhellt, muß schon der Name allein elektrisierend auf die Massen wirken, denen ihre Vergangenheit nicht unbekannt ist, und in der Tat ist dieser Nimbus, der dem Namen innewohnt, mehr als ausreichend, um einer modernen Institution die diesen Namen führt, die größten Sympathien zu sichern. Aber eben dieser Name ist auch hemmend für die Vereine, denn sein Gebrauch heißt nichts anderes als die bewußte Belebung und Erhaltung der teueren Traditionen, in denen die Herren Schlachzizen eine nicht allzu rühmliche Rolle spielten.

Alle diese Momente zusammengenommen, die im großen und ganzen auf die kulturelle Hebung des ruthenischen Volkes, wie nicht minder auf die Belebung des nationalen Bewußtseins hinauslaufen, sind zu bedeutend, als daß sie die polnischen Machthaber gewähren lassen wollten, und sie erklärten auch tatsächlich dieser ganzen Bewegung den Krieg, den wir nur andeutungsweise schildern wollen.

Als im vorigen Jahre fast sämtliche Vereine „Sič" in Kolomea zu einem Festtage sich versammelten, verbot der Bezirkshauptmann Pawlikowski den öffentlichen Parademarsch, ungeachtet dessen, daß am selben Tage in Sniatyn, fünf Meilen von Kolomea entfernt, die polnischen Sokole ein ähnliches Fest begingen und ihnen alle möglichen, die ruthenische Bevölkerung zumeist provozierenden Manifestationen gestattet wurden.

In eben demselben Jahre versuchte zweimal die Zablotower „Sič", Bezirk Sniatyn, ein Volksfest zu arrangieren, aber beidemale konnte die gute Idee nicht zur Tat heranreifen, dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen seitens der Bezirkshauptmannschaft. Ausschlaggebend für den Entschluß des galizischen Pascha war dabei eine nichtswürdige Denunziation des Zablotower Gemeindeschreibers, daß aus Anlaß dieses Festes den Polen in der Umgegend eine Bartholomäusnacht bevorstehe. Ebenso hat der obgenannte Pawlikowski die konstituierende Versammlung des Vereines „Sič" in Zamulynci verboten, wobei er sein Verbot mit der Möglichkeit einer Feuersbrunst bei dieser Gelegenheit — die Versammlung sollte in einer Scheune stattfinden — motivierte. Wie erfinderisch! Eine Feuersbrunst aus Anlaß der Versammlung eines Feuerwehrvereines.

Eine Woche nachher fand diese Versammlung denn doch statt, da der Herr Pawlikowski mit seiner Erfindungsgabe ganz zu Ende war, aber er konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit wenigstens einen Mißbrauch der Amtsgewalt zu begehen. Er ließ nämlich das Haus, in dem die Versammlung stattfand, mit Gendarmen umzingeln, die keinen einzigen Menschen von den benachbarten Dörfern hineinlassen sollten. Und doch war die Versammlung als eine öffentliche angesagt, somit ein jeder ein Recht hatte, derselben beizuwohnen.

Am 15. August — am Feste Maria Himmelfahrt — veranstaltete der „Verein der Volksgenossenschaften" in Kolomea eine Versammlung mit öffentlichen Vorträgen,



um der ruthenischen Bevölkerung Gelegenheit zu bieten, statt der jesuitischen Predigten etwas Belehrendes zu hören. In das Programm wurden folgende Punkte aufgenommen:

1. Über das Zivil- und Strafrecht.
2. Kapitel aus der Geschichte des ruthenischen Volkes.
3. Über das Feuerwehrwesen.

Selbstverständlich, daß den letzten Vortrag der Prolegent mit einer Aufforderung an die Versammelten, überall die Vereine „Sič" zu gründen, hätte beendigen müssen. Dies hat Herr Pawlikowski vorausgesehen und für ihm war es schon Grund genug, um die Abhaltung eines derartigen Vortrages zu verbieten. In Anbetracht dessen berief der obgenannte Verein die ordentliche Generalversammlung, die an eben demselben Tage stattfinden sollte; aber auch zu dieser Konzession ließ sich Herr Pawlikowski nicht bewegen und die Generalversammlung mußte entfallen.

Außer des Herrn Pawlikowski hat es noch so mancher von den galizischen Machthabern für seine heiligste Pflicht gehalten, vermittels Mißbrauches der Amtsgewalt und der Nichtbeachtung der geltenden Gesetze die Arbeit der Ruthenen auf dem Gebiete kultureller Hebung zu stören; wir wollen aus der großen Reihe von Beispielen noch folgende herausgreifen:

Herr Jaworczykowski und Mojsa, die beiden Herren, von denen der erste Bezirkskommissär, der letzte Großgrundbesitzer und nebenbei auch Reichsratsabgeordneter und Präsident des Bezirksrates ist, reichten sich die Hände zum würdigen Bunde und eröffneten einen regelrechten Feldzug gegen die Vereine „Sič" in ihrem Bezirke. Sie fuhren von Dorf zu Dorf, beriefen den Gemeinderat und befahlen demselben, einen Beschluß zu fassen, kraft dessen den Mitgliedern des Vereines verboten wurde, auf freien Gemeindeplätzen die Übungen abzuhalten, wodurch ihnen die Möglichkeit, sich turnerisch auszubilden, benommen wurde. Überdies hat Herr Mojsa in Zablotow verordnet, daß die Vereinsmitglieder sich der Gemeinde-Feuerspritze nicht bedienen dürfen. Als daraufhin der Verein, um sich seine eigene Spritze anzuschaffen, ein Volkskonzert veranstalten wollte, wurde dasselbe konsequenterweise verboten.

Einer sehr interessanten Methode bei der Bekämpfung dieser Bewegung bedient sich der Bürgermeister des Städtchens Peczeniżyn, Herr Majorko Hessel — eine berüchtigte Wahlhyäne. Am 9. August l. J. veranstaltete der dortige Verein „Sič" ein Tanzkränzchen. Majorko zitierte alle die Teilnehmer dieses Kränzchens vor sich und bestrafte dieselben mit einer Geldbuße von 10 bis 100 Kronen oder 10 Tage Arrest, wobei er sich auf eine Gouvernementsverordnung vom Jahre 1827 berief, behauptend, daß der Verein zu solch einer Veranstaltung von ihm die Bewilligung haben sollte. Die Bestraften haben natürlich rekurriert, aber Herr Majorko sagte: „Es werde nichts helfen, da der Bezirkshauptmann Linde mir versprochen hat, alle nur möglichen, von mir getroffenen Verordnungen zu bestätigen."

Möglich, daß es in Galizien auch schon so weit gekommen ist.

Der Ruhm und das Verdienst um die allpolnische Idee, die sich schon so ein Majorko hat erwerben können, raubten dem hochstrebenden jungen Grafen Dzieduszycki, dem Sohne des berühmten Wahlmachers Wojciech, den Schlaf. Wie dem jungen Alexander von Mazedonien beim Lesen der Iliade, so war es dem Grafen zu Mute, wie er von all' diesen großen Taten, die Pawlikowski, Mojsa, Majorko u. v. a. vollbrachten, hörte. „Ich muß sie alle übertreffen!" war sein geheimer, aber desto heiligerer Wunsch. Die Gelegenheit dazu kam bald; es brach nämlich ein Brand im Städtchen Jesupol aus, den zu löschen auch der junge Graf mit dem ganzen Troß seiner Heiducken herbei eilte, aber zur Stelle kam er post festum. Der Brand war schon dank der opferfreudigen Aktion des dortigen Vereines „Sič" gelöscht. Doch der temperamentvolle Graf hielt es für unbedingt notwendig, noch seine Befehle erteilen zu müssen



und in seinem Eifer ging er so weit, daß er ein Mitglied des Vereines tätlich beleidigte. Dem gekränkten Bauernburschen wollte es nicht einleuchten, daß dies im Namen der allpolnischen Freiheit und Gleichheit geschah, nicht einmal, daß dies nur der unmittelbarste Ausfluß der allpolnischen Kultur sei und zufolge dessen hatte der edle Graf Muße genug, im Straßenkot darüber nachzudenken, ob er schon seinen großen Vorfahren gleichgekommen ist.

Dies alles sei nur eine winzig kleine Auslese der Tatsachen, die beweisen sollen, auf was für Hindernisse die Ruthenen in ihrem kulturellen und im gesellschaftlichen Leben stoßen. Und wenn man bedenkt, daß alles dies weder in der asiatischen Türkei, noch bei den Zulukaffern, sondern im konstitutionellen Österreich geschieht, da muß man sich ganz unwillkürlich die Frage stellen: Wozu existieren denn eigentlich die Gesetze, wenn sie vor allem von den Behörden mit Füßen getreten werden; was ist ein Staatswesen wert, das seine gesetzlichen Bestimmungen selbst von seinen eigenen Organen straflos verletzen läßt? . . .

Zum Schlusse müssen wir noch einige Worte der Politik den polnischen Hakatisten widmen. Sie rufen immer die Polizei gegen unsere, gewiß sehr harmlose Organisation „Sič" an, während wir uns den polnischen Sokolisten gegenüber sehr loyal und streng objektiv verhalten. Das tschechische Blatt „Samostatnost" sagt in der Charakteristik des letzten polnischen Sokolistentages in Lemberg ausdrücklich, die Tschechen halten ihre Sokolisten für ein nationales Heer nur im bildlichen Sinne, während die Polen ihre Sokolisten als ein Nationalheer, in wörtlicher Bedeutung, betrachten, als Kadre der zukünftigen polnischen Armee. Wenn wir uns nun der polnischen Nationalmiliz gegenüber so korrekt verhalten, könnten unsere slavischen Brüder, die ja bekanntlich das Wort „Freiheit" immer im Mund führen, auch in Anbetracht unserer loyalen Organisation mehr kaltes Blut bewahren.

Kolomea. Kl. Obuch.



Ukraine und Ševčenko.

(Eine literar-geschichtliche Betrachtung.)

II.

Ševčenko war ganz und gar ein nationaler Dichter und Apostel seines Volkes, weil er auf dem mit Kosakenblut durchtränkten Boden im Demokratismus des Ukrainerlebens und der Literatur aufgewachsen ist, weil sein Geist sich von der reichen Volkspoesie nährte. Wir sehen bei Ševčenko die einfache Kraft und innige Lieblichkeit der ukrainischen Volkspoesie und Volkssprache, aber zugleich einen tieferen Geist und glänzende Reinheit der Seele; die Kraft der Empfindung zeigt er anders als die Volksmasse, weil er ein Genie ist, weil der Inhalt seines Fühlens viel reicher, die Kenntnis des Menschenherzens viel größer ist. Das Herz des Taras hielt sich mit aller Kraft an dem Vaterlande, an seiner Poesie und an seinem Volke. Er liebte „dieses stille Paradies" mit dessen Glück und Unglück, dieses irdische „Paradies", in dem er und das Ukrainervolk wie in einer Hölle lebte. Seine Gefühle zeigte er in so schönen lyrischen Liedern, in einer so starken und innigen Art, wie stark und innig seine Liebe zur Ukraine war.

Und diese Liebe mußte wahrlich groß sein, wenn der Dichter singen konnte: „Ich liebe meine arme Ukraine so sehr, daß ich für sie meine Seele hergebe und für sie gerne zugrunde gehe.“ Oder anderswo: „Es scheint mir, daß es nichts schöneres bei Gott gibt, als den Dnipro und unsere ruhmreiche Ukraine.“ Mit hellen Farben malt er die breiten Steppen der grünen Ukraine, darauf große Grabhügel, welche jetzt vereinzelt dastehen und trauern, den donnernden Dnipro, weiße Hütten, Weichselanlagen — ein stilles Bauernglück. In den Akkorden seiner Poesie fühlen wir das Lärmen des Meeres, geheimnisvolles Lispeln der Haine, süßes Geschwätz der Geliebten, Mädchengesang unter der Weide, leidenschaftliche Töne der Liebe — doch neben all' dem Glück ist das Klagen und Jammern des Dichters über sein Schicksal und Elend zu vernehmen. Aber nur kurze Zeit hält sich der Dichter über seinem persönlichen Geschicke auf. Er läßt bald Anderer Elend sprechen, das schwere Stöhnen eines bedrückten Unfreien, das Klagen einer unglücklichen Liebe, das Jammern eines unterworfenen Volkes. Er verlangt niemandes Mitgefühl, aber selbst läßt er es anderen zuteil werden, innig und herzlich.

In seinen Liedern (Dumky) tönt eine Skala von lichten und dunklen, leidenschaftlichen und ruhigen Gefühlen von eigenem Schmerze bis zum Schmerze und Leiden der Menschheit. Diese Lieder gehören wahrhaft zu den schönsten Blüten der europäischen Lyrik. Das Talent, in richtigen Formen und Farben das Leben des ruthenischen Volkes zu schildern, schaffte Perlen der Poesie, wo der edlen Liebe eines Mädchens, der opferwilligen Liebe einer Mutter, ein dauerndes und teueres Denkmal gesetzt wird. Andere klingen als feuriger moralischer Protest, als Notwehr eines Weibes, welches der Leidenschaft zum Opfer fällt, welches in lebenslangem Dienste weit von der Heimat irgendwo in der breiten Welt oder sogar im Tode seine Rettung findet.

In den Gedichten „Neofity“ und „Marie“ hat Ševčenko die Grenzen des ruthenischen Volkstums überschritten, indem er auf das allgemein Menschliche übergegangen ist. Er stellt großartige Bilder des Kampfes für die Wahrheit dar und schildert das Ideal einer Frau, einer Mutter. Von der Schilderung der idealen Familie schwingt sich der Dichter höher empor und umfaßt das ganze Volk. Vor seinen Augen liegt die Ukraine, eine teuere Gegend, aber von den Polen und Großrussen (Moskovitern) geplündert. Die Ukraine ist eingeschlafen — mit Grünem bedeckte sich die Erde. Nur die Herren tanzen, feiern — und das unterjochte Volk stöhnt in der Finsternis und hungert. Die erbitterte Seele des Dichters wendet sich von diesem Elende ab und — nach Ruhe sich sehnend — flieht sie in die traurige aber berühmte Vergangenheit der Ukraine und vor seinem inneren poetischen Auge erwacht — das Kosakentum. In den Kosaken sah Ševčenko Kämpfer für die religiöse, politische und soziale Freiheit der Ukraine und umgab sie mit der Fackel des Ruhmes. Diese blutigen Bilder mit Shakespearischen Szenen schilderte er im Geiste der Volkspoesie, aber in den Boden derselben legte er erhabene, humane Gedanken eines tieffühlenden Herzens — über den Blutbächen, über den Totenhaufen erhebt sich der Geist des Dichters, welcher das Vergießen des brüderlichen Blutes beweint; er gibt diese Bilder nur als warnendes Beispiel den Enkeln, indem er



sie zur brüderlichen Liebe und Eintracht auffordert. Aber der nationale Schmerz tat ihm sehr wehe, das politische Unrecht brannte seine Seele dermaßen, daß er sein Augenmerk von der gleichzeitigen Wirklichkeit nicht abwenden konnte. Je mehr er sich in die Unfreiheit der Ukraine vertiefte, desto mehr näherte er sich der Erkenntnis des Ursprunges und des Grundes dieser elenden Lage. Und siehe — die wunderbaren Kosakenbilder verlieren ihren Glanz, der Dichter selbst nimmt den Kosaken den Ruhmeskranz vom Haupte.

Die Kosakenhetmane nennt er Knechte und Fußgestell Moskaus, Warschauer Mist, weil sie diese Zustände verursacht haben, indem sie das Ruthenenland dem Schutze der moskovitischen Zaren übergaben, welche nicht nur politische, aber auch nationale Freiheit vernichtet haben. Als Ševčenko die Wurzel des politischen, sozialen und nationalen Druckes zu suchen begann, konnte er nicht umhin, sie in der Leibeigenschaft, in der durchaus demoralisierten Staatsmaschine, in den fremden und auch eigenen Herren zu erblicken. Die Geschichte zeigte ihm wieder, daß das moskovitische Zarentum an allem schuld sei.

Mächtig schildert Ševčenko jenes Unrecht, welches man Leibeigenschaft nennt und jeder einzelne Vers klingt als Protest dagegen. Es tritt vor unseren Augen eine ganze Galerie der dunklen Porträts der unmenschlichen Herren, die am eigenen Volke das größte Unrecht begehen, ihre „Brüder" verkaufen, verspielen, bedrücken, ihre Arbeit ausnützen, ihre heiligsten menschlichen Gefühle mit Füßen treten und beleidigen.

Der Dichter träumt einmal von seiner lieben Ukraine, welche mit blühenden Gärten bedeckt und mit glänzenden Tautropfen schimmernd sich im Lichtmeere der aufgehenden Sonne badet. Leider — nur ein Traum. In Wirklichkeit aber tauchen ihm vor den Augen furchtbare Szenen auf, welche eine Folge der Leibeigenschaft sind. Die grünen Gärten sind getrocknet, die weißen Hütten sind verfault und baufällig, die Teiche sind mit Rohr verwachsen; das Dorf sieht wie nach einem Brande aus, die Leute gehen stumpf zur Robot. Man zerrt von den armen Leuten den geflickten Mantel, man quält die Witwe wegen der Steuer, man fesselt ihren einzigen Sohn — die Hoffnung und den Trost — und führt ihn zum Militär ab. Dort bei dem Zaune stirbt ein armes Kind vor Hunger und die Mutter mäht auf dem Felde des Herrn den Weizen. Dort geht ein von einem Herrn verführtes Mädchen mit einem Kinde am Arme und der Herr läßt sich schon wieder eine andere herbeiführen. In der Ukraine — stöhnt das Elend, zu Tausenden sterben die Hungernden — und die herrschaftlichen Vorräte faulen in den Speichern. Die schwarze Erde betreten noch schwärzere Leute, im Joche gehen die Söhne eines ritterlichen Volkes zugrunde — und die faulen und stolzen Herren tanzen und trinken in prächtigen Palästen. „Traurig, sehr traurig ist es in dieser Kirgisenwüste zu sterben", ruft Ševčenko, „aber noch bitterer ist es, in der Ukraine zu leben und zu schweigen."

Ševčenko schwieg nicht, er konnte nicht schweigen. Seine Aufgabe hat er sehr gut begriffen und erfüllt.

Seine Gedichte sind ein großer Akt der Anklage gegen die Leibeigenschaft, der erste kühne Schlag auf das faule Unrecht dieser



unmenschlichen Institution in Rußland. Und was für eine bittere Ironie des Geschickes — dem Dichter war es nicht gegönnt den ersehnten Moment zu erleben — er starb einige Tage vor der Abschaffung der Leibeigenschaft.

Für alles Unrecht, für die Unterdrückung, für die Demoralisation, Ausnützung und Ausbeutung der Ruthenen in der Ukraine, für den starren Eigensinn der Herrschenden und Stärkeren macht er den eigensinnigsten Herrn dieses dunklen Zarentums, den Zaren selbst, verantwortlich.

Am stärksten klingt diese Anklage im Gedichte „Der Traum". Am Anfang malt Ševčenko seine schöne, mit Sonnenstrahlen beleuchtete, im lieblichen Reiz gekleidete Ukraine. Und in scharfem Kontraste dazu stellt er gleich dieselbe Ukraine mit all' dem Elend dar, das sie tatsächlich birgt. Der Dichter selbst flieht vor dem roten Lichte, er flieht mit seinen Gedanken in die Wüsten und Schneeberge, um sich vor den Menschen zu verbergen. Aber umsonst! Auch dort klirren die Fesseln. Der Erde entsteigen nicht tote, sondern lebende Leute, Arrestanten, welche aus der Tiefe der Erde Gold hervorholen, um damit den Schlund des Zarentums zu füllen. Unter Mördern und Räubern gehen in gleichen, ja sogar schwereren Fesseln die kühnen Vertreter der Freiheit, die Verkünder der großen humanen Ideen einher.

Petersburg ruft dem Dichter alles Unrecht ins Gedächtnis, das die Ukraine von Zaren erduldete. Die Bronzestatue Peters des Großen — wie viel Menschenleben, wie viel Torturen und Blut der Ruthenen kostete diese Kleinigkeit! Peter war der erste, welcher der politischen Macht und Selbständigkeit der Ukraine den Todesstoß versetzte, welcher mit den Händen und dem Intellekt der Ukrainer den Weg dem asiatischen Osten in den kulturreichen Westen eröffnete. Er war der erste, der die Ukraine kreuzigte, und Katharina die zweite, welche die Leibeigenschaft einführte, Land und Leute an ihre Günstlinge und Lieblinge verschenkte.

Im Namen dieser traurigen Vergangenheit, im Namen von Millionen geknechteten und gequälten Menschen, im Namen alles Elends und Leidens des ruthenischen Volkes verflucht er die Zaren.

Neben dem Zaren zeigt uns der Dichter eine ganze Reihe von Bureaukraten, den Blutegeln, Lakaien und Speichelleckern im Gold und Silber, welche gut gesättigt, bloß an neue Prellerei denken, Blut wie Wasser vergießen und die niederen Beamten bedrücken, welche Knechte der Knechte sind und wieder die Niederen bedrücken und ausbeuten. Als letzte und einzige Quelle jeder Ausbeutung gilt das Volk selbst.

Wenn im besprochenen Gedichte überall die heimatliche Ukraine vorkommt, wenn es eine schwere Anklage des dunklen Zarentums für vergangenes und gegenwärtiges Unrecht der Ruthenen aus dem ausschließlich nationalen Gesichtspunkte ist, so ruht das Gedicht „Kaukas" auf einem breiteren, allgemein menschlichen Boden; es ist die Verherrlichung eines jeden Kampfes für die Freiheit.

So ist Ševčenko der erste politische Dichter der Ruthenen, welcher den Nachfolgenden den Weg zeigte.

In einem absolutistischen Reiche, wo es weder Wort- noch Gedankenfreiheit gab, ein so energisches Wort für die Freiheit und für die kardinalsten Menschenrechte zu erheben, war zu kühn und zu gewagt.



Und in der Tat mußte der Dichter sein Wagnis mit zehnjähriger Freiheitsstrafe bezahlen.

Die Gedichte Ševčenkos in einer edlen, musterhaften Volkssprache geschrieben, sind ein mächtiger Akkord der individuellen, nationalen und allgemein menschlichen Gefühle. Bei ihm ist kein falscher Ton, der sich der Humanität entgegensetzte.

Ševčenkos Nationalismus ist kein enger, chauvinistischer, kein nationaler Haß, sondern die Verteidigung der eigenen nationalen Individualität und die Achtung vor den fremden nationalen Gefühlen.

In seinem Herzen hat die ganze leidende Menschheit und besonders das verachtete Slaventum Platz gefunden. Aus dieser Liebe erwuchs die Gründung der Cyrill-methodeischen Brüderschaft, welche aus der ruthenischen Intelligenz bestand. Der Hauptzweck dieser Brüderschaft war es, das unter der Petersburger Knute sterbende Volk wieder zu beleben und eine selbständige Literatur zu pflegen. Diese Idee ist ein Teil der Idee von einem Föderationsverbande aller Slaven, wo jedes Volk seine Individualität bei der persönlichen und allgemeinen Freiheit behalten sollte. Das ruthenische Slavophilentum war von dem moskovitischen und dem jetzt hauptsächlich in Österreich propagierten durchaus verschieden.

Das ruthenische Slavophilentum, mit seiner Idee der Gleichberechtigung aller Nationen, war vom moskovitischen, dessen Idee es war, über die übrigen Slaven zu herrschen, so zu herrschen wie jetzt über die Ruthenen und Polen — grundverschieden. Das letzte war das absolut-orthodoxe Slavophilentum, dem das jetzt von moskovitischen Agenten propagierte sehr nahe steht, wenn auch nicht mit demselben identisch ist. Wie hoch und schön sind die Worte Ševčenkos: „daß alle Slaven gute Brüder und die Söhne der Wahrheit werden" im Vergleiche zur Apotheose des moskovitischen Adlers von Chomjakow, welcher mit seinem Donner die Rechte der ganzen Welt geben zu können glaubt; oder im Vergleich zu Puškins Worten, daß alle slavischen Flüsse im russischen Meere verschwinden sollen?!

Der Dichter fordert seine Landsleute zur Liebe zum Volke auf, er wendet sich auch an die Renegaten, er fleht sie an, Menschen zu werden, das Bild Gottes in sich nicht zu beflecken, den Feinden die Ukraine nicht hinrichten zu helfen, dieselbe mit vollem Herzen zu lieben, die Geschichte der Ruthenen zu studieren, um zu sehen „wer wir sind; durch wen und warum gefesselt; wo die Wahrheit, wo das Unrecht sei?"

Er bittet seine Landsleute, daß sie auch dem geringsten Bruder Liebe zuteil werden lassen, daß sie sich aus den Fesseln befreien, zu Brüdern werden und in der freien Ukraine im stillen Familienkreise auch seiner mit einem guten Worte gedenken.

Taras Ševčenko ist der größte ruthenische Dichter, er ist der beste Vertreter der ruthenischen Ideen. Sein Einfluß auf die Ruthenen, auf ihre kulturelle, soziale und politische Entwicklung ist außerordentlich bedeutend. Seine Muse trug viel zur Wiederbelebung des ruthenischen Volkes bei, sie ermunterte und begeisterte diejenigen Männer, mit denen jeder Fortschritt im Leben der Ruthenen eng verbunden ist. Sein Sterbetag gehört zu den größten nationalen Feiertagen und zu seinem Grabe pilgern Massen, wie zu einer Heiligenstätte.



Aber nicht nur die Intelligenz, sondern auch die breiteren Volksschichten verehren das Angedenken des Dichters. Ševčenkos Lieder hat sich das Volk zum Eigentum gemacht und drückt durch dieselben sein Leid und seine Wünsche aus. Es sind 42 Jahre her, daß der große Dichter verstummte, aber sehr wenig änderte sich zum Vorteil des ukrainischen (ruthenischen) Volkes, sowohl in kultureller, als auch sozialer und politischer Beziehung. Der Despotismus, gegen welchen Ševčenko so kühn und feurig aufgetreten ist, dauert bis heute.

Nach dem Tode Ševčenkos wurde zwar die Leibeigenschaft beseitigt, dadurch veränderte sich aber nur die Form, das Wesentliche blieb gleich. Die Untertänigkeit, die Ausnützung, Verunglimpfung der Ruthenen dauert bis heute fort und wird durch Unintelligenz, durch Dunkelheit, die die Frucht der russischen Staatsorganisation sind, weiter erhalten.

Die Poesie Ševčenkos hat aber keine ephemere Bedeutung, sondern eine beständige, weil er ein Dichter nicht nur der leidenden und bedrückten Ruthenen, sondern auch der leidenden Menschheit ist.

Lemberg. Ivan Bryk.



Gottesspende.

Von Ivan Semaniuk.

Unter den großen Heiligenbildern beteten auf den Knieen Gruppen zusammengeduckter Badiki. Mit auf den Rücken zurückgeworfenen Köpfen und erhobenen Händen baten sie die Heiligen um alles, oder legten die Hände auf der Brust gleich zwei Brettchen zusammen, stützten mit ihnen die gesenkten Gesichter und mit trauervollen Stimmen beteten sie in Bruchstücken die Vaterunser. Bekreuzten sich und schlugen mit den Fäusten an die nackte Brust und sprachen aus ihr Leid. Und wenn sie um irgendeinen wichtigen Punkt die Heiligen baten, so schlugen sie die Hände gleich Latten aneinander nnd stöhnten aufrichtig, flehten mit den Augen nnd berührten mit den Häuptern die Erde.

In der Weiberabteilung lagen die Weiber neben- und hintereinander gleich Birnen.

Denn diese Geschöpfe müssen sich vor dem Herrgott recht artig zusammenlegen, wollend, daß ihr Gebet erhört werde. Auf die Knie müssen sie fallen und die Köpfe zur Erde neigen.

So hat es zu sein, so wollen es die Heiligen.

Und so betete auch die Witwe Semenycha ganz im Hintergrunde.

Ja, sie betete, auf die Erde hatte sie sich niedergeworfen, und küßte fortwährend die Erde.

Die Lichter brannten in der Kirche, blinzelten durch den Weihrauch den Heiligen zu, flehten Gott um Gnade für die Sünden.

Die Seufzer der Bauern flossen gleich Tau von den Heiligen.

Der Vorsänger echote lärmend voll Eifer, daß der Gottesdienst ja schön sei, daß den Heiligen die Seele sich erfreue.

Die Glocken tönten, dröhnten und klingelten, mit leichtem Kamm strichen sie über Semenychas Kopf.



Sie betete für die Gesundheit ihres Sohnes, daß ihn die Kugeln beim Militär verfehlen, daß er dort nicht sterbe. Sie fühlte, wie die Kugeln in der Luft pfiffen, wie sie auf dem Felde rollten, in der Erde wühlten, die Menschenarbeit verschütteten.

Von hier aus eine Wolke, von dorther eine Wolke, lauter blaue Röcke, lauter Menschenkinder. Die einen schießen auf die andern, durchbohren einander mit den Säbeln, das Blut fließt in Bächlein; da gibt's kein „Halt".

Ossisznikow's Hrycko erzählte es diesen Sonntag auf der Wiese. Er ist ein Kaiserskind, hat sein's abgedient; er weiß was „ein Bataillon" vermag. Als die Burschen aus dem Dorfe zogen, und auf den Fuhren der Reichen fortfuhren, da sangen sie eine solch' trauervolle Weise, daß das ganze Dorf weinte. Die Reichen weinten, steckten ihren Söhnen Silberlinge zu, schwelgten in den Wirtshäusern in Schnaps und verabschiedeten die Kinder auf den Tod.

Und sie hatte abseits allem zugeschaut, hatte keinen Zutritt gehabt.

„Ja, beim Kaiser gutes Dienen, doch ein schlechter Lohn,
Und so manch ein brav Soldate kam nicht mehr davon."

Die Burschen sangen und ihr Sohn saß am Rande der Wagenleiter und blickte nach seiner Mutter. Aber er sah sie so an, daß ihr vor den Augen dunkelte und das Bewußtsein zu vergehen drohte. Er war so traurig, so bleich, als wär's nicht dasselbe Kind. Es war ihm so bange nach seinem Mütterchen, das allein zurückbleiben mußte. Doch möge der Arme nach ihr nicht gar so trauern und klagen, denn sie kann ihm nichts geben. Was sie gehabt, hatte sie ihm gegeben, und das Übrige möge er ihr nachsehen, sie hat ja nicht woher. Wenn der selige Vater noch wäre, so hätte sie für den Sohn alles aufgehoben; aber was kann eine arme Witwe geben?

Die Wagen rollten, der Damm der Menschen zerriß, eine Menge Fuhren zerfloß. Erde tue dich auf!

„O weh', Kaiser, lieber Kaiser, wozu mußt uns werben?
Ist kein Brot in Magazinen, soll'n wir Hungers sterben?"

Es schien ihr, als höre sie das Soldatenlied gleich einem traurigen, undeutlichen Rauschen im Walde.

Die blauen Mäntel schillerten in der Sonne, gleich Blümchen bannten sie die Augen. Die scharfen Bajonnette blitzten gleich Spiegeln, man könnte sich anschau'n darin.

In den Lüften flogen die Krähen, suchten das Blut. In dem Moment wird die Schlacht beginnen. Ihr Sohn wird getroffen.

„Aber wenn unser allerhöchster Vater gut ist, daß ihn der Feind nicht wütend macht, so wird er keinen Krieg machen, die armen Soldaten mögen sich erholen, sagt er", erzählte Iwan Pisztakiw den Weibern vor der Kirche.

Gleich Traumerscheinungen verschwanden die Wolken der Soldaten, und sie betete, auf daß den allerhöchsten Vater niemand wütend mache. Irgendwo ist ein Palast, so groß wie die Kirche, und in diesem Palast zucken Blitze von all dem Golde und Silber. Leuchter schobernhoch, die Kerzen brennen in Garben. Dort ist wohl ein großer Altar von Gold geschmiedet, mit silbernen Klammern an der Erde befestigt. Eine Lohe geht vom Lichte aus, zittert an den Wänden. Am Altare sitzt

der Kaiser, der allerhöchste Vater. Und wenn er sitzt, darf keine Fliege summen. Um ihn herum kniet das ganze Militär, erwartet den Befehl. Und wenn dem Kaiser in der Nachricht etwas nicht gefällt, so wird ihn niemand verhindern uud er wird Krieg führen. Er braucht nur mit dem Finger zu winken. Und ist in der Schrift etwas nicht richtig, wird's eine Krüppelschlagerei geben. Aber darum bittet auch die Welt den Herrgott, daß es kein Unrecht gebe, daß es dem Kaiser wohlergehe, daß die kaiserliche Erde üppig fruchtbar werde, daß das kaiserliche Kind recht gesund bleibe, und daß es im Hause keine Bettlägerigkeit gebe.

In der Kirche wallte es auf, erhob sich ein Wind von frommen Seufzern. Alle Welt drängte sich vor, um Gottesspenden darzubringen, denn der Gottesdienst begann. Der Vorsänger vermerkte sich das Geld für die Lebendigen und Toten. Dabei war ein Sandale von irgend jemand der Semenycha auf den Kopf gestoßen und hatte ihr Gebet unterbrochen.

Sie stand fluchend auf und schloß sich der Woge an, die vorwärts trieb. Sie bekreuzte sich und schlug sich in die Brust, und alle Kreuzigungen küßte sie ab. Sie drängte zur Bank des Vorsängers und löste den Knoten ihres Tüchleins mit den Zähnen. Endlich hatte sie sich herangedrängt und diktierte dem Vorsänger ins Ohr, damit er vormerke:

„Das da für die kaiserliche Erde, daß sie fruchtbar werde und fürs liebe Kind und für die Gesundheit, und daß niemand den allerhöchsten Vater erzürne."

Und bei jedem Punkt warf sie Geld in die Schale. Der Vorsänger hörte nicht recht die Opfer der Alten und befragte sie darüber noch einmal, und sie wiederholte dasselbe noch lauter: „Daß den Kaiser irgend ein Elend nicht fuchtig mache, daß . . . ." Hierauf betete sie dafür laut ein Vaterunser.

Aber die Badiki hatten ihre Gottesspende gehört und waren unzufrieden. Sie stießen einander mit dem Ellenbogen an, zwinkerten für sich und verständigten sich, daß sie ganz unnötig — umsonst — die Groschen ausgeworfen, denn das wird vom Herrgott nicht angenommen.

„Was, Brüderchen, benötigt etwa der Kaiser das Weibsbild?"

„Ei, wo denn! und wenn sie auch einen ganzen Ochsen gäbe, so ist's umsonst."

„Unnütz ist ihre Gottesspende, bei Gott, unnütz!"

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Irene Koralewycz.



Glossen.

Die galizischen Potentaten sind außer sich, sie können sich nicht beruhigen. Das große Übel, das sie bereits lange befürchtet haben, ist heuer eingetreten. Der große Ausstand der ruthenischen Feldarbeiter vom vorigen Jahre ist im Vergleiche mit dem nunmehrigen Unglücke gleich Null gewesen. Die Herren Schlachzizen haben nämlich immer jeden Kontakt zwischen den Deutschen und Ruthenen gefürchtet. Vor allem haben sie schon seit Jahren mit verschiedenen Mitteln und Mittelchen die Auswanderung ruthenischer Feldarbeiter nach Deutschland verhütet. Die galizische Landesregierung hat nämlich keinem Ruthenen und keinem ruthenischen Vereine die Bewilligung



zur Gründung eines Arbeitsvermittlungsamtes erteilt. Dagegen bekamen sehr viele Polen und polnische Vereine solche Konzessionen. Und so kam es, daß nur polnische Feldarbeiter jedes Jahr massenhaft nach Deutschland gingen. Letzthin organisierte aber das ruthenische National-Komitee eine Agitation unter der ruthenischen Landesbevölkerung, um auch eine Auswanderung ruthenischer Saisonarbeiter zu organisieren. Freilich veranstalteten die polnischen Behörden eine Gegenagitation. Man suchte den ruthenischen Bauern klarzumachen, daß die Deutschen den armen Feldarbeiter nur ausbeuten wollen — es wurden auch solche Fälle erzählt, wo der aus Galizien eingewanderte Saisonarbeiter beraubt und per Schub zurückgeschickt wurde. Die Auswanderer wurden massenhaft auf den Bahnhöfen verhaftet, u. s. w. Es sind aber trotzdem heuer viele Ruthenen nach Deutschland ausgewandert und das dürfte nur der Anfang sein, da nach dieser Probe die Auswanderung im nächsten Jahre zweifellos größere Dimensionen annehmen wird.

Ruthenische Bauern werden in Deutschland neue Einrichtungen kennen lernen, sie werden sehen, daß die Macht der Schlachta doch nicht grenzenlos und nicht unendlich sei — sie werden nach Hause Ansichten und Erfahrungen bringen, die den galizischen Potentaten nicht passen werden. Daher die nervöse Polemik in den Zeitungen, daher die unsinnigsten Pläne zur Bekämpfung der angeblichen ruthenisch-deutschen Allianz. Um das Polentum in diesem nervösem Kampfe zu stärken, hat jüngst ein polnischer Gernegroß in allpolnischen Blättern den drolligen Plan eines japanesisch-polnischen Bündnisses vorgeschlagen. Die Herren sind eben bald verrückt. . . .

* * *

Ein politischer Schachzug der Heeresleitung ist die Verfügung, daß die Ende September zu entlassende Mannschaft bis zum Ende des Jahres im Heeresverbande verbleiben soll. Es ist richtig, daß das neue Gesetz über das Rekrutenkontingent die — vom Abgeordneten Chiari angeregte — Bestimmung enthält, daß die Aushebung nur entsprechend dem vom ungarischen Reichstage bewilligten Kontingente erfolgen darf. Da eine Bewilligung in Ungarn nicht erfolgt ist, so kann die Einhaltung dieser Bestimmung nicht stattfinden. Aber wir in Österreich haben schon bei ebenso wichtigen Anlässen den § 14 handhaben gesehen. Eine Änderung dieser Gesetzesbestimmung auf Grund des § 14 wäre möglich gewesen und hätte kaum Widerstand gefunden. Man hätte sich damit abgefunden, daß die Verfassung zwar abermals verletzt wurde, aber diesmal nicht zum Schaden der Bevölkerung, was allerdings ein Novum wäre. Aber wenn die Anwendung des § 14 durch das ganz plötzlich erwachte konstitutionelle Gewissen unserer Regierung verhindert wird, weshalb hat man dann nicht den Reichsrat und das Herrenhaus zu einer ganz kurzen Tagung einberufen um dieses Gesetz abzuändern? Das wäre möglich gewesen und Zehntausenden von Staatsbürgern wäre das bittere Geschick erspart geblieben, noch ein Vierteljahr länger dem bürgerlichen Leben und der bürgerlichen Arbeit entzogen zu sein. Es ist Opfer genug, drei Jahre im Waffenrocke zu stecken. Unzählige der Betroffenen haben sich für den Herbst eine bürgerliche Arbeit wieder gesichert. Sie ist ihnen jetzt verloren. Wenn sie aber dann zu Neujahr — mitten im Winter — entlassen werden, finden sie in dieser ungünstigen Zeit kaum Arbeit und Erwerb. Man will aber die armen Kerle im Waffenrocke als Sturmbock gegen die ungarische Obstruktion benützen, Mißstimmung gegen die Obstruktion erzeugen und sie so zur Abrüstung zwingen. Der Plan ist schlau, ob auch rühmenswert, das ist eine andere Frage. Vielleicht erreichen die Herren auch gar nicht den beabsichtigten Zweck, sondern lediglich diesen, daß man sich wieder stärker bewußt wird, daß das Volk immer wieder den Prügelknaben abgeben muß, wenn die Herren mit ihrer Regierungsweisheit zu Ende sind und daß man sich erst leise und dann immer lauter frägt: Ja, müssen wir denn dies

alles ruhig hinnehmen? Mit der Antwort, die das gesunde Volksempfinden auf diese Frage gibt, wären die Herren ebenso unzufrieden wie wir es mit ihnen sind!

* * *

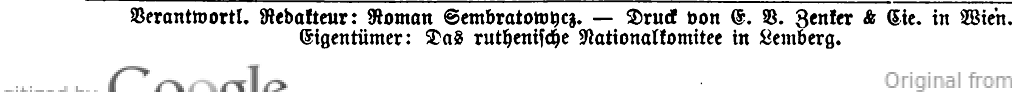
In Makedonien spielt sich eine Tragödie ab und Europas „öffentliche Meinung", diese virtuose Lügnerin und Heuchlerin liefert das Satyrspiel hiezu. Widerwille und Hohn erfaßt Einen, wenn man das schlau-berechnende humanitäre Gefasel der diplomatischen Noten liest, oder die Weisheitsergüsse unserer Leitartikler. Man frägt sich: Sind die Leute so unwissend oder so gefühllos? Haben sie vor lauter altjungferlicher Empfindlichkeit das rein-menschliche Empfinden verloren? Oder sträuben sich die „interessierten Mächte" etwa nur deshalb gegen den Kampf der Makedonier, weil sie befürchten, daß für sie selbst keine Beute abfällt? Stehen für die Presse wirtschaftliche Interessen auf dem Spiele? Oder haben alle die Herren einfach das Gedächtnis verloren, da sie über die Taten der Komitatschi Zeter und Mordio schreien und von „Freveltaten" und „Unmenschlichkeiten" breitspurig daherreden? Sie mögen sich gefälligst erinnern, was dem alles vorhergegangen ist. Fünfundzwanzig Jahre haben die Makedonier ruhig gewartet und die europäische Diplomatie Jahr um Jahr gebeten, auf die Erfüllung der Bestimmungen des Berliner Vertrages zu dringen. Sie haben gehofft und geharrt, waren „zivilisiert" genug, das Joch sultanistischer Willkür zu ertragen, haben ihre Brüder und Eltern ermorden, ihre Wohnstätte in Flammen aufgehen und ihre Habe vernichten gesehen. Sie haben geschwiegen und noch immer gehofft und gewartet. Und Europa hat sie genarrt! Fünf Jahre sind es her, da wurden 300.000 Armenier und 75.000 Makedonier niedergemetzelt. Und Europas Diplomatie fand noch immer keine Veranlassung einzugreifen. Europa schläft, und dessen wurden sich die Makedonier bewußt und sind deshalb selbst erwacht und zur Tat geschritten. Wer die Freiheit liebt und die Bedrückung als Entehrung empfindet, wer verstehen kann, welch' fürchterliches Gefühl es ist, hoffnungslos der Zukunft entgegen sehen zu müssen, wer weiß was die Verzweiflung ist, der wird es weder als unrühmlich, noch als inhuman ansehen, wenn die Makedonier lieber im Kampfe um ihre Freiheit sterben, als auf die europäische Diplomatie zu hören. Denn, was man von der Aufrechterhaltung des status quo am Balkan spricht, ist Humbug. Wenn Rußland den ostasiatischen Brocken verdaut haben wird, dann wird es wieder am Balkan wühlen und vielleicht wieder einmal den „Befreier" spielen. Österreich wird dabei, wie immer, wenn es mit Rußland sich einläßt, der Geprellte sein. Das ist kein rühmliches Los; und noch unrühmlicher ist es, dem tapferen, heldenmütigen Kampfe eines Volkes um seine Freiheit, Hindernisse in den Weg zu legen und die „europäische Kulturarbeit" darin zu sehen, daß man dieses Volk unter der Herrschaft eines hartherzigen Despoten festhält. Ja, aber die „Barbareien" der Makedonier? wird man sagen. Dann mögen diese guten Europäer an die durch ihre Mitschuld gemordeten 75.000 Makedonier denken, mögen in sich gehen, Buße tun, sich schämen, ihr schlau-berechnendes Ränkespiel aufgeben und ihre talmihumanitären Redensarten in Aktentaschen und Schreibtischen modern lassen. Das Licht der Sonne vertragen sie nicht . . . .

Alle Redensarten können da nicht täuschen. Die Ruthenen, die so oft inmitten empörender Bedrückung vergebens an die kompetente Stelle appelliert haben, verstehen diesen Verzweiflungsausbruch der Selbsthilfe sehr gut und beurteilen ihn entsprechend.

Carolus.

Zur gefälligen Beachtung. Da wir das Blatt in unsere Regie übernehmen, ersuchen wir höflichst, alle geschäftlichen Mitteilungen ohne Angabe eines Personennamens, nur an den Verlag der „Ruthenischen Revue", Wien, I. zu adressieren.

Die Herausgeber.


Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. B. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 15. September 1903. Nr. 9.

Der russische Panslavismus und Westeuropa.

Es sind viele Jahre verflossen, seit der Schöpfer des Schlagwortes von der slavischen Wechselseitigkeit, Franz Palacky, seine öffentliche Tätigkeit abgeschlossen hat. Er und seine Gesinnungsgenossen, die Schwärmer der idealen Vereinigung aller Slaven und mit ihnen auch die Idee des Panslavismus in dem ursprünglichen Sinne, sind längst verblichen. Das Wort aber ist doch geblieben und hat diesmal merkwürdigerweise die Idee, die es zum Ausdrucke brachte, überlebt. Die Bezeichnung blieb dieselbe, der Begriff hat sich aber gewaltig verändert. Es ist charakteristisch, daß dieses Schlagwort am häufigsten von jenen gebraucht wird, die an dasselbe am wenigsten glauben. Denn welcher Mensch, welcher ernste Politiker, der seiner fünf Sinne mächtig ist, kann heute — ohne zu heucheln — an den idealen Palacky'schen Panslavismus glauben? Solange das nationale Aufstreben die Gemüter beherrscht, wird es auch im slavischen Lager nationale Gegensätze geben. In jenem Momente aber, da die einzelnen Nationen, ihrer Bedeutung und Individualität nach sich entwickelt haben, da keine nationalen Streitfragen existieren werden, ist die slavische Wechselseitigkeit nicht mehr notwendig.

Wer sollte übrigens an die Aufrichtigkeit der russischen — also der tonangebenden — Panslavisten glauben, die über das Schicksal der österreichischen Slaven Klage führen, gleichzeitig aber die rücksichtsloseste nationale Bedrückung der „slavischen Brüder" in Rußland selbst befürworten.

Auch vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus entbehrt der Panslavismus jeder Begründung. Die Theorie von der gemeinsamen Abstammung aller Slaven — eine Theorie, die eher der



Politik als der Wissenschaft ihren Bestand verdankt — kann wohl manchem Laien imponieren, ein Anthropologe, der sich speziell mit den slavischen Typen befaßt, sieht darin nur eine kühne Hypothese. Die größte slavische Nation, die Russen, hat — vom anthropologischen Standpunkte aus betrachtet — mit den übrigen Slaven weniger Gemeinsames, als z. B. die Rumänen; abgesehen davon, daß auch die russische Sprache tiefe Spuren des finnischen Elementes aufweist. (Moskwa = Moskau, ist auch ein finnisches Wort.)

Freilich könnten die gemeinsamen kulturellen Interessen der Slaven einen viel dauerhafteren Kitt bilden als die Sage von der gemeinsamen Abstammung. Doch wo bleiben diese gemeinsamen kulturellen Interessen, wenn gerade unter den größten slavischen Stämmen der hartnäckigste kulturelle Kampf wütet, den das Slaventum je zu bestehen hatte; wenn eine slavische Nation die kulturellen und nationalen Bestrebungen der anderen als eine von nichtslavischer Seite ersonnene Intrigue bezeichnet und bekämpft und dadurch in einer nicht mißzuverstehenden Weise zu erkennen gibt, daß eher zwischen einem Teil der Slaven und den nicht slavischen Völkern gemeinsame kulturelle Interessen bestehen?

Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß der Panslavismus heute keine Macht und keine Anhänger besitze. Im Gegenteil! Der ideale Palacky'sche Panslavismus, der wirklich freie Entwickelung allen slavischen Völkern sichern sollte, entsprach nicht der Politik der mächtigen slavischen Völker und mußte dem offiziellen russischen Panslavismus Platz machen, der nichts anderes als verkörperte russische Staatspolitik ist. Der Panslavismus wurde nämlich als eine sehr nützliche Erfindung im Zarenreiche bald patentiert und verstaatlicht. Dies geschah mit einer beispiellosen Geschicklichkeit. Man behielt den verlockenden allslavischen Namen, gab aber der Bewegung einen ausgesprochen panrussischen Charakter. Da aber diese „allslavische" Diplomatie den Slaven nichts Positives bieten konnte, so mußte man zumindest einen „gemeinsamen Feind" ausfindig machen. Dieser wurde in der westeuropäischen Kultur, „der Mutter des Sozialismus", sowie in dem „nach Osten vordrängenden Deutschtum" entdeckt. Und so verfügt nun Rußland über einen Apparat von nicht offiziellen, in allen Staaten Mitteleuropas zerstreuten Propagatoren der russischen Staatsidee, die diese Idee zur nationalen Sache einer großen Völkergruppe — der Slaven — machen. Zu einem integrierenden Teil des panslavistischen Programms wurde selbstverständlich das s. g. Testament Peter des Großen. Im Jahre 1757 brachte bekanntlich d'Eon nach Paris ein Schriftstück aus Petersburg, das er als Testament des genannten Zaren bezeichnete. Dasselbe wurde später publiziert. Ob nun dieses politische Programm wirklich das geistige Erbe Peter des Großen ist, wollen wir nicht entscheiden. Tatsache ist, daß die darin enthaltenen Punkte von den russischen Staatsmännern mit großer Genauigkeit befolgt werden. Man will Rußland zur Beherrscherin zweier Weltteile machen und glaubt an die historische Mission desselben — eine Mission, die es kraft seiner Eigenschaft als anerkannte Repräsentantin der Slaven übernehmen müsse. Zu diesem Zwecke erhält man in den Slaven systematisch Revanche-Gedanken. Man greift alle beliebigen Gelegenheiten auf, um die jeder Kritik unzugänglichen Hitzköpfe in erwünschter Richtung zu beeinflussen.



Anläßlich der Prager Hußfeier pries die gesamte panslavistische Presse Huß als den Kämpfer für den Sieg des Slaventums und als den Anhänger der rechtgläubigen Orthodoxie, forderte alle Slaven auf, den Traditionen Huß' treu zu bleiben und für die Verbrüderung aller Slaven zu arbeiten. Die Moskauer slavische Wohltätigkeitsgesellschaft benützte die Hußfeier dazu, um eine panslavistische Demonstration zu veranstalten. Hier hielt der Vorsitzende der Gesellschaft, Čerep Spiridovič, der serbische Konsul in Moskau, eine Rede, in welcher er unter anderem sagte: „Huß ist das Symbol der slavischen Freiheit, der Befreiung der Slaven vom Joche der Teutonen, er verkündete die Morgenröte des Slaventums. Nachher kam die Schlacht bei Tannenberg, wo die Slaven den Germanen eine Niederlage von weitgehenden Folgen bereitet hatten. Jetzt, wo das slavische Blut in Bulgarien, in Mazedonien, in Kroatien und Altserbien in Strömen fließt, muß man ernstlich daran denken, die Verbrüderung aller Slaven herbeizuführen. Der Devise des bei Tannenberg vernichteten deutschen Ordens eingedenk, welche lautete: Vernichtung oder Germanisierung der Slaven, müssen sich letztere für die Wiederholung eines neuen Tannenberg vorbereiten. Dazu ist es nötig, daß Polen, Russen, Czechen und die anderen Slaven Hand in Hand miteinander gehen und Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind kämpfen . . .“

In diesem Sinne wurde der größte Teil der slavischen Intelligenz fanatisiert. Und wenn es zu einem Konflikt zwischen dem Zarentum und Westeuropa kommen sollte — was die Herren Panslavisten als unausbleiblich bezeichnen — dann wird sich erst zeigen, daß Rußlands vorbereitende Arbeit nicht zwecklos war. Denn die panslavistische Propaganda, die mit einer Meisterhand von Rußland aus geleitet wird, ist durchaus nicht so harmlos, wie man anzunehmen pflegt. Nicht umsonst wird doch ganz Mitteleuropa von russischen „Wachposten“ umzingelt, nicht vergebens werden von den anerkannten Repräsentanten des Slaventums alljährlich bedeutende Summen für verschiedene Zeitungen, sowie für einzelne Journalisten gespendet. Gut dotierte Unternehmungen finden immer tüchtige und „begeisterte“ Vertreter . . . Es werden talentvolle Agitatoren erhalten, von denen politische Analphabeten entsprechend erzogen werden. Der Kluge wird bestochen, der Gutmütige „überzeugt“. Es besteht auch eine ausgiebige panslavistische Volksliteratur, populäre Zeitungen und Broschüren werden herausgegeben, mit denen natürlich nicht die russischen Bauern*), sondern vor allem die österreichischen Slaven überschüttet werden. So wachsen die Scharen der Panslavisten, die an die dem Slaventum „seitens der germanischen Kultur drohende Gefahr“ heilig glauben. Selbst die Polen suchen ihre Politik immer mehr den panslavistischen Ideen anzupassen und der polnische Reichsratsabgeordnete, Professor Dr. Głąbinski, behauptete neulich mit Recht in der Sitzung des Krakauer „konservativen Klubs“, daß der polnische Bauer, der Handwerker, ja sogar die polnische Intelligenz bereits ihre erwartungsvollen Blicke nach Norden zu richten beginnen . . .

*) An die Volksaufklärung in Rußland denkt man nicht, denn das ist für panslavistische Zwecke nicht nötig.



Das panslavistische Evangelium — das mysteriöse Testament Peter des Großen — erblickt im deutschen Volke das Haupthindernis auf dem Wege zur Ausbreitung der Macht Rußlands in Mitteleuropa, es bezeichnet Deutschland, insbesondere Preußen, als Rußlands Erbfeind, den man durch kluge Allianzen, diplomatische Höflichkeiten 2c. hinters Licht führen und allmählich schwächen soll. Die im Zarenreich herrschenden Kreise und deren Trabanten, die Panslavisten, verfolgen nur das eine Ziel: die Vollstreckung des Testamentes des ersten „Zaren der gesamten Reußen", die Aufpflanzung des russischen Kreuzes auf Aja Sofia, die Ausbreitung der russischen Macht in Westeuropa und in Asien. Das wird auch offen verkündet. Anläßlich des 25. Gedenktages der Kriegserklärung Rußlands an die Türkei, schrieben die „Birschewija Wjedomosti":

„Niemals war Rußland der Lösung seines alten Streites mit der Türkei so nahe, wie vor einem Vierteljahrhundert. Der Berliner Vertrag ist aber nur eine vorübergehende Erscheinung auf dem Wege, dem Rußland seit Peter dem Großen zustrebt. Viel schwere Arbeit steht Rußland auf diesem Wege noch bevor und in dem Bewußtsein der Bereitschaft dazu, feiert Rußland den Gedenktag vom 25. April 1877" . . .

Das zeigt uns auch die ganze Taktik der offiziellen russischen Diplomatie. So wurden beispielsweise unmittelbar nach der Friedenskonferenz im Haag neue strategische Bahnen in westrussischen Provinzen gebaut, welche der „Friedensmacht" Rußland ermöglichen, in einem Nu seine Armee an die deutsche und österreichische Grenze zu werfen. Diese Bahnen haben eine große Bedeutung und man wunderte sich im Zarenreich, daß Westeuropa so gleichgiltig eine derart wichtige Tatsache zur Kenntnis nahm.

Sei dem wie immer, es ist klar, daß die russische Diplomatie durch den Panslavismus eine vorzüglich organisierte Avantgarde in Mitteleuropa gewonnen habe, die die Ausbreitung der russischen Einflußsphäre erleichtert. Das versteht jeder mit den Verhältnissen auch nur halbwegs vertraute Mensch. Der bekannte slavische Forscher, Universitätsprofessor Baudouin führte in einem im Juni d. J. abgehaltenen Vortrag folgendes aus: „sowohl in verwandtschaftlicher, wie auch in historischer Hinsicht haben die Slaven keine gemeinsamen Eigenschaften, welche die allslavische Verbrüderung berechtigt erscheinen ließen. Wenn aber diese Bestrebung konkrete Formen angenommen hat und in einer Idee verkörpert wurde, so ist das nur ein geschicktes Spiel der russischen Politik. Als ein am stärksten konsolidierter, auf einem starken Volksstamm basierter Staat, lanzierte Rußland den Panslavismus als eine Idee, als ein Banner seiner slavischen Politik. Das ist der praktische russische Panslavismus, welcher der Macht Rußlands eine feste Grundlage zu verleihen, das ist die utilitäre Politik, welche die Gewalt zum Ideal zu erheben sucht . . ." Soviel der slavische Gelehrte, der weder Russenfeind noch Deutschenfreund ist.

Freilich würde man vielen Panslavisten — besonders den dii minorum gentium unter denselben — Unrecht tun, wenn man sie als Söldlinge der russischen Regierung hinstellen wollte, denn es gibt unter ihnen gutmütige Schwärmer, die im guten Glauben dem Panslavismus huldigen. Dabei mag auch der Terrorismus, der heute im politischen Leben so modern geworden, nicht unbedeutenden Einfluß auf den Gang



der Dinge haben. Selbst Gegner des Panslavismus glauben nämlich — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — „slavische Politik“ betreiben zu müssen, um nicht als Deutschenfreunde oder gar als Werkzeuge der deutschen Intrigue verschrieen zu werden. Man traut sich nicht, das offen auszusprechen, was man denkt.

Ebenso wie einzelne Politiker, werden auch ganze Bewegungen der slavischen Völker und deren Bestrebungen, die in den panslavistischen Kram nicht passen, nach Tunlichkeit in den Augen der Slaven diskreditiert und als slavenfeindliche Machenschaften hingestellt. So datiert beispielsweise die ruthenische Bewegung nicht erst seit gestern. Die Ruthenen — die den Litauern die Kultur gegeben; auf deren Schultern sich Polen zu einer europäischen Macht emporschwingen konnte; mit denen Peter der Große Rußland zivilisierte*); ohne deren Mitwirkung die mächtigsten slavischen Völker, Polen und Russen, niemals zu solcher Bedeutung in der Geschichte Europas gelangen könnten — wurden mit der Zeit zu einem Prügelknaben, um dessen Haut das Zarentum mit Polen seit Jahrhunderten gestritten. Die Polen behaupteten immer, das ruthenische Volk sei mit dem polnischen identisch, die nationale Bewegung der Ruthenen sei künstlich durch die moskovitische (russische) Politik hervorgerufen worden. Die Russen schoben wieder die Schuld an den „separatistischen“ Bestrebungen der Ruthenen**) den Polen in die Schuhe und bezeichneten die national-ruthenische Bewegung als eine polnische Mache. Diese Politik des gegenseitigen in die Schuhe-Schiebens der ruthenischen Frage konnte sich auf die Dauer nicht behaupten, die Inkonsequenz derselben war zu auffallend. Überdies ist in letzterer Zeit in den Köpfen mancher polnischer sowie russischer Politiker die Idee einer russisch-polnischen Allianz zur Bekämpfung der national-ruthenischen Bewegung aufgetaucht. Diese Bewegung nimmt nämlich immer größere Dimensionen an und bereitet besonders der russischen Regierung — welche die ruthenische Frage durch drakonische Verordnungen, wie Verbot der ruthenischen Literatur 2c. aus der Welt schaffen zu können glaubte — große Verlegenheiten. Die Ruthenen sind ja ein großes Volk, das Rußland von dem übrigen Europa, insbesondere von Südeuropa abgrenzt, also in einem Konflikt zwischen dem Zarentum und Westeuropa eine große Rolle spielen könnte. Ukraina wird als das „Herz des Slaventums“ bezeichnet. Es war eine der Hauptaufgaben der nordischen Herrscher, dieses Herz dem russischen Norden anzupassen, also zu russifizieren. (Derselbe Plan bezog sich ursprünglich auch auf Russisch-Polen, wurde aber letzthin zum guten Teil aufgegeben.) Leider schlugen alle Bemühungen fehl. Die ruthenische Nationalliteratur — deren neue Periode im Jahre 1798 mit der Veröffentlichung einer Travestie der Äneis von Jvan Kotlarewskyj***) beginnt — entwickelt sich besonders in letzteren Jahrzehnten immer rascher und nimmt eine seriöse Stelle

*) Zu diesem Zwecke brachte er ruthenische Schriftsteller und Gelehrte nach Moskau. Bis vor Kurzem schrieben viele ruthenische Schriftsteller, wie Gogol, russisch.

**) Die Ruthenen vereinigten sich in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts mit Rußland und hatten eine ziemlich weitgehende Autonomie, die aber unter Katharina II. aufgehoben wurde. (Vergl. „Ruthenische Revue“ S. 3—9.)

***) Dem Dichter wurde eben dieser Tage in seiner Vaterstadt Poltawa ein Denkmal enthüllt. (Vergl. „Ruthenische Revue“ S. 207—210.)



unter den slavischen Literaturen ein, sie wird auch von den russischen Gelehrten anerkannt und als eine selbständige Nationalliteratur behandelt. Die russischen Ruthenen gründen in Galizien nationale Institutionen, geben hier Bücher heraus, die dann nach Rußland eingeschmuggelt werden u. s. w. Von der Unterstützung der österreichischen Ruthenen durch die russischen sind aber auch die polnischen Machthaber in Galizien nicht erbaut, denn sie möchten über die ruthenische Frage auch zur Tagesordnung übergehen. Das alles bewog nun die slavischen Brüder von den gegenseitigen Vorwürfen in der Sache, die beiden Seiten „auf dem Herzen" liegt, abzustehen und nach einer neuen „Intrigue" sich umzusehen. Dieselbe wurde bald gefunden. Dazu ist ja schließlich „der gemeinsame Feind" da! So wurde nun die ruthenische Bewegung einmütig zu einer „deutschen Intrigue" umgestempelt.

Am 3. Mai 1900 telegraphierte dem „Nowoje Wremja" dessen Wiener Berichterstatter anläßlich der Reise des österreichischen Kaisers nach Berlin:

> „Der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, begleitet nicht den Monarchen, obzwar man erwartete, daß auch er nach Berlin gehen werde, um dadurch die Gerüchte — er billige nicht die Politik der Unterwerfung Österreich-Ungarns den Berliner Plänen — zu widerlegen. Diese Gerüchte tauchten in der französischen Presse auf und die österreichischen Offiziösen versuchten es nicht, dieselben zu bestreiten. Außer dem Grafen Goluchowski begleitet den Kaiser der Generalstabschef Freiherr v. Beck, der dadurch berühmt wurde, weil er bestrebt ist, der österreichisch-ungarischen Politik mehr Expansivkraft im Osten zu verleihen. Gemeinsam mit dem verstorbenen Grafen Kalnoky bewog General Beck die Wiener Regierung, in Ostgalizien eine politische ukrainische (ruthenische) Partei zu gründen . . ."

Da wird also die ruthenische Bewegung schlechtweg mit den Expansivbestrebungen der österreichischen Politik in Verbindung gebracht. Mit anderen Worten, Freiherr v. Beck und Graf Kalnoky wollten die russischen Ruthenen für ihre Pläne gewinnen und erzeugten eine ruthenische Frage in Galizien. Daß aber die nationale Wiedergeburt der galizischen Ruthenen viel früher, vor der Ministerschaft Kalnoky's und vor Beck, beginnt — das will man der panslavistischen Politik zuliebe vergessen.

Solche und ähnliche Behauptungen der panslavistischen Presse mehren sich von Tag zu Tag. Als einen weiteren Beitrag zur Charakteristik dieser Diplomatie führen wir die Stimme des galizischen Statthaltereiorganes „Gazeta Narodowa" an, welches erwiesenermaßen von den polnischen Staatsmännern als Sprachrohr gebraucht wird. Unter der Spitzmarke „Die Beichte eines Hakatisten" brachte vor kurzem das genannte Blatt eine angebliche Unterredung eines polnischen Politikers mit einem höheren preußischen Beamten. Eingangs bemüht sich der Verfasser, den Lesern die Überzeugung beizubringen, daß zwischen der ständig wachsenden „revolutionären" Bewegung der Ruthenen (sowohl in Galizien, wie auch in Südrußland) und dem preußischen Hakatismus ein Bündnis bestehe — die ruthenische Bewegung sei eine deutsche Intrigue. Dann folgt die Unterredung selbst. Der mysteriöse preußische Staatsmann (anscheinend ein Minister) behauptete, zwischen den Deutschen und den Polen müsse ein Kampf auf Leben und Tot geführt werden, da letztere zu gute Slaven seien. Die Deutschen können Rußland immer im Schach halten, denn sie haben auf russische Verwaltung Einfluß,



russische Industrie, Finanzen ꝛc. befinden sich in deutschen Händen. In Südrußland, ebenso wie in Ostgalizien, lebe ein großes Volk, die Ruthenen, welches nichts zu verlieren habe. Da hätten somit die Deutschen bereitwillige Legionen. Denn die Ruthenen würden nicht um die Grenzen streiten, sobald sie nur ihre Selbständigkeit wieder erlangen, sie würden die deutsche Intelligenz nicht boykottieren. Im weiteren führte der deutsche Staatsmann aus:

> „Wir würden nach einem Konflikt Warschau, Wilna und die baltischen Provinzen bekommen; den übrigen Teil bis zum Schwarzen Meer könnten unter unserer Ägide die Ruthenen erhalten. Diese Verbündeten könnten wir leicht gewinnen, sie wären verläßlicher als die Polen, stärker und schädlicher für Rußland sowie für den Panslavismus . . . Das müßte selbst ein Kind einsehen, daß die Polen sich sogar mit dem heutigen Rußland um den Preis einer beliebigen Konzession versöhnen, daß sie gemeinsam gegen uns kämpfen werden, um sich nur an dem Erbfeind zu rächen und die polnischen Provinzen wiederzugewinnen . . ."

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle diesbezüglichen Stimmen der slavischen Presse oder gar der panslavistischen Gelehrten anführen wollten. Die Herren Panslavisten gehen in ihren Behauptungen ziemlich weit, und wenn ihr Prophet, der marktschreierische „Philosoph" Prof. Florinskij in seine berühmte Theorie von der germanischen Gefahr und von der Mission Rußlands ein neues Dogma aufnehmen würde, wonach die rasche Vermehrung der Ruthenen in Rußland der deutschen Intrigue zuzuschreiben sei, so würde uns dieser geniale Einfall nicht überraschen, denn die ganze panslavistische Publizistik gibt sich alle Mühe, alles was nicht in den panslavistischen Kram paßt, als eine Intrigue slavenfeindlichen Ursprunges hinzustellen.

Durch dieses Verfahren beweisen aber die panslavistischen Tonangeber — freilich ohne es zu wollen — daß man eher von einer Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Westeuropa und den Ruthenen reden könnte, als von der zwischen den Ruthenen und den übrigen Slaven; daß sie an die wirkliche Verbrüderung aller Slaven, an die slavische Wechselseitigkeit, im Ernst nicht denken; daß sie ferner den Panslavismus nur als Losungswort und Zaubermittel zugleich im Kampfe des orthodoxen Panrussentums mit Westeuropa gebrauchen.

R. Sembratowycz.



Ein nationales Fest in Poltawa.

(Eine Stimme aus der Ukraina.)

Am 12. und 13. September l. J. wird die Stadt Poltawa ein großes nationales Fest feiern*), die Enthüllung des Denkmals zu Ehren des Stifters der neu-ukrainischen Literatur Iwan Kotlarewskyj. Der Name des Dichters dürfte den Lesern der „Ruthenischen Revue" nicht fremd sein, seine große Bedeutung für die nationale Wiedergeburt der Ukrainer ist ihnen auch wohl bekannt**), darum brauchen wir darauf

*) Diese Zuschrift eines hervorragenden ruthenischen Dichters war für Nr. 8 unserer Zeitschrift bestimmt, gelangte aber leider zu spät in unsere Hände. Anm. d. Red.

**) Vergl. „Ruthenische Revue" S. 8.



nicht näher einzugehen. Es handelt sich hier vornehmlich um die Bedeutung des Festes selbst, und zwar von ideeller Seite her betrachtet. Formell ist das Fest der eisernen Ferula des russisch-bureaukratischen Geistes untergeben und ist es auch schwer dies mit dem freien Wiedergeburtsgeiste unserer nationalen Idee in Einklang zu bringen, so ist es doch unentbehrlich dies „tour de force“ zu tun, wenn man um jeden Preis etwas veranstalten will, was bei uns nur dann erlaubt ist, wenn es als „wohlgesinnt“ angesehen wird. Und das nehmen wir den würdigen Mitbürgern des Dichters nicht übel, besonders da die Initiative aus den munizipalen Kreisen kommt. Wir können sogar mit Freude andeuten, daß in den Einladungsbriefen der Name „Ukraina“ offiziell angeführt sei, was wir schon seit Jahrzehnten nicht mehr gewöhnt sind. Das ist ein Zeichen der Zeit — ein Hauch des Wiedergeburtsgeistes. So verstehen es in ihrem Aufruf die Initiatoren des Festes selber, indem sie sich in den Einladungsbriefen folgendermaßen vernehmen lassen: „Die Enthüllung des Denkmals des berühmten Stifters der neuen Periode der ukrainischen Literatur ist ein hervorragendes Ereignis im Leben des ukrainischen Volkes und es kommt demselben auch allgemein kulturelle Bedeutung zu.“ Dann folgt das Programm des Festes.

Es werden wie gewöhnlich viele offizielle Repräsentanten der irdischen Macht in glänzenden Uniformen erscheinen, viel Gottesdienst und glatte, wohlgesinnte Reden werden gehalten werden . . . alles natürlich nach vorgeschriebener, bureaukratischer Art und Weise. Sogar die Vorlesungen und Berichte werden zensurlich und polizeilich approbiert werden müssen. Wie könnte es hierzulande anders sein?! Man darf nicht vergessen, daß in Rußland derlei Feste der offiziellen, also der panslavistischen Schablone, angepaßt werden müssen. Nur eines dürfte der allmächtigen Kontrolle entschlüpfen, nämlich: das Vorlesen der Willkommgrüße von verschiedenen in- und ausländischen Gesinnungsgenossen. Dieser Punkt — däucht uns — dürfte ganz zensurfrei sein. Aber die Poltawer, dem Winke von oben gehorchend, wollen es anders geschehen sein lassen: Den inländischen Gesinnungsgenossen geben sie volle Freiheit — die sind so wie so genug eingeschüchtert — und laden sie bloß kurzerhand zum Feste ein; aber für die Ausländer haben sie eine Art Klausel in den Einladungsbrief hineingeschoben*) . . . Es werden nämlich nur die Slaven eingeladen, „alle Glieder der großen slavischen Familie“, die trotz aller künstlichen Grenzen beweisen sollen, „daß sie einander nahe stehen“. Was soll nun diese Klausel bedeuten? Ist sie vielleicht so zu verstehen, daß, wer kein Panslavist sei, zum Nationalfeste der auferstandenen Ukraina nicht mehr kommen darf! Und falls ganz unerwartet ein nicht panslavistisch gesinntes Glied der großen slavischen Familie zum Feste erschiene — was dann?

Es könnte z. B. ein im österreichischen Staatsverbande lebender Ukrainer, der die künstlichen Grenzen zwischen der österreichischen und russischen Ukraina gar nicht in Betracht zieht, wohl aber die natürlichen Grenzen zwischen den Ukrainern und den anderen slavischen Völkern

*) Diesen Zusatz dürfte man erst nachträglich, über einen „höheren Einfluß“, aufgenommen haben. Wir bekamen eine Einladung vom Poltawer Stadtrat a dato 29. Juli, die jedoch eine solche Klausel nicht enthält. Anm. d. Red.



berücksichtigt und der sich den lieben Mitbürgern als guter Nachbar zeigen will, zum Feste erscheinen. Soll der Ungerufene, aber Berufene, nach Hause fahren, ohne an dem Feste teilgenommen zu haben, oder soll er, als plötzlich „Auserlesener", einen Ehrenplatz am Festtische erhalten? Nehmen wir nun an, daß er so kulturell behandelt würde, wie könnte er es vermeiden, ohne völlig schweigen zu wollen, mit dem panslavistischen Programmentwurf der Poltawer Munizipalität in Konflikt zu kommen? Seine Grußrede könnte nur etwa folgenderweise lauten:

> „Geehrte Herren! Ich glaubte, zu einem ukrainischen Nationalfeste zu kommen; zu einem Feste, das das große ukrainische Volk — unbeachtet dessen, unter welchem Szepter es lebt — zu Ehren seines großen Dichters, zu Ehren seiner eigenen Auferstehung begeht. Aber leider — ich habe mich getäuscht — ich sehe da die Herren im Namen der panslavistischen Wahnidee versammelt, die mir leider ganz fremd ist und sein muß, denn ich bin ein Glied desjenigen slavischen Stammes, das von anderen slavischen Stämmen unterjocht wurde und auf die schnödeste Art und Weise behandelt wird. — Die, die Ihr alle als Eure Freunde, ja Brüder preiset, sind für mich, falls ich kein Verräter an meinem eigenen Volk sein will, die ärgsten Feinde und ich halte es unter meiner Würde, mit ihnen Salz und Brot zu teilen."

So müßte der Ungerufene reden und das Friedensfest der großen slavischen Familie könnte leicht verdorben werden, was den loyalen Poltawern zum großen Leid gereichen würde. Es gibt aber unter dem russischen Szepter lebende Ukrainer, zu welchen auch der Verfasser dieser Zeilen sich zählt, die meinen, daß gerade solche ungerufene Gäste bei einem derartigen Feste, welches unbedingt als ein Protest der Ukraina gegen ihre Zusammenknetung mit dem russischen Reiche aufzufassen ist, willkommen wären. Denn wer hat mehr Anrecht, bei einem solchen Feste anwesend zu sein? Es ist Tatsache, daß nur wenige Slaven unsere nationale Idee verstehen können und was die übrige Welt betrifft, so sind wir für diese die kaum bekannten und gar nicht interessanten Einwohner einer „terra incognita", minderwertige Untertanen des großen Kolosses, eine Gebärerin des Kanonenfleisches und nichts weiter. Das ist die herbe Wahrheit, die uns trotz aller panslavistischen Phrasen und Verbrüderungsfeste in die Augen fällt, wenn wir nicht die slavische Gelegenheitsdichtung, sondern nur das alltägliche, praktische Leben in Betracht ziehen wollen. Wenn dem so ist, glauben wir einerseits ganz folgerichtig behaupten zu können, daß für uns nicht der geringste Anlaß vorhanden sei, sich für die panslavistische Idee zu begeistern, andererseits müssen wir alle, seien es Germanen oder Romanen, falls sie nur mit vollem Verständnis unseren Bestrebungen begegnen, zu unseren Freunden, ja — wahren Brüdern zählen.

Wir wissen nicht, wie sich der Panslavismus gestalten würde, wenn alle slavischen Stämme keine Sklaven und keine Tyrannen untereinander wären, aber jetzt, wo sie es noch im höchsten Grade sind, wo der offizielle Panslavismus das Gepräge des Panrussismus trägt, da halten wir die Rede von den „künstlichen Grenzen" zwischen verschiedenen Slavenvölkern zumindest verfrüht, insbesondere seitens der



Untertanen der russischen Monarchie bei Gelegenheit einer offiziell, doch nicht offiziös verkündeten nationalen und zugleich allgemein kulturellen Feierlichkeit der ukrainischen Nation.

Kijew, Ende August.



Chauvinismus unter sozialistischem Deckmantel.

Von polnischer Seite wird den Ruthenen sehr oft vorgeworfen, daß sie ihre Anklagen gegen die Polen mit Unrecht verallgemeinern, denn nicht die ganze polnische Nation, sondern nur gewisse Parteien seien gegen die Ruthenen feindlich gesinnt. Wenn dieser Vorwurf sogar berechtigt wäre, was aber nicht der Fall ist, so könnte man es selbst dann den Ruthenen nicht übel nehmen, denn es ist nicht leicht, in seinen Anklagen das richtige Maß zu bewahren, wenn man sieht, wie die chauvinistischen Orgien der polnischen Schlachzizen und Allpolen auch bei denjenigen Beifall finden, von denen man auf Grund ihrer Weltanschauung keineswegs Chauvinismus erwartet.

Ja wohl! Von der sozialistischen Schriftstellerin Dr. Sophie Daszynska war keineswegs Chauvinismus zu erwarten und doch hat sie in ihrem Aufsatze, den im Sommer 1902 stattgefundenen Bauernstrike in Ostgalizien*) betreffend, Gedanken über die nationale Frage in Galizien geäußert, die anstandslos in einem beliebigen Schlachzizenblatte abgedruckt werden könnten.

Die Verfasserin verspricht uns zwar, den Gegenstand „einer eingehenden und objektiven Betrachtung" (S. 348) zu unterziehen, aber ihr Versprechen bleibt meistenteils unerfüllt.

Anstatt dessen sehen wir im erwähnten Aufsatze in erster Linie die große Ignoranz der ruthenischen Verhältnisse. Von der Parteigruppierung bei den galizischen Ruthenen hat sie keinen klaren Begriff und berichtet (S. 355) über Radikal-Nationale, welche nur in der polnischen Presse, in der Wirklichkeit aber gar nicht existieren, über Moskalophilen, welche, von nationalem Standpunkte aus betrachtet, keine Ruthenen, sondern Russen sind, und über Sozialdemokraten.

In der Tat gibt es folgende ruthenische Parteien: 1. die nationaldemokratische, 2. die radikale (Bauernsozialisten) und 3. die sozialdemokratische.

Die Geschichte der Strikeagitation schildert sie ganz oberflächlich und tendenziös, um die Leser zu überzeugen, daß die Idee des Strikekampfes einzig und allein die gegenwärtigen Sozialdemokraten propagierten. In der Tat aber war es etwas anders. Von den gegenwärtigen Sozialdemokraten hat sich nur der ehemalige Radikale Wityk um die Verbreitung der Strikeidee auf dem Lande verdient gemacht, und nicht minder ist es das Verdienst des ehemaligen Radikalen und des

*) Zur Soziologie der Arbeitseinstellungen. Ein Blatt aus der neuesten Geschichte Ostgaliziens. — Sozialistische Monatshefte Nr. 5, Mai 1903, S. 348—362.



gegenwärtigen National-Demokraten Budzynowskyj, dessen wichtige und hervorragende agitatorische Tätigkeit die „objektive“ Verfasserin keines einzigen Wortes würdigt. Mit gleicher Sachkenntniß nennt sie den im Dezember 1901 in Lemberg abgehaltenen Parteitag der National-Demokraten „eine von vielen Bauern besuchte ruthenische Versammlung“ (S. 354).

Nun kommt die Reihe auf die Statistik. Es ist so ziemlich erbaulich, wenn man sieht, wie ein Sozialist die offizielle, von der Schlachzizenregierung durchgeführte Statistik ohne jeden Vorbehalt akzeptiert und darauf seine weiteren Ausführungen stützt, — das eben macht Dr. Daszynska.

Die Statistik in Ostgalizien wird so durchgeführt, daß man alle ruthenischen Bauern röm.-kath. Ritus und fast alle Juden als Polen betrachtet, obgleich die ersten mit den Polen nur den Ritus gemeinsam haben, die letzteren in ihrem Verkehr mit der ruthenischen Landbevölkerung ruthenisch und zu Hause im jüdisch-deutschen Jargon sprechen. Solches Verfahren ist für die polnischen Chauvinisten sehr bequem, denn auf Grund einer so fabrizierten Statistik können sie ihre Ansprüche auf Ostgalizien aufrecht erhalten. Ein Sozialist aber sollte etwas anders die Dinge auffassen und nicht, auf die durch Schlachzizenregierung gefälschte Statistik gestützt, allpolnische Unwahrheiten wiederholen, z. B. „die Zahl der polnischen Bevölkerung sei sogar in Ostgalizien sehr bedeutend“ (S. 349)! . . .

Mit solcher Charakteristik des ruthenischen Volkes, wie die Reden von der „sprichwörtlichen Indolenz des ruthenischen Bauern“ (S. 359), von der „höheren Arbeitskapazität der Masuren“ (d. h. der polnischen Bauern), welche „in vielen Fällen, in denen intensive Arbeit erforderlich ist, so bei den Branntweinbrennereien, Petroleumgruben, Eisenbahnbauten, manchmal zur Ernte u. s. w., vom Westen her nach Osten gebracht werden“ (S. 353), — werden wir uns nicht lange befassen. Die Rede von der Indolenz des ruthenischen Bauern ist eine ganz einfache Lüge, welche am besten der gute Ruf des ruthenischen Arbeiters in den Vereinigten Staaten widerlegt. Und was das Herbeiführen des polnischen Arbeiters vom Westen her nach Osten anbelangt, so ist daran der Chauvinismus der polnischen Unternehmer schuld, welche um keinen Preis der ruthenischen Bevölkerung eine besser bezahlte Beschäftigung geben wollen.

Wie die Geschichte der Strikeagitation, so wird auch die Strikebewegung von der Verfasserin so geschildert, daß es scheint, als ob außer den Sozialdemokraten niemand daran gearbeitet hätte, im Gegenteil, als ob alle anderen nur den Interessen der Strikenden geschadet hätten.

So wird Sozialdemokrat Wityk als Hauptführer der Strikebewegung bezeichnet (S. 350), obgleich an einer anderen Stelle die Verfasserin behauptet, „die Bewegung sei ohne eigentliche Organisation ausgebrochen“ (S. 355); wo es aber keine Organisation gibt, dort kann auch von einem Hauptführer nicht die Rede sein. So lesen wir, „einzig die Sozialdemokraten haben beim Ausbruche der Bewegung ihre planmäßige Organisation und Leitung befürwortet und wirklich unermüdlich daran gearbeitet“, „die Bewegung habe bloß die Bauern und die sozialdemokratischen ruthenischen Agitatoren in den Kampf eingezogen“ und „unter den arretierten und verfolgten Agitatoren wären fast keine



anderen Parteien, als die, welche hartnäckig den elementaren Charakter des Strikes betonen", d. h. wiederum Sozialdemokraten. In der Wirklichkeit aber steht die Sache so aus: Wityk hat eine Rundreise durch das Strikegebiet gemacht, Bauern Ostapczuk und Szmigielskyj agitierten im Bezirke Zbaraz, Dr. Mosler im Bezirke Buczacz und unter den in Untersuchungshaft gehaltenen oder verurteilten Agitatoren war kein einziger Sozialdemokrat zu finden. Wir sind weit davon entfernt, die Verdienste der Sozialdemokraten zu leugnen, aber wie ist das möglich, daß eine Partei, die sogar nicht imstande ist, eine Halbmonatsschrift regelmäßig herauszugeben, die Kräfte hätte, eine 24 Bezirke umfassende Strikebewegung hervorzurufen und zu leiten?!

Die Tätigkeit der radikalen Partei*), welche eigentlich im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, die ruthenischen Volksmassen mit der Idee des Strikes bekannt gemacht hatte und die Bewegung nach ihren Kräften unterstützte, wird von der Verfasserin keines einzigen Wortes gewürdigt und über die Tätigkeit der nationaldemokratischen Partei berichtet sie folgendermaßen:

„Die radikal-nationale (?) Partei verhielt sich bei dem Ausbruche des Strikes ganz passiv (?)". „Dieses passive Verhalten änderte sich jedoch im Verlauf der Strikebewegung infolge einer ganz zufälligen Änderung (?) in der Redaktion des ruthenischen Hauptorgans Dilo. Der Strike wurde auf einmal von jugendlichen (?) Politikern zum nationalen Kampfe der ruthenischen Bauern gegen die polnischen Großgrundbesitzer proklamiert", „was den Kampf den Bauern erschwerte" (S. 355). „Es ist bemerkenswert, daß die öffentliche Meinung auf polnischer Seite (?) am Anfang und sogar während der ersten 4 Wochen der Strikebewegung den Bauern gut gesinnt war". „Auch die Behörden bewiesen manchmal eine in galizischen Verhältnissen unerhörte Liberalität (?)". „Mit der Proklamierung der Arbeitseinstellung zum nationalen Kampfmittel trat jedoch eine plötzliche Wendung gegen die Bewegung ein. Die Ruthenisch-Nationalen erschwerten in ihrem Eifer den Kampf der Bauern, anstatt ihn zu erleichtern" (S. 357). „An vielen Orten kam es nach einigen Tagen oder Wochen zu gemeinsamen Beratungen, die Gutsbesitzer gingen auf einen erhöhten Lohntarif ein und die Arbeiter kehrten zur Arbeit zurück. Erst in der zweiten Strikeperiode kam die Erbitterung und ein hartnäckiges Verweigern aller Verhandlungen. Nicht wenig haben dazu die haßerfüllten Ausschreitungen der ruthenisch-nationalen Presse beigetragen, die aus einer ökonomischen Bewegung durchaus eine nationale Hetze (?) machen wollte" (S. 359).

Abgesehen davon, daß während der ganzen Strikebewegung in der Redaktion des nationaldemokratischen Tagblattes „Dilo" absolut keine Änderung stattgefunden, daß die nationaldemokratische Partei die Strikebewegung von ihrem Ausbruch an sehr eifrig unterstützte und daß von den jugendlichen Politikern (wenn überhaupt die Jugend als eine schlechte, die Bejahrtheit dagegen als eine gute Eigenschaft des Politikers aufgefaßt werden kann, welche Auffassung jedenfalls nicht von einem Sozialisten zu erwarten ist!) eher in der sozialdemokratischen

*) Bauernsozialisten.

als in der nationaldemokratischen Partei die Rede sein könnte, — überrascht uns in den oben angeführten Ausführungen der sozialistischen Schriftstellerin die Behauptung, die polnischen Großgrundbesitzer und die polnischen Behörden sind deshalb gegen die Strikenden so streng verfahren, weil die Ruthenen aus der Bewegung „eine nationale Hetze machen wollten". Mit anderen Worten: Wenn die Ruthenen den nationalen Charakter der Bewegung nicht betont hätten, so wäre der ostgalizische Bauernstrike der erfolgreichste Strike unter der Sonne gewesen, denn die Liberalität der galizischen Behörden war „unerhört" und die polnischen Großgrundbesitzer hätten für ihre Arbeiter alles getan, wenn sie nur nicht durch „die nationalen Hetzer" geärgert worden wären. Ist dies wirklich wahr? Sagt die Geschichte der Strikes der deutschen, französischen, englischen, amerikanischen u. s. w. Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber nicht etwas ganz anderes? Und wenn es wirklich wahr ist, daß die polnischen Großgrundbesitzer den Anforderungen der Strikenden nur deshalb einen so hartnäckigen Widerstand boten, weil der Ausstand zu einer nationalen Hetze gegen die Polen gemacht wurde, warum bestanden dann auch „ruthenische Großgrundbesitzer" hartnäckig auf den von ihnen bisher bezahlten Hungerlöhnen und machten erst in äußerster Not ihren Bauern einige Konzessionen" (S. 355) ?! . . . Die Verfasserin widerspricht sich also in ihrem patriotischen Eifer — abgesehen davon, daß ruthenische Großgrundbesitzer nur in dem Aufsatze von Dr. Daszynska existieren, denn von den Galizianern dieser Sorte bekennt sich keiner zur ruthenischen Nationalität.

Dr. Daszynska verurteilt also das Betonen des nationalen Charakters der Strikebewegung und den Urheber dieses Betonens — die nationaldemokratische Partei. Auch hier befindet sie sich im Irrtum, was wiederum dadurch erklärlich ist, daß sie ihre Ausführungen auf die durch Schlachzizenregierung gefälschte Statistik stützt. Die Sache ist eigentlich so:

Es wurde einfach gegen die Unterdrückung gekämpft, in welcher Weise sie auch immer zum Vorschein kam. In erster Linie handelte es sich natürlich um Wegschaffung der ökonomischen Ausbeutung (es war ja ein Strikekampf ausgebrochen um die Erhöhung der Hungerlöhne zu erkämpfen!); da aber die ökonomischen Ausbeuter zugleich politische Unterdrücker sind, war der Kampf umso erbitterter; und weil alle Großgrundbesitzer der polnischen, die Strikenden aber mit kleinen Ausnahmen der ruthenischen Nation angehörten, weil ferner die ruthenische Nation in Ostgalizien durch die politische Übermacht der polnischen Großgrundbesitzer unterdrückt wird, weil endlich die Nationalität und die soziale Lage in Ostgalizien einander decken, indem hier die ruthenische Nation hauptsächlich von Kleinbauern und Landarbeitern, die polnische aber von Großgrundbesitzern und von der ihnen geneigten Bureaukratie repräsentiert wird, ergibt sich der nationale Charakter der Bewegung von selbst.

Diese Irrtümer der Verfasserin sind nicht die Folge der Unwissenheit, sondern des Chauvinismus. Das wollen wir beweisen.

Die Landbevölkerung Ostgaliziens besteht in großer Mehrheit aus Ruthenen griechisch-kath., dann aus Ruthenen römisch-kath. Ritus und aus Polen römisch-kath. Ritus. Die Zahl der letzteren, welche vom



Westen herbeigeführt, zu polonisatorischen Zwecken in Ostgalizien angesiedelt wurden, ist ganz unbedeutend.

Was nun den Anteil der Landbevölkerung an der Strikebewegung anbelangt, so haben nur daran Ruthenen teilgenommen, und nach amtlichen Angaben befinden sich unter den strikenden Gemeinden nur vier mit lauter oder überwiegend polnischer Bevölkerung*). Wie schon bemerkt, werden ruthenische Bauern römisch-kath. Ritus von polnischer Seite als Polen betrachtet. In der Schlachzizenpresse entstand daher ein großer Jammer, daß der „polnische" Bauer in den Strikekampf gegen den polnischen Großgrundbesitzer getreten, welcher Umstand als vierte Teilung Polens bezeichnet wurde.

Nun wurde beschlossen, diesem „polnischen" Bauern auseinanderzusetzen, er sei wirklich Pole, dessen Pflicht es ist, gemeinsam mit dem polnischen Großgrundbesitzer, röm.-kath. Geistlichen und polnischen Beamten gegen die Ruthenen zu kämpfen. Wenn dies gelingt, so ist es aus mit der Solidarität der ruthenischen Landbevölkerung und die Vorherrschaft der polnischen Schlachta in Ostgalizien ist auf lange Jahre gefestigt. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, diesbezügliche polonisatorische Agitation in Ostgalizien zu schildern, deshalb sei nur kurz erwähnt, daß alle Elemente, welche an der Aufrechterhaltung der Schlachzizenherrschaft und in der Unterdrückung des Volkes irgendwelches Interesse haben, an diesem chauvinistischen Kreuzzuge gegen die Ruthenen teilnehmen und fast die ganze polnische Gesellschaft dieser Arbeit mit Entzücken zuschaut.

Selbstverständlich, daß die Ruthenen nicht nur vom nationalen, sondern auch vom sozialen Standpunkte aus, dieser polonisatorischen Arbeit mit allen Kräften entgegentreten müssen, denn die Solidarität der Landbevölkerung ist hier die erste Bedingung des Erfolges im Kampfe gegen ihre ökonomischen Ausbeuter und politischen Unterdrücker, d. h. gegen die Schlachzizen.

Was sagt nun dazu Dr. Daszynska? Indem sie den Standpunkt der polnischen Chauvinisten eingenommen, d. h., daß ruthenische Bauern röm.-kath. Ritus als Polen betrachtet werden müssen, führt sie weiter aus:

„Die ruthenischen chauvinistischen (?) Elemente erheben Anspruch auf diese ruthenischen Bauern, die jetzt bei dem Ausbruche des nationalen Haders von den Polen um jeden Preis der polnischen Nationalität und Kultur wiedererobert werden sollen. Das eine wie das andere ist weder gut noch schlecht; es ist rein menschlich (?) und muß als natürliche soziologische Tatsache betrachtet werden. Da die nationalen

*) Im Bezirke Zbaraz: Hryciwci (614 Polen und 15 Ruthenen) und Kretiwci (846 Polen und 5 Ruthenen), im Bezirk Skałat: Kaczaniwka (2422 Polen und 936 Ruthenen), im Bezirke Zaliszczyki: Pidhajczyki (940 Polen und 261 Ruthenen). Vide: Strejki rolne w Galicyi wschodniej w. r. 1902 i 1903. Na podstawie materyałów urzędowych przedstawił Dr. Zbigniew Pazdro" (Agrarstrikes in Ostgalizien in den Jahren 1902 und 1903. Auf Grund der amtlichen Materiale dargestellt von Dr. Zbiegniew Pazdro) in der Publikation: Wiadomosci statystyczne o stosunkach krajowych, wydawane przez krajowe biuro statystyczne pod redakcyą Prof. Dra. Tadeusza Pilata" (Statistische Nachrichten über Landesverhältnisse, herausgegeben durch das statistische Landesbureau unter der Redaktion des Professors Dr. Taddäus Pilat). Lemberg 1903. Band XX. Heft I. S. 4.

Nebenbei bemerkt, wird höchstwahrscheinlich auch in diesen Dörfern die Bevölkerung teilweise hauptsächlich wegen des röm.-kath. Ritus als polnisch bezeichnet.



Fragen einmal in den Vordergrund des politischen Lebens in Galizien getreten sind, ist sogar die Tendenz zur Wiedereroberung des polnischen (?) bäuerlichen Elementes im Osten viel berechtigter vom Standpunkte der einfachen Ethik, als die Annektierung der polnischen (?) Elemente durch die Ruthenen, die, auf die Tatsache der Nationalität gestützt, nach der Teilung Galiziens streben". (S. 349—350).

Daß, vom sozialistischen Standpunkte aus genommen, diese durch Schlachzizen und Geistliche vollzogene „Wiedereroberung" absolut zu verurteilen ist, weil sie den Klassenkampf der Kleinbauern gegen die Großgrundbesitzer, den Kampf gegen den Klerikalismus unmöglich machen und dadurch den sozialen und kulturellen Fortschritt hemmen wird, indem der „für die polnische Nationalität und Kultur wiedereroberte" Bauer im ruthenischen Bauer seinen ärgsten Feind, im polnischen Großgrundbesitzer und Geistlichen dagegen seinen einzigen Freund und Bundesgenossen im Kampfe gegen das Ruthenentum sehen wird, das alles hat Dr. Daszynska ganz und gar vergessen! . . . Dagegen empört sie das Streben der Ruthenen nach der Teilung Galiziens, obgleich dieselbe bei den heutigen Umständen die Befreiung des ruthenischen Volkes von politischer, nationaler und teilweise auch sozialer Unterdrückung bedeutet.

Der ehemalige Sozialdemokrat und der gegenwärtige Allpole Herr v. Studnicki empört sich, daß die Ruthenen, „obgleich das mit den Polen gemeinsame Territorium bewohnend, polnische geschichtliche Bestrebungen, polnische Kultur nicht annehmen wollen" *).

Zwischen der Empörung, der gegenwärtigen Sozialistin Dr. Daszynska wegen des Strebens der Ruthenen nach der Teilung Galiziens und der des ehemaligen Sozialisten v. Studnicki über das ablehnende Verhalten der Ruthenen gegen die polnischen geschichtlichen Bestrebungen besteht nur ein quantitativer Unterschied — von der einen zur anderen ist nur ein Schritt. Wird Dr. Daszynska diesen Schritt machen, so wie ihn v. Studnicki gemacht hat? . . .

Lemberg. Mychajlo Lozynskyj.



Auf dornenreichem Wege.

Das Dröhnen der russischen Kanonen vor den Wällen der „Sič zaporožska" im Jahre 1775 war anscheinend das Grabesgeläute für die ganze ruthenische Nation. Denn, wer noch auf eine bessere Zukunft hoffte, wer seinen stolzen Rücken weder vor den Polen, noch vor den Russen willfährig beugen wollte, der verließ sein Heim, verließ Weib und Kind und eilte in das berühmte Kriegslager, um von dort aus sein Blut, sein Leben für das bessere Los seiner hart bedrückten Brüder zu opfern. Und die wackeren Streiter von der „Sič" haben wiederholt den blutigen Beweis geliefert, daß ihnen das Leben und das Glück ihrer zu Hause gebliebenen Stammesgenossen mehr am Herzen liege als das eigene. Dabei machten sie keinen Unterschied;

*) „Nationale oder allpolnische Demokratie" im „Tygodnik polski" 1903, Nr. 2, S. 35.



wer immer als Feind, als Bedrücker auftrat, der mußte sich im Voraus auf ihre unversöhnliche Feindschaft gefaßt machen. Dafür erfreuten sich die „Sič"-Genossen der ungeteilten Sympathie bei dem ganzen ruthenischen Volke, welches in jeder Stunde der Not mit seinen Gedanken an jener Stelle verweilte, wo der silberglänzende Dnipro die steilen Ufer der Insel, auf der sich „Sič" befand, umarmte. Von dort erwarteten sie den mächtigen Rächer, der im gerechten Zorne, gleich einem die Atmosphäre reinigenden Sturmwinde, über die Bedrücker daherfahrend, dieselben mit Füßen treten würde. Doch das Geschick, das das ganze ruthenische Volk in schwere Ketten geschlagen, konnte nicht ohne Rückwirkung auf jenen edlen Ritterorden bleiben; war er ja nichts anderes, als die prachtvolle Blüte der mächtigen, mit zahlreichen und kraftvollen Wurzeln ausgestatteten Pflanze — des ruthenischen Volkes. Zufolge der allgemeinen Schwächung der Nation, wurde auch die Wehrkraft der „Sič" immer geringer und schwand gänzlich in der Zeit, wo ihrer das ruthenische Volk am meisten bedurfte — in der Zeit Peter des Großen und seiner Nachfolger. Aber so lange die „Sič", sei es nur als ein ohnmächtiges Gespenst, bestand, fühlte man sich im Norden nicht sicher; zu groß war der Freiheitszauber, den sie ausstrahlte, zu willkommen die Unabhängigkeitsidee, die sie repräsentierte. Um sich auch diesen Feind vom Halse zu schaffen, unternahm es Peter der Große, auf eine wahrlich höllische Art und Weise den letzten Schein der Macht, der noch „Sič" anhaftete, zu zerstören, indem er überhaupt mit dem Kosakenwesen aufzuräumen beschloß. Alle Verträge, die er mit seinen Schwüren bekräftigte, mit Füßen tretend, verlangte er, daß die Kosaken beim Bau der zahlreichen Festungen und Kanäle mithelfen sollten. Zu einem tätlichen Proteste zu schwach, gingen nun Tausende und Tausende der Kosaken nach dem rauhen Norden, tauschten ihre liebliche Heimat mit dem sumpfigen Neva-Lande. Nicht mit blanken Säbeln und Musketen zogen sie dahin, nur mit Schaufeln und Spaten, welche Geräte zu handhaben sie nicht gewohnt waren. Und nicht auf kurze Zeit gingen sie hin — sie gingen, um nimmer zurückzukehren. Nur allzubald erlagen sie den Strapazen, denn kaum jemals haben die Menschen unter schlechteren physischen und moralischen Bedingungen gearbeitet, als beim Baue dieser unseligen Stadt. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß für Petersburg Menschenknochen als Material zum Fundamente gedient haben, und was muß ein Ruthene dabei empfinden, da er weiß, daß den größten Teil dieser Knochen seine Vorfahren geliefert haben. Sein Herz wird dadurch gewiß nicht erleichtert, wenn er bedenkt, daß viele seiner Vorfahren die schöne Residenzstadt des weißen Zaren zum Grabmonumente haben — im Gegenteil.

So war die Nation ihrer besten Söhne beraubt und die „Sič" war dadurch nicht minder geschwächt; denn woher sollte sie nun ihre Kräfte nehmen? Immer ohnmächtiger werdend, hörte dieses edle Herz der Nation im Jahre 1775 auf zu schlagen und das große Werk, die Knechtung, wurde mit der Einführung der Leibeigenschaft seitens Katharina II. — zu einer Zeit, als man im Westen an die Aufhebung dieser barbarischen Institution schritt — gekrönt.

Auf diese Art und Weise wurde dem Volke jede Möglichkeit zur selbständigen kulturellen Entwicklung benommen. Der Rest der Intelligenz — schmiegsam und opportunistisch wie überall — fügte sich ohne Widerstand in die neuen Verhältnisse, nahm russische Sprache und Sitten an und das Volk wurde unter dem harten Drucke der Leibeigenschaft zu einer trägen, duldsamen Masse.

Dieser Zustand des politischen, sozialen und kulturellen Verfalles durfte aber nicht lange andauern. Der immer lästiger werdende Despotismus, der dem Volke alles raubte, was nur zu rauben war, vermochte demselben sein Regenerationsvermögen denn doch nicht zu nehmen, auf Grund dessen das ruthenische Volk auf eine bessere Zukunft und würdigere Stellung im europäischen Völkerkreise zu hoffen berechtigt ist.

Diese Kraft war dem Volke geblieben und es bedurfte nur eines Anstoßes, um dieselbe wirken zu lassen. Diesen Anstoß gab Ivan Kotlarewskyj.

Am 13. d. M. fand nun in der Stadt Poltawa, dem Geburtsorte des Dichters, die Enthüllung des Denkmals Kotlarewskyj's statt. Das Ereignis ist an und für sich zu bedeutend, als daß es nicht bei einem jeden nationalbewußten Ruthenen lebhaftes Interesse wachrufen und denselben zu manchen Reflexionen veranlassen sollte.

Was bezweckt denn die Errichtung des Denkmals für einen Mann, dessen Werke zur Quelle eines mächtig rauschenden Stromes nationalen Bewußtseins und der Bestrebungen zur politischen Unabhängigkeit bei einem totgesagten Volke wurden? Was soll denn dieses Denkmal in einer Stadt, vor deren Mauern der finstere Despot des Nordens, Peter der Große, Karl XII. und dessen Verbündeten, den Hetman Mazepa, im Jahre 1709 besiegte, denjenigen Mazepa, der die Idee eines unabhängigen ukrainischen Staates in ihrem ganzen Wesen am tiefsten erfaßte und dieselbe zu realisieren die meisten Fähigkeiten besaß. Glaubt man vielleicht in den regierenden Kreisen des Nordens, daß dort im Süden, in diesem unglücklichen Lande längs des rauschenden Dnipro, auch der kleinste Funke des nationalen Lebens erloschen sei, der bei günstigem Winde in einen alleszerstörenden Brand auflodern könnte? Wie ist es denn möglich, daß man ganz ruhig einem Manne — der für die nationale Wiederbelebung des ruthenischen Volkes entschieden mehr bedeutet, als ein bloßer Dichter — ein Denkmal errichten darf? . . . . Doch aus welchen Motiven die russischen Machthaber diesmal das ruthenische Nationalfest gestatteten, wollen wir nicht entscheiden und nur die Tatsache, wie wir sie einmal vor Augen haben, in ihrer ganzen Bedeutung würdigen.

Das Denkmal Kotlarewskyjs ist für uns eine hellbrennende Fackel mehr in der schicksalsschweren Dunkelheit, die über das Land von den Karpathen bis zum vielbesungenen Kaukasus sich gelagert hat. Es ist für uns eine neue, glücklich erreichte Etappe auf dem dornigen Wege, der aus dem tiefsten Verfalle in jene lichten Sphären führt, wo ein Volk ungehindert, entsprechend seiner Eigenart und seinen natürlichen Anlagen, sich entwickeln und des irdischen Daseins erfreuen kann. Dieser Drang, dahin zu gelangen, ist im ruthenischen Volke nicht nur als eine notwendige Reaktion gegen den unmenschlichen Druck, sondern auch als eine immanente Charaktereigenschaft vorhanden, was ein jeder, der mit der Geschichte des Volkes nur halbwegs vertraut ist, einsehen muß. Und diese Charaktereigenschaft vermochten nicht die langen Jahre der Sklaverei zu vernichten, wenn sie auch bewirkt haben, daß das Volk, das kulturell allen hätte voraneilen können, in der Gegenwart in Bezug auf das politische und kulturelle Leben anderer Völker anscheinend belanglos sei.

Wir sagen anscheinend, denn ganz anders werden sich die Dinge gestalten müssen, wenn dieses Volk endlich seine Fesseln sprengt und sein eigenes Leben zu leben beginnt. Dann ist Rußland, das heute in den diplomatischen Kreisen so viel Aufhebens macht, wenigstens für Europa kein gefährlicher Staat mehr, zumal die Ukrainer nicht die letzten sein würden, die mit demselben abzurechnen hätten.

Für den wahren Freund des Völkerfriedens, für den aufrichtigen Vertreter der freien Entwicklung eines jeden Volkes und somit für alle Feinde des Despotismus dürfte noch die Beantwortung der Frage, ob dieses ruthenische Volk, wie es heute unter dem russischen und österreichischen Szepter lebt, noch genug lebenskräftig sei, um, sei es auch in ferner Zukunft, eine so wichtige, so großartige Mission, Europa den Frieden zu garantieren, übernehmen könnte — von wesentlicher Bedeutung sein. Zur Beantwortung dieser Frage wollen wir den geehrten Leser an die Ereignisse, die neulich im Schoße des ruthenischen Volkes vor sich gegangen sind, erinnern. Ist denn



die Revolte der ukrainischen Bauern, die im vorigen Jahre stattfand und der kaum beendete Arbeiterstrike, an dem das ukrainische Element hauptsächlich teilgenommen hat, beides Ereignisse, die so ein blutiges Ende nahmen, nicht der beste Beweis einer solchen Lebenskraft und eines seltenen Opfermutes? Und erst recht einen schlagenden Beweis dafür liefern die derzeit unter dem österreichischen Szepter lebenden Ruthenen, die, obzwar am längsten von allen ihren Stammesgenossen entrechtet, in der härtesten, denn in der polnischen schlachzizischen Knechtschaft lebend, dennoch das Bewußtsein ihrer Menschenwürde nicht verloren haben und sich opferfreudig bei jeder Gelegenheit von den in polnischen Diensten stehenden Bajonetten stechen lassen, um wenigstens für ihre Kinder ein besseres Dasein, sei es auch mit eigenem Blute, zu erkaufen.

Bei all' dem sind wir weit davon entfernt, für uns außer den berechtigten Sympathien, mehr von den edelgesinnten Mitgliedern anderer Nationen in Anspruch nehmen zu wollen; aber wir haben auch keinen Grund, als die Allzubescheidenen und Genügsamen vor den Augen Europas zu erscheinen. Wir wollen nicht, wie unsere arglistigen Bedrücker, im Namen „unserer und euerer Freiheit" kämpfen. Unsere geographische Lage, unsere nationale, sowie politische Situation, bringen es aber mit sich, daß wir für unsere eigene Freiheit kämpfend, auch die Interessen Westeuropas besorgen und der allgemeinen Reaktion steuern. Deshalb darf aber auch dem vernünftigen Westeuropäer unser Verzweiflungskampf nicht gleichgiltig sein! . . .

Wien. M. Kiczura.



Das Lied ohne Worte.

Von Leßja Ukrainka.

— — — I fiori noti dolvis cuor,
I versi che pensavi, ma che non serissi,
Le parole d'amore che non bi dissi.
Stechetti.

I.

Wenn sie durch die Straße ging, sahen ihr alle nach. Jeder schaute in besonderer Weise; man blickte lächelnd, oder mit Staunen, oder auch mit Bedauern, meistens mit Bedauern, wie es schien, aber das läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Sie war buckelig, und damit sei genug gesagt. Dies ist ein schweres Wort, schwer auszusprechen, doch viel schwerer an sich zu tragen. Und es ward doch getragen, in Wahrheit getragen, und zwar von diesem jungen Mädchen mit den großen blauen Augen und dem langen blonden Haar. Es ist schwer zu bestimmen, was am meisten den Blick der vorübergehenden Menschen an sich zog; ob es die wunderschönen veilchenblauen Augen waren, oder dies lange, halbgeflochtene, in Wellen herabfallende Haar, oder — nein, wir wollen das schwere Wort nicht aussprechen! Jedesmal als es laut ausgesprochen ward, schien sich das junge Mädchen vor den grausamen Blicken der Menschen verbergen zu wollen, und ihre großen Augen wurden trübe, wie von einem Nebelflor umschleiert.

So geht sie auch jetzt mit gesenkten Augen, und diese gesenkten Augen geben ihrem unwillkürlich emporgehobenen Antlitz einen seltsamen Ausdruck. Bald steigt leichtes Erröten in die Wangen, bald verschwindet es und macht einer Totenblässe Platz.

So geht sie durch die drängende Menge, die an ihr vorbeirennt, sie stößt, sie blickt sich nach ihr um, und läßt sie dann stehen.

Da gehen zwei junge Mädchen und schwatzen laut und heftig und sehen gewiß nicht auf den Weg vor sich.

„Ah, Verzeihung!" warf das eine von beiden hin, denn es hat unser Mädchen angestoßen. Diese sprach kein Wort, sondern errötete leicht. Die beiden Mädchen



machten etwa zwei Schritte, blieben dann stehen und sahen, wie so viele andere, nach dem kranken Mädchen zurück.

„Sieh' 'mal, welch' einen Zopf die hat!“ rief laut und unbefangen die, welche soeben um Verzeihung gebeten hatte.

Die blauen Augen des kranken Mädchens leuchteten auf in ihrem Gesicht und ihre Gestalt wurde höher und ihr Gang sicherer.

„Na, hast du je solch' Haar gesehen? Wenn es nur nicht falsch ist.“

„O, nein,“ erwiderte die andere, „es ist Nastja N. Sie ging vor Jahren in unser Gymnasium; ich war damals in der dritten Klasse. Sie wurde in unsere Klasse eingeführt, blieb jedoch nicht lange, etwa ein halbes Jahr, und dann verließ sie das Gymnasium. Ich weiß nicht warum; vermutlich hatte sie Angst vor den Prüfungen. Jetzt heißt es, daß sie die Musikakademie besuche. Sie ist furchtbar empfindlich. Man konnte sie gar nicht anreden, ein unbedachtes Wort — und sie war schon beleidigt. Sie sind alle so, diese“ —

Glücklicherweise war Nastja weit entfernt und konnte die Reden ihrer früheren Schulkameradin nicht vernehmen. Sie verließ die breite Straße, ging eine Strecke durch eine schmale Gasse, dann öffnete sie ein Gitterpförtchen, trat in ein kleines Gärtchen vor einem bescheidenen Hause, durchschritt dieses schnell, betrat die niedrige Treppe und läutete.

Ein junger Mann in Studententracht öffnete ihr.

„Ach, Nastja!“ sagte er freudig lächelnd, seine blauen Augen glichen denen Nastja's. Sie schauten freundlich und innig in die Augen der Schwester. „Du bist müde, was?“

„Ja,“ erwiderte Nastja, und ihre Stimme stockte.

„Aber, wie unfolgsam bist du, Schwesterchen!“ sagte der junge Mann halb zürnend, halb zärtlich. „Wie oft hab' ich dich gebeten, aus der Musikakademie nie zu Fuß zu kommen, und du bist ungehorsam!“

„Es schadet nichts!“

„Schadet nichts, schadet nichts!“ ahmte ihr der Bruder nach, doch sprach er weiter nichts, nahm ihr die schwere Musikmappe aus der Hand und ging ins Zimmer. Nastja folgte ihm.

Im ganzen Zimmer war der schönste Gegenstand das Klavier. Über demselben waren Beethoven's und Chopin's Brustbilder angebracht, und an beiden Seiten des Klaviers standen Etageren mit Musikheften und schöngebundenen Büchern, lauter berühmte Werke. Das Zimmer war zwar spärlich eingerichtet, aber es war etwas Anziehendes und Originelles daran, vielleicht kam es von den vielen frischen Blumen her.

Am Fenster stand ein großer Tisch mit einem Wirrwarr von Büchern, zerrissenen Heften und Universitätsschriften. Das war der Arbeitstisch des jungen Mannes. Daneben an der Wand hing eine staubige Geige und ein Bogen, und auf dem Pulte stand ein aufgeschlagenes Musikheft. In der Ecke stand Nastja's Tischlein mit Musikschriften und Notenpapier und vielen zerstreuten, mit feiner Handschrift bedeckten Blättern.

Der junge Mann warf die Musikmappe auf das Klavier und half der Schwester beim Ablegen des Mantels.

„Sag', Paul, ist Olga nicht bei uns gewesen?“ fragte Nastja, den Hut ablegend.

„Nein, sie war nicht da. Ich glaubte sie müsse kommen, aber jetzt will ich für einen Moment zu ihr laufen. Ich will sie benachrichtigen, daß wir für morgen früh einen Ausflug in Aussicht haben. Warte auf mich mit dem Thee, ich werde bald zurück sein.“



Paul zündete die Lampe auf Nastja's Tisch an, nahm seinen Hut und wollte schon fort — hielt jedoch inne.

„Na, beinahe hätt' ich's vergessen. Da ist ein Brief für dich. Von Bohdan, scheint es mir; es ist seine Schrift," und er holte einen Brief aus der Seitentasche.

„Sieh' nur, wie du bist! Du könntest noch meinen Brief forttragen und verlieren. Welch' ein vergeßlicher Kopf bist du Paul!"

„Zanke nicht, ich hab' ihn doch nicht fortgetragen."

Paul begab sich eilig auf die Straße und lief sie hinauf, leise, aber frisch und anmutig vor sich hintrillernd.

Hastig riß Nastja das Briefcouvert auf und begann, ohne sich hinzusetzen, zu lesen.

Der Brief war ohne Anrede. „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen Ihr Duett noch nicht zurückgesandt habe. Die Schuld liegt daran, daß die Schwester meines Zöglings sich in den Kopf gesetzt hat, das Stück um jeden Preis auswendig zu lernen, und es sind nun schon beinahe vierzehn Tage, daß sie damit sich selbst und andere quält. Wenn Sie das Stück nicht unbedingt brauchen, so erlauben Sie, daß wir es noch für ein paar Tage behalten." Darauf folgte eine kurze Beschreibung der Sommerfrische, dann einiges über einen Schriftsteller, der es verstand, manche Saite in dem Menschenherzen zu berühren. Doch der Brief war nicht lange. „Seien Sie nachsichtig, wenn meine Sätze diesmal nicht gerade witzig sind. Barbarische Klavierklänge und ein scharfer Sopran, die aus dem Salon bis hieher dringen (immer Ihr Duett), verscheuchen meine Gedanken und verderben meinen Humor. Also — für's nächste Mal!" Und ganz am Ende eine ziemlich unleserliche Unterschrift.

Nastja las diesen Brief rasch durch und legte ihn auf den Tisch, dann nahm sie ihn wieder und las abermals, langsam, als wollte sie sich jedes Wort besonders merken. Nachher betrachtete sie lange den Brief ohne ihn zu lesen. Endlich ließ sie ihn liegeu und schritt unruhig im Zimmer hin und her, bald ging sie rasch, bald stand sie still und preßte ihre Hände an die Brust, als wollte sie ihr Herz zusammendrücken.

Sie näherte sich dem Fenster und sah in die durchsichtige Dämmerung hinaus. Die Tränen machten ihr die Augen trübe, doch stolz und schmerzlich zog sie die Augenbrauen zusammen und kehrte sich entschieden vom Fenster ab.

Sie setzte sich an den Tisch, nahm Papier und Feder und wollte schreiben. Lange saß sie, nahm bald die Feder in die Hand, bald legte sie sie nieder, aber das Papier blieb weiß, und kein Wort fiel darauf. Sie seufzte, legte die Feder mit zitternder Hand nieder, stand auf und ging ins Gärtchen hinaus. Im Gärtchen war es bereits dunkel. Langsam ging sie den Weg auf und nieder und sann. Es waren unbeschreibliche, seltsame Gedanken. Die zurückgehaltenen Tränen bedrängten ihr Herz. Sie sann und quälte sich mit den Gedanken.

„Nein, ich kann nicht an ihn schreiben. Was sollte ich auch schreiben? Einen geistlosen Brief über verschiedene „Fragen", über Stadtneuigkeiten, oder einen Brief, geziert mit witzigen Sätzen, mit unbefangenem Humor, einer guten Bekannten Brief? Aber was hab' ich von all' dem? Wozu brauch' ich diese Gemütsgymnastik, wenn meine Seele sich ängstigt und vor Gram verschmachtet? Und sobald ich im Begriffe bin an ihn zu schreiben, denk' ich gleich daran, daß ich ihn liebe, maßlos, grenzenlos, daß diese Liebe wie ein Dolch in meinem Herzen steckt; reißt man den Dolch aus dem Herzen, so vergeht es im Verbluten. Ich denke daran, daß ich unglücklich bin für immer. So lange meine Liebe lebt, brennt sie mit Feuerglut, und wenn sie endlich tot ist, so läßt sie eine trostlose Öde zurück. Er liebt mich nicht, er kann mich nicht lieben, ich weiß es genau, und doch liebe ich ihn, ich verzehre mich selbst durch mein inneres Feuer. Ich kann nicht, ich will nicht von etwas anderem schreiben, und so muß ich schweigen, wenn auch mein Herz voller Worte ist. Und schweigend



muß ich seinen Briefen entsagen, diesem meinem einzigen Troste; so kurz und gleichgiltig wie sie sein mögen, sind sie mir doch ein Trost. In allen seinen Briefen gibt es kein einziges innig freundliches Wort, und wär' es auch nur ein Scherz. O nein, ich brauche kein solches Wort zum Scherze! Hätte ich nur gewollt, ich hätte schon viele solcher Worte von ihm haben mögen. Ich habe zu oft gehört, wie er meine Freundinnen mit scherzhaften Liebesreden neckte, und mir war das Herz so schwer, wenn ich das anhörte. Solch' eine bitt're Komödie könnte ich gar nicht ertragen, und ich bin ihm dankbar, daß er mit mir niemals dies Liebeslustspiel getrieben. Er zeigt mir gegenüber eine kühle Achtung, aber doch eine Achtung. Er redet mich nie in jenem verletzend liebkosenden Tone an. Hat er etwa eine Ahnung davon, daß dies grausam und herzbrechend für mich wäre? Nein, er ahnt es nicht, nur bloß — bloß — ich bin ja gar nicht anziehend zum Spiele, und freilich hab' ich weder Lust noch Verständnis dafür. Unter allen Mädchen beträgt er sich nur mit mir ernsthaft, und noch mit ihr, mit der anderen. Ja, er spricht mit uns beiden in gleicher Weise, doch die Augen sprechen verschieden, und die Stimme in denselben Reden klingt anders. Möglich, daß wenn ich ihm alle meine Pein geklagt hätte, er auch für mich ein gutes Wort zu finden verstanden hätte, ein Trosteswort, oder wenigstens einen milden Blick, er weiß ja selbst, was eine unglückliche Liebe ist. Ja, er weiß es wohl, doch stolz trägt er seine Liebe verborgen vor allen. Er hätte mir freilich ein Trosteswort recht vom Herzen geben können, so wie man einem hungrigen Bettler ein Stück Brot gibt, aber ich möchte eher mein tägliches Brot erbetteln, denn ein Liebeswort. Das Bettelbrot, heißt es, brennt die Hand, aber von einem erbettelten Liebesworte erstarrt die Seele. Ich habe Mut genug, um zu verhungern, ohne meine Hand nach dem Bettelbrote auszustrecken."

Das Dunkel im Gärtchen wurde immer intensiver. Nastja blieb ungern unter dunklen Bäumen ganz allein, ihr bangte vor der Finsternis im Freien, wie fast allen kränklichen Leuten. Sie ging rasch ins Haus hinein.

Als sie am Tische stehen blieb, fiel ihr Blick von Neuem auf den Brief. Sie nahm ihn und war im Begriff ihn in ein Kästchen, das auf dem Tische stand, zu legen. Da im Kästchen waren viele Briefe; einige davon trugen dieselbe Schrift, wie der kürzlich erhaltene, indeß viele gab es deren nicht. Auch waren fast alle kurzen Inhaltes, und nur wenige datiert, doch Nastja wußte ganz genau das Datum von allen den Briefen. Da war eine kleine Stadtpostkarte, welche aus dem Anfang ihrer Bekanntschaft stammte. Mit dieser Postkarte fragte Bohdan an, wann sie, Nastja, zu Hause zu treffen sei, um eine Romanze mit ihm einstudieren zu können, die er in einer kleinen Gesellschaft vorzutragen die Absicht hatte. Nastja erinnerte sich noch jetzt dieser Romanze und dieser ersten Singprobe, als wär' es erst gestern gewesen, und es waren seiidem vier Jahre verflossen. Das war Schumans „Ich grolle nicht"; sie studierten sie zusammen ein. Er sang und sie begleitete ihn am Klavier. Im Anfang fiel es ihr schwer, seinem launischen Gesang zu folgen, er zürnte und zuckte ungeduldig mit den Achseln, aber dann lächelte er, als ob er für seine Heftigkett um Vergebung bitten wollte.

Bohdan war damals ein sehr junger Student, im ersten Semester, sie selbst ging noch nicht in die Musik-Akademie; sie war siebzehn Jahre alt und hatte viele frühlingsgrüne Hoffnungen. Alle diese Hoffnungen waren während dieser vier Jahre verblüht . . . Sie spielte mit tiefem Gefühl, indeß nicht immer taktmäßig, ganz dilettantisch. Er sang tremolierend, die Stirne runzelnd, mit emporgehobenem Haupte, wie es einem jungen Sänger geziemt.

Zuweilen, wenn er müde ward, setzte er sich neben Nastja und sang mit halbleiser Stimme einzelne musikalische Phrasen. Dabei beugte er sich leicht über ihre



Schulter, um besser in die Noten sehen zu können und um sie aufmerksam zu machen wo sie kleine Fehler beging. So waren einige Proben vergangen, doch machte Nastja zum Schlusse mehr Fehler als im Anfange, während Bohdan immer besser sang.

„Diese Romanze", dachte Nastja, „war für mich das, was für Paolo und Francesca der Roman von Lancilotto war, nur dachte mein Paolo an eine andere Francesca!"

Nastja wird nie das kleine Gesellschaftskonzert, das nachher folgte, vergessen. Aber Nastja begleitete Bohdan nicht am Klaviere zu „Ich grolle nicht". Ein anderes Mädchen nahm ihren Platz ein, und Nastja steckte in der entferntesten Ecke des Salons, wie sie es immer zu tun pflegte, wenn sie sich in Gesellschaft befand.

Das Mädchen am Klavier war jung und schlank, mit schwarzem Haar, ihr blasses Antlitz war ernst und energisch, beleuchtet von klugen, funkelnden, braunen Augen; auch spielte sie energisch, doch nicht ohne Gefühl. Ihre weißen feinen Hände berührten die Tasten leicht und mit Grazie, ihr schwarzes kühnes Köpfchen war nach vorn gebeugt. (Fortsetzung folgt.)



Glossen.

Die polnische Wirtschaft, sowie die Gerechtigkeit des galizischen Landtages sind sprichwörtlich geworden. Diese zwei Begriffe sind eigentlich identisch, denn Galizien besitzt bekanntlich fast gänzliche Selbstverwaltung und der galizische Landtag kann nach Belieben in diesem Lande schalten und walten. Die Gesinnung des galizischen Landtages kennzeichnet aber am besten der Umstand, daß ihn die polnischen Blätter — ohne Unterschied der Partei — als „das einzige polnische Parlament" bezeichnen. Ja, es ist ein polnisches Parlament, welches die Staatsgrundgesetze auf Schritt und Tritt verletzt und um jeden Preis dem ganzen Lande ein polnisches Gepräge zu geben versucht. Der gewesene Landesschulrats-Vicepräsident und Mitglied „des einzigen polnischen Parlamentes", Dr. M. Bobrzynski, charakterisierte sehr gut die Taktik des galizischen Landtages, indem er sagte, die Polen müssen trachten, daß Galizien im entscheidenden Moment 6 Millionen Polen zählen könne (damals hatte Galizien 6 Millionen Einwohner) mit anderen Worten, die ganze Politik der galizischen Machthaber, also des Landtages, sei von der Idee beseelt, Galizien gewaltig und radikal zu polonisieren. Jeder Beschluß des einzigen polnischen Parlamentes beweist die Wahrheit dieser Worte. Dem galizischen Landtag haben wir es zu verdanken, daß heute in Galizien keine einzige ruthenische Volksschule mehr besteht, sondern lauter rein polnische, oder polnisch-ruthenische. Der galizische Landtag hat es zuwege gebracht, daß von den 48 galizischen Realschulen und Gymnasien 32 rein polnisch, 4 ruthenisch und 2 deutsch, daß alle übrigen Mittelschulen sowie alle Hochschulen polnisch sind. „Das einzige polnische Parlament" wird demnächst auch eine Rentengütervorlage zum Gesetz erheben, um auf diese Weise die Kolonisation Ostgaliziens mit polnischen Bauern gesetzlich zu ordnen. Die kulturellen und humanitären Institutionen der Ruthenen bekommen nicht ein Zehntel davon, was die analogen polnischen Institutionen aus dem Landesfonds erhalten. Die bescheidensten Postulate der Ruthenen — die letzthin die Errichtung je eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislau, Jaworiw und in Sambir, sowie die zumindest einer ruthenischen Lehrerbildungsanstalt verlangen — werden nicht berücksichtigt. Kurz und bündig, die allpolnischen Blätter loben nicht umsonst „das einzige polnische Parlament" über den grünen Klee . . .

* * *



Die polnische Presse jubelt. Den Anlaß dazu bot der Aufenthalt des Kaisers in Lemberg. Der Kaiser hat nämlich die Ansprache der polnischen Würdenträger äußerst huldvoll beantwortet. An den Landmarschall, Grafen Badeni gewendet, sagte der Monarch unter anderem: „Ich beobachte auch seit langem mit voller Anerkennung und Befriedigung, wie ernst, verständig und sachlich der galizische Landtag von den Rechten, die ich ihm verliehen, Gebrauch macht. Möge seine Tätigkeit vom besten Erfolge gekrönt sein." Da nun gerade jetzt der galizische Landtag versammelt ist, heben die polnischen Blätter gerade diese Worte des Monarchen hervor, um die polnische Mehrheit zu bewegen, von der bisherigen Politik nicht abzulassen. R. S.

* * *

Wir werden den Ruthenen nichts mehr geben ... Ein mit österreichischen Verhältnissen nicht näher vertrauter Ausländer, der aber, wenn auch nur oberflächlich die österreichischen Staatsgrundgesetze gelesen hat und insbesondere den Artikel XIX derselben und daraufhin eine beliebige polnische Zeitung in die Hand nehmen würde, könnte nie verstehen, wovon dort an gewissen Stellen eigentlich die Rede ist. Er sieht dorten die Herren Schlachzizen sich brüften, daß sie den Ruthenen nichts mehr geben werden (dieses Geben betrifft die nationalen, sozialen, politischen und kulturellen Forderungen der Ruthenen) und auch das, was sie bis nun den Ruthenen gegeben haben, müsse ihnen, als den undankbaren Geschenknehmern, zurückgenommen werden.

Was soll das heißen? würde sich ein solcher Leser, der wie gesagt noch unter dem Eindrucke des obzitierten Artikels steht, fragen. Sind denn die Ruthenen keine selbständige Nation, gerade so wie die Polen? Woher kommen denn die letzteren dazu, ihnen etwas zu geben oder zurückzunehmen! Um dieses Rätsel halbwegs lösen zu können, müßte der betreffende unbedingt annehmen, daß die Herren Schlachzizen einen, wenn auch nicht verfassungsmäßig anerkannten, so doch tatsächlich bestehenden Staat im Staate bilden, und als solche auf eigene Verantwortung und nach ihren staatsrechtlichen Prinzipien eine andere Nation beherrschen. Auf Grund dessen müßten seine weiteren Betrachtungen so ziemlich die folgenden sein: „Es müssen sonach die Ruthenen in keinem weiteren staatsrechtlichen Verhältnisse zu dem eigentlichen Staate stehen; sie brauchen keine Steuern an die Staatskasse in Wien zu entrichten und des Dienstes in dem österreichisch-ungarischen Heere müssen sie auch enthoben sein." Angesichts dieses letzteren Umstandes wäre ein solcher Leser nur allzusehr geneigt, die Ruthenen wegen dieser ihrer besonderen Stellung in staatsrechtlicher Hinsicht, glücklich zu preisen, da ja, wenigstens offiziell, kein politisches Heer vorhanden sei, in dem sie folgerichtig zu dienen hätten. Doch wie wird er wieder verblüfft dastehen, wenn er erfährt, daß die Verhältnisse nicht so idyllisch gestaltet seien, daß die Ruthenen gleichzeitig zwei Staatsgewalten unterstehen, also auch zweierlei Pflichten haben. Mein Gott! würde er dabei ausrufen, wie das alles merkwürdig eingerichtet sei. Und nun würde sich der Arme vom neuen den Kopf zerbrechen, um dies alles irgendwie mit dem Artikel XIX in Einklang zu bringen. Denn was würde ihn berechtigen, anzunehmen, daß in Österreich die zu geltenden Gesetze in der Praxis nie zur Anwendung kommen, daß die ganze staatsmännische Weisheit in diesem Reiche darin gipfelt, schwächere Völker auf Gnade und Ungnade den stärkeren auszuliefern, um sich der Gunst der letzteren, sei es nur auf eine kurze Spanne Zeit, zu versichern. Daß diese Politik der grenzenlosen Kurzsichtigkeit der österreichischen Staatsmänner entspringe, die durch ihre Taktik die Völker Österreichs systematisch „auseinanderekeln" — das würde ein solcher Leser vielleicht nicht vermuten. Aber wie bald wäre er mit seinem Urteil fertig, wenn er sich über den Stand der Dinge genau informieren würde. O wie unendlich klein und engherzig würde ihm dann die ganze österreichische Regierungskunst erscheinen, wie



jämmerlich, wie niedrig müßten ihm speziell die Herren Schlachzizen vorkommen, die sich neulich in ihrem Blatte „Slowo polskie“ Nr. 420 vernehmen lassen, daß sie den Ruthenen nichts geben werden.

Ja, wer sind denn die Herren, würde er fragen, die diesen Ruf in die weite Welt hinausposaunen? Sind das nicht diejenigen, die urbi et orbi für die ersten Freiheitskämpfer, für Märtyrer der Freiheit gelten wollen, die auf ihrem Banner die Losung „für unsere und für euere Freiheit“ strahlen lassen? Leider — es sind eben dieselben, und wir können es nur bedauern, daß sie statt dessen sich ungeniert als politische Hochstapler, als bewußte Fälscher der geschichtlichen Tatsachen, als gewissenlose Betrüger der öffentlichen Meinung entpuppen; die es wagen, die Schmach und Schande, die ihre Handlungsweise zuletzt nach sich ziehen muß, der ganzen polnischen Nation, die zu vertreten sie sich rühmen, aufzubürden.

„Wir werden den Ruthenen gar nichts geben“ erschallt es immer mächtiger, immer kategorischer, und dies gerade im Angesichte der Session des galizischen Landtages, dieser Institution, die, wie sie dasteht, eine himmelschreiende Vergewaltigung des ruthenischen Volkes darstellt. Aber nicht nur darin, daß sie den Ruthenen nichts geben wollen, zeigt sich die edle Gesinnung und der hohe moralische Wert dieser dunklen Existenzen, die als Freiheitskämpfer gepriesen werden wollen, auch in anderen Dingen tritt dieselbe besonders klar und schlagend ans Tageslicht. Es ergehen sich z. B. die Herren in Lobgesängen zu Ehren der paar ruthenischen Zarophilen (auch Russophilen genannt), die von ihrem Volke verhaßt, ein Parasitenleben führen, und mit den sogenannten Altruthenen gar nicht identisch sind, wenn sie auch dafür gelten wollen. Diese paar russischen Agenten, vor denen ein jeder wohlgesinnte Ekel empfinden muß, sind für die Herren Schlachzizen, die sie als eine Partei betrachten wollen, ein Ideal eines Ruthenen, dagegen die Nationaldemokraten und die Angehörigen anderer Volksparteien, die es für ihre heiligste Pflicht halten, die Interessen der Nation auf allen Gebieten zu vertreten, stehen in den Augen der Schlachzizen mit Wegelagerern und Brandstiftern so ziemlich auf gleicher Stufe. Warum dies alles, ist leicht zu ersehen . . .

Wir werden den Ruthenen nichts weiter geben! . . . Mit diesen Drohungen wollen die Herren den loyalen Ruthenen glauben machen, daß sie wirklich was zu geben hätten, daß sie in der Tat für die ruthenische Nation in Bezug auf ihre Existenz a und w sind. Mögen die Herren noch so stark lärmen, noch so sehr die Schösse und Ärmel ihrer Nationalkleider vor unseren Augen flattern lassen, betäuben werden sie uns nicht, und hinter ihrem Rücken sehen wir ganz genau die Zentralregierung, repräsentiert durch Herrn v. Körber. Und er, die Regierung, soll uns Rede stehen und dies so lange, wie lange unsere Gelder nach Wien expediert werden, wie lange unsere Rekruten nicht im polnischen, nur im österreichischen Heere ihre Blutsteuer entrichten. Sie soll sich in erster Linie vor der rechtsbewußten Welt verantworten und die Gründe anführen, die ihr eine Nation entgegen den geltenden Staatsgrundgesetzen an eine andere zur schnöden Plünderung auszuliefern nötigen. Ja die Regierung!

Meletius.

Zur gefälligen Beachtung! Alle geschäftlichen Mitteilungen, Abonnements, Nummerbestellungen ꝛc. find ohne Angabe eines Personennamens zu adressieren an die Geschäftsstelle der „Ruthenischen Revue“, Wien, IX., Höfergasse 5.

Dagegen sind alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen Briefe, Manuskripte, Kreuzbänder, Rezensionsexemplare ꝛc. nur an Herrn Roman Sembratowycz, Wien, XVIII/1, Lazzaristengasse 36 zu senden.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. B. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 30. September 1903. Nr. 10.

Pour le czar de Russie.

In der vorigen Nummer unserer Zeitschrift haben wir auf den wirklichen Charakter des sogenannten Panslavismus hingewiesen, wir haben gezeigt, daß der wirkliche Panslavismus in der Tat nicht bestehe, daß die Intriguen, die unter dem panslavistischen Deckmantel gesponnen werden, in Rußland ihren Ursprung haben und der russischen Staatsidee allein dienen.

Inzwischen beglückt Nikolaus II. Wien mit seinem Besuch, er und seine Politik werden aus diesem Anlaß bejubelt — die freien Staatsbürger lassen den Beherrscher des Nordens hochleben, preisen in ihrer Presse den glücklichen Augenblick, da sie zu dem Friedens-Zaren demütig emporschauen können und wetteifern in allerlei Huldigungen . . Alle Kundgebungen sind nur von dem einen frommen Wunsch — der auch ziemlich unverhüllt zum Ausdruck kommt — beseelt: man möchte um jeden Preis mit dem nordischen Herrscher „anbandeln“ und mit ihm einen festen Bund schließen, wenn er sich nur herbeiließe. Freilich entspringen diese Wünsche verschiedenen Motiven. Der Feudaladel und die Klerikalen möchten Österreich vom „deutschen Einfluß“ befreit wissen. Je näher man die Macht und die Einflußsphäre des Zarentums spürt, desto sicherer fühlt man sich jenseits der Berge. Danach soll man sich in Österreich richten. Die meisten Slaven möchten auch offiziell die sogenannte panslavistische Politik in Österreich etablieren. Andere Kreise machen wieder ihre spezielle Rechnung — natürlich ohne Wirt.

Wenn wir auch all diesen Herrschaften die Freude über ihre „Rechnung“ nicht verderben wollen, so halten wir es doch für angezeigt — der allgemeinen Stimmung folgend — einige Zeilen der



Politik des Zarentums zu widmen. Freilich wollen wir das nicht auf Grund der schönen Festreden und schwungvollen Trinksprüche unternehmen . . .

Die nordischen Alleinherrscher verdanken den äußeren Glanz, den Einfluß, sowie viele Erfolge ihrer Diplomatie dem gegenseitigen Mißtrauen der europäischen Mächte — nichts wäre für das Zarentum so gefährlich, wie die Einigkeit seiner Nachbarn — sowie der sogenannten allslavischen Idee, dem allslavischen Nimbus, mit dem sich das Zarentum zu umgeben verstand.

Ohne uns zu wiederholen, müssen wir nochmals hervorheben, daß es heute keinen Panslavismus im wahren Sinne des Wortes gibt, ebenso wie kein Panromanismus, der alle romanischen Völker, kein Pangermanismus, der alle germanischen Völker umfassen würde, besteht. Der wirkliche Charakter des heutigen Panslavismus ist am leichtesten aus seiner Geschichte zu erkennen. Die Panslavisten, oder zumindest deren Führer, erblicken in Peter dem Großen das Vorbild der allslavischen Idee; nach ihrer Meinung war dieser Zar der erste, der der historischen Mission der Slaven eine feste Form zu geben versuchte und ein dementsprechendes Programm entwickelte. Peter der Große war nun wirklich einer der genialsten slavischen Politiker und die ganze russische Diplomatie folgt getreu seinen Fußstapfen. Er kümmerte sich aber nicht um das Allslaventum und wollte überall nur das von ihm beherrschte Russentum und Rußland sehen; deshalb nannte er sich „Zar der gesamten Reußen". Das war der Schöpfer der panrussischen Politik, die auf der Alleinherrschaft der Zaren basiert und dem Absolutismus ihre Expansivkraft verdankt. Umgekehrt kann die panrussische Politik nur zaristisch sein und ist die tatkräftigste Stütze des Zarentums.

Da nun der heutige Panslavismus lediglich die Forsetzung der Politik Peter des Großen ist, so kann er nichts anderes, als der zaristische Panrussismus sein, ein Panrussismus, der eine stete Gefahr für Westeuropa bildet. Es hat scharfblickende Politiker gegeben, die das erkannten und sich durch vorübergehende Freundschaft, oder gar durch höfische Liebenswürdigkeiten nicht täuschen ließen. So ralliierte sich der Schwedenkönig Karl XII. mit dem ruthenischen Hetman Mazepa, Napoleon mit den Polen u. s. w. Und es dürfte die Zeit nicht gar so sehr entfernt sein, da Frankreich einsehen wird, daß jedes Bündnis mit Rußland eine societas leonina sei. Das Zarentum, dieses Rückgrat der internationalen Reaktion, ist bereits heute zu einer gefahrdrohenden Macht herangewachsen, der einen Damm entgegenzusetzen nicht mehr leicht ist. Dies umso weniger, als die Interessen der weißen Zaren nicht mehr die Slaven allein besorgen. In Rumänien hat die russophile Propaganda einen orthodox-religiösen Charakter, man warnt vor dem Import des Katholizismus aus Österreich und gründet für diesen Zweck Blätter. In Ungarn hetzt man gegen den Dreibund und gegen den deutschen Einfluß und in den Reihen der magyarischen Politiker sehen wir immer mehr russophile Elemente. Österreich wird von seinen kurzsichtigen Staatsmännern in die Arme des russischen Kolosses gedrängt, dessen freundschaftliche Umarmung das Krachen der Knochen des umarmten Objektes immer zur Folge hat.



Der russische Publizist Arabatskij gibt den Bestrebungen der herrschenden Kreise Rußlands Ausdruck, indem er in seiner „Rußlands Landkarte der Zukunft“ nicht nur die Städte: Posen, Lemberg, Krakau, Prag — sondern auch Wien, Budapest, Bukarest, Sofia, Belgrad und Konstantinopel als Hauptstädte der russischen Provinzen bezeichnet. Wem die Verhältnisse näher bekannt sind, der wird wissen, daß solche Landkarten der Zukunft in den Köpfen vieler seriöser Politiker in Rußland existieren. Dank der Geschicklichkeit der Petersburger Diplomatie hat die russische Politik überall in Westeuropa große Fortschritte gemacht. Alles buhlt heute um die Gunst des weißen Zaren, alles glaubt, dessen Bestrebungen Vorschub leisten zu müssen. Man wird teils geblendet, teils eingeschüchtert, teils von der russischen Diplomatie irregeführt.

Rußland bietet z. B. seinem Verbündeten Frankreich gar nichts, schreckt es aber dafür mit dem Popanz des Pangermanismus. Ebenso die Slaven. Daß der Panrussismus (fälschlich Panslavismus genannt) für Westeuropa viel gefährlicher sei als der Pangermanismus, daß in keinem europäischen Staat die slavischen Brüder so unterdrückt werden wie gerade im slavischen Riesenreiche*), daran denken unsere Zaren-Enthusiasten nicht. Die Slaven betreiben erwiesenermaßen einfach zaristische Politik. Auch die österreichische Diplomatie leistet — vielleicht ohne es zu wollen — dem Zarentum nur zu oft Schildknappendienste und treibt durch seine Politik in Galizien und in den okkupierten Ländern Wasser auf die russische Mühle. Wenn dem slavischen Riesenreich seine kluge Balkanpolitik gelingt, wird Österreich-Ungarn sowohl in strategischer wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht zum russischen Vasallenstaat. In Österreich ist man an planmäßige, vorbereitende Aktion nicht gewöhnt, man läßt sich allemal überraschen. Manche Kreise halten übrigens den angedeuteten Gang der Dinge für unaufhaltsam und bewerben sich um die russische Freundschaft. Eine ähnliche Taktik befolgten die offiziellen Kreise Polens vor dessen Teilung — man buhlte auch um die Gnade Rußlands.

Nirgends geht die Diplomatie so konsequent den einmal vorgezeichneten Weg, kein Staat hat so kluge Staatsmänner wie das Zarenreich. Dort läßt man sich durch keinerlei Freundschaft beirren. Es wird da nur die Frage erwogen, ob es nicht zweckmäßig wäre, die territoriale Vergrößerung Österreich-Ungarns zu gestatten, um auch das in diesem Reiche herrschende Chaos zu vergrößern. Es gibt in Petersburg allerdings einflußreiche Elemente, die einen solchen Schritt für überflüssig halten.

Sei dem wie immer, es dürfte die Zeit nicht mehr so ferne sein, da man zur Einsicht kommen wird, daß ebenso der politische Panromanismus wie auch Pangermanismus, sowie jedes starke politische Bündnis gegen Rußland im Interesse Westeuropas und der europäischen Kultur gelegen wäre, daß keine politische Konstellation für Westeuropa so gefährlich sei wie der Panrussismus — falsche Panslavismus genannt — dessen oberstes Ziel die Ausbreitung und Befestigung der Macht des Zarentums, somit auch die Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung in Rußland selbst ist. Die expansive Politik Rußlands liegt nämlich

*) Vergl. „Ruthenische Revue“, S. 228—232.



in der Natur des Zarentums; dieses muß seine Macht nach außen ausbreiten, wenn es in Rußland selbst nicht zusammenfallen will. Jede ernste Schlappe in Rußlands auswärtiger Politik bedroht — bei heutigen Verhältnissen — den russischen Absolutismus. Deshalb ist jede sogenannte russophile Aktion, jede panslavistische Kundgebung im Ausland eigentlich nur zarophil, sie gilt ebensowenig dem Slaventum, wie dem russischen Volke, sondern einzig und allein dem nordischen Herrscher, beziehungsweise dessen Hauspolitik, die in nationaler Hinsicht panrussisch sein muß. Jawohl, in Westeuropa werden heute auf der ganzen Linie die Interessen des Zarentums vertreten, alles geschieht da pour le czar de la Russie. Diesen Eindrücken kann sich kein nüchterner Beobachter der sich durch schäumenden Wein und überschäumende Reden nicht täuschen läßt, erwehren.

R. Sembratowycz.



Die ruthenische Nationalfeier in Poltawa.

Am 12. und 13. d. M. war die Stadt Poltawa*) Schauplatz einer imposanten nationalen Demonstration der Ruthenen. An diesen Tagen feierte man nämlich die Enthüllung des Denkmals Iwan Kotlarewskyj's, des Stifters der neuen Periode der ruthenischen Literatur. Zu der Feier fanden sich auch die galizischen und die Bukowinaer Ruthenen ein. Es war somit ein allgemein ruthenisches Fest, was in Rußland bisher nicht gestattet war. Das grillenhafte Schicksal wollte es, daß das nationale Wiedergeburtsfest der Ruthenen gerade in Poltawa begangen werde, in jener Stadt, vor welcher Peter der Große über Karl XII. und Mazepa einen Sieg davongetragen und seine Herrschaft über Ukraina gesichert hatte . . .

Nach jener Schlacht ist ein bedenklicher Stillstand im politischen und nationalen Leben der Ruthenen eingetreten und man glaubte über Ukraina ein- für allemal zur Tagesordnung übergehen zu können. Die ruthenische Nationalliteratur starb ab, die hervorragendsten ruthenischen Schriftsteller schrieben russisch und dachten nicht an die Wiedergeburt ihres Volkstums. Und doch ging aus der Stadt Poltawa — welche Zeugin der verhängnisvollen Niederlage Mazepas, jenes eminenten Trägers der Nationalidee, war — ein Mann hervor, der das beinahe erlöschende nationale Bewußtsein zu wecken vermochte. Vor 134 Jahren erblickte zu Poltawa das Tageslicht Iwan Kotlarewskyj, der Schöpfer der neuen ruthenischen Nationalliteratur, die mit der Herausgabe einer Travestie der Äneis im Jahre 1798 beginnt. Kotlarewskyj schuf außerdem zwei dramatische Werke, „Natałka Połtawka" und „Moskal Czariwnyk", die sich bis heute auf der ruthenischen Bühne sowohl in der Ukraine wie auch in Galizien behaupten.

Das Auftreten Kotlarewskyj's war epochemachend. Unter dem von ihm entfalteten nationalen Banner sammeln sich immer mehrere

*) Hauptstadt des Gouvernements gleichen Namens, welches einen Flächenraum von zirka 50.000 Quadratkilometern umfaßt.



Kombattanten, die sogenannte ruthenische Frage erhebt immer kühner das Haupt. Deshalb verherrlichte bereits Ševčenko den Kotlarewskyj als einen nationalen Erwecker, der im Gedächtnis der Ruthenen immer leben werde.

Die russische Regierung, die nach der Aufhebung der Autonomie Ukrainas, nach der Vernichtung der ruthenischen Miliz der Russifizierung der ruthenischen Länder sicher war, erblickte anfangs in dem Schaffen Kotlarewskyj's und seiner Nachfolger keine Gefahr für ihre Russifizierungspläne. Als jedoch die nationale Wiederbelebung Ukrainas konkrete Formen annahm, als die Erzeugnisse der ruthenischen Literatur zu seriös waren, um über sie einfach zur Tagesordnung übergehen zu können, da griff man zu den drakonischen Verordnungen — die in keinem Staat der Welt, außer Rußland, bestehen — um das ruthenische Volk mundtot zu machen. Im Jahre 1876 wurde ein Ukas des weißen Zaren erlassen, welcher nicht nur das Drucken ruthenischer Bücher, sondern auch öffentliche Vorträge in ruthenischer Sprache verbietet.

So waren wir Zeugen einer merkwürdigen Erscheinung. Der Stadtrat von Poltawa setzt mit Hilfe anderer Konnationalen dem Dichter Kotlarewskyj ein Denkmal, der Bürgermeister hebt in seiner Festrede, in den Einladungen, in der Denkschrift 2c. ausdrücklich hervor, man wolle „den Schöpfer der neuen Periode der ukrainischen Literatur" feiern, der Minister Plehve untersagt aber telegraphisch ruthenische Ansprachen.

Als vor einigen Jahren der Archäologen-Kongreß in Kijew tagte, wußte man mit den galizischen Ruthenen nichts anzufangen; diese beherrschen nämlich nicht die russische Sprache. Man gestattete schließlich den ruthenischen Gelehrten ihre Referate in ruthenischer Sprache zu halten, aber unter der Bedingung, daß ihrem Vortrag höchstens zwanzig Personen beiwohnen dürfen. Die Ruthenen blieben infolgedessen von dem Kongresse ferne. Diesmal zeigte sich die Regierung nachgiebiger. Sie erlaubte den österreichischen Ruthenen vor der ganzen Versammlung ruthenische Ansprachen zu halten. Das durften aber um keinen Preis die russischen Ruthenen tun, denn die sind gebunden durch den Ukas vom Jahre 1876.

So wurde im slavischen Riesenstaate der Schöpfer der neuen Periode der ruthenischen Literatur durch ein demonstratives Verbot der ruthenischen Sprache gefeiert.

Der Verlauf der Feier war folgendermaßen:

Um 2 Uhr nachmittags hielt der Poltawer Bischof Ilarion am Grabe des Dichters ein Totenamt, worauf sich das in Unmasse versammelte Volk und die zahlreichen Delegierten der ukrainischen Städte, Universitäten und verschiedener Körperschaften, nicht minder die Repräsentanten der österreichischen Ruthenen, der Reichsratsabgeordnete Julian Romanczuk an der Spitze, auf den Platz begaben, wo noch eine düstere Hülle das imposante Denkmal den neugierigen Blicken entzog. Der ganze Platz war mit einem Kordon umgeben, in dessen Mitte man nur vermittels einer Eintrittskarte Raum finden konnte. Nach einem Gebete, verrichtet ebenfalls vom Bischof Ilarion in Assistenz des zahlreich anwesenden Klerus, wurde die Umhüllung des Denkmals vom Vize-Gouverneur Von-Wisin eigenhändig zerrissen. Wie mit einer



Zauberrute berührt, verstummte auf einmal die große Versammlung, um hierauf in einen endlosen Jubelruf auszubrechen. Nachdem einige Ruhe eingetreten war, begann der feierliche Akt der Einweihung selbst, während dessen die Delegierten den Sockel mit prachtvollen Kränzen dekorierten. Es wurden mehr als 80 Kränze niedergelegt, darunter 8 silberne. Damit war der Akt der Enthüllung und der Einweihung vollendet und nun folgte eine feierliche öffentliche Sitzung des Poltawer Stadtrates in dem theatermäßig eingerichteten, im ukrainischen Stil dekorierten Saale des Gogol-Vereines.

Die Sitzung eröffnete der Poltawer Bürgermeister Trehubiw mit einer in russischer Sprache gehaltenen Anrede, in der er auf die große Bedeutung der nun vollbrachten Tat sowohl in nationaler als allgemein kultureller Hinsicht hinwies und alle Anwesenden aufs herzlichste begrüßte. Hierauf wurde eine geschichtliche Notiz über die Errichtung des Denkmals vorgelesen.

Sehr interessant war das nun folgende Referat vom Herrn Steschenko, des Mitredakteurs der Zeitschrift „Kijewska Staryna“, dem zwei andere nicht programmäßige Referate, gehalten von der Schriftstellerin Frau Koßaczewa*) und Efemenkowa, folgten. Alle drei Referate mußten natürlich in russischer Sprache gehalten werden, was auf die Anwesenden sehr deprimierend wirkte, indem ihnen nicht einmal in dieser, für ihre nationalen Gefühle so teueren Stunde das Bewußtsein erspart blieb, daß sie nichts anderes als Sklaven seien, denen sogar in ihrer Muttersprache sich auszudrücken verwehrt ist. Aber eben bei dieser Feierlichkeit, die so vorschriftsgemäß und wohlgefällig begann, sollte es sich unzweideutig zeigen, daß der Jahrhunderte lange unmenschliche Druck dennoch nicht vermochte, die Russen und die Ukrainer in eins zusammenzuschweißen. Schon als Frau Koßaczewa ihr Referat mit einer Wendung in ukrainischer Sprache beendete, erhallte ein langdauernder Jubelruf im großen Saale, der sich zu einem elementaren Getöse des sturmgepeitschten Meeres verwandelte, als der Abgeordnete des österreichischen Reichsrates Julian Romanczuk die Bühne betrat und als Delegierter des Vereines „Proswita“ die von demselben überreichte Adresse in ruthenischer Sprache zu lesen begann. Es war nämlich, wie schon oben angedeutet wurde, allen Delegierten der galizischen und bukowinaer Ruthenen erlaubt, die von ihnen überbrachten Adressen in ruthenischer Sprache zu lesen und diese Inkonsequenz des russischen Barbarismus trug nur dazu bei, den lang angehaltenen Unwillen der unter dem weißen Zaren lebenden Ruthenen zu steigern und zuletzt denselben zum Ausbruche zu bringen. Den in ruthenischer Sprache gelesenen Adressen folgten einige in russischer und hierauf betrat die Bühne der berühmte Schriftsteller Kozjubynskyj, der als Delegierter der Czernihower dramaturgischen Gesellschaft eine in ruthenischer Sprache verfaßte Adresse überbrachte und trotz des Verbotes des Herrn Plehve dieselbe im Original zu lesen sich erkühnte. Er wurde nicht gestört, nur der Vize-Gouverneur, der Repräsentant des Despotismus, fand es für angemessen, den Saal demonstrativ zu verlassen. Dem Beispiele Kozjubynskyj's wollten andere folgen, das

*) Eine ruthenische Schriftstellerin, deren Tochter unter dem Pseudonym Lesja Ukrainka bekannt ist.

wurde ihnen jedoch verboten. Das gab die Losung zu einer Demonstration, von der die russischen Machthaber, als sie dieses Fest gestatteten, nicht einmal träumten. Der Saal wiederhallte von dem donnergleichen Ruf der Entrüstung und keiner der Delegierten, nicht einmal die, welche die Adressen in russischer Sprache verfaßt, gebracht hatten, wollten dieselben vorlesen und Herr Michnowskyj erhob einen feierlichen, öffentlichen Protest gegen das unnatürliche Verbot des Herrn Plehve. Diesem Proteste folgten viele andere, indessen das versammelte Publikum seiner Entrüstung und seinem Hasse gegen die verblendeten Bedrücker in drohenden Rufen unzweideutiger separatistischer Tendenz Ausdruck verschaffte. Als letzter betrat die Bühne der Schriftsteller Borys Hrintschenko und nach einer feierlichen Erklärung, die Adresse in russischer Sprache nicht lesen zu wollen, zerriß er dieselbe. Damit war der Höhepunkt der Demonstration erreicht und sämtliche Anwesende verließen ohne weiteres den Saal. So endete der erste Tag und zugleich der erste Teil des Programmes, wie man sieht, gar nicht programmmäßig und beiweitem nicht wohlgefällig.

Der nächste Tag und der zweite Teil des Programmes verlief mehr vorschriftsgemäß und in beabsichtigter Weise, da hier keine Gelegenheit sich vorfand, mit dem Verbot des Herrn Plehve in Konflikt zu geraten. Es wurde ein großartiges Konzert gegeben, dessen Arrangement Herr Lysenko, der rühmlich bekannte Direktor des Kijewer Konservatoriums und der bedeutendste gegenwärtige ukrainische Komponist, übernahm. Am Konzerte nahmen mehr als 200 Sänger und Sängerinnen, alle im nationalen Kostüm, teil. Nach dem Konzerte veranstaltete der Bürgermeister Trehubiw ein Festgelage und abends fand die Vorstellung der ausgezeichneten Piece Kotlarewskyj's „Natałka Połtawka“ statt. Diese Vorstellung und der darauffolgende Kommers bildete den würdigen Abschluß der ganzen Feier.

Das russische Blatt „Južnyj Kraj“ schreibt über die Poltawer Feier unter anderem: „Wir werden nur mit einigen Worten andeuten, welchen Eindruck die galizischen Gäste auf uns gemacht haben. Als erster von ihnen sprach der Reichsratsabgeordnete Romanczuk und zwar als Delegierter des Vereines „Proswita“. Vor uns stand ein energischer Greis mit einem intelligenten, ausdrucksvollen Antlitze, mit regelmäßigen Gesichtszügen, wie wir sie sonst nur auf den Portraits zu sehen gewöhnt sind. Er sprach so fließend, so würde- und energievoll, daß das Publikum den Athem anhielt und lauschte, so wie man etwa berühmten Sängern zuhört. Seine Rede, voll Sympathie für Ukraina und den gefeierten Dichter, belohnte das Publikum mit stürmischem Applaus. Der Redner sprach ukrainisch und das elektrisierte besonders die Gemüter. Die ukrainische Sprache ertönte diesmal überhaupt auch an offizieller Stelle. Dem Romanczuk folgte der Lemberger Universitätsprofessor, Dr. Studynskyj, ein wirklicher Enthusiast, dessen Anblick allein schon einen günstigen Eindruck machte. Als er jedoch zu sprechen begann und zwar ebenfalls in der schönen ukrainischen Sprache, wurden die Zuhörer ganz hingerissen. Er verglich die Ukraina mit einem Aar, der seine Jungen fliegen lehrt, — immer höher und höher, zum Licht, bis zur Sonne! Diese Worte blieben im Gedächtnis aller Anwesenden.“

Die Poltawer Festtage werden zweifellos bedeutenden Einfluß auf den weiteren Gang der Dinge haben. Sobald die russische Regierung das Denkmal bewilligte, sobald der Stifter der neuen Periode der ruthenischen Literatur offiziell als solcher gefeiert werden konnte, scheint man sich mit der Wiedergeburt der ruthenischen Nationalliteratur doch abgefunden zu haben und das unsinnige Verbot wird sich hoffentlich auch nicht mehr lange halten.

Kijew. J. Karenko.



Die Mitschuld der Zentralregierung an den gesetzwidrigen Zuständen im galizischen Schulwesen.

Motto: Der k. k. Unterrichtsminister ist im Sinne der galizischen Landes- und Reichsgesetze berechtigt und verpflichtet, den Verfügungen auch des im allgemeinen autonomen galizischen Landesschulrates in Unterrichtsangelegenheiten und namentlich in Betreff der Unterrichtssprache in galizischen Volks- und Mittelschulen inhibierend und reformierend entgegenzutreten, insofern dieselben den bestehenden gesetzlichen Vorschriften und nun gar den Staatsgrundgesetzen widersprechen. (Erl. v. 12. VII. 1880, Z. 121.)

Im leitenden Aufsatz des zweiten Augustheftes unserer Zeitschrift haben wir an der Hand statistischer Daten nachgewiesen, welche himmelschreiende Ungerechtigkeit den Ruthenen in Galizien widerfährt. Wir führten Art. XIX der österreichischen Staatsgrundgesetze an, welcher ausdrücklich besagt, daß alle Volksstämme des Staates gleichberechtigt seien, daß in gemischtsprachigen Ländern „die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet werden sollen, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder Volksstamm die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält." Dieses Gesetz erscheint nun als eine bittere Satire auf die galizischen Verhältnisse. Freilich sind an diesen Zuständen die polnischen Machthaber in erster Linie schuld — sie, die so schöne Worte der Freiheit und Gerechtigkeit führen. Man darf aber die Schuld nicht den Polen allein geben, denn wir leben nicht im polnischen Königreich, sondern in Österreich und haben das Recht, von diesem Staate zu verlangen, daß er auch dann seine Staatsgrundgesetze respektiere und denselben Respekt verschaffe, wenn es zu Gunsten der Ruthenen sein sollte. Wenn wir keine Ausnahme bei der Steuer- und Rekrutenaushebung bilden, so dürfen wir auch vom Gesetze, welches uns zugute kommt, nicht ausgenommen werden!

Man könnte zwar einwenden, die Polen haben eine derart große Selbstverwaltung erlangt, daß sie in Galizien wie in ihrem Königreiche hausen dürfen. Allerdings hat der polnische Adel größte Privilegien in Österreich erworben, die oben zitierte Bestimmung definiert jedoch ausdrücklich die Befugnisse der Zentralregierung im galizischen Unterrichtswesen und besagt, daß man auch in Galizien Gesetzwidrigkeiten nicht



als legal behandeln darf. Jawohl! Der Herr Unterrichtsminister ist berechtigt und verpflichtet, den Verfügungen des polnischen Landesschulrates in Betreff der Unterrichtssprache in galizischen Volk- und Mittelschulen inhibierend und reformierend entgegenzutreten.

Doch die Herren Minister scheinen diese Bestimmung ebenso wie den ganzen Art. XIX der Staatsgrundgesetze als eine leere Phrase zu betrachten, sonst würden sie es gewiß nicht zulassen, daß das galizische Schulwesen einfach polonisiert werde.

Um nicht der Worttuerei geziehen zu werden, wollen wir die Sachlage in aller Kürze erzählen: Die Errichtung des Landesschulrates (1868) wird in Galizien mit Recht als „Einführung der Pflicht zur Polonisierung der ruthenischen Schulen" betrachtet — denn vorher war es um die ruthenischen Schulen viel besser bestellt. So wurden bis zum Jahre 1868 von den Ruthenen 1293 rein ruthenische und 67 polnisch-ruthenische (utraquistische Schulen mit ruthenischem Charakter in den gemischtsprachigen Ortschaften), also 1360 Volksschulen errichtet, während die Zahl der polnischen in diesem Jahre 1055 betrug. Ruthenische Volksschulen waren überdies Schulen höheren Typus (mehrklassig) und wurden viel stärker besucht wie die polnischen. Es bestanden sowohl polnische wie auch ruthenische Lehrerbildungsanstalten, die sogenannten Präparanden. Das ruthenische Volksschulwesen entwickelte sich entschieden viel besser, als das polnische. Der Bildungsdrang war bei den Ruthenen viel stärker als bei den Polen. Die Errichtung des galizischen Landesschulrates bedeutet aber eine radikale Wendung in dieser Hinsicht. Diese neue Schulbehörde erachtete es als ihre wichtigste Aufgabe, ruthenische und deutsche Volksschulen in rein polnische, oder zumindest in utraquistische zu verwandeln. Das den österreichischen Staatsgrundgesetzen widersprechende Prinzip, daß jedes galizische Schulkind die polnische Sprache erlernen solle, wurde mit eiserner Konsequenz durchgeführt. Im Jahre 1871 sehen wir bereits anstatt 1293 nur 572 rein ruthenische und anstatt 67 — 787 utraquistische Volksschulen. So ging es rapid weiter. Ruthenische Präparanden und rein ruthenische Volksschulen wurden einfach kassiert. Seit der Zeit geht das Volksschulwesen in Ostgalizien zurück. Bereits im Jahre 1885 konnte der Landesschulrat konstatieren, daß der Zustand der Volksschulen in Westgalizien viel günstiger sei als der Ostgaliziens.

Heute wird an sämtlichen galizischen Volksschulen polnische Sprache gelehrt. Es bestehen nunmehr in Galizien nur rein polnische und quasi-ruthenische Volksschulen, deren Lehrer dafür Sorge tragen sollen, daß die Kinder sich „korrekt polnisch ausdrücken". An vielen von den letztgenannten Schulen wird auch ausschließlich polnisch vorgetragen, da nach Ostgalizien Lehrkräfte geschickt werden, die ruthenisch nicht einmal verstehen. Auch äußerlich haben die quasi-ruthenischen Schulen polnischen Charakter. Auf dem Gebäude prangt eine polnische Aufschrift: „Szkoła Ludowa" (Volksschule). In den Klassen hängen die Stundenpläne, Wandkarten 2c., alles in polnischer Sprache. Alle Amtsschriften, Kataloge und Wochenbücher werden ebenfalls in polnischer Sprache geführt. Der Lehrer darf mit allen Parteien und Behörden nur polnisch korrespondieren — der Schulinspektor spricht mit den ruthenischen Kindern meistens polnisch.

16



Freilich konnte das nicht so leicht zuwege gebracht werden! Um die gänzliche Polonisierung des galizischen Schulwesens zu erreichen, hat man erst den Dr. Bobrzynski zum k. k. Vizepräsidenten des galizischen Landesschulrates bestellen müssen. Wie Herr Bobrzynski seine Pflicht und die Aufgaben des Landesschulrates verstand, darüber äußerte er sich unumwunden in einer öffentlichen Versammlung. Seine diesbezügliche Rede wurde in polnischen Blättern vollinhaltlich abgedruckt. Der Herr k. k. Vizepräsident des Landesschulrates sagte wörtlich: „Es kommt die Zeit, in der wir zum Handeln berufen sein werden; auch ich hege den sehnlichsten Wunsch, daß uns diese Zeit als ein sechs Millionen zählendes Volk antreffe,*) daß das Bewußtsein der polnischen Nationalität in die weiteren Volksschichten hineindringe." — Ob diese Bestrebung auch die österreichischen Regierungen in ihr Programm aufgenommen haben, wissen wir nicht, daß aber „das Bewußtsein der polnischen Nationalität in die weiteren Volksschichten" mit Gewalt hineingepfercht, daß es den ruthenischen Kindern einfach eingeprügelt wird, ist allgemein bekannt.

Nicht minder bekannt ist es aber, daß alles das unter der Ägide der Zentralregierung und namentlich des Unterrichtsministeriums geschieht. Das allpolnische Organ „Słowo Polskie" sagt daher mit Recht, daß von allen österreichischen Zentralbehörden das Unterrichtsministerium den Polen das größte Wohlwollen bezeugt habe und daß „das galizische Schulwesen vollständig polonisiert worden sei."

Das Gesagte gilt hauptsächlich von den Volksschulen. Nicht besser ist es aber um die Gleichberechtigung der Ruthenen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens bestellt. Es bestehen in Galizien 33 selbständige Gymnasien (darunter 3 ruthenische und 2 deutsche), 5 Filialgymnasien (darunter 1 ruthenisches in Tarnopol), 9 selbständige und 1 Filialrealschule — alle polnisch. Galizien hat somit 48 Gymnasien und Realschulen, davon sind 4 ruthenisch, 2 deutsch und **42 rein polnisch!**

Die kulturelle Bedeutung der ruthenischen Mittelschulen haben wir im genannten Artikel**) nachgewiesen. Wir möchten nur noch hervorheben, daß der Errichtung keiner Mittelschule in Österreich so große Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, wie der eines ruthenischen Gymnasiums. Und doch ist die Errichtung einer Reihe von ruthenischen Mittelschulen unumgänglich notwendig. Es wird zwar immer von polnischer Seite betont, die ruthenischen Gymnasien werden von nur wenigen Schülern besucht. Vergleichen wir also die offziellen Berichte vom vorigen Jahre:

Es bestanden im Ganzen 322 Mittelschulen in Österreich (darunter 4 ruthenische — welch' rührende Gleichberechtigung!), d. i. 215 Gymnasien und 107 Realschulen, mit 109.888 Schülern. Auf eine Mittelschule entfielen also durchschnittlich 310 Schüler. In den gemischtsprachigen Ländern war die Frequenz ziemlich gering. In den meisten Mittelschulen Böhmens schwankte die Schülerzahl zwischen 200 und 300. Anders in Galizien. Im Vorjahre waren an den ruthenischen Gymnasien inskribiert: in Lemberg 752, in Przemysl 518, in Kolomea 435 und in den fünf ruthenischen Parallelklassen (am polnischen Gymnasium)

*) Damals zählte Galizien 6 Millionen Einwohner.

**) Vergl. „Ruth. Revue" S. 181—184.



in Tarnopol 400 Schüler. Heuer hat sich die Anzahl der Schüler an ruthenischen Gymnasten bedeutend vergrößert, so sind beispielsweise an dem ruthenischen Gymnasium in Lemberg 876 Schüler inskribiert — und zwar 220 in der ersten Klasse allein (also in der ersten Klasse beinahe soviel, wie am ganzen polnischen Gymnasium in Teschen). Übrigens sind auch die angeführten Zahlen beredt genug!

Es ist hervorzuheben, daß, während die fünf ruthenischen Parallelklassen in Tarnopol 400 Schüler zählten, gleichzeitig am 8klassigen polnischen Gymnasium in Teschen 274 Schüler inskribiert waren, darunter aber nur 202 aus Österreichisch-Schlesien — die übrigen sind eine importierte Ware, welche die Notwendigkeit des Gymnasiums nachweisen soll. Trotzdem wurde diese polnische Mittelschule verstaatlicht und niemand hielt den Polen vor, die Schüleranzahl sei zu gering.

Die Zentralregierung hat eben heuer eine rein polnische Staats-Realschule in Sniatyn und ein rein polnisches Lehrerseminar in Alt-Sandez errichtet. Das polnische Tagblatt „Dziennik Polski" bezeichnet nun die genannte polnische Realschule in Ostgalizien als „eine polnische nationale Festung" und die Czernowitzer „Gazeta Polska" sagt, daß diese Schule der Polonisierung Bukowinas dienen soll; sie wird nämlich auch von den angrenzenden Bezirken Bukowinas zweifellos beschickt werden. Die polnische Lehrerbildungsanstalt wird wiederum neue Truppen von Polonisatoren ausbilden, die dann nach Ostgalizien, an die quasi-ruthenischen Volksschulen abkommandiert werden, um dafür zu sorgen, daß ruthenische Kinder „sich korrekt polnisch ausdrücken". Es ist sonderbar, daß trotz des Drängens der Ruthenen die Zentralregierung sich bis jetzt nicht genötigt sah, wenn auch nur eine einzige ruthenische — oder zumindest utraquistische mit ruthenischem Charakter — Lehrerbildungsanstalt zu kreieren. Man will es eben um jeden Preis vermeiden, ruthenische Lehrkräfte auszubilden, die eventuell die Polonisierungspläne der galizischen Machthaber — mit denen die Zentralregierung offenbar einverstanden ist — durchkreuzen könnten.

Wir sehen also, daß die Zentralregierung, der eingangs zitierten Bestimmung zum Trotze, sich nicht nur passiv verhält, sondern, daß sie sogar das die österreichischen Staatsgrundgesetze verletzende Treiben der galizischen Machthaber planmäßig unterstützt.

Doch man könnte glauben, daß die Regierung aus Ehrfurcht vor der polnischen Autonomie die österreichischen Staatsgrundgesetze mit Füßen treten läßt, damit nur ja die galizischen Landesgesetze zur Geltung kommen. Jedoch auch laut Art. V des Landesgesetzes vom 22. Juni 1876 haben die Ruthenen das Recht, zu verlangen, falls in einer Klasse an einer Mittelschule 25 Schüler ruthenischer Nationalität inskribiert sind, daß für dieselben die ruthenische Vortragssprache eingeführt werde. Dieses Landesgesetz wird aber in der galizischen Praxis ebenso mißachtet, wie Art. XIX der österreichischen Staatsgrundgesetze. Am polnischen Gymnasium in Stanislau sind heuer 218 Ruthenen inskribiert, davon 60 in der ersten Klasse. Am polnischen Gymnasium in Sambor befinden sich in der ersten Klasse allein 68 Schüler ruthenischer Nationalität. Ähnliche Verhältnisse sehen wir an den polnischen Gymnasten in Brzežany, Buczacz, Drohobycz, Stryj, Zołocziw, Sanik u. a. Die Ruthenen haben wie gesagt, das Recht, an allen diesen Unterrichtsanstalten die Ein-



führung der ruthenischen Unterrichtssprache zu verlangen, und zwar sowohl im Sinne der Landes- wie auch der Staatsgrundgesetze. Ja wohl, sie haben das Recht, aber auch nur das Recht . . . . welches weder von der Landes- noch von der Zentralregierung respektiert wird. Um die Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislau allein wird seit Jahren ein hartnäckiger Kampf geführt.

Damit die Polonisierungsarbeit leichter vor sich gehe, wurden am Unterrichtsministerium sehr viele Polen angestellt. Dieselben nehmen daselbst einflußreiche Positionen — wie z. B. der aus Preußen zugereiste Patriot Dr. Ćwiklinski — ein, während sich am genannten Ministerium kein einziger Konzeptsbeamte ruthenischer Nationalät befindet.

Es wurde förmlich ein strategischer Plan entworfen: Ostgalizien wird — um das Wort des „Dziennik Polski“ zu gebrauchen — mit den „nationalen Festungen“ umzingelt, wobei man auch die Polonisierung Bukowinas nicht außer Acht läßt; polnische Lehrerbildungsanstalten werden errichtet, aber um keinen Preis ruthenische, um die bisherige Polonisierungsarbeit nicht zu zerstören. Alles das wäre selbstverständlich ohne Einwilligung der Zentralregierung einfach unmöglich.

Man will von der fixen Idee, Ostgalizien zu polonisieren nicht ablassen, das Programm Bobrzynskis — nach welchem dem ganzen Lande der einheitliche polnische Charakter eingeprägt werden soll — wird mit eiserner Konsequenz durchgeführt. Mag sein, daß dieser Plan auch ziemlich phantastisch ist, Tatsache bleibt, daß man sich um dessen Durchführung bemüht. „Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode!“ um mit Hamlet zu sprechen.

R. Sembratowycz.



Eine merkwürdige Landtagswahl in der Bukowina.

Im ersten Augusthefte veröffentlichten wir unter diesem Titel eine Zuschrift aus den Bukowinaer Abgeordnetenkreisen, in welcher die Heldenstücke der rumänisch-polnischen Agitatoren vom Schlage Mierzwinski (k. k. Bezirksgerichtsvorsteher und polnischer Wahlagitator in einer Person) besprochen wurden. Es handelte sich nämlich um die Landtags-Ersatzwahl in Zastawna.

Der polnische Adel, der Bukowina um jeden Preis polonisieren möchte, erstrebt dieses Ziel durch den Import polnischer Beamten u. s. w. Trotzdem bilden die polnischen Einwohner kaum 4% der Bevölkerung dieses Landes. Selbst nach den Angaben des chauvinistischen „Dziennik Polski“ halten sich derzeit in der Bukowina im Ganzen zirka 40.000 Polen auf. Um aber trotzdem auch in diesem Lande die polnische Wirtschaft einzuführen, haben sich die polnischen Emissäre mit der rumänischen Bojarenpartei verbunden und machen nun gemeinsam auch die Wahlen. Wie es da zugehen muß, kann man sich vorstellen. So offerierte beispielsweise der polnische Agitator Ja . . . . vor der Wahl in Zastawna dem Wähler R. 1000 Kronen für drei Stimmen . . . Kurz und bündig, es waren fürwahr echt polnische Wahlen!

Wir schicken diese Worte der nachfolgenden Berichtigung voraus, um den Lesern die Sachlage zu vergegenwärtigen. Der Verfasser der genannten Zuschrift in Nr. 7 erzählt nämlich am Schlusse seines Artikels auch über das Benehmen eines rumänischen Priesters, namens Bejan; dieser sendet uns nun eine Berichtigung, die wir hier vollinhaltlich abdrucken.

„Auf Grund des § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, den in Ihrer Zeitschrift „Ruthenische Revue“ vom 15. August 1903 Nr. 7 pag. 163 unter dem Titel: „Eine merkwürdige Landtagswahl in der Bukowina“ publizierten Artikel in derselben Zeitschrift in der gesetzlichen Frist und vorschriftsmäßigen Weise nachstehends zu berichtigen:

Es ist nicht wahr, daß ich nach der in Zastawna am 3. August 1903 stattgefundenen Wahl — als die in Minorität gebliebenen Wähler vor dem Gebäude erschienen, wo die Majorität der Wähler versammelt war — meine Kutte aufhob und dem versammelten Volke das rückwärtige Gesicht darbot. Wahr ist, daß ich nach dieser Wahl mich im Hause des Herrn k. k. Notars Rupprecht bei einem Diner in hochanständiger Gesellschaft befand und die obige mir angedichtete körperliche Prozedur eine fabelhafte Erfindung ist. Kisselen, im Gerichtsbezirk Zastawna. Emilian Ritter v. Bejan, Bezirkserzpriester.“

Nach § 19 unseres Preßgesetzes kann Herr Bejan alles mögliche „berichtigen“ und wir müssen seine Berichtigung veröffentlichen; trotzdem haben wir aber keinen Grund, an der Richtigkeit der Angaben unseres Mitarbeiters zu zweifeln, der uns — als wir ihn von der Zuschrift des Herrn Bejan verständigten und um nähere Informationen ersuchten — erklärte, er werde in Czernowitz vor Gericht den Beweis führen. Die Episode der Landtagsersatzwahl in Zastawna wird sich nämlich demnächst vor Gericht abspielen und wir werden es nicht versäumen, darüber zu berichten. Wir bemerken nur vorläufig, daß dem Herrn Bejan vorgeworfen wird, er habe gerade vor dem Hause des k. k. Notars Rupprecht die erwähnte „körperliche Prozedur“ vorgenommen. Daß er in diesem Hause gut dinierte, daß daselbst auch andere Wähler sehr gut bewirtet wurden — das braucht der Herr Erzpriester nicht erst hervorzuheben. Darüber berichteten die Blätter. Wir wissen übrigens, daß zu einer polnischen Wahl auch ein polnischer Wahlschmaus gehört. ... Der Herr Rupprecht ist doch ein guter polnischer Patriot! Er kennt doch die galizischen Wahlbräuche ...



Nochmals der ruthenische Klerus und der Ultramontanismus.*)

(Von einem griechisch-katholischen Pfarrer.)

Da die „Ruthenische Revue“ sich die Aufgabe gestellt hat, nach Tunlichkeit das Vollbild des Lebens und Leidens der ruthenischen

*) Wir erhielten in dieser Angelegenheit drei Beiträge. Wir geben jedoch nur den Ausführungen des Verfassers des in Nr. 7 veröffentlichten Aufsatzes Raum, denn dieselben decken sich beinahe vollständig mit denen der anderen Herren. Anm. d. Red.

Nation zu geben, glaube ich, daß die geehrte Redaktion auch meinen Ausführungen ihre Spalten nicht verschließen wird — selbst, wenn sie sich mit denselben nicht identifiziert. Dies umsomehr, als ich zu meinen früheren Darstellungen nur mehr einige Bemerkungen hinzufügen möchte.

Vor allem besten Dank für die rechtzeitige Veröffentlichung meines Beitrages in der Nr. 7 Ihres geschätzten Blattes. Sie taten gut daran, denn die geschilderten Zustände hemmen auch die normale Entwickelung unserer Nation und verdienen es, energisch bekämpft zu werden.

Ich führte im vorigen Artikel aus, warum wir, ruthenische Priester, Gegner des Ultramontanismus sind, den wir als ein Kompromiß der Religion mit der weltlichen Gewalt zugunsten der letzteren — wo die Lehre Christi, das kirchliche Gesetz, ja sogar jedes Rechtsgefühl vor dem Gebot der Politik unserer Hierarchie zurückweichen soll — ansehen. Diese Eigenschaften der ultramontanen Taktik lernten wir dank der Ungeschicklichkeit unserer Kirchenfürsten zur genüge kennen und ... verachten. Und zwar nicht erst seit gestern, obwohl wir diese Eigenschaften erst letzthin in voller Blüte erkannten.

Wir wollen das auf Grund der galizischen Verhältnisse nachweisen. Unter der polnischen Regierung, zur Zeit der Leibeigenschaft, wurde bekanntlich der Alkoholismus sozusagen von Amtswegen propagiert. Das lag schon in der Natur des polnischen Propinationsrechtes. Jeder Leibeigene bekam ein bestimmtes Quantum des von seinem Herrn erzeugten Schnapses — ob er wollte, wurde nicht gefragt. Der Bauer klagte oft darüber vor seinem einzigen Freunde, dem ruthenischen Pfarrer. Es liegt aber in der Natur des Menschen, daß er nicht gerne das wegwirft, was er bezahlt hat. So schüttete der Bauer den Schnaps, der ihn soviel kostete, nicht in den Weggraben aus, sondern trank denselben. Die Leibeigenschaft, späterhin der Frohndienst, sind aufgehoben worden, doch die Auswüchse des polnischen Feudalrechtes: das polnische Propinationsrecht und der damit verbundene obligate Alkoholismus sind jedoch geblieben. Der Bauer wurde auch weiterhin auf verschiedene Weise gezwungen, den Schnaps zu konsumieren. Die ruthenischen Pfarrer, die gegen die Trunkenheit aufgetreten sind, wurden auf Schritt und Tritt chikaniert. Die ruthenischen Kirchen wurden mit Gendarmen beschickt, die den Pfarrer kontrolierten, ob er nicht gegen den Alkoholismus predigt, die Abstinenzlerverbindungen wurden als eine gefährliche „revolutionäre Bewegung" bezeichnet und empfindlich bestraft.

Verschiedene Konflikte mit der polnischen Schlachta und den Behörden, unangenehme Prozesse, das waren nicht seltene Etappen der antialkoholischen Bewegung in Ostgalizien.

Was geschah nun? An die Spitze der antialkoholischen Propaganda des ruthenischen Klerus stellte sich der ruthenische Erzbischof Dr. Josef Sembratowycz, ein Mann von hervorragenden christlichen Tugenden, der, von der Lehre Christi durchdrungen, den ruthenischen Klerus nicht in den Dienst der Schlachta und der galizischen Statthalterei stellen wollte. Ein kirchlicher Würdenträger in Rom sagte von ihm: „wenn es einen heiligen auf Erden gibt, so ist es nur Josef Sembratowycz". Dieser Kirchenfürst paßte aber dem polnischen Adel nicht. Die Schlachta ist nämlich gewöhnt, daß die kirchliche Hierarchie



ihre Geschäfte besorgt. Da geschah aber etwas unerhörtes: der Erzbischof eröffnete einen Feldzug gegen den schlachziziſchen Schnaps. Das rief begreiflicherweise Repressalien der Schnaps-Protektoren hervor, man suchte nach den Mitteln, um den unbequemen Kirchenfürsten loszubekommen.

Mutatis mutandis wurde dem Erzbischof Josef das Russophilentum vorgeworfen, er wurde gezwungen, seinen Posten aufzugeben und wurde nach Rom verbannt, von wo aus er nach seiner Heimat nicht mehr zurückkehren durfte. Da zeigte sich deutlich, wie schädlich ultramontane Politik Roms ist — denn Rom spielte in der ganzen Affaire die erste Geige, natürlich im Sinne der Schlachta.

Der spätere Erzbischof, Dr. Sylvester Sembratowycz, war ein großer Gegner der Russophilen — seine Politik wurde sowohl von der galizischen Landesregierung, wie auch von der römische Kurie gebilligt. Er wurde vielfach ausgezeichnet, zum Kardinal ernannt u. s. w.

Heute ist ein anderer Kurs. Deshalb kokettiert der heutige Erzbischof mit der russophilen Partei. Wir wissen aber, daß er im Grunde weder russophil noch „ukrainophil" ist. Das wird einfach dadurch erklärt, daß heute auf der ultramontanen Börse ein anderer Kurs ist — die Aktien der antirussischen Politik sind tief gesunken . . .

Wir sehen also, daß die ultramontane Diplomatie nur eine Börsespekulation ist, die weder mit der katholischen Kirche, noch mit der Lehre Christi etwas Gemeinsames hat. Mit dieser Börse wird der ruthenische Klerus niemals gemeinsame Sache machen!

Der ruthenische Pfarrer Roman Pryslopskyj hat ja eine Broschüre herausgegeben, in welcher er zeigte, daß die Gleichberechtigung der ruthenischen Kirche mit der römisch-katholischen einfach illusorisch ist. Man glaubte, daß sich nach dieser Publikation unsere Kirchenfürsten zu einer gemeinsamen Aktion aufschwingen werden. Aber davon ist keine Rede!

Der verstorbene Kardinal kümmerte sich viel mehr um die Interessen der ruthenischen Kirche in Amerika, als sein Nachfolger. Unsere Kirche wird dort als „minderwertig" von Seite der römisch-katholischen Hierarchie betrachtet. Dem ruthenischen Pfarrer Nestor Dmytriw erklärte der Bischof in St. Albert, er könne in Kanada nicht zwei katholische Kirchen und zwei Kirchendiözesen dulden — er sagte also gerade das Gegenteil davon, was uns von der römischen Kurie garantiert wurde. Da wäre es somit am Platz, energisch dagegen aufzutreten. Ebenso wären in erster Linie die ruthenischen Bischöfe berufen, den Klerus in seinem Kampfe um die nationale Gleichberechtigung zu unterstützen, um den unerquicklichen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Freilich, wir verlangen von unseren Bischöfen nicht, daß sie gleich ihren polnischen Kollegen förmliche Kreuzzüge gegen die andere Nationalität veranstalten und Ohrfeigen auf ihren Missionen verteilen, wie es der polnische Erzbischof tut — es wäre aber ihre Pflicht, als Oberhirten die gerechten kulturellen und nationalen Postulate der ihnen unterstehenden Geistlichkeit und ihrer Diözesanen zu unterstützen. Denn dadurch, daß sie sich so bereitwillig den Wünschen der Statthalterei fügen, schädigen sie ihr Ansehen mehr, als dies alle ihre Gegner tun könnten. Umgekehrt aber, durch energisches Auftreten zu Gunsten der Vergewaltigten und

Bedrückten könnten sich unsere Kirchenfürsten — insbesondere der Erzbischof von Lemberg — ein unerschütterliches Vertrauen und Ansehen erwerben.

Das sind einige Worte der Erklärung, warum ich „die Autorität des ruthenischen Erzbischofs untergraben habe“ — wie es mir vorgeworfen wurde. Presbyter.



Isidor Worobkewycz.

Am 18. September l. J. starb in Czernowitz Isidor Worobkewycz. Mit ihm schließt die Reihe jener gottgesandten Männer, deren beneidenswerte Aufgabe war, dem vor Zeiten im größten politischen und kulturellen Verfalle sich befindenden ruthenischen Volke neue Bahnen zu weisen, bei demselben jene Gefühle zu beleben und jenes Bewußtsein zu wecken, durch welches eine Menschenmenge erst recht zu einem Volke im eigentlichen Sinne des Wortes wird. Bei den unter dem russischen Szepter lebenden Ruthenen war es Kotlarewskyj und nach ihm der große Prophet des ganzen ruthenischen Volkes Ševčenko, der diese Aufgabe zu vollführen hatte; bei den galizischen Ruthenen Markijan Schaschkewytsch und bei den bukowinischen Juryj Fedkowycz und der eben gestorbene Isidor Worobkewycz. Diese Männer sind es, die das Wunderwerk zustande brachten, welches „die Auferstehung der ruthenischen Nation“ genannt wird.

Isidor Worobkewycz wurde am 5. Mai 1836 in Czernowitz geboren, wo sein Vater als Religionslehrer lebte. Den größten Teil seiner Jugend verbrachte er bei seinen Großeltern in dem kleinen Städtchen Kitzman und dort lernte er von seiner Großmutter jene Sprache kennen, in der er dann die zahlreichen lyrischen und epischen Gedichte, sowie eine große Anzahl kleinerer Erzählungen niederschrieb. Dort lauschte er dem im Schweiße arbeitenden Volke jene Melodien ab, mit denen er später in jedes Herz zu dringen vermochte.

Nebst den theologischen Studien vollendete er das Wiener Konservatorium und lebte von nun an in Czernowitz als Professor der Musik an dem dortigen griechisch-orientalischen Alumnat.

Unermüdlich tätig sein ganzes Leben hindurch hat er sowohl in Wort als auch in Melodie vieles geschaffen, was nicht zugleich mit dem Schöpfer zu Grabe getragen wurde, vielmehr noch von vielen kommenden Generationen, als teueres Erbe geschätzt und hochgehalten wird. Besonders seine musikalischen Dichtungen sind es, die ihm nicht nur bei den Ruthenen, aber vielleicht noch mehr bei den in Bukowina lebenden Deutschen und Rumänen große Sympathien und Ansehen verschafften. Für die Ruthenen war er derjenige, der nach dem Tode Juryj Fedkowycz' allein an der nationalen Wiedergeburt der bukowinaer Ruthenen unermüdlich weiter arbeitete, der das Banner der nationalen Idee unerschrocken und voll Vertrauen auf eine bessere Zukunft trotz aller Widerwärtigkeiten und Mißerfolge sein ganzes Leben lang hoch hielt. Die Hoffnung, daß er nicht lange allein den schweren

Kampf wird kämpfen müssen, war für ihn der einzige Trost auf seinem mühe- und opfervollen Lebenswege. Und er hatte sich nicht getäuscht! Nur allzubald sah er sich von einer Schar von Jüngern umgeben, die mit jugendlichem Mut und Opferwilligkeit sich unter seine Führung stellten, um mit vereinten Kräften den schweren Strauß auszukämpfen. Wie glücklich hat er sich preisen müssen, als er in den letzten Jahren seines Lebens die herrliche, wohl ausgerüstete Schar der Kämpfer mustern konnte, als er das nationale Banner über das ganze Ruthenenland, von den Karpathen bis zum Kaukasus, hoch in den Lüften flattern sah. Er starb mit dem Bewußtsein: Wir haben nicht umsonst gekämpft! Welch' schöner, ruhmreicher Tod für einen Kämpfer! M. Kiczura.



Das Lied ohne Worte.

Von Leßja Ukrainka.

— — — I fiori noti dolvis cuor,
I versi che pensavi, ma che non scrissi,
Le parole d'amore che non bi dissi.
Stechetti.

(Schluß.)

Bohdan hatte gut gesungen. Er war sehr erregt, aber desto inniger klang sein: „Ich grolle nicht". Nastja betrachtete sein Gesicht, und es fiel ihr ein, daß sie ihn nie derart gesehen hatte. Dann erinnerte sie sich an alle Momente, wo sie ihn gesehen, und es wurde ihr schwer zu Mute.

Das Lied war aus. Die junge Gesellschaft belohnte den Sänger mit stürmischem Applaus. Als Bohdan durch das Publikum ging, sagte jemand zu ihm: „Wunderschön!" Er aber erwiderte mißvergnügt: „Nein, es ist verfehlt!" und betrübt mit finsterem Gesichte, versteckte er sich in der Menge.

Dann sangen noch viele andere, aber Nastja mußte sich zwingen, ihnen zuzuhören. Während der Pause ward ihr mit einem Male kalt und ungemütlich in der gedrängten Gesellschaft, doch blieb sie bis zum Schlusse da. Sie kann sich jetzt nicht mehr entsinnen, was da eigentlich weiter vorgegangen war: es war ohne Zweifel viel gesungen worden. Nachträglich wurde getanzt. Ihr Bruder und auch Bohdan tanzten mit vielen Damen, und zumeist mit der, die Bohdan zu seinem Liede am Klavier begleitete.

Nastja betrachtete die tanzenden Paare, und alles schwamm vor ihren Blicken wie im Nebel. Eines blieb ihr in Erinnerung zurück; ein heftiger Schmerz nagte an ihrem Herzen. So geschieht ihr immer, wenn sie sich in Gesellschaft befindet, doch damals war es schlimmer als sonst.

Bohdan forderte das schwarzhaarige Mädchen noch einmal zum Tanze auf, doch sie wies die Aufforderung ab. Bohdan entfernte sich betrübt. Das Mädchen tanzte später mit anderen, blieb aber nicht mehr lange in der Gesellschaft, und ging mit ihrer Mutter noch vor dem Nachtmahle nach Hause. Bohdan stand eine Weile an der Wand unter den Nichttanzenden, schaute schwermütig vor sich hin, ganz verloren in seinen Gedanken, aber es dauerte nicht lange. Hastig wandte er sich zu einer hübschen, schneidigen, jungen Dame und forderte sie zum Tanze auf. Dann tanzte er auch noch mit anderen ohne Rast und bis zum Abendbrote. Nastja wollte ihren Bruder im Tanze nicht stören und blieb still sitzen und sah zu, wie die Leute sich amüsierten, oder sich froh stellten. Nachher bei Tische ging es recht lustig zu. Man sprach viel und hielt viele Toaste. Bohdan war witzig und geistreich, er sprach fort-



während, aber es schmerzte Nastja als sie sein Reden hörte. Zu ihr wandte er sich nie, obgleich er nicht weit von ihr saß und sie genau hörte, wie er zum Wohle verschiedenener Persönlichkeiten und Ideen sein Glas erhob. Nur als ein Toast zum Wohle junger Künstler erhoben wurde, wandte sich Bohdan mit dem Becher im Scherz an Nastja. Während sich ihre Augen begegneten, stieß Nastja schweigend mit ihm an, er aber stellte seinen Becher auf den Tisch und sprach seine Scherzworte nicht zu Ende. Er blieb eine Weile mit gesenktem Kopfe sitzen, hob ihn jedoch mit einem Lächeln und einem neuen Scherz bald wieder auf, aber die Unterhaltung an jenem Ende des Tisches war von diesem Momente an, nicht mehr so lebhaft wie früher. An Nastja wandte sich Bohdan nicht wieder; sie hatte überhaupt wenig gesprochen.

Nastja riß sich mit Gewalt von diesen Erinnerungen los. Sie nahm Nadson's Gedichte, ihr Lieblingswerk, in die Hand und lesend ging sie durchs Zimmer. Plötzlich bemerkte sie, daß etwas aus dem Buche herausfiel, sie beugte sich um es aufzuheben. Es war eine trockene Blume von unbestimmter Farbe. Das Haupt leise schüttelnd, betrachtete Nastja diese Blume. Die Erinnerungen, die sie mit den Liedern des Lieblingsdichters verscheuchen wollte, drängten sich wieder in ihre Seele beim Anblicke dieser trockenen Blumen.

„Wie trocken, wie elend ist doch diese Blume!" dachte Nastja.

„Wer würde sagen, daß es eine Primel war, heiter und blau wie der Frühlingshimmel! — — — Du bist es meine arme, welke Blume, verschollen, blaß wie ein vergangener Traum".

Nastja lächelte bitter: „Was denn? Will ich etwa Verse machen? Die werden gewiß die Welt nie erblicken, und wenn es auch einmal geschieht, so wird sie nur das Feuer lesen. Ach, es hat schon so manches gelesen!"

Immer gleich traurig lächelnd, hielt sie die Blume vor sich hin und betrachtete sie. Vor Jahren hätte sie nie geglaubt, daß es möglich sei, vergangene Empfindungen so deutlich ins Gedächtnis zu rufen. Nicht nur Bilder und Tatsachen, sondern auch Empfindungen. Es wäre vielleicht besser, wenn ein solches Gedächtnis beim Menschen nicht vorhanden wäre. Aber wozu dann welke Blumen aufbewahren und tote Träume heraufbeschwören? Die Erinnerungen umgaukelten sie wieder, und sie hörte und sah ihnen zu.

Es war schon lange her ... nein, gar nicht lange, voriges Jahr, im Frühling, als die Primeln blühten. Es war ein schöner Frühling. Damals war es so lieblich und die alten lieben Träume erwachten wieder zum Leben. Sie werden nie vergessen werden, die Frühlingsnächte, helle oder dunkle, immer warme und heimlich unruhige. In solchen Nächten blühen im Herzen die Wunderblumen hervor. Sie blühen und klingen und bezaubern die Vernunft, und sie ruht im Traume, dem Klopfen des Herzens lauschend. Und das Herz klopft und klopft, und eilt zum Leben und sehnt sich nach dem Leben.

Nastja lebte damals sehr einsam. Ihr Bruder verbrachte ganze Tage im Stadtgarten mit seinen Büchern; er studierte eifrig, denn es war die Zeit der Examen, und er kam nur spät nach Hause, am Abend, und erschien höchstens auf einige Momente, etwa zweimal am Tage.

Nastja machte weder Besuche, noch empfing sie welche, und das war gut! Den ganzen Tag war es still, und sie blieb allein mit ihren Träumen und ihrer Arbeit. Sie könnte jetzt nicht mehr genau sagen, was sie für eine Arbeit damals hatte. Abends saß sie am Fenster und hörte zu, wie die Leute durch die Straße gingen. Sie lauschte und trachtete am Laute der Schritte zu erraten, ob ihr Bruder kam, und ob er allein kam. Meistens kam er allein.



Eines Abends, nach dem Examen, sagte Bohdan, daß er morgen zu Paul kommen wolle. Nastja hörte es vom Fenster. Am nächsten Tage war der Himmel ungewöhnlich blau, das Gärtchen war freundlich, die Primeln lachten. Nastja hatte Blumen sehr gerne; sie vergaß, daß die Blumen nicht für sie blühten. An jenem Morgen hatte sie Veilchen auf dem Tischlein und Maiglöckchen am Klavier. Sie putzte gar zu eifrig das Zimmer und lachte über sich selbst, als sie es bemerkte. Ziemlich lange Zeit kämmte sie ihr blondes Haar, ihre „einzige Zierde" . . . Der Tag war damals wunderschön, nur schien er zu lang. Nastja spielte Frühlingslieder, recht viele; die waren alle kurz wie das Glück und der Tag schien sie alle hören zu wollen.

Gegen Abend hörte Nastja zu spielen auf. Sie wandelte im Hause und im Garten umher und war nicht imstande irgend eine Beschäftigung zu finden, und dachte und sann und erwartete etwas. Ihr war als ob heute abends sich etwas neues ereignen müßte, eine Veränderung, eine unbekannte Freude. Sie ging ins Gärtchen, pflückte Frühlingsblumen, wand einen Kranz und legte ihn sich auf den Kopf. Als ihr Bruder sie so bekränzt sah, küßte er sie und sagte, daß sie heute wunderhübsch sei; daß ihre Augen den Primeln gleichen und ihr Haar den Sonnenstrahlen.

„Du schwärmst, laß' dies!" sagte Nastja zu ihm, lächelte jedoch selbst, als sie sich im Spiegel sah. Während sie vor dem Spiegel stand, läutete plötzlich die Klingel. Ihr Bruder öffnete — es war Bohdan.

Er trat herein, drückte ihr die Hand, warf einen Blick auf sie, dann auf ihren Kopf, dann wieder auf ihr Gesicht, sagte kein Wort und setzte sich an den Tisch. Aber es waren so bekannte Blicke! So blickten die Leute, die Nastja auf der Straße beim Vorübergehen ansahen.

Dem Mädchen erschien es auf einmal kälter und dünkler im Zimmer, sie fühlte sich einsam, vergessen und fremd. Hier in demselben Zimmer unterhielten sich zwei geliebte Menschen, sie hörte die Stimmen wie aus der Ferne und sie saß doch mit ihnen zusammen an demselben Tische!

Sie gerieten bald in eine lebhafte Debatte, wandten sich oft an Nastja und sie antwortete, doch jetzt weiß sie kein Wort von dieser Unterhaltung. Sie weiß nur, daß ihre eigenen Worte ihr damals sehr abgeschmackt erschienen. Leise nahm sie ihren Kranz vom Kopfe, ließ ihn auf dem Tisch liegen, ging zum Klavier und blieb da stehen, mit einer Hand abgebrochene Melodien trillernd. Endlich setzte sie sich und spielte eines von ihren Lieblingsstücken.

Erst spielte sie nur um die Tränen zu bezwingen, welche ihr Herz beklommen hielten; aber nach und nach beherrschten die lieblichen Klänge ihr Herz und ihren Sinn, und weit in die Ferne flogen ihre Gedanken. Das Gespräch am Tische verstummte, die beiden jungen Leute hörten zu. Sie liebten Nastja's Musik. Bohdan verhielt sich still bis zum letzten Akkord des Stückes, dann sagte er: „Darf ich Sie bitten mir das „Ich grolle nicht" vorzuspielen? Ich hab' es schon lange nicht gehört."

„Möchten Sie singen?" fragte Nastja.

„Nein, heute nicht; ich habe keine Lust!" erwiderte er apathisch. Er sah an jenem Abend blaß und müde aus, wie während des ganzen Frühlings überhaupt.

Nastja spielte und legte in ihr Spiel ihre ganze Seele hinein, denn er war es selbst, der sie zum Spielen aufforderte. Und nach dem Spiele wandte sie sich um und lächelnd, ohne Lachlust zu empfinden, sah sie Bohdan an. Er saß ganz versunken in seine Gedanken und zupfte nachlässig die Blumen von ihrem Kranze ab. Viele davon lagen zerstreut auf dem Tische herum und nur wenige schimmerten blau im grünen Kranze.

Bald darauf nahm Bohdan Abschied.

„Wohin eilst du? Es ist noch früh!" drang Paul in ihn.



„Nein, lieber Freund, es ist spät, du bist müde von deinen Prüfungen und sollst dich tüchtig diese Nacht ausschlafen, allen versäumten Schlaf nachholen, ich will dich nicht stören", und Bohdan drückte den beiden Geschwistern die Hände. Nastja sprach bei diesem Abschied kein Wort, gab schweigend ihre Hand, dann ging sie zum Klavier und verschloß es.

Ihr Bruder begleitete den Gast und verriegelte die Thür. Als er zurückkam, bat er die Schwester noch etwas zu spielen, doch sie behauptete, müde zu sein. Beim Aufräumen sammelte sie vom Tische die abgepflückten Blumen und legte sie in ein Buch. Dann sagte sie ihrem Bruder „Gute Nacht!" und begab sich in ihr Schlafzimmer. Aber sie konnte noch lange nicht schlafen und weinte bitterlich, das Schluchzen vermeidend, um nicht den Bruder, der im Nebenzimmer schlief, zu erwecken. Warum weinte sie? Was geschah eigentlich an jenem Abend? Ist ihr ein Schmerz zugefügt worden?

Nichts war geschehen, alles blieb beim Alten und auch der Schmerz war derselbe geblieben — nichts war geschehen.

Fort, fort, ihr grausamen Erinnerungen!

In tiefes, schwermütiges Sinnen versunken, hörte sie nicht, wie ihr Bruder endlich von Olga zurückkam. Er trat herein ohne zu läuten, die Türen standen offen.

„Schwesterchen!" rief er aus, sie aber fuhr jäh auf, schloß schnell das Buch und ihr Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an.

„So fleißig beim Lesen?" fragte der Bruder. „Hast du Thee getrunken? Nein, noch nicht? Auf mich hast du gewartet? Ach ich Taugenichts! Siehst du, bei Olga kann man niemals pünktlich sein. Als ich kam sang sie gerade und ich konnte sie doch nicht stören. Dann ließ ich mich in ein Gespräch verwickeln, sie hatte heute Gesellschaft, und das ist immer eine lange Geschichte. Nachher hat sie wieder gesungen, weißt du dieses: „Wär' ich ein Sternlein." Der junge Mann trillerte: „Wär' ich ein Sternlein, das am Himmel funkelt" . . . und unterbrach sich selbst: „Ein schönes Lied und sie singt es prächtig! Schade, daß du nicht mitgegangen bist."

„Wozu hätt' ich auch gehen sollen? Du sagtest ja, daß du zu ihr nur für einen Moment gehen wollest," und Nastja lächelte mit mildem Blicke dem Bruder zu. Sie wußte nur zu gut, welche Ausdehnung immer jene Momente annahmen.

Nastja bereitete den Thee auf Pauls Tische, nachdem sie seine Hefte und Bücher beseitigt hatte. Sie tranken alle beide, denn Paul hatte unter Gespräch und Gesang vergessen, bei Olga den Thee zu trinken. Nastja fragte ob der Ausflug morgen stattfinden werde, wovon bei Olga gesprochen wurde und ob große Gesellschaft dort gewesen sei u. s. w. Paul erzählte gern, wiederholte verschiedene Witze, sang allerlei Lieder vor und dazwischen kam beständig Olgas Name. Welch' eine schöne Stimme hatte sie! Wie geistreich war ihre Unterhaltung!

Nastja betrachtete den Bruder mit milden Augen und dachte: „Hier ist das Glück; es sprudelt wie eine Welle." Und es kam ihr in den Sinn, daß diese Welle sie vom Bruder trennen, ihn zu einer lieben Freundin, in einen ruhigen Hafen zu bringen vermöchte, und sie, Nastja, hier auf der öden Küste einsam und noch trauriger als je zurückgelassen werde. — — Dann schämte sie sich solcher Gedanken. War sie etwa eifersüchtig auf sein Glück? Und sie tat wieder allerlei Fragen ob schon Olga die entliehenen Bücher durchgelesen habe, ob sie ins Theater mitgehe, ob die neue italienische Truppe bald die Gastspiele beginnen werde? Aber das Gespräch wurde stockend — sogar Paul bemerkte es endlich.

„Was fehlt dir, Schwesterchen? Du bist nicht wie sonst, du hast müde Augen. Bist du krank? Bist du traurig? Ich hab' es schon früher bemerkt, was ist dir? Sag' —"



Seine Augen waren so innig, sie schauten in die Tiefe der Seele hinein, aber Nastja schlug die ihrigen nieder und sagte leise: „Nichts fehlt mir. Ich bin bloß müde. Es ist wahr, heute bin ich eine zu weite Strecke gegangen und in der Akademie dauerte es zu lange." Sie fühlte sich etwas beschämt nach dieser unehrlichen Antwort, aber was sollte sie auch anderes sagen? Ihr Bruder war so heiter, so glücklich!

Der Thee war zu Ende. Nastja hatte abgedeckt und Paul setzte sich zum Tisch um etwas auf die abgerissenen Blättern zu schreiben.

„Stör' ich dich nicht wenn ich spiele?" fragte ihn die Schwester.

„Du weißt ja Liebste, daß du mich nie störst. Bei Musik macht sich alles flinker."

Eine Weile war es still, nur Pauls Feder kratzte. Dann erscholl die erste Phrase von „Ich grolle nicht" und plötzlich brach sie ab. Eine sanfte, leise, krystallklare Melodie ertönte wie aus der Ferne, wie eine lichte Erinnerung aus dem Herzensgrunde. Mitunter ward diese milde Melodie zum dumpfen Seufzer, doch gleich darauf floß sie weiter wie eine helle Quelle, bald singend, bald ineinanderfließend wie ein Traum. Es erwachten wieder liebe, längst vergessene Träume, doch sie wurden bald zu jammernder Klage. Leise, bitter klagten die Töne, sie schmachteten, sie schluchzten, aber schwere dumpfe Akkorde unterdrückten das klagende Weinen und verhallten, verstummten von selber . . . Da schoß eine feurige, laute Melodie empor, stolz und ungestüm, aber schmerzensvoll und verzweifelt, sie hatte alle Saiten erweckt.

Es tobte der Sturm und es drang zuweilen die erste Erinnerungsmelodie hindurch, doch sie war betrübt und abgebrochen und bald versank sie ganz in den Wellen der stolzen Verzweiflung. Alles ertrank darin, die lichten Träume, die jammernden Klagen, kühne Aufschwünge und zitternde Tränen. Die Wellen rauschten immer lauter, immer unruhiger und wirrer, sich selbst betäubend. Schneller und schneller rollten die Wellen, überfluteten alles, zerflossen weit und wurden ruhiger. Sie rauschten leiser und leiser, und aus dem Rauschen tauchte ein Lied hervor, hoffnungslos und finster wie eine nebelige Nacht am Meere. Kaum hörbar, wie ein Hauch klang es und erstarb . . . Plötzlich erscholl ein lautes Stöhnen, wie ein Ruf des Herzens, und auf einer tiefen Note brach es ab.

Alles ward still.

Nastja's Hände fielen nieder und ihr Haupt sank auf die Brust. Sie war bleich und schweigend.

Paul wandte sich um, dann stand er auf, trat zur Schwester und neigte sich gegen ihr Antlitz.

„Was ist dir, Schwesterchen? Ist dir schlecht?"

Sie gab keine Antwort, nur hastig umschlang sie ihn, preßte sich an seine Brust und weinte laut auf, ohne Halt.

Der Bruder fragte sie nicht mehr, schweigend küßte und liebkoste er sie, wie man ein kleines Kind herzt.

Er fühlte wohl an ihrem Weinen, daß hier aller Trost vergeblich war.

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Olga Kobylanska.





Glossen.

Wem an der Annäherung zwischen Österreich und Rußland am meisten liegt, zeigen am besten die Stimmen der schlachzizischen Presse. Das vom früheren Redakteur des „Czas“ herausgegebene Krakauer Tagblatt „Glos Narodu“ Nr. 222, bringt einen Leitartikel, in welchem behauptet wird, daß „die österreichische Politik sich langsam von dem im Dreibund wurzelnden deutschen Einfluß emanzipiere, dessen logische Folge die Annäherung an Rußland sei.“ Der darauffolgende Artikel hat den Titel „Die preußische Faust“. In demselben wird nachgewiesen, wie gefährlich der Einfluß Deutschlands für die nationalen Bestrebungen der Polen, sowie für Galizien speziell sein könnte.

Ähnlichen Stimmen begegnen wir fast in allen Schlachzizenblättern. Der Zweck solcher Enunziationen liegt auf der Hand. Der polnische Adel ist heute in der österreichischen Diplomatie ausschlaggebend. Vor kurzem erst zählten polnische Blätter jene Polen auf, die im diplomatischen Dienst einflußreiche Stellen einnahmen. Man will nun durch die polnischen Beamten in diplomatischen Kreisen für Rußland Stimmung machen, um auf diese Weise gegen Deutschland den Spieß umzudrehen. Deshalb finden heute panslavistische Trinksprüche und schwungvolle Reden der panrussischen Politiker auch in Galizien ein lebhaftes Echo . . . . Es ist allerdings sehr fraglich, ob sich die Herren nicht den patriotischen Illusionen hingeben, ob sie da nicht die Rechnung ohne Wirt machen. Tatsache ist, daß die Schlachzizen bereits fleißig ins panslavistische Horn blasen.

* * *

Diese, von der russischen Diplomatie sowie von den panslavistischen Agitatoren künstlich hervorgerufene Stimmung in der polnischen Gesellschaft wird sehr klug von russischer Seite erhalten und unterstützt. In den Versammlungen der slavischen Wohltätigkeitsgesellschaft 2c. wird an das slavische Gewissen der Polen appelliert, es wird ihnen nahe gelegt, welch bedeutende Rolle sie in der Geschichte der Slaven zu spielen berufen seien und namentlich in dem bevorstehenden Konflikte zwischen der slavischen und der germanischen Welt. Bei keinem Bankett, bei keinem Festessen wird es unterlassen, an den Sieg der Polen bei Tannenberg zu erinnern und einen neuen Tannenberg-Sieg in Aussicht zu stellen. Es wird heute in Rußland ein förmlicher Jagello-Kultus getrieben,

Dieses geschickte Manöver der panrussischen Diplomaten blieb nicht ohne Wirkung auf die leicht erregbare polnische Phantasie. Im Laufe von 2—3 Jahren sind jene Herren — die noch vor kurzem im österreichischen Abgeordnetenhaus durch ihren Sprecher erklärten, die Slaven seien für sie keinen Schuß Pulver wert — zu feurigen Panslavisten geworden.

Auch Galizien steht nun im Zeichen des Jagello-Kultus — freilich gilt das mehr der jagellonischen Idee, denn nur um diese ist den Herrschaften zu tun. Diesem Zwecke diente auch die in den letzten Tagen stattgefundene Enthüllung des Jagello-Denkmals in Horodok (Ostgalizien).

* * *

Dabei entdecken die polnischen Politiker auch andere Gründe für ihre panslavistische Taktik. Vor kurzem machte dieselben nämlich das ruthenische Tagblatt „Dilo“ darauf aufmerksam, daß sie durch ihre Agitation, ja selbst durch ihr Verlangen nach der Sonderstellung Galiziens nur für den Zaren von Rußland arbeiten. Das polnische Tagblatt „Słowo Polskie“ antwortete darauf, die in Galizien lebenden russischen Panslavisten seien ihnen viel lieber als die Ruthenen — denn erstere verlangen keine Gleichberechtigung der Ruthenen, keine ruthenischen Schulen u. s. w. Mit anderen Worten, die Polen hätten viele Gründe panslavistische, recte panrussische, Politik zu betreiben . . . Es ist eine merkwürdige Schicksalstücke, daß alles das unter der doppelten Parole geschieht: gegen die Deutschen und gegen die Ruthenen!

Wer dabei profitieren wird, das Zarentum oder das polnische Volk, wird die Zukunft zeigen . . . . R. S.

* * *

Doch einmal . . . . Nicht einer der ruthenischen Bauern hat diese erlösenden Worte ausgerufen, als er eines schönen Tages, früh morgens, einen mit einer österreichischen Beamtenmütze bedeckten Mann dem Dorfe eilenden Schrittes sich nähern sah. Es muß der Verkünder der schon nahenden ergiebigen Hilfe sein, dachte sich der arme Schlucker, dem der Hagel oder die Feuersbrunst sein ganzes Hab und Gut vernichtet hat. Und ohne den nahenden Mann näher in Augenschein zu nehmen, eilt er zu seinem Nachbar, um demselben die frohe Kunde zu übermitteln. Es entspinnt sich eine lebhafte Unterredung, und die beiden, nichts Böses ahnenden Männer, können nicht genug Worte finden, um ihr Lob für die Landes- und Zentralbehörden, die sich so eifrig des armen Bauern annehmen, auszusprechen. Es vergehen einige Minuten und auf einmal dringt zu den Ohren der beiden etwas, wie bitteres Weinen — wie wildes Fluchen. Was geschieht denn um Gotteswillen?! Da eilt einer mit dem Schreckenswort auf den Lippen: „Der Steuerexekutor ist da!“ Traurig aber wahr! In dieser Form hat man den armen ruthenischen Bauern, denen der Hagel ihr ganzes Brot, denen das Feuer das leibliche Obdach vernichtet hat, die Hilfe angedeihen lassen. Aber kein Wunder! Wollen doch die Herren Ostgalizien mit polnischen Bauern kolonisieren, also muß der ruthenische weichen. Daß derselbe nach Amerika auswandert oder eines elenden Hungertodes stirbt, muß man sich aller nur möglichen und zu Gebote stehenden Mittel bedienen, sonst geht es schlecht mit dem künftigen Polenreiche vom Meere zum Meere. Meletius.

* * *

Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Max Henning. III. Jahrgang. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Diese äußerst sympathische und temperamentvolle Revue kann mit vollem Recht von sich behaupten, eine „Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens“ zu sein. Unter der Leitung eines so hervorragenden Publizisten — wie es Max Henning zweifellos ist — ist das „Freie Wort“ bereits heute für jeden, der sich über das geistige Leben informieren will, unentbehrlich geworden. Das Blatt zählt die hervorragendsten europäischen Schriftsteller zu seinen Mitarbeitern.

Die soeben zur Ausgabe gelangte Nummer 13 dieser Zeitschrift fesselt durch einen besonders reichhaltigen und aktuellen Inhalt. Der Leitartikel, „Offizierserziehung und Volkscharakter“ betitelt, deckt den überaus nachteiligen Einfluß auf, den die herrschende Offizierserziehung zunächst auf den Offiziersstand und durch



das Ansehen und die Vorbildlichkeit dieses Standes auf den ganzen Volkscharakter ausübt. — In einer Artikelreihe „Die Grundfragen des französischen Kulturkampfes“ erörtert Dr. M. Kronenberg zunächst die politische Frage, um dann in vier weiteren Artikeln die Ordensfrage, die Unterrichtsfrage, die staatsrechtliche und endlich die allgemeine Kulturfrage zu behandeln. — Der bekannte Turiner Gelehrte C. Lombroso zeichnet in einer knappen, an neuen Gesichtspunkten reichen Betrachtung die mutmaßliche Politik Pius X. Italien gegenüber, die seiner Ansicht nach in einer Aufhebung des Non expedit gipfeln werde. — In einem längeren Aufsatz „Zur byzantinischen Gefahr in Kirche und Schule“ warnt „ein Byzantinist“ aber kein „Byzantiner“ vor der Gefahr, die in einer zu engen Verkoppelung von Kirche und Schule mit dem Staat liegt, indem er die Aufmerksamkeit besonders auf zwei der energischsten und temperamentvollsten Bekämpfer der Staatskirche und der Staatsschule lenkt, auf Sören Kierkegaard und Fr. W. Dörpfeld. — Der geschätzte Frankfurter Ethiker Dr. Arthur Pfungst zeigt uns in seiner geistvollen Plauderei „Das ethische Defizit in der menschlichen Gesellschaft“ an vielen Beispielen aus dem Alltagsleben den verblüffenden ethischen Tiefstand unserer vielgerühmten Kultur, die gezwungen sei, durch geeignete Maßnahmen organisatorischer und technischer Art ihr ethisches Defizit notdürftig auszugleichen. Einen ethischen Fortschritt der Menschen erhofft er allein aus einem von allen konfessionellen Voraussetzungen freien Moralunterricht. — Von kleineren Beiträgen seien noch genannt eine bisher unübersetzte Parabel von Multatuli, eine interessante Notiz über Kant's und Goethe's Auseinandersetzung mit Lavater über des letzteren Abhandlung „Vom Glauben und Gebet“, eine Untersuchung über die Gründe der Abnahme von „Sterblichkeit und Krankheit unter dem Einfluß moderner Kultur“ von J. Marcuse, sowie eine Zuschrift über das immer weiter um sich fressende Übel der Bestechung von Angestellten in Handel und Industrie.

Das „Freie Wort“ kostet 2 Mk pro Quartal. Einzelnummer 40 Pfge. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Neuen Frankfurter Verlag in Frankfurt a. M.

Der Verlag macht bekannt, daß er diese Nummer als Probenummer auf Verlangen gratis abgibt.

Zur gefälligen Beachtung!

Alle geschäftlichen Mitteilungen, Abonnements, Nummerbestellungen 2c. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressieren an **die Administration der „Ruthenischen Revue“, Wien, IX. Höfergasse 5.**

Dagegen sind alle **auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen** Briefe, Manuskripte, Kreuzbänder, Rezensionsexemplare 2c. **nur** an Herrn Roman Sembratowycz, Wien, XVIII/$_1$, Lazzaristengasse 36, zu senden.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. B. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.



RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 15. Oktober 1903. Nr. 11.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Das einzige polnische Parlament.

Der galizische Landtag wird in polnischen Kreisen mit Recht als „das einzige polnische Parlament“ bezeichnet. Galizien, beziehungsweise der in diesem Lande herrschende Adel, genießt eine vollständige Selbstverwaltung. Der galizische Landtag kann — unbekümmert um die österreichischen Staatsgrundgesetze — Landesgesetze schaffen, die der Politik der polnischen Schlachta Vorschub leisten; dessen Kreise werden von niemandem getrübt.

In keinem Kronlande Österreichs hat der Landtag eine derart große Bedeutung wie in Galizien. Der galizische Landtag ist, wenn auch nicht de nomine, so doch de facto die höchste Instanz für die Bewohner Galiziens. Da nun in diesem „einzigen polnischen Parlament“ die Schlachta nach Belieben schaltet und waltet, so gestalten sich dementsprechend die politischen und nationalen Verhältnisse im Lande.

So kommt es, daß von den 48 galizischen Mittelschulen (43 selbstständige und 5 Filialschulen) nur 4 ruthenisch sind; daß die Ruthenen keine einzige Bürgerschule besitzen; daß in Galizien überall ausschließlich polnisch amtiert wird; daß die im Artikel XIX der Staatsgrundgesetze garantierte nationale Gleichberechtigung „in Amt, Schule und im öffentlichen Leben“ einfach illusorisch geworden ist.

Dem Phantom der maßgebenden polnischen Politiker — die von dem Gedanken an ein geschichtliches Polenreich nicht ablassen wollen und ebenso Galizien und Bukowina, wie Schlesien als nichts mehr und nichts weniger als polnische Provinzen betrachten — zuliebe wird Ostgalizien mit Hilfe der österreichischen Staatsmaschine planmäßig

polonisiert. Die Zentralregierung arbeitet fleißig an der Zertrümmerung der österreichischen Verfassung mit.

Freilich, man erzählt sich in Galizien, daran seien manch mächtige Faktoren interessiert, das offizielle Organ der Stanczyken-Partei*) „Przegląd Polski“ (nicht zu verwechseln mit dem „Przegląd Wszechpolski“) schrieb z. B. im Jahre 1883: „In Wien denkt man an die Wiederherstellung Polens; die galizische Politik soll sich auf Österreich stützen.“ Worauf man sich da stützen will, mag dahingestellt bleiben, Tatsache ist, daß die ganze polnische Publizistik von solchen und ähnlichen Äußerungen strotzt.

Noch viel mehr beredt als die von Zeit zu Zeit lanzierten Nachrichten von den Absichten „Wiens“ ist die gesetzgeberische Tätigkeit des einzigen polnischen Parlamentes. Dasselbe befindet sich zur Zeit in einer wichtigen legislativen Periode.

Es wird bekanntlich nervös an der Kolonisation Ostgaliziens mit den polnischen Bauern gearbeitet. „Parzellierungsbanken“ und „Ostmarkvereine“ werden ins Leben gerufen — es wird mit Gewalt, nicht immer ohne Hilfe der Gendarmerie, kolonisiert. Doch alles das erweist sich als unzureichend, es fehlt die gesetzliche Organisation und — was noch wichtiger ist — Geld! Dem soll nun das polnische Parlament abhelfen. Es wurde nämlich dem Landtag bereits die sogenannte Rentengütervorlage unterbreitet, die demnächst zum Gesetz erhoben werden soll. Dann wird man an die energische Kolonisation Ostgaliziens schreiten.

Vorläufig hat man andere Schmerzen. Die ruthenischen Bauern wandern in letzterer Zeit immer mehr zu Saisonarbeiten nach Deutschland aus. Dort lernen sie andere Einrichtungen kennen, sie sehen ein, daß die Macht der polnischen Schlachta doch nicht grenzenlos sei, fühlen sich von derselben nicht mehr so abhängig, kurz und bündig, das trägt sehr viel zur kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Emanzipation der ruthenischen Bauern bei. Deshalb können aber die galizischen Potentaten dieser Bewegung nicht mit verschränkten Armen zusehen.

Bisher gingen nach Deutschland nur polnische Saisonarbeiter und die Taktik der galizischen Behörden beschränkte sich darauf, daß sie weder den einzelnen Ruthenen noch den ruthenischen Vereinen die Bewilligung zur Errichtung eines Arbeitsvermittlungsbureaus erteilten. Der größte ruthenische Verein „Proswita“ wartet seit dem Jahre 1900 vergeblich auf eine diesbezügliche Konzession und selbst die Intervention des reichsrätlichen Ruthenenklubs bei der Zentralregierung half nichts, denn in Wien will man die Pläne der polnischen Diplomatie um keinen Preis durchkreuzen. . . . In Westgalizien dagegen erteilte man die Bewilligung verschiedenen unlauteren Unternehmern, Spekulanten 2c. So erstreckte sich anfangs die Auswanderungsbewegung nur auf Westgalizien. Dem ruthenischen Bauern war nur die Emigration nach Amerika gestattet, sonst war er an die Scholle gebunden.

Das ruthenische Nationalkomitee beschloß nun auch ohne Hilfe eines Arbeitsvermittlungsamtes eine Auswanderung der Saisonarbeiter

*) Die in Galizien herrschende Schlachzizenpartei.

nach Deutschland und Schweden zu organisieren. Die galizischen Behörden bereiteten zwar den Leuten ungeheuere Schwierigkeiten, Massenverhaftungen wurden an den Bahnhöfen vorgenommen, die Ausfolgung von Dienstbüchern wurde verweigert u. s. w. Im Großen und Ganzen konnte man die Auswanderung aber doch nicht verhindern und dieselbe dürfte in den nächsten Jahren noch größere Dimensionen annehmen.

Diesem Übel hat nun das einzige polnische Parlament abgeholfen, indem es gerade in letzteren Tagen einen Gesetzentwurf über die Errichtung eines Landes-Arbeitsvermittlungsamtes, sowie ebensolcher Ämter in den Städten und Bezirken, mit allen Stimmen gegen die der Ruthenen angenommen hat. Es wird dadurch ein Monopol des Landesausschusses geschaffen, welches alle anderen Arbeitsvermiltlungen ausschließt. Der Landesausschuß wird (durch die ihm unterstehenden Bureaux) zum alleinigen Vermittler zwischen den Arbeitgebern und Arbeitsuchenden — die ersteren wie die letzteren werden von ihm abhängig sein. Auf diese Weise wird die Schlachta in den Stand gesetzt, eine Arbeiterarmee zu schaffen, dieselbe von einem Ende Galiziens ans andere zu werfen, die nationalen Kräfte zu nivellieren. Die Schlachta wird aus diesem Gesetze gewiß sehr weitgehende Konsequenzen ziehen. Bei allerlei polnisch-chauvinistischen Hetzen wird es sich übrigens zeigen, daß dieser neuen Institution größere Bedeutung zukommt, als man es glaubte.

Der polnische Adel, der den Ruthenen gegenüber die Politik der nationalen Ausrottung betreibt, beging aber doch einen großen taktischen Fehler. Viel älter als der Gesetzentwurf über das Landes-Vermittlungsamt ist das Verlangen der Ruthenen nach der Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislau — ein äußerst bescheidener Wunsch, dessen Erfüllung die Pläne der Herren Polen gewiß nicht durchkreuzen würde. Doch die Herrschaften sind unentwegt, sie verharren auch in diesem Fall mit eiserner Konsequenz auf dem Standpunkt der nationalen Negation.

Diese Angelegenheit hat bereits ihre Geschichte und hat ziemlich viel Staub aufgewirbelt. Die polnische Landtagsmehrheit hätte somit wenigstens aus Klugheit — da sie doch solche offenkundig ruthenenfeindliche und für die Entwickelung der Dinge viel bedeutendere Gesetzentwürfe in Vorbereitung hatte — so eine Kleinigkeit, wie eine Mittelschule, im günstigen Sinne erledigen sollen. Denn die Ruthenen haben ein unumstrittenes Recht, zumindest 30 Mittelschulen zu verlangen und sie müßten zweifellos viel mehr erreichen, als es der Fall ist, wenn sie nur in ihren Postulaten nicht so bescheiden, in ihrem Kampfe nicht so rücksichtsvoll, so ängstlich loyal, in ihren Hoffnungen nicht so naiv wären. Doch sie werden in letzter Zeit radikal kuriert und zwar nur durch die Unklugheit der Polen.

Es hat Leute gegeben, die fest glaubten, der knapp vor dem Zusammentritt des Landtages stattgefundene Kaiserbesuch in Lemberg werde die Schlachta zur Nachgiebigkeit veranlassen. Der Monarch sagte nämlich in seiner Antwort auf die Ansprache des Landmarschalls u. a. wörtlich:

„Die wirkliche Hebung des Landes und aller seiner Bevölkerungsschichten, nicht minder die Ausgleichung der nationalen und sozialen Gegensätze kann durch die unverdrossenen Bemühungen des Landtages



auf dem Gebiete der positiven Aufgaben, die ihm bevorstehen, am besten bewirkt werden und ich beobachte auch seit langem mit voller Anerkennung und Befriedigung, wie ernst, verständig und sachlich der galizische Landtag von den Rechten, die ich ihm verliehen, Gebrauch macht. Möge seine Tätigkeit vom besten Erfolg gekrönt sein . . .“

Wie diese Worte von der Schlachta verstanden und ausgelegt wurden, zeigt der Umstand, daß die Sache der Errichtung des ruthenischen Gymnasiums in Stanislau wiederum ad calendas græcas verschoben wurde, wie auch die Affaire des Abgeordneten Barwinskyj. Im Gespräch mit dem Abg. Barwinskyj gab nämlich der Kaiser seiner Hoffnung Ausdruck, daß der Landtag die Angelegenheit der Kreierung des ruthenischen Gymnasiums günstig erledigen werde, denn dafür seien „der neue Statthalter, der Landmarschall und Wien“. Diese Äußerung verzeichnete die ganze Presse. Das Organ des ehemaligen Statthalters Grafen Pininski „Gazeta Naradowa“ sowie das „Słowo Polskie“ behaupten nun, der Kaiser habe etwas ähnliches niemals gesagt. Da die genannten Blätter die Berichtigung des Abgeordneten Barwinskyj nicht aufnehmen wollten, dürfte der Streit um die Kaiserworte demnächst vor Gericht ausgetragen werden.

Es ist das auf jeden Fall ein sehr interessanter Kommentar zur Politik der polnischen Schlachta und des galizischen Landtages.

Die jüngsten Vorgänge im galizischen Landtag und die Affaire mit dem Stanislauer Gymnasium sind sehr lehrreich. Jetzt dürften selbst dem naivsten Politiker die Schuppen von den Augen gefallen sein. Wir sind der Schlachta für diese Belehrung dankbar — selbst 20 neue ruthenische Gymnasien hätten unsere Gesellschaft nicht so aufgeklärt, wie es letzthin das einzige polnische Parlament getan hat.

R. Sembratowycz.



Ruthenische revolutionäre Bewegung in Rußland.

Immer stärker gährt und kocht es im Reiche des in West-Europa bejubelten „Friedens-Zaren“; die Zahl der Unzufriedenen, welche bereits die breiten Schichten der sonst so loyalen russischen Volksmassen umfaßt, wächst mit jedem Tag; es kommen immer neue Nachrichten von riesenhaften Strikes und Straßendemonstrationen, vom blutigen Gemetzel, von vereinzelten Attentaten auf hochgestellte Regierungspersonen — Rußland steht am Vorabende einer Revolution, was die Regierung nicht mehr lange Zeit wird verbergen können. All' diese Tatsachen sind in Europa so ziemlich bekannt und die russischen Revolutionäre finden Beifall bei den weitesten Schichten der europäischen Gesellschaft, sogar bei denen, die eine analoge Bewegung in ihrem eigenen Vaterlande aufs herzlichste hassen und nach ihren besten Kräften verfolgen.

Etwas anders steht aber die Sache, was die Details dieser revolutionären Bewegung anbelangt. Bei den meisten decken die Begriffe „Nation“ und „Staat“ so einander, daß sie die Tatsache, daß das



Zarenreich aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt ist, ganz und gar außer Acht lassen und daher die revolutionäre Bewegung in Rußland als ein ausschließliches Werk der russischen Nation auffassen. Aber auch diejenigen, welche wissen, daß in Rußland außer Russen auch Polen und Juden rege revolutionäre Tätigkeit entwickeln, lassen sich gewöhnlich nicht so weit in die Details ein, um unter der Russifizierungsuniform auch die über 25 Millionen starke ruthenische Nation mit ihrer revolutionären Bewegung bemerken zu können.

Auf jedem Schritt des öffentlichen Lebens begegnen wir leider der Tatsache, daß sogar fortschrittlichste und freisinnigste Elemente manche Vorurteile, Methoden, Kampfmittel u. s. w. gerade von ihren Gegnern — sei es von der Regierung, sei es von den gegnerischen Parteien — ohne jede selbständige Kritik übernehmen.

Dies läßt sich am besten an den russischen Revolutionären in ihren Beziehungen zu der ruthenischen Nation beobachten. Die orthodoxe Konfession, welche Russen und Ruthenen in Rußland gemeinsam haben, die Schule, aus welcher die ruthenische Sprache gänzlich verdrängt wurde, und welche die „Kleinrussen" (so ist die offizielle Benennung der Ruthenen in Rußland) nur als eine Abart der Russen („Großrussen") betrachtet, all' diese russifikatorische Atmosphäre, welche dem öffentlichen und Privatleben in Rußland ihr Gepräge gibt, dies alles übt einen solchen Einfluß aus, daß sogar der revolutionärste Russe nicht selten gegenüber den Ruthenen auf dem Standpunkte der russischen Regierung steht. Auch er wird ihnen mit den Worten der „Regierungswissenschaft" von der Minderwertigkeit der ruthenischen Kultur und von der Notwendigkeit sprechen, daß die Ruthenen im Namen des Fortschrittes auf ihre nationale und kulturelle Entwicklung verzichten und russische Kultur annehmen sollen, auch er wird im Namen des Erfolges im Kampfe mit dem Zarentum ruthenische revolutionäre Organisationen bekämpfen — mit der Behauptung, daß der gemeinsame Feind mit den gemeinsamen Kräften bekämpft werden müsse, indem er nichts davon wissen will, daß der Gemeinsamkeit der Ideen und Bestrebungen nicht gerade die gemeinsame Uniform entsprechen muß, daß die Ideen vielmehr desto festeren Boden fassen, je mehr sie dem nationalen Charakter des Volkes angepaßt sind, daß es nicht zum Wohle der Menschheit und auch nicht zum Wohle des russischen Volkes notwendig ist, daß die Ruthenen aufhören, Ruthenen zu sein, daß schließlich die Ruthenen auch auf *nationale* Freiheit Recht haben.*) Heut-

*) Ähnliches läßt sich auch bei den Juden bemerken. Obgleich sie unter der *ruthenischen* Bevölkerung wohnen, nehmen sie, und zwar sogar die freisinnigsten und revolutionärsten unter ihnen, in Rußland *russische* (und in Galizien *polnische*) Kultur an, also die Kultur der Feinde des ruthenischen Volkes, gehören zu den russischen (oder polnischen) sozialistischen Parteien (in Rußland existiert eine besondere jüdische sozialistische Organisation, „allgemeiner jüdischer Arbeiterbund" genannt, welchem die Mehrzahl der jüdischen Sozialisten angehört), und obgleich sie Freiheit wollen und für Freiheit kämpfen, helfen sie in der Wirklichkeit den Mächtigeren, vor allem in der Unterdrückung der ruthenischen Nation, indem sie die Entnationalisierung des ruthenischen Volkes ganz offen billigen und dem Unterdrücker zur Fälschung der wahren Zustände verhelfen (so werden z. B. in Ostgalizien Polen fabriziert). Warum ein jeder von ihnen die Tatsache, daß er in der Masse lebt, welcher russische (oder polnische) Kultur ganz fremd ist, ohne jede Kritik annimmt und nicht über dieselbe tiefer nachdenkt und richtige Konsequenzen aus derselben zieht?! ... *Der Verfasser.*



zutage hat freilich in russischen revolutionären Kreisen in dieser Hinsicht eine bedeutende Änderung platzgegriffen, aber trotzdem begegnen wir noch bei manchen von ihnen der Meinung, „es sei nicht Sache des Proletariats, Föderalismus und nationale Autonomie zu predigen.“*)

Der Regierungszentralismus rief also den revolutionären Zentralismus hervor, und so entstand ein circulus vitiosus, welcher die Entwickelung und Verbreitung des revolutionären Gedanken bei den Ruthenen in Rußland nicht gering hemmte. Einerseits fanden die Ruthenen bei den russischen Revolutionären dieselben Russifizierungs-Tendenzen, welche von der russischen Regierung befolgt wurden, welcher Umstand auch revolutionäre Ideen für sie abstoßend machte, und andererseits ging ein jeder Ruthene, welcher für revolutionäre Ideen gewonnen wurde, für die ruthenische Nation verloren, indem er aufhörte Ruthene zu sein und auch gewöhnlich seine Tätigkeit nicht dem eigenen, sondern dem russischen Volke widmete. So haben an der russischen revolutionären Organisation „Narodnaja Wola“, welche im Jahre 1881 Alexander II. zugrunde richtete, mehrere Ruthenen teilgenommen, und selbst Zelabow, der Führer der Organisation, war ruthenischer Abstammung. Selbstverständlich, daß solche Umstände der revolutionären Propaganda unter dem ruthenischen Volke nicht günstig waren. Es bedurfte der Propaganda in seiner Muttersprache, und anstatt dessen wollte man es zuerst russifizieren, um es dann revolutionisieren zu können.

Aus Obengesagtem ergibt sich klar, daß der Anfang der ruthenischen revolutionären Bewegnng in Rußland schwer sein mußte.

Um der Geschichte treu zu bleiben, muß man in der Schilderung derselben von der Tätigkeit des Professors Dragomanow (1841 bis 1895) anfangen. Derselbe wurde wegen seiner „separatistischen**) und nihilistischen“ Anschauungen der Lehrkanzel an der Universität zu Kijew entledigt und, um noch weiteren „Annehmlichkeiten“ vorzubeugen, wanderte er im Jahre 1876 aus Rußland aus und ließ sich in Genf nieder, wo er bis zum Jahre 1889 verweilte. Während seines Aufenthaltes in Genf hat er sich ganz der literarischen Tätigkeit in revolutionärer Richtung gewidmet. In den Jahren 1878—1882 hat er in ruthenischer Sprache fünf umfangreiche Bücher unter dem gemeinsamen Titel „Hromada (Die Gemeinde), eine ukrainische Sammlung“ herausgegeben, im Jahre 1881 begann er gemeinsam mit dem galizischen Ruthenen Michajlo Pawlyk und dem russischen Ruthenen Serhij Podolinskyj eine ruthenische sozialistische Zweimonatsschrift unter demselben Titel „Hromada“ herauszugeben, davon jedoch nur drei Hefte erschienen, und außerdem schrieb er in ruthenischer, russischer und anderen Sprachen mehrere Broschüren und wissenschaftliche Abhandlungen. In allen diesen Publikationen trat er für den Sozialismus ein und suchte die Notwendigkeit der sozialistischen Bewegung unter den Ruthenen in Rußland und die Zweckmäßigkeit der ruthenischen sozialistischen Organisationen zu beweisen, wobei er, was die gegen-

*) Siehe „Iskra“, Organ der russischen revolutionären Sozialdemokratie, Nr. 33.

**) Die Bestrebungen der Ruthenen zur Entwicklung ihrer nationalen Literatur und Kultur werden von den panrussischen Schriftstellern und von der russischen Regierung als Separatismus bezeichnet. Anmerkung d. Verfassers.



seitigen Beziehungen einzelner Nationen anbelangt, den föderativen Standpunkt vertrat. Dieser Standpunkt fand aber seine heftigen Gegner in den russischen und polnischen Revolutionären und die ganze schriftstellerische Tätigkeit Dragomanow's war zum großen Teil der Erörterung dieser Frage gewidmet, welche auch zu dieser Zeit in den öffentlichen Versammlungen der Emigranten aus Rußland in Genf eifrig auseinandergesetzt wurde.*) Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, die umfangreiche und verdienstvolle Tätigkeit Dragomanow's zu würdigen, deshalb wurde von derselben nur das erwähnt, was mit unserem Thema zusammenhängt.

Die Tätigkeit Dragomanow's vermochte aber aus verschiedenen Gründen, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann, nicht eine entsprechende Massenbewegung im Lande hervorzurufen und hat daher für die ruthenische revolutionäre Bewegung in Rußland nur eine theoretische Bedeutung. Erst viel später entstehen dort sozialistische Organisationen, welche unter der ruthenischen Bevölkerung festen Boden fassen und dieselbe hoffentlich zum siegreichen Kampfe mit dem russischen Despotismus erziehen werden.

So entstand im Jahre 1900 eine revolutionäre ukrainische Partei (R. U. P.), welche durch junge ruthenische Sozialisten, größtenteils Studenten, gegründet, ihr Leben mit der Herausgabe populärer sozialistischer Broschüren beginnt, die in Galizien oder Bukowina gedruckt und nach Rußland geschmuggelt werden. Zwei Jahre später gründete die Partei ihr eigenes Preßorgan „Hasło“ (Die Losung), welches ab 1. März 1902 in Czernowitz als Monatsschrift erscheint.

Ein detailliertes Programm hat die Partei noch nicht veröffentlicht, jedoch aus verschiedenen Stellen ihres Preßorgans ist ersichtlich, daß sie das sozialdemokratische vertritt und prinzipiell sogar zur Bernstein'schen Richtung neigt, was aber auf Grund bisheriger Parteikundgebungen noch nicht festgestellt werden kann. Revolutionär nennt sich die Partei deshalb, „weil die Benennung immer verabzielt das zu betonen, womit sich das Individuum von seinesgleichen unterscheidet“**). Als ihre nächste Aufgabe hält die Partei die Eroberung der politischen Freiheit, denn „damit der Sozialismus kulturelle Kampfmittel mit Erfolg anwenden könne, muß er stark genug sein, und damit er stark werde, sich gewaltig entwickeln könne, dazu ist politische Freiheit eine unumgängliche Bedingung.“ ***) So lange aber die politische Freiheit in Rußland noch nicht erobert ist, muß die Partei auch gewaltsame Kampfmittel anwenden. In nationaler Beziehung betrachtet die Partei als eines ihrer Ziele auch die Errichtung einer politisch unabhängigen Ukraina, ein Ziel, das auch von der ruthenischen Sozialdemokratie in Österreich auf dem Brünner Parteitage der österreichischen Sozialdemokratie im Jahre 1899 proklamiert wurde.

---

*) Siehe M. Dragomanow, Istoritscheskaja Polscha i welikorusskaja Demokratija (Geschichtliches Polen und großrussische Demokratie), Genf 1882.

**) Hasło 1902, Nr. 1.

***) Ibidem.



Die praktische Tätigkeit, welche die Partei vor allem auf dem Lande entwickelte, blieb nicht ohne Erfolg. Im Frühjahr 1902 brach in Ukraina (Charkiw, Poltawa und in benachbarten Gouvernements) eine riesige Bauernbewegung hervor, welche von der Tagespresse als „Bauernunruhen“ bezeichnet wurde, in Wirklichkeit jedoch ein ernstes Vorspiel zur sozialen Revolution war. Ohne diese Bewegung nochmals zu beschreiben und das zu wiederholen, was seinerzeits weit und breit geschrieben wurde, werden wir nur konstatieren, daß sie der Tätigkeit der revolutionären ukrainischen Partei zu verdanken ist. Es ist auch hervorzuheben, daß es eben eine Bauernbewegung war, daß daher der ruthenische Bauer in Rußland bereits seine Lage zu verstehen und einen richtigen Standpunkt gegenüber dem Despotismus anzunehmen beginnt, während der russische Bauer noch immer in seiner Ultraloyalität verharrt und seinen ärgsten Feind, den Zaren und die durch denselben vertretene Regierungsform als seinen Gott und sein Heiligtum anbetet.

In demselben Jahre hat die Partei mehrere erfolgreiche Strikes während der Getreide- und insbesondere während der Rübenernte durchgeführt, welche aber einen ziemlich friedlichen Verlauf hatten und deshalb in der ausländischen Presse kein Interesse erregten.

Gegenwärtig besteht die Partei aus „freien Gemeinden“ in Kijew, Charkiw, Tschernyhiw, Poltawa, Poltawa-Umgebung, Tschornomoryja und aus dem „ausländischen Komitee“ der Partei. Als Parteileitung gilt ein „Zentralkomitee“*).

Am Anfang des laufenden Jahres begann die Partei ein populäres, für die Landbevölkerung bestimmtes Monatsblatt „Seljanyn“ (Der Bauer) in Czernowitz herauszugeben.

Eine andere ruthenische revolutionäre Organisation in Rußland entstand unter dem Namen der ukrainischen sozialistischen Partei (U. S. P.), welche im Jahre 1901 ihr auf dem Boden des Marxismus stehendes Programm in Lemberg veröffentlichte. Seit dieser Zeit gab sie einige populäre Brochüren heraus, unter anderem auch das „Kommunistische Manifest“ von Marx und Engels und am Anfang des laufenden Jahres begann in Lemberg ihr Parteiorgan „Dobra Nowyna“ (Die gute Botschaft“) als Monatsblatt zu erscheinen. In nationaler Hinsicht vertritt die ukrainische sozialistische Partei denselben Standpunkt wie die revolutionäre ukrainische Partei und die ruthenische Sozialdemokratie in Österreich.

Im Jahre 1902 trat eine dritte ruthenische revolutionäre Organisation in Rußland auf, nämlich die ukrainische nationale Partei (U. N. P.), welche jedoch bisher ihr Leben nur mit zwei in Czernowitz herausgegebenen Broschüren vermerkte: Nr. 2. „Das Arbeiterfest am 1. Mai“ und Nr. 3. „Die Arbeiterfrage im Programm der ukrainischen nationalen Partei.“ Als Nr. 1 dieser Serie sollte das Parteiprogramm erscheinen, welches jedoch bisher nicht herausgegeben wurde.

In nationaler Hinsicht ist die Partei mit den obengenannten Parteien einig; außerdem betont sie überhaupt am schärfsten den

Siehe „Haslo“ 1903, Nr. 1.

nationalen Standpunkt und sucht mit der Prüfung der nationalen und Arbeiterverhältnisse in Deutschland, England, Österreich und Rußland zu beweisen, daß zwischen den Interessen der Arbeiter der herrschenden und der unterdrückten Nation ein tiefer Widerspruch bestehe und daß daher der Marx'sche Aufruf „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" folgendermaßen umgestaltet werden soll: „Arbeiter der unterdrückten Nationen, vereinigt euch zum gemeinsamen Kampfe für euere national-politischen, geistigen und ökonomischen Interessen gegen die herrschenden Nationen unter der Bedingung der gegenseitigen Anerkennung euerer nationalen Rechte!" *)

Von der praktischen Tätigkeit und sogar von dem Fortleben der Partei ist bisher nichts mehr zu vernehmen.

Was nun die Fortentwickelung der revolutionären ukrainischen Partei und der ukrainischen sozialistischen Partei anbelangt, so ist darüber folgende offizielle im „Hasło" (Nr. 5, Mai 1903) sich befindende Mitteilung anzuführen:

„Das Zentralkomitee der ukrainischen sozialistischen Partei wandte sich zum Zentralkomitee der revolutionären ukrainischen Partei mit der Proposition, diese beiden Parteien zu einem Ganzen zu vereinigen. Mit Rücksicht auf die Einigkeit der Organisation aller sozialistischen Kräfte Ukraina's zur Beseitigung des revolutionären Dilettantismus fand die obige Proposition bei den Mitgliedern des Zentralkomitees der revolutionären ukrainischen Partei heißen Beifall. Die Vereinigungsverhandlungen haben bereits begonnen und werden selbstverständlich zu erhofften Resultaten führen. Dies ist umsomehr erwünscht, als die Tätigkeit der revolutionären ukrainischen Partei mehr an dem linken Ufer des Dniproflusses und im Gouvernement Kijew entwickelt ist, während die ukrainische sozialistische Partei ihre Tätigkeit gerade am rechten Ufer des Dniproflusses samt Wolhynien und Podolien erstreckt. Im Falle der Vereinigung wird die Partei über drei periodische Preßorgane verfügen."

Die Vereinigung ist wirklich zustande gekommen und die revolutionäre ukrainische Partei ist somit eine einzige ruthenische sozialistische Partei und Repräsentantin der ruthenischen revolutionären Bewegung in Rußland. Sie gibt gegenwärtig folgende Preßorgane heraus: 1. „Hasło", bestimmt für theoretische und taktische Parteiangelegenheiten, 2. „Seljanyn", bestimmt für die Landbevölkerung und 3. „Dobra Nowyna", bestimmt für die Industriearbeiter. Außerdem hat sie bisher über 20 größere und kleinere Broschüren verschiedenen Inhalts herausgegeben, unter denen manche von Bebel, Lafargue, Lassalle, Liebknecht u. a.

Die neuesten Vorgänge in Rußland, die riesigen Generalstrikes in Baku, Odessa, Kijew und anderen Städten, die imposanten Straßendemonstrationen, die wilden Metzeleien sind genug bekannt. Wir können nur konstatieren, daß zu dieser Bewegung die revolutionäre ukrainische Partei nicht am wenigsten beigetragen hat. Diese neuesten Vorgänge geben einen neuen Beweis, daß Rußland am Vorabende der Revolution steht, welche die Völker aus dem Zarenjoche befreien wird. Wir hoffen, daß diese Revolution durch die revolutionäre ukrainische Partei zum Besten des ruthenischen Volkes würdig mitgemacht wird, daß sie das

*) Siehe Nr. 3, „Die Arbeiterfrage u. s. w.", S. 19.



ruthenische Volk vom heutigen Joche befreit und es dem ersehnten Ziele der ganzen Menschheit, der vollständigen, allseitigen, ökonomischen, politischen und geistigen Freiheit näher bringt! . . .

Lemberg. Mychajlo Lozynskyj.



Politik der Korruption.

Unsere nationalen Streitigkeiten in Galizien haben ein eigentümliches, speziell galizisches Gepräge. In dieser Hinsicht kann man Galizien nur noch mit dem gottgesegneten magyarischen Vaterlande vergleichen. Unser nationaler Kampf kann sich zu keinem kulturellen Wettstreite entwickeln, denn die galizischen Machthaber, in Verbindung mit verschiedenen dunklen Mächten, unterstützt von der Zentralregierung, wollen die breiteren Schichten des ruthenischen Volkes um keinen Preis zu einer gewissen Kulturstufe gelangen lassen.

Ostgalizien wird systematisch zu Gunsten Westgalizien ausgebeutet, ja es wurde sowohl wirtschaftlich wie auch kulturell gänzlich ruiniert. Das wurde in dieser Zeitschrift auf Grund konkreter Tatsachen und statistischer Daten nachgewiesen*) und ich will es nicht näher erörtern.

Eines möchte ich nur hervorheben. Alles, was die galizischen Machthaber in Ostgalizien gegen die Ruthenen unternehmen, tun sie im Namen ihrer geschichtlichen zivilisatorischen Mission. Über diese Mission, die mit der Devastationspolitik identisch ist und auf welche die Herren Polen so stolz sind, erzählt so manches interessante Kapitel die Geschichte.

Doch wir wollen von der Gegenwart reden! Die Segnungen der zivilisatorischen Mission der polnischen Schlachta äußern sich vor allem in der Demoralisation, die heute das öffentliche Leben Galiziens beherrscht. Man sucht sich immer unlautere Existenzen aus, durch die man die öffentliche Meinung fabrizieren sowie in die Reihen der Opposition Korruption hineinbringen will.

Diese Politik wird in Galizien planmäßig getrieben. Die im Lande herrschende Schlachzizenpartei gründete im vorigen Jahre eine Bauernzeitung in ruthenischer Sprache „Ruskij Selanyn". Materiell soll das Blatt auch von den Jesuiten unterstützt werden. Der Hauptzweck des Blattes ist der, die ruthenische Bevölkerung vor der Aufklärung zu bewahren und die Ruthenenführer sowie deren Politik durch Verleumdungen zu bekämpfen. Zum Redakteur wurde ein dem entsprechendes Individuum bestellt.

Doch das war zu wenig. Nun schreitet man also an die Gründung eines Tagblattes in ruthenischer Sprache. Die Jesuiten haben für diesen Zweck bereits 100.000 Kronen subskribiert — das andere gibt die Schlachta oder vielleicht auch Herr Dr. Körber . . . Es finden sich aber nicht die entsprechenden journalistischen Kräfte, denn kein an=

*) Vergl. „Ruthenische Revue" S. 63—66.



ständiger ruthenischer Journalist will sich für solchen Zweck hergeben und die Herren Allpolen verstehen nicht ruthenisch. So mußte das Erscheinen des Blattes, welches bereits am 1. Oktober das Tageslicht erblicken sollte, auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Es wird in Ungarn, ja sogar in Amerika nach passenden „Kräften“ gesucht.

Obwohl nun die Zusammenstellung dieser Redaktion größere Schwierigkeiten bereitet, als die Bildung des ungarischen Ministeriums, dürfte sie doch noch vor Neujahr fix und fertig sein und ihre Tätigkeit — von der sich die Schlachta so viel verspricht — anfangen können. Bis jetzt wurde nur der Chef-Redakteur für die zu gründende große Tageszeitung gefunden, es ist das einer der Redakteure des bekannten allpolnischen Tagblattes „Słowo Polskie“. Man kann sich also den Charakter des neuen journalistischen Unternehmens vorstellen. Das Blatt wird in ruthenischer Sprache gedruckt werden, um umso wirksamer die Korruption in den Reihen der Ruthenen zu säen.

Lemberg. J. Manastyrskyj.



Die galizische Statistik als eine „Wissenschaft“ pro foro externo.

Was ist nicht die offizielle Statistik, zu was wird sie denn nicht verwertet, welche Behauptungen werden auf Grund derselben nicht aufgestellt, welche Schlüsse gezogen! Es ist so ziemlich das Evangelium der Neuzeit, auf das sich alle, die es in irgend welcher Hinsicht nötig haben, berufen, ja, zu ihrem einzigen Glaubensbekenntnis machen. Das ist eben die offizielle Statistik, somit für die große Masse, um deren billigen Glauben es sich gewöhnlich handelt, etwas heiliges, unantastbares. Von diesem neuen Evangelium dürfte die österreichische Ausgabe, was die Richtigkeit und die Korrektheit anbelangt, den ersten Rang einnehmen und insbesondere das Kapitel in derselben, welches über Galizien handelt; das hat schon längst einen verdienten Weltruf erlangt. Daß dieser Weltruf kein unbegründeter sei, davon dürfte die Arbeit des Herrn Dr. Zbigniew Pazdro: „Agrarstrikes in Ostgalizien in den Jahren 1902 und 1903“, dargestellt auf Grund der amtlichen Materiale und erschienen in der Publikation: „Statistische Nachrichten über Landesverhältnisse“, herausgegeben durch das statistische Landesbureau unter der Redaktion des Professors Dr. Tadäus Pilat, Zeugnis ablegen. Diese Arbeit nun, die mit so viel Glaubwürdigkeitsstempeln versehen ist, wurde nun in dem in Krakau erscheinenden polnischen sozialistischen Blatte „Naprzod“ einer vernichtenden Kritik gewürdigt. Man empfindet eine Art Wollust und Mißbehagen zugleich, wenn man so Blatt für Blatt von diesem anspruchsvollen, offiziellen Kranze verwelkt und zerrissen abfallen sieht und zuletzt zur Überzeugung kommt, daß dies alles nichts anderes als eine zielbewußte, absichtliche Fälschung war, die das Lesepublikum hinter's Licht zu führen, zur Aufgabe hatte. „Das

ist ein tendenziös gefärbtes polemisches Schriftstück", sagt „Naprzod", „das nachweisen soll, daß die Arbeiterstrikes in den Lohn- und Arbeitsverhältnissen gar keinen Grund hatten und daß dieselben nur künstlich, durch die Agitation hervorgerufen wurden. Nach Art der konservativen Presse, die jeden Unsinn, jedwede Verleumdung riskiert, um nur die Ehre der Herren Schlachzizen als Ausbeuter zu retten, behauptet Herr Pazdro, daß das nächste und wichtigste Ziel der Arbeiterstrikes, der „Kampf mit dem Polentum" und die Veranlassung der Großgrundbesitzer zum Verlassen Ostgaliziens war. Wie man sieht, diese statistischen Folgerungen können sehr gut als Leitartikel in einem Blatte wie „Gazeta Narodowa", „Dziennik Polski" u. v. a. Schlachzizenblättern ihren Platz finden. In solch polemischem und tendenziösem Tone ist diese ganze „Statistik" geschrieben. Ganze Abschnitte opfert Herr Pazdro zur Verteidigung der Großgrundbesitzer." In dieser Art und Weise äußert sich das Organ der polnischen Sozialdemokratie über die offizielle schlachzizische Statistik und wir sind weit davon entfernt, dem Autor dieser Kritik, irgend welche Intoleranz oder Gehässigkeit, veranlaßt durch den Parteihaß, zuzuuuten, zumal er sein Urteil Schritt für Schritt mit entsprechenden Ziffern und Tatsachen belegt.

Dies alles, was der „Naprzod" bei dieser und bei vielen anderen Gelegenheiten seinen schlachzizischen Landsmännern, insbesondere denjenigen, die vermittelst der täglichen Presse, nicht minder vermittelst der sogenannten wissenschaftlichen Arbeiten auf das Lesepublikum wirken, zum Vorwurf macht, nämlich endlosen Chauvinismus, Tendenziösität, politische Gewissenlosigkeit 2c., das alles hat, mit entsprechenden Belegen, die ruthenische Presse zur Genüge ans Tageslicht gefördert. Doch wer wird ihr Glauben schenken — ist sie doch eine feindliche Presse, demnach muß sie so schreiben — warum gerade derselben die Objektivität zumuten? Mit dem Momente aber, wo der „Naprzod" zu erscheinen begann, und seit dieser Zeit sind schon volle elf Jahre vorüber, hat sich die Sache vollends verändert. Wenn auch sozialistisch, ist der „Naprzod" doch immer polnisch, und wenn er seinen Konnationalen nach den Fingern greift, da muß schon wirklich etwas in Unordnung, da muß — in diesem Falle die schlachzizische amtliche Statistik nichts anderes als eine bewußte, große Lüge sein. Und merkwürdig! Eben auf diese Statistik stützt ihre Folgerungen und Ansichten die Sozialistin Dr. Sofia Daszynska in ihrem, in den Sozialistischen Monatsheften 1903, Band I, Nr. 5, veröffentlichten Artikel, betitelt: „Zur Soziologie der Arbeitseinstellungen". Wie kurios dieser Artikel infolgedessen ausgefallen, besonders dessen statistischer Teil hat Michajlo Lozynskyj so ziemlich genau nachgewiesen*), wenn er auch vieles andere, was nicht minder einer näheren Betrachtung erheischt, außer Acht gelassen. Doch davon später. Für uns ist bei dieser Gelegenheit vor allem die Tatsache interessant, die wir unbedingt hervorheben müssen, daß nämlich sogar von den sozialistischen Schriftstellern das, was sie zu Hause, im vollen Bewußtsein ihres moralischen Wertes und wohl eingedenk ihrer hohen Mission, die sie in der faulenden, in Trümmer gehenden bürgerlichen Gesellschaft zu erfüllen haben, rück-

*) Vergl. „Ruthenische Revue", Seite 210.



sichtslos an den Pranger stellen, außerhalb des engen heimatlichen Kreises aber als glaubwürdige Quelle gelten lassen. Dieses Verfahren ist sehr überraschend und man ist vollkommen berechtigt, hierin mehr als eine bloße harmlose Inkonsequenz, die sich doch ein jeder zuschulden kommen lassen kann, zu sehen. Sehr wichtig, nicht nur für uns Ruthenen. sondern im gleichen Maße für Dr. Sofia Daszyńska et consortes als Soziologen, mußten die Ereignisse, die sie objektiv und eingehend darzustellen und vom soziologischen Standpunkte zu beleuchten unternommen, erscheinen, als daß diese Inkonsequenz nicht ihren speziellen Hintergrund hätte. An dieser Stelle wollen wir uns schon damit begnügen, diese traurige Tatsache festgestellt zu haben, ohne die letzten Schlüsse daraus zu ziehen, die übrigens für jeden unbefangenen, kombinationsfähigen Leser kein Geheimnis sein dürften. Man braucht nur daran zu denken, daß es eine Sache der Unmöglichkeit sei, daß ein deutscher sozialistischer Schriftsteller seine Ausführungen auf Angaben — entnommen einer statistischen Arbeit aus den Kreisen der Fabriksherren — stützen konnte. Und wer wird denn einen deutschen Fabrikanten mit einem polnischen Schlachzizen, was ihren moralischen Wert anbelangt, auf gleiche Stufe stellen wollen? Muß nicht der erstere neben so einem Schlachzizen als ein wahrer Arbeiterfreund erscheinen? Doch genug davon! Desto unumwundener aber müssen wir die Äußerungen von Dr. Sofia Daszyńska ins Auge fassen, die nichts weniger als objektiv und soziologisch klingen. Vor allem dieses ewige Faseln von der höheren polnischen Kultur, die die gröbsten allpolnischen Orgien rechtfertigen soll, und welche als die einzige Ursache angeführt wird, daß das ruthenische Volk heutzutage keinen Adel besitzt. Die soziologische Richtigkeit dieser Behauptung scheint uns von sehr zweifelhaftem Werte zu sein, wenigstens verrät sie die gänzliche Ignoranz der Psychologie des Adels. Denn nicht die höhere Kultur ist dabei ausschlaggebend gewesen, ob der Adel eines unterjochten Volkes die Sprache, Sitte und Religon seiner Väter bewahrte, oder ob er dieselben als unnützes Ding leichtfertig wegschmiß. Nein! Das unbändige Verlangen nach Macht und Ansehen, die endlose Herrschsucht, das notwendige Attribut eines jeden Adels war es, die den ruthenischen Fürsten und Bojaren, sei es polnische, sei es russische Sitten und Sprache anzunehmen befahl, um sich dadurch seinem Volke zu entfremden. Das sind die allgemeinen nnd natürlichen Gründe; aber speziell im Polenreiche hat es auch andere gegeben, so jedwede mögliche Benachteiligung im bürgerlichen und politischen Leben, besonders in den Zeiten des berüchtigten Renegaten auf dem polnisch-littauischen Throne Władysław Jagello, der, um diesen Assimilationsprozeß zu fördern, nicht einmal die Folter anzuwenden scheute. Es ist sehr möglich, daß die Verfasserin eben darin den Vorrang der polnischen Kultur über die ruthenische sieht, und wenn dem so ist, dann ist sie vollkommen im Recht. Bei alledem scheint die Verfasserin ganz zu übersehen, daß dieser Assimilierungsprozeß schon zum größeren Teil vor Jahrhunderten stattgefunden, zu einer Zeit eben, wo gerade die Ruthenen den Polen mit ihrer Kultur imponiert haben. Für die Richtigkeit unserer Behauptung wollen wir die Verfasserin selber einstehen lassen. Sie behauptet nämlich, daß in den unteren Schichten der Prozeß in entgegengesetzter Richtung stattgefunden hat, daß dort das polnische Element — und das geschieht



noch heutzutage — von dem ruthenischen aufgesogen ward. Diese Tatsache, die erst recht ein Probierstein höherer Kultur sein muß, stellt die Verfasserin als eine ganz gewöhnliche Massenwirkung dar, denn dabei wird eben die höhere polnische Kultur zuschanden. O sancta simplicitas! oder Dr. Daszynska muß eine sehr geringe Meinung von den Lesern der sozialistischen Monatshefte haben. Wenn aber einmal die Verfasserin so sehr mit der hohen Kultur ihrer Nation vor den Augen Europas prahlen will und dem ruthenischen Bauer seine Unkultur, seine geringe Arbeitskapazität mit der sehr autoritativen Miene zum Vorwurf macht, wie kann sie dies tun ohne sich dessen bewußt zu sein, daß alle die polnische Kultur mit der Arbeit ruthenischer Hände großgezogen, daß diese geringe Arbeitskapazität nichts anderes als eine Entkräftung zu Gunsten eben dieser berühmten Kultur sei. Aber, das klingt zu sentimental, und wie könnte so ein Geständnis über die Lippen eines Polen, sei er auch ein Sozialist, kommen? Wäre das nicht ein Verrat am eigenen Volke? Vielleicht! Aber ein solcher Verrat, der doch nichts anderes als das Bekennen einer Wahrheit wäre, muß ethisch um einen Himmel höher stehen als diese übermütige Prahlerei, die im Munde eines Gebildeten recht anwidernd klingt. — Noch richtiger als die obzitierte soziologische Wahrheit erscheint die andere, nämlich, daß die Löhne in Westgalizien, also im polnischen Teile des Landes deshalb größer sind, weil die Lebensbedürfnisse des polnischen Bauern eben größer sind als die des ruthenischen. Hier ist die Sache gerade auf den Kopf gestellt und bei so was muß man unbedingt im Zweifel sein, ob der ganze Artikel ernst zu nehmen ist oder nicht. Zur besseren Begründung des Gesagten verweisen wir den geehrten Leser auf den Artikel selbst und zum größeren Verständnis desselben auf die obzitierten Ausführungen von Mychajlo Lozynskyj.

M. Kiczura.



Wasyl Stefanyk.

Ein literarisches Charakterbild.

Herbstliches Unwetter. Der Himmel, der ringsherum einer schmutzigen Pfütze ähnelt, schickt endlose Regenströme zur Erde herab. Von diesem Regen wird alles grau, naß, schlüpfrig. Alle lichteren Farben verblassen, und es bleibt nur die graue — die düstere. Gegenstände werden matt, ihre Umrisse weniger scharf, wie wenn sie hinter einem immer dichter werdenden Vorhang steckten. Auch der Wind scheint müde zu sein; kaum den schwachen Halm vermag er zu beugen und die Krähen recken die müden Flügel und krächzen, krächzen so traurig.

Der Bauer, der dort jenes unansehnliche Stück Erde ackert, der hat seit einer Woche keine lebende Seele gesehen. Wenn er mit der Morgendämmerung sein Haus verläßt, da schlafen noch alle, und ist er spät nachts zurückgekehrt, auch dann ist niemand zu treffen. Nicht die geringste Ruhe seinen schlaffen Gliedern, keine warme Speise seinem hungernden Magen will er gönnen; fast ununterbrochen arbeitet und ackert er dort — er hat sich verspätet. Mit zitternden Armen hält er



die Pflugsterzen und, scheinbar gedankenlos einherschreitend, zerwühlt er den Schoß der Mutter Erde. Hin und zurück — hin und zurück. — Doch immer mehr schwinden die Kräfte und immer mehr beschleicht ihn unendlicher Überdruß. Die klebrigen Schollen umhauchen ihn mit Grabeslüften und der Regen der scheint kein Ende zu nehmen, nicht aufhören zu wollen.

Ach, wo bist du denn Sonne? O, daß nur ein Fleckchen blauen Himmels da wäre! Und voll von Überdruß wirft er den Pflug beiseite und beklommenen Herzens eilt er auf den nahen Hügel. Von dorten sieht man weit in die Ferne — sogar die kleine Stadt sieht man von dorten. Wie der beutegierige Adler starrt er in die Ferne, aber umsonst, der ganze Horizont — ein Wolkenmeer — und so grau, so düster — nicht einmal die Gedanken wagen sich höher hinan, nur kehren alle unwillig zurück. Und der Bauer setzt sich nieder. Vor verhaltenem Schmerz beißt er die Zähne zusammen und mit dem Gedanken zerwühlt er seine eigene Seele, wie der fiebernde Kranke seine eiternde Wunde.

Dieser Bauer ist Waßyl Stefanyk, dessen drei Novellen in der „Ruthenischen Revue"*) veröffentlicht wurden.

Seine erste Novellensammlung, betitelt „Blaues Büchlein", erschien im Jahre 1899 in Czernowitz. Es wäre passender, dieses Büchlein „Schwarzes Büchlein" zu nennen, denn die wenigen Bilder und Photographien aus dem Leben des ruthenischen Bauern, die da gesammelt, sind so düster, so grau, daß man dieselben ohne die stärkste Erschütterung nicht lesen kann. Es wankt, es geht in Trümmer vor unseren Augen der alte Bau — reichlich geschmückt mit Bildern der Phantasie — und an seiner Stelle gähnt ein Abgrund, grauenhaft anzuschauen. Wir zittern vor Furcht und wundern uns darüber: wie hat es denn geschehen können, daß wir ihn früher nicht wahrgenommen haben?

Dieser Bauer, der all' sein Gut verkauft hat und nun sich anschickt, mit dem blauen Büchlein in der Hand, in der weiten Welt sein Glück zu suchen; diese Mutter, die ihren Sohn-Rekruten bis an den Rand des Waldes begleitet uud dann, vom herzzerreißenden Schmerz übermannt, in die Speichen des davonrollenden Wagens greift, um noch wenigstens eine Sekunde das Glück, ihren einzigen Sohn zu sehen, zu genießen; dieser Vater an der Bahre seines Sohnes im Militärspitale gleich Priam an der Leiche seines geliebten Hektor: alles dies anscheinend allgemein behandelte, alltägliche Szenen. Doch woher jene Zauberkraft, die uns dies alles so furchtbar neu, so tief ergreifend erscheinen läßt? — Wer wird denn ohne tiefste Erregung die kleine Erzählung lesen können, wo der Vater seine eigenen Kinder in den reißenden Fluß zu werfen beschließt, um sie nicht langsamen Hungertodes sterben zu sehen. Schon haben die Wellen das eine in ihren Schoß empfangen und er schickt sich an, auch das zweite ihnen zu übergeben. Doch es faltet die mageren Händchen und bittet ums Leben. Er schaudert zurück, schickt das Kind nach Hause und er selber geht in die Stadt, sich auzumelden. Aber wozu denn diese Inhaltsangabe? Sie kann dem Leser noch so ausführlich, nichts, rein gar nichts davon geben, was ihm die Erzählung, zumal im Originale bietet.

*) Vergl. „Ruthenische Revue" S. 55, 123 und 167.

Die zweite Sammlung, betitelt „Kamiannyj chrest“ (Steinernes Kreuz), behandelt ein neues, bisnun in der ruthenischen Literatur nicht verwertetes Sujet: die Emigration des ruthenischen Bauern nach Amerika. Dunkle Gerüchte gehen herum: dort ferne, dort jenseits des Meeres, dort sind noch unermeßliche Strecken unbebauten Landes und wer die Gefahren nicht scheut, der kann dort für seine Arbeitslust genügenden Raum nnd Lohn finden.

Und nicht umsonst verhallt der Ruf. Denjenigen, die ihn vernehmen, sind keine Gefahren, keine Opfer zu groß. Das Volk sammelt sich, berät sich und, gleich Kranichen im Spätherbst, zieht es in die weite Ferne.

Als Student in Krakau hat Stefanyk nur zuviel dieser Emigranten gesehen, wie sie, ausgehungert, in Fetzen gekleidet, mehr nächtlichen Larven als Menschen gleich, den Bahnhof umlagerten und mit ihren heißen Tränen die Pflastersteine benetzten. Der Eindruck, den sie auf sein weiches empfängliches Gemüt machten, mußte überwältigend sein, denn seine Schilderungen sind großartig und einzig dastehend.

Außer diesen Emigrationsszenen bringt uns die zweite Sammlung eine Erzählung aus dem Leben des Autors selbst. Es ist jene glückliche Stunde, wo der Autor, noch ein unvernünftiger toller Knabe, mit seiner Schwester zusammen seine Schafe hütet. Es kommt die Mutter, nimmt ihn auf den Schoß und singt ihm Lieder. — Und jetzt? Die Schwester ist tot und am Grabe der Mutter erblühen schon seit Jahren unschuldige Weichselbäume. „Ich war dort,“ sagt der Autor, „saß zwischen diesen Gräbern und es war mir, als hörte ich die Mutter singen. Ich blieb noch einige Zeit nnd ging langsamen Schrittes von dannen. Auf Windesflügeln holten mich die Weichselblätter ein und schienen im Namen der Mutter zu flehen: „Geh' nicht!““

Nur eine einzige Skizze in dieser Sammlung entlastet ein wenig den Druck, den die übrigen auf die Brust des Lesers geladen, nämlich die Novelle, betitelt „Unterschrift“. Doch irren würde derjenige, der glaubt, daß diese Novelle die Brücke bildet, die uns in lichtere Regionen des menschlichen Lebens führt. Hinter dieser Brücke wiederum Nacht, undurchdringliche Nacht, wovon das dritte Bändchen das beste Zeugnis liefert.

Seit Marko Wowczok hat kein Dichter der Ruthenen größeres Aufsehen erregt, ungeteiltere Sympathien geerntet als Waßyl Stefanyk. Bald nach dem Erscheinen wurden seine Werke in mehrere fremde Sprachen übersetzt, unbeachtet dessen, daß sie dem Übersetzer fast unüberwindliche Schwierigkeiten bieten.

Es läßt sich kaum mit Bestimmtheit sagen, was eigentlich die Ursache dieses so durchschlagenden Erfolges war, wie es kaum möglich ist, dessen inne zu werden, was eigentlich hier Kunst sei. Tatsache ist: Stefanyk hat zum größten Teil bei alten Themen bleibend, in dieselben vieles hineingetragen, was vor ihm noch keiner, nicht einmal in annähernder Weise getan. Er begnügte sich nicht damit, die Außenseite des bäuerlichen Lebens zu schildern; dasselbe ganz beiseite lassend, vertiefte er sich in die schlummernde bäuerliche Seele und was er dort gefunden, ist mehr als um „etwas neues“ genannt zu werden. Es scheint, als existiere kein Gang, kein Winkel im Irrgarten der menschlichen Seele, der für Stefanyk nicht zugänglich wäre und mit göttergleicher



Sicherheit führt er uns in demselben herum. Seine Helden zeichnet er in scharfen Umrissen; sie werden uns nicht allmählich vorgeführt; beim ersten Händedruck haben wir sie bis zur Genüge kennen gelernt. Und dies alles geschieht mit einem Wurf, mit zwei, drei markanten Worten, mit einem treffenden Vergleich. Besonders die Vergleiche kann man als eine Spezialität Stefanyk's bezeichnen.

In der gegenwärtigen ruthenischen Literatur ist Stefanyk der Hauptvertreter einer Richtung, die man die nationale nennen kann, wogegen sein Gegenpol, Olga Kobylanska, mit allen ihren Wurzeln im Abendlande steckt. Diese nationale Richtung, eingeleitet durch Kwitka Osnowianenko, zählt zwei hervorragende Talente zu ihren Vertretern: Marko Wowczok und Juryj Fedkowycz. Und wenn wir nun diese Hauptvertreter gegenüberstellen, so sehen wir beim ersten Anblick, daß Stefanyk, wenn auch vollkommen verschieden, doch dem Fedkowycz näher steht als Marko Wowczok. Beide sind mehr Lyriker als Epiker, während Wowczok ein Epiker ersten Ranges ist.

Indem Marko Wowczok seine Erzählungen in den Mund anderer — gewöhnlich der Frauen — legt, und wir uns jederzeit mit dem Gedanken, dies sei schon längst vorüber, trösten können, führt uns Stefanyk seine Helden leibhaftig vor unsere Augen und wir werden, ohne uns dagegen wehren zu können, mächtig in Mitleidenschaft gezogen.

Berežany. Bohdan Lepkyj.



Aus den Gedichten des Taras Ševčenko.

I.

Am Aralsee.

Ungewaschen der Himmel
Und verschlafen die Wellen
Und am Ufer so weit man nur blickt,
Schilf und Schilf wie betrunken,
Ohne Wind hingesunken
Neigt sich, beugt sich und raschelt und nickt.

Mein Gott, soll ich noch lange
An dem elenden Tange
In dem offenen Kerker zumal,
In den dumpfigen Mauern
Meine Tage vertrauern
Und versauern mir selber zur Qual?

Keine Antwort! Beständig
Nickt das Gras wie lebendig,
Will die Wahrheit mir nimmermehr sagen;
Ach, und mehr
Hab' ich niemand zu fragen.

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Ivan Franko.



II.

Abend in der Ukraine.

Beim Häuschen steht ein Weichselgarten,
D'rin schwärmen Käfer um die Bäum'.
Mit Pflügen Männer kehren heim,
Die Mädchen singend; Mütter warten
Schon mit dem Abendmahl daheim.

Man sitzt bei Tisch vorm Haus, als eben
Erstrahlt des Abendsternes Licht;
Die Tochter aufträgt das Gericht,
Die Mutter will ihr Lehren geben,
Die Nachtigall erlaubt es nicht.

Die Mutter legt die Kindlein nieder,
Hat ihre Kleinen eingewiegt,
Ist selbst bei ihnen eingenickt;
Hörst Nachtigall und Mädchenlieder,
Sonst Stille über'm Dörflein liegt.

Aus dem Ruthenischen übersetzt von Sergij Szpoymarowskyj.



Nachtigallengesang.

Novellette von Olena Pczilka.

An einem wunderbaren Frühlingsabend saßen wir im Garten. Der Frühling hauchte den sanften Atem seiner Lippen aus und öffnete mit seiner Wunderhand der Wärme, Liebe und Freude alle Türen. Die Natur hatte noch nicht alle ihre Wunder entfaltet; sie war kaum erst wach geworden, begann eben erst ihre Schöpferarbeit. Wie ein Seufzer hing es in der stillen, weichen, von Liebkosungen erfüllten Luft. Ein neues Leben war ringsherum fühlbar. Das junge Gras hob sich sogar noch im Abendlicht mit seiner lichten, lebenden Farbe von der schwarzen, noch feuchten Erde auffallend ab. Der Garten, mehr mit Blüten als mit Laubwerk erfüllt, stand regungslos umhüllt von jener weißen und lichtrosa Blüte der Hoffnung, wie in zarter, mädchenhafter Schönheit: Auch die Nachtigall mit ihrem Zaubersang trug zum Aufblühen der Blume bei und ihr Lied vereinigte sich mit dem Blütenduft, der sanften Luft und der durchsichtigen Bläue des Frühlingshimmels; in ihrem Gesange jauchzten Glück und Freiheit!

„Hören Sie, wie die Nachtigall singt?" fragte ich meinen Freund, der, in Gedanken versunken, neben mir auf der Gartenbank unter meinem prächtigen Kastanienbaum saß, der seine schwellenden Zweige wie eine Hülle über die Bank hängen ließ.

„Hören Sie, wie die Nachtigall singt?" fragte ich, zum zweiten Male das Sinnen meines Nachbars unterbrechend, der meine Frage unbeantwortet gelassen hatte, als wäre sie mehr ein Ausruf der Freude als eine Frage gewesen. Jetzt antwortete mein Gast: „Ich höre!"

Allein in diesem „Ich höre", im Klange dieser Antwort lag etwas wie Unsicherheit, Kummer; ja wie Leid. Und wenn es Leid gewesen wäre, das hätte meine



Aufmerksamkeit nicht erregt. Der Nachtigallengesang füllt manchmal die Seele mit Weh. Was das Herz Seltsames bei diesem Gesange fühlt, was es vernimmt, weiß Gott allein. Aber auf Augenblicke erzittert es immer. Den älteren Menschen ist dieses Erzittern wohl bekannt! Aber mein Gast war ein ganz junger Mann, fröhlicher, aufrichtiger Natur; und der traurige Klang seiner Antwort, wie der noch traurigere Ausdruck seines Gesichtes, versetzten mich in Erstaunen. Und als fühlte er meinen erstaunten Blick auf sich ruhen, fügte er hinzu: „Ich liebe den Gesang der Nachtigall nicht! Ich kann ihn nicht anhören, er erweckt ein Weh in meiner Seele!"

„Was sind das für Launen?" fragte ich lächelnd. „Hat sich Ihrer auch das „Schoppenhauertum" bemächtigt?" Ich mußte laut auflachen, und hielt es nicht für nötig, mich vor dem Gaste zu beherrschen, da ich mit ihm gut bekannt war und wir freundschaftlich verkehrten.

„Nein, nicht das „Schoppenhauertum"!" antwortete er. „Es ist weiter nichts, ich kann es nur seit einer gewissen Zeit nicht ertragen. Ich weiß selber nicht, weshalb mir gerade der Gesang der Nachtigall, eine — sehr — ein sehr düsteres Ereignis vor die Seele führt!"

„Ein Ereignis aus Ihrem Leben?" fragte ich voller Neugierde; „aber Ihr Leben erschien mir doch so rosig!"

„Nein, dies Ereignis ist nicht aus meinem Leben. Übrigens — man kann schließlich auch sagen, daß es aus meinem Leben ist; wie man es auffaßt!"

„Aber was heißt das? Aus Ihrem Leben und doch nicht aus Ihrem Leben! Sie sollten mir erzählen was es ist!"

Mein Gast machte nur eine Handbewegung und verstummte. Allein man merkte, daß seine Seele erregt war, und daß er offenbar selbst das Bedürfnis nach Erleichterung durch eine Aussprache dessen, was ihn in irgend einem Winkel seiner Seele drückte, empfand. Jedenfalls fiel es mir nicht schwer, ihn mit einigen freundlichen Fragen dazu zu bewegen, das Ereignis, das ihm den bezaubernden Nachtigallengesang verhaßt machte, zu erzählen.

„Wissen Sie — es war", begann er zu erzählen, „vor vier Jahren, als ich eben die Universität hinter mir hatte. Wie Sie wissen, hatte ich die juridischen Studien beendet. Stellen Sie sich vor, ich hatte kaum die Universität absolviert, den Kopf voll vom römischem, russischem und von verschiedenen anderen Rechten, ich hätte gerne etwas geleistet, die verwickeltste Angelegenheit vernünftig auseinandergebracht! Ach ja! Aber eine Anstellung hatte ich noch immer nicht! Ich lebte also bei meinem Vater auf dem Lande. Ich lebte da im Schoße der Natur so ganz für mich, ruhte vom Studium aus, ging auf die Jagd und besuchte die Bekannten. Im Allgemeinen war es um mich her im Hause meines Vaters, eines Pfarrers, und im Dorfe still und friedlich. Und ich gab mich einstweilen dieser Stille und diesem Wohlbehagen vollkommen hin.

Nun ereignete sich aber plötzlich mitten in dieser Stille etwas, das ebenso uns, wie auch alle Dorfbewohner in Aufruhr brachte. In unserem Dorfe wurde ein Verbrechen begangen. Man hatte den Gutsherrn, den Eigentümer unseres Dorfes, ermordet. Wie?! Wer?! Warum?! Diese Fragen beherrschten alle Gespräche der Landleute und besonders die Dorfhonoratioren. Die Wahrheit gesagt, bedauerte niemand den Herrn, denn bei Lebzeiten hatte er sich weder bei den Honoratioren, noch bei den Bauern Sympathie errungen. Er war ein alter Misanthrop, ein Mensch voller Leibeigenschaftsgedanken und von rauhem Herzen; und man erzählte sich von ihm, daß er sogar seine Kinder fortgetrieben habe; sie konnten mit ihm nie einig werden und seine Frau trieb er durch seine Hartherzigkeit in den Tod. Gott weiß, was daran Wahres war; ich sage nur, daß er unbeliebt war. Aber wie es auch



sein mochte, sein Tot rief eine große Bewegung in der ganzen Umgegend hervor. Immerhin war ein solches Ereignis, ein derartiges Verbrechen, die Ermordung eines Gutsherrn in seinem eigenen Hause, etwas Ungewöhnliches und Erschütterndes!

Selbstredend hatte mich neugebackenen Juristen diese cause célèbre am meisten neugierig gemacht, insbesondere aber fesselte mich an die Sache das Rätselhafte des Verbrechens. Es waren keine Spuren da, aus denen man hätte schließen können, wer es begangen. Man fand den Herrn ermordet, das stand fest. Der Hals war von fremder Hand durchschnitten, eine Lache Blutes — Spuren eines Kampfes — fand man zwar, wer es aber getan und warum, blieb ein Rätsel.

Obzwar reich, war der Herr sehr geizig gewesen. Er lebte einsam, hatte wenig Bediente und Leute im Hause; niemand hörte, niemand sah etwas. Das Motiv des Mordes selbst war eben ein Rätsel. Man fand keine Spur eines Raubes; es war nichts aus dem Hause geschleppt worden, obwohl Geld und andere kostbare Sachen vorhanden waren, wie das gewöhnlich in reicheren Häusern zu sein pflegt. Wem war an dem Tot des alten Hausherrn gelegen? Das war die Frage, die alle interessierte, über welche sich der hinausgesandte Untersuchungsrichter vergeblich den Kopf zerbrach. Mit ihm auch ich! So war es! Ich wurde sogar eine Art von Gehilfe des Untersuchungsrichters. Ich war bei den Verhören, die er vornahm, zugegen, überlegte dies und jenes mit ihm, und half ihm beim Schreiben. Aufrichtig gesagt, der Untersuchungsrichter nahm meine Aufrichtigkeit und das Bestreben, ihm in der Angelegenheit behilflich zu sein, gleichgiltig auf. Manchmal hörte er meine ehrlich und heiß gesagten Bemerkungen mit Gleichmut, ja mit einem spöttischen Lächeln, an, und später begann er sogar mein lebhaftes Einmengen in die ihm anvertraute Aufgabe offen zurückzuweisen. Allein das spornte mich umsomehr an; dies ließ mir umsoweniger Ruhe und griff sogar meinen Ehrgeiz an. Was ist das weiter? War ich nicht auch Jurist wie er? Wohl hatte er schon eine Anstellung, arbeitete bereits mehrere Jahre, aber was lag daran, auch ich konnte seine Stelle ausfüllen, auch ich hatte die Fähigkeiten und das Wissen für diese Tätigkeit; ich studierte nicht vergeblich die Rechtswissenschaft so viele Jahre, ich konnte mich also auch an diesem Falle beteiligen, dessen Ernst ich wohl verstand!

Wissen Sie, es war mir recht sonderbar zu Mute. Ich war ganz aufgeregt, ganz außer Rand und Band durch diesen Fall. — Fand sich z. B. irgend ein Zeichen von einem Nagel im Fensterrahmen des Zimmers vor, wurde ein neuer Blutfleck in jenem geheimen Höllenkabinet, in dem der Herr ermordet wurde, entdeckt, erkannte ich mich ordentlich selbst nicht mehr. Sogleich begann die Grübelei. Wie kommt das? Was ist das? Allein das alte Leben ging seinen Weg. Alles rings um mich her bewegte sich in gewohnter Weise vorwärts und auch ich selber befaßte mich nicht nur mit dieser Angelegenheit allein. Einmal ging ich auf die Jagd, aber eigentlich mehr um mit dem Gewehr auf dem Rücken, mit meinem Hunde Tschujko, ungehindert herumzuschlendern. Ich ging durch den Wald. Es war herrlich ringsumher, der Frühling prangte in voller Schönheit. Das junge Laub war so frisch und saftig und bereitete eine wunderbare Kühle. Die Vögel sangen lustig und laut durcheinander. Ich spazierte eine Zeitlang umher. Wohl erlegte ich nichts, bekam nicht einmal ein Wild zu Gesichte, aber der Spaziergang machte mich zufrieden. Ich ging und sang leise vor mich hin. Ich trat aus dem Walde heraus und bekam einen schrecklichen Durst. Ich war ziemlich lange herumgegangen und der Tag war heiß. So wie ich den Wald verlassen hatte, schritt ich geradeaus auf das Häuschen eines Wächters zu, eines einfachen Mannes, welcher gepachtetes Feld am Rande des Waldes besaß und sich daselbst ein einfaches Bauernhäuschen gebaut hatte. Ich kannte den Wirt des Hauses, den alten Bajdasch, ich besuchte ihn manchmal, wenn ich auf die Jagd ging

und auch sonst, wenn ich den Sommer beim Vater im Dorfe verbrachte. So ging ich denn ganz ungezwungen auf das Haus zu und dachte: Hier werd' ich meinen Durst stillen! Ich ging von der Rückseite auf das Haus zu, sprang über den niedrigen Zaun, schritt an der Scheune vorbei und traf daselbst den alten Wirt mit seinem Sohne. Sie standen hinter einer Scheunenecke und sprachen leise und geheimnisvoll miteinander. Ich kam über den weichen Rasen so leicht und unhörbar geschritten, daß mein Erscheinen für die beiden Bajdasch's sehr unverhofft und unerwartet war. Sie erblickten mich erst, als ich nahe neben ihnen stand. Sie gerieten beide in Verwirrung; der junge Bajdasch fuhr sogar bei meinem Erscheinen zusammen und auf meine Begrüßung antwortete er zerstreut und auf beinahe ungewohnte Art. Ich legte darauf kein Gewicht und sagte sogar lachend zu ihnen: „Wie, hab' ich Euch erschreckt?"

„Weshalb denn?" sagte der alte Bajdasch. „Taten wir denn etwas, daß Ihr uns hättet erschrecken können? Wir waren nur so ein wenig herausgegangeu! Und nun gehen wir, Andrij!" und er trat an den Zaun, um hinüber zu steigen. Hinter dem Zaune dehnte sich ihre Wiese aus.

„Ich wollte Euch um ein Glas Wasser bitten, um meinen Durst zu stillen!" rief ich ihnen nach.

„Tretet ins Haus", antwortete der Alte, „dort ist die Alte, die wird es Euch heraustragen!"

Ich begab mich ins Haus, trank Wasser und, nachdem ich aus Artigkeit mit der alten Bajdasch ein paar Worte gewechselt, ging ich allein am Waldrand weiter, leise vor mich hinpfeifend. Die Wiese des Bajdasch fiel mir durch ihre ungewöhnliche Schönheit in hie Augen. Das Gras auf ihr war hoch und schön und beinahe rosa vor lauter Blnmen! Sie war prächtig anzusehen!

Ich kam nach Hause. Mein Vater war soeben von den Kirchenheuwiesen zurückgekehrt, wo just heute gemäht wurde, und während wir Thee tranken, sprach er fortwährend von seinem Heu, wie schön es auf den Wiesen sei und was er damit zu tun beabsichtige.

„Auch die Bajdasch' haben prächtiges Gras, dort auf der Wiese am Walde," sagte ich. „Es ist wunderbar, nur mähen sie es noch nicht!"

„Sie werden es noch abmähen," sprach der Vater, „wiewohl der alte Bajdasch jetzt mehr Arbeit und Mühe in der Wirtschaft hat, seit sein älterer Sohn im Kerker sitzt."

„Im Kerker?" fragte ich. „Wofür?"

„Ach, unser seliger Gutsherr hat ihn hineingebracht! Und die Wahrheit zu sagen, Gott weiß, warum er es eigentlich getan hat; er erwischte ihn einmal mit einem Wägelchen Holz, das er im herrschaftlichen Walde abgehackt hatte. Er klagte ihn an und Bajdasch wurde wegen Holzdiebstahls zu einigen Jahren Kerkers verurteilt. Weiß Gott, wie das kam! Der Mensch ließ ein junges Weib, und ich glaube auch ein Kind, zurück. Die Wirtschaft leidet darunter. Und auch der Mann selber ist verloren, wenn er so seine paar Jahre im Kerker zubringen wird. Sein Leben wurde zerstört! Und wenn man so darüber nachdenkt, weswegen er eigentlich zugrunde geht! — es ist schrecklich! Wegen eines unglücklichen Wagens Holz! Alle Bajdasch beklagten sich bitter über den Herrn. Sie fluchten ihm furchtbar. Aber Gott möge ihm seine Sünde verzeihen; er hat schon für alles gebüßt! Es ist ja schrecklich, eines solchen Todes zu sterben. Ohne Beichte und durch mörderische Hand!"

Der Vater sprach weiter, mit dem Haupte schüttelnd; in meinem Herzen wachte gleichsam etwas auf; heftige Röte schoß mir ins Angesicht, mir wurde heiß! — Die Bajdasch' — der Herr — verfehlte Beziehungen dieses Herrn zu dieser Familie — die Kerkerschaft des jungen Bajdasch durch den Herrn — der Haß der zurückgebliebenen



Familie — alles das jagte mir im ersten Momente wirr durch den Kopf. Aber nach und nach formten sich diese Gedanken zu einem deutlicheren Plan.

Was? dachte ich, die Rache, das Dürsten nach Rache, konnte denn das nicht die Bajdasch' bewegen, dem Herrn das Leben zu nehmen? Sie hatten ihm so entsetzlich geflucht und betrachteten ihn als den Feind der Familie.

Diesen Verdacht bestärkte auch noch der Umstand, dem ich seinerzeit keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Ich weiß nicht, weshalb gerade in diesem unglücklichen Momente, da mir der Vater von Bajdasch und ihrer Holzgeschichte und dem Herrn erzählte, die Szene an der Scheune so lebhaft vor die Seele trat. Wie ich den älteren und jüngeren Bajdasch überrascht, wie sie beide untereinander so geheimnisvoll verhandelt hatten und wie sie in Verwirrung gerieten, als ich unverhofft an sie herantrat. Jetzt erschien es mir sogar merkwürdig, daß ich alle dem damals keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, daß ich es nicht bemerkt, daß jenes Gespräch nicht ein gewöhnliches Familiengespräch, sondern eben eine geheime Unterredung gewesen war. Natürlich! Die Bajdasch' hatten das Bedürfnis, davon im geheimen, unbemerkt zu reden. Nicht einmal die Hausgenossen durften das merken. Natürlich! Die Verhandlung war noch im Zuge, just heute kam der Untersuchungsrichter wieder an, sie wissen von all' dem, hören davon reden, weshalb sollen da nicht geheime Unterredungen stattfinden?!

Ich sagte dem Vater nichts von meinem schrecklichen Verdacht, sagte nichts, sondern fragte noch einiges über die Holzgeschichte des jungen Bajdasch, ob er schon lange im Kerker sitze und vieles andere. Der Vater antwortete mir, ohne eine Ahnung davon zu haben, wozu mir all' diese Auskünfte notwendig waren. Dann entfernte sich der Vater ermüdet, um sich zur Ruhe zu begeben, und ich, ich hatte kein Bedürfnis nach Ruhe, wenngleich mich der Jagdausflug auch tüchtig ermüdet hatte. Ich ging erregt im Zimmer auf und ab, drehte mich wie eine Haspel und sann immer und immerfort darüber nach. Auf Augenblicke setzte ich mich aufs Bett, legte den heißen Kopf auf das Kissen, im nächsten Momente war ich schon wieder auf den Füßen und durchmaß von neuem das Zimmer!

Nach einigen Stunden stand es schon klar und fest vor meiner Seele: Die Bajdasch' ermordeten unseren Gutsherrn! Am lebhaftesten hatte ich den jungen Bajdasch in Erinnerung, sein erblaßtes Antlitz, seinen zusammenzuckenden Rücken, die ganze erschrockene Gestalt, als ich sie damals plötzlich bei der „Konspiration" überrascht hatte. Ich vermochte nicht länger im Hause zu bleiben; ich ergriff den Hut und verließ bedächtig das Haus. Mein Tschujko betrachtete mich ein wenig unsicher und erstaunt, erhob sich aber und schloß sich mir an. Ach, ich erinnere mich an alles!

(Schluß folgt).



Glossen.

Die ganze polnische Presse in Galizien zeichnet sich durch einen geradezu unglaublichen Terrorismus aus — die Feder wird da als ein Revolver gebraucht. Der politische Gegner — er kann der ehrlichste Mann sein — wird verleumdet, es werden gegen ihn die unsinnigsten persönlichen Vorwürfe erhoben. Man ist in den Mitteln nicht wählerisch — die anonymen Briefe und Pasquilles sind zu einer sehr beliebten Waffe geworden. Es ist nicht lange her, da die deutsche Presse von einer journalistischen Maffia in Galizien meldete, Es hat sich nämlich in Krakau ein Komitee gebildet, welches durch die anonymen Briefe an die ausländischen Redaktionen



das Erscheinen von den die polnische Wirtschaft beleuchtenden Aufsätzen verhindern sollte. Auf diese patriotische Methode bezugnehmend, rühmte sich sogar ein Krakauer Blatt, ein sicheres Mittel gefunden zu haben, um einen unliebsamen Publizisten mundtodt zu machen. Bald darauf bestätigten einige reichsdeutsche Blätter öffentlich den Empfang von anonymen Briefen aus Galizien und warnten die deutsche Presse vor dem begeisterten Verleumdungsfeldzuge der edlen Patrioten.

* * *

Heute wird in Galizien das journalistische Räubergewerbe professionsmäßig betrieben — jedes Parteiorgan ohne Ausnahme ist ein ausgezeichnetes Revolverblatt. Diese patriotische Kampfweise, die sich hauptsächlich gegen die ruthenischen Publizisten richten sollte — um deren Fehde gegen die polnische Wirtschaft in Galizien ein für allemal unmöglich zu machen — korrumpierte die ganze polnische Journalistik. Anfangs war den Leuten kein Mittel schlecht genug, um „die Verletzung der nationalen Ehre" zu verhindern oder zu rächen. Heute gebrauchen bereits manche von diesen Patrioten dasselbe Mittel im Kampfe um ihr jämmerliches Dasein. Jedes ethische Gefühl wurde abgestumpft, man hat sich an den Revolver gewöhnt . . . .

* * *

In Lemberg erscheint ein polnisch-patriotisches Blatt, „Karykatury", das mit anderen Redaktionen in Verbindung steht und das von den polnischen Tageszeitungen gelieferte Materiale in humoristischer Weise bearbeitet. Kein hervorragender Ruthene ist bis jetzt verschont geblieben, selbst die ruthenischen Gelehrten — die sich vom politischen Schauplatze ferne halten — wurden wiederholt verunglimpft. Die Schriftleiter der „Karykatury" verstehen aber den Revolver auch in anderer Hinsicht zu handhaben.

In letzter Zeit haben in Lemberg viele Damen Drohbriefe bekommen, in welchen ihnen die patriotischen Journalisten versprachen, verschiedene diskrete Sachen aus ihrem Familienleben ꝛc. in den „Karykatury" in der für sie unangenehmen Art und Weise der Öffenllichkeit preiszugeben und eine persönliche Zusammenkunft verlangten. Viele Franen sollen mit klingender Münze die Gnade der Herren „Redakteure" erkauft haben.

* * *

Einem dieser Vaterlandsretter, dem Redakteur der „Karykatury" und Mitarbeiter von mehreren patriotischen Blättern, Herrn Napiórkowski, ist aber sein jüngster Feldzug nicht gelungen. Er kam vor einigen Tagen zu einer vereinbarten Besprechung in die Wohnung einer Dame, die sich nach seiner Berechnung auch hätte erkaufen sollen. Seine Rechnung stimmte aber nicht. Die Frau erzählte nämlich alles ihrem Manne. Dieser — nicht die Dame — hat auch den bekannten patriotischen Journalisten empfangen . . . . und zwar mit einem tüchtigen Prügel in der Hand. Der Mann achtete nicht auf die Verdienste des Herrn Napiórkowski, die sich letzterer im Kampfe gegen die Ruthenen erwarb, sondern prügelte ihn unbarmherzig durch. Der wackere Kombattant räumte eiligst das Feld und vergaß im Ubereifer seine Redaktionsmappe auf dem Platze der schmerzlichsten Niederlage, die polnische Journalisten in ihrem Verleumdungsfeldzuge erlitten.

* * *

Die Herren haben nebstbei auch andere originelle Einfälle. Um beispielsweise nachzuweisen, daß sich das Schicksal Österreichs einzig und allein im allpolnischen Lager befinde, brachte neulich das „Słowo Polskie" (Nr. 460) eine höchst interessante „Original-Drahtnachricht" aus Petersburg. Dieselbe lautete:

„Die Versetzung des Generals Puzyrewskij — welcher nach Dragomirow für den tüchtigsten Strategiker gehalten wird — nach Kijew, bedeutet die Versetzung des strategischen Schwerpunktes aus Warschau, also von der preußischen Front auf



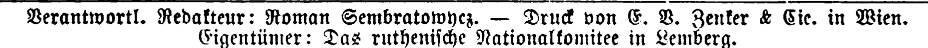
die österreichische. In den gewöhnlich gut unterrichteten russischen Kreisen betrachtet man das als einen Beweis für die **Verständigung Rußlands und Preußens bezüglich der eventuellen Teilung Österreichs** ...."
Die polnische Presse in Galizien ist eben in jeder Hinsicht höchst originell ...

* * *

Dasselbe „Słowo Polskie" propagiert ein Bündnis mit den magyarischen Chauvinisten. Diesbezügliche Agitation zeitigte auch bereits erwünschte Früchte und die czechisch-polnischen Reichsratsabgeordneten sind auf dem besten Wege, mit den edlen Ungarn „anzubandeln." Die ersteren tauschen mit dem Präsidenten des „Adlerklubs", Abgeordneten Geza Polonyi, Glückwunschtelegramme aus und betonen die Notwendigkeit eines czechisch-ungarisch-polnischen Bündnisses. Similis simili gaudet. Es wäre höchste Zeit, daß sich die Herrschaften zusammenfinden! R. S.

* * *

Die Jugend, unsere Zukunft ... Zu diesem Glauben ist auch das ruthenische Volk in Galizien vollkommen berechtigt und dies vielleicht in größerem Maße als jemand anderer! Hat es doch nichts mehr, auf was es seine Zukunftspläne stützen könnte als eben einzig und allein die Jugend. — Bei solchem Zustande der Dinge, abgesehen von anderen, rein menschlichen Gründen, muß das ruthenische Volk die Behandlung, die seiner lernenden Jugend unter dem Protektorate des galizischen Landesschulrates zu Teil wird, als das größte Unrecht, das ihm zugefügt werden kann, betrachten. — Und dieses Unrecht ist himmelschreiend! — Es ist nicht genug, daß bis nun keine, ich sage nicht genügende, aber wenigstens den augenfälligsten Bedürfnissen entsprechende Anzahl der Bildungsanstalten mit ruthenischer Vortragssprache vorhanden sei, aber sogar diejenigen, die schon mit großer Mühe und Not ins Leben gerufen worden sind, werden derart ausgestattet, daß sie für die lernende Jugend eher als Strafanstalten für ihre nicht verübten Verbrechen denn als Schulen erscheinen müssen und wo dieselbe bei alle dem noch Gefahr läuft, ihre Wissensgier mit ihrer Gesundheit zu büßen. — Das Gebäude des ruthenischen Gymnasiums in Tarnopol gibt davon ein klassisches Beispiel: In diesem Gebäude war früher die Realschule loziert, doch es wurde für baufällig erklärt und die Realschule siedelte in ein neues zu diesem Zwecke speziell erbautes über. — Das alte stand nun leer, niemand hatte Lust sich darin einzuquartieren, wie überhaupt niemand Lust hat sein Leben aufs Spiel zu setzen. Dieses Gebäude erschien nun dem hohen galizischen Landesschulrate passend genug, um dort eben das ruthenische Gymnasium unterzubringen. In ein paar Tagen waren die Fensterscheiben eingelegt, der verfaulte Fußboden mit neuen Brettern beschlagen und das baufällige Haus stand fix und fertig da, in der Meinung der geehrten Landesschulräte noch viel zu gut, um die ruthenische Jugend beherbergen zu können! ... Dazu, glaube ich, sind keine Kommentare nötig, denn was anderes soll dies alles bedeuten, wenn nicht das rastlose Trachten der Herren Schlachzizen, den Ruthenen Schritt auf Schritt in ihren kulturellen Bestrebungen Hindernisse in den Weg zu legen, die ihnen dieselben zuletzt ganz verleiden sollen. — Was ist es anderes, als nicht die ausgesuchte Raffiniertheit der schlachzizischen Klique, darauf abzielend, das ruthenische Element mit allen zu Gebote stehenden Mitteln intellektuell auf niedriger Stufe zu halten, um sich desto breiter mit ihren allpolnischen Ideen und Plänen machen zu können. Doch scheint uns, die verruchte Arbeit hat zu spät begonnen, als daß sie zu Ende geführt werden könnte! Das ruthenische Volk, wenn es auch nur diese vier Millionen in Österreich wären, läßt sich nicht mehr von der Erdoberfläche wegblasen, wenn es auch vorläufig gegen eine derartige Behandlung, die auch eine Abwehr mit Feuer und Schwert rechtfertigen würde, nur protestieren kann. Meletius.


Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. V. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.
Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 30. Oktober 1903. Nr. 12.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Der Kampf ums Licht.

(Zur ruthenischen Universitätsfrage.)

Es gibt wohl keine zweite Nation in Europa, die um jeden Lichtstrahl der Kultur solch erbitterte Kämpfe führen müßte, wie das zweitgrößte slavische Volk, die Ruthenen.

Dieses Volk, das — wie der polnische König Ladislaus Loketek in seinem Schreiben nach Rom hervorgehoben — mit seiner Brust Westeuropa und dessen Zivilisation vor den asiatischen Horden erfolgreich verteidigte; auf dessen Schultern das Polenreich sich zu einer europäischen Macht emporschwingen konnte; das Litauen die Kultur gegeben; mit dessen Hilfe Peter der Große Rußland zivilisierte; dieses Volk wird heute mit Anwendung aller Gewaltmittel an seiner kulturellen Entwicklung gehindert, indem man ihm vorhält, es dürfe eine gewisse Kulturstufe nicht überschreiten, bevor es das Parere der Machthaber erhalten habe. Man gibt vor, zu befürchten, daß der ruthenische Magen die moderne Kultur nicht verdauen würde und bewahrt ihn davor sogar mit Brachialgewalt. Da nun die — um mit den Machthabern zu reden — „politisierende Menge“ um jeden Preis sich der gesetzwidrig vorenthaltenen Unterrichtsmittel zu bemächtigen sucht, kommt es begreiflicherweise immer öfter zu heftigen Zusammenstößen zwischen der entrechteten und entwaffneten Nation einerseits und der organisierten Staatsgewalt der gegnerischen Elemente anderseits.

Dieser unmenschliche Kampf gegen die kulturellen Forderungen einer Nation nimmt besonders im konstitutionellen Österreich geradezu monströse Formen an. Jedem Kulturmenschen bietet sich da ein fürwahr widerliches Bild dar: ein Volk ringt mit der Anstrengung aller



Kräfte nach Licht, das man ihm mit Bajonetten zu verstellen sucht. (Deshalb sorgt man vor allem, daß das Volk die entsprechende Vertretung in den autonomen Körperschaften nicht bekomme.)

Dieses — der Zivilisation, dem Gesetz, ja jedem Menschengefühl hohnsprechende — Verfahren auf dem Gebiete des Volks- und Mittelschulwesens haben wir wiederholt besprochen.*) Dasselbe sehen wir aber auch auf dem Gebiete des Hochschulwesens.

Um die Tragweite dieses ganzen Systems zu würdigen, schicken wir der Schilderung des Kampfes selbst eine kurze geschichtliche Betrachtung voraus. Daraus wird man auch leicht ersehen können, warum wir ein so großes Gewicht auf die Durchsetzung unserer nationalen Gleichberechtigung in Galizien legen und dem diesbezüglichen Kampfe so viel Platz widmen.

Eine der brennendsten Kulturfragen der Ruthenen ist die Frage der Errichtung einer ruthenischen Universität in Lemberg. Die Augen des ruthenischen Volkes, dessen größter Teil in Rußland lebt, sind nach Galizien gerichtet, wo die Ruthenen dem Buchstaben des Gesetzes nach das unumstrittene Recht haben, sich frei kulturell und national zu entwickeln.

In Rußland ist die ruthenische Sprache proskribiert, öffentliche Vorträge in dieser Sprache sind im Zarenreiche untersagt. An die Errichtung einer eigenen Hochschule werden die dortigen Ruthenen noch lange nicht denken können. Umsomehr versprachen sie sich aber von Österreich zu Anfang der Verfassungsära. Es gab Optimisten genug, die in ihrer Phantasie die alte ruthenische Kijewer Kultur, das ruthenische Schulwesen — das in Rußland nach der Aufhebung der Autonomie Ukrainas vernichtet wurde — in Galizien unter dem segensreichen Einfluß der österreichischen Verfassung wiederum aufblühen sahen. Man glaubte hier bald in den Besitz einer Reihe von Mittelschulen und einer Universität — einer Heimstätte der nationalen Kultur, die zweifellos von allen ruthenischen Landen beschickt und tatkräftig unterstützt würde — kommen zu können.

Anderseits gab es in Österreich Staatsmänner, die auch vom österreichischen Standpunkt aus die objektive Handhabung der österreichischen Staatsgrundgesetze den Ruthenen gegenüber für geboten hielten.**) Besonders fand man die Schaffung eines ruthenischen Kulturzentrums in Galizien für nützlich. Dies betonten wiederholt auch hervorragende polnische Politiker und einer von ihnen (Szczepanowski) schrieb, die ruthenische Universität in Lemberg würde „ein Fenster nach Osten" bedeuten.

Es ist somit nur erklärlich, daß die Sympathien der russischen Ruthenen eine Zeit lang nach Österreich gravitierten. Die hervorragendsten Führer der russischen Ruthenen pilgerten nach Galizien und paktierten mit den hiesigen Politikern. Alsdann schilderten sie daheim in lebhaften Farben das herannahende galizische Paradies. Sie glaubten nämlich fest daran, daß die Ruthenen in Galizien nennenswerte kulturelle „Konzessionen" bekommen werden. Diese, eine Zeit lang in der Ukraina

*) Vergl. „Ruth. Revue" S. 178—185 und S. 232—236.
**) Vergl. „Ruth. Revue" Nr. 9, S. 201—207.





vorherrschende Stimmung fand sogar in der schönen Literatur lebhaften Widerhall.

Um die Sachlage besser zu verstehen, muß man in Erinnerung bringen, daß Ukraina immer die mächtigste Vertreterin der kulturellen und nationalen Interessen der Ruthenen war. Die Bestrebungen der Ukrainer, eine eigene Hochschule zu errichten, haben bereits ihre Geschichte. Dieses historische kulturelle Postulat des ruthenischen Volkes versuchte bereits der ruthenische Metropolit in Kijew, Petro Mohyła,*) im XVII. Jahrhundert zu realisieren. Während seiner Verhandlungen mit dem damaligen Polen verlangte der ukrainische Hetman Wyhowskyj die Gründung von ruthenischen Universitäten in der Ukraina u. s. w. Diese Bestrebungen sind bei den Ukrainern zur Tradition geworden und es ist kein Wunder, daß sie jede — oft nur in Aussicht gestellte — kulturelle „Konzession“ so idealisieren.

Wenn wir nun auf die ruthenische Universitätsfrage in Galizien zu sprechen kommen, so müssen wir vor allem betonen, daß auch hier die Idee der Errichtung einer ruthenischen Universität nicht so neu sei, wie es die polnischen Schriftsteller und Politiker behaupten.

Nach der Gründung der Universität in Lemberg verlangten die Ruthenen von der Regierung die Einführung der ruthenischen Vorlesungen an der theologischen und philosophischen Fakultät. Sie haben damals auch ihre Forderungen zum Teil durchgesetzt. An der Lemberger Universität bestanden anfangs nur deutsche und lateinische, seit dem Jahre 1787 auch ruthenische Lehrkanzeln. In den Jahren 1787—1797 sehen wir an dieser Hochschule eine Anzahl von Professoren, die ihre Vorlesungen in ruthenischer Sprache hielten. Es waren das: Dr. A. Anhełowycz, A. Pawłowycz, Dr. N. Skorodynskyj, Dr. N. Harasewycz, Dr. A. Bilećkyj, Dr. J. Dudkewycz, Dr. M. Szankowskyj, M. Hrynewskyj, A. Radkewycz, P. Lodij, Dr. J. Potockyj, J. Zemanczuk.

Ähnliche Verhältnisse sehen wir nach der Reaktivierung der Lemberger Universität, die indes aufgehoben wurde. Diese Hochschule erhielt denselben Charakter wie vorher, wurde aber speziell für die Ruthenen bestimmt. Sie bekam im Jahre 1848 zwei ruthenische Lehrkanzeln, im Jahre 1862 kamen zwei neue hinzu (analoge polnische Katheder bestanden damals an dieser Universität noch nicht) und weitere ruthenische wurden in Aussicht gestellt.

Inzwischen hat sich die Lage in Galizien zu Gunsten Polens geändert. Im Jahre 1871 wurde die Lemberger Universität bereits in eine utraquistische Hochschule verwandelt, das heißt, für polnische und ruthenische Vorträge bestimmt — dies natürlich, wie alles „Utraquistische“ in Galizien, nur nominell, denn in der Tat wurde sie ganz polonisiert. Freilich ging die Polonisierung nicht besonders leicht vor sich. Denn man hatte schon bei der Besetzung der Krakauer Universität allein nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Es waren ebensowenig entsprechende Lehrkräfte, wie akademische Handbücher in polnischer Sprache vorhanden, von der wissenschaftlichen Terminologie war keine Rede. Als akademische Lehrer wurden Leute ohne jede Qualifikation bestellt. Bis heute sind die tüchtigsten akademischen Lehrer an der Lemberger

*) Vergl. „Ruth. Revue“ S. 143—146.



sowie an der Krakauer Universität gerade die Ausländer, und zwar meistens aus Rußland. Der vorjährige Rektor der Lemberger Universität, Dr. Ochenkowski, ist ein russischer Pole. Das wird mit der Zeit gewiß eine Änderung zum Besseren erfahren, denn keine Hochschule hat bereits am Tage ihrer Gründung entsprechende Lehrkräfte und Hilfsbücher aufweisen können, keine ist fix und fertig vom Himmel herabgefallen. Die Universität ist dazu da, um die Wissenschaft zu heben und zu fördern, aber nicht umgekehrt. Niemand wird wohl behaupten, dieses oder jenes Volk müsse sich zuerst kulturell entwickeln, um dann die Schule zu bekommen — denn die Schulen sind dazu da, um die kulturelle Entwicklung zu fördern. Das berechtigt die Polen, eine Universität in Westgalizien für sich in Anspruch zu nehmen, ist aber noch lange kein Argument gegen die Errichtung einer ruthenischen Hochschule in Ostgalizien.

Um eine genügende Anzahl von entsprechenden Lehrkräften wären die Ruthenen gewiß nicht verlegen — auf jeden Fall nicht in dem Maß wie seinerzeit die Polen bei der Umwandlung der Lemberger Universität. Ruthenische Gelehrte nehmen hervorragende Stellen an den Hochschulen in Paris, Agram, Prag, Petersburg, Charkow, Kijew u. a. ein und wären imstande sogar drei Hochschulen zu besetzen. Es sei bemerkt, daß die Ruthenen die Errichtung einer neuen Universität, nicht aber die Ruthenisierung der bereits bestehenden, anstreben. Die Polen würden also dabei nur ein gutes Geschäft machen, denn die nunmehrige, dem Namen nach utraquistische Universität in Lemberg, würde mit einem Schlage zu einer rein polnischen Hochschule, welche die Ruthenen nicht mehr für sich in Anspruch nehmen würden; ruthenische Lehrkanzeln würden im Nu verschwunden sein. Doch gerade die Polen sind es, die sich am meisten dagegen sträuben. Wenn die Ruthenen keine passenden Kräfte für ihre Universität hätten und sich mit der Errichtung einer neuen Hochschule also kompromittieren würden — dann hätten die Herren sicherlich nichts dagegen! Aber gerade hier liegt der Hase im Pfeffer. Die Polen wissen recht wohl, daß durch die Berufung ruthenischer Gelehrten nach Lemberg, durch Schaffung solch eines bedeutenden Kulturzentrums — wie es die ruthenische Universität zweifellos wäre — die ruthenische Wissenschaft einen großen Aufschwung erfahren würde. Die Träume der galizischen Machthaber von der gänzlichen Vernichtung der ruthenischen Kultur und von der gänzlichen Polonisierung Ostgaliziens, sie würden zu Schaum werden. In Lemberg, in dem Herzen des polnischen Piemont, die Heimstätte der ruthenischen Kultur schaffen, das gliche einem wuchtigen, direkt ins Herz des geschichtlichen Polens vom Meere bis zum Meere eingeschlagenen Keile, der die allpolnischen Bestrebungen vereiteln könnte — und das werden die Herren Allpolen niemels freiwillig zugeben! Deshalb tritt der galizische Landtag den nur allzu bescheidenen kulturellen Postulaten der Ruthenen immer feindlicher entgegen, weil er in jedem Fortschritte der letzteren die herannahende Verwirklichung der alten Idee Mohyla's und Wyhowskyj's wähnt — einer Idee, die wie ein Popanz die patriotischen Träume der allpolnischen Chauvinisten trübt.

Doch die Ruthenen lassen sich dadurch nicht abschrecken und setzen ihren Kampf um die in österreichischen Staatsgrundgesetzen garantierten



Rechte fort. Am elementarsten äußert sich dieser Kampf auf der Universität selbst, wo es oft zu heftigen Ausbrüchen kommt.

Nicht alle Ruthenen inskribieren sich an der Lemberger polnischen Universität, sehr viele gehen nach Wien, Prag, Czernowitz, Graz, Innsbruck und ins Ausland. Wer nur die entsprechenden materiellen Mittel hat, meidet die Lemberger alma mater, nur die Unbemittelten (immerhin aber der größere Teil) bleiben daheim. Das findet darin seine Erklärung, daß die Lemberger Universität zu einer Heimstätte der polnischen Agitatoren gemacht wurde, in welcher vor allem die antiruthenische Hetze kultiviert wird. Die polnischen Politiker, wie R. v. Madeyski, Dr. Bilinski, Dr. Pientak, Dr. Cwiklinski, Dr. Graf Pininski, Dr. Starzynski, Dr. Wielowieyski, die geschicktesten Agitatoren, wie der „wahrheitsliebende" Dr. Głąbinski, Graf Dzieduszycki, u. a. sind gewesene oder nunmehrige Professoren an der Lemberger Universität. Ein polnisches Blatt schildert diese Zustände folgendermaßen: „Wer die ausländischen Universitäten kennen gelernt hat, der wird wissen, welch kolossaler Unterschied zwischen diesen und den galizischen Hochschulen besteht. Weder an der Krakauer noch an der Lemberger Universität kann sich ein wirklicher Mann der Wissenschaft behaupten. Ihr habt aus dem Hause meines Vaters ein Kaufhaus gemacht — das sind die Folgen: Es haben sich an diesen Hochschulen Parteien und Kliquen gebildet, die sich in der widerlichsten Weise bekämpfen. Der Hörer will neben seinem Kollegen nicht sitzen, weil dieser ein Ruthene oder ein Sozialist ist u. s. w." Dann erzählt das Blatt, in welcher Weise sich dieses unleidliche System an den Professoren selbst rächt. In Krakau wurde im Jahre 1889 die Büste des Rektors Professor Dr. Korczynski ostentativ zerschlagen und er selbst insultiert. Professor Dr. Thulie in Lemberg wurde von den Studenten (darunter war kein Ruthene) mit Kaloschen beworfen und als er sich in ein Kabinet flüchtete, haben die Studierenden sogar die Tür erbrochen. Rektor der Lemberger Universität Dr. E. Czerkawski wurde von den polnischen Hörern durchgeprügelt u. s. w.

Diese Äußerungen entsprechen vollständig den Tatsachen. Die agitierenden Professoren zerren die Jugend mit Gewalt in das politische Getriebe, hetzen sowohl gegen einzelne Parteien, wie auch gegen ganze Nationen, und wundern sich dann, wenn sie in die Lage des Goethe'schen Meisterlehrlings kommen.

Das Verhalten der Universitätsbehörden der ruthenischen Jugend gegenüber gestaltet sich äußerst provokatorisch, wodurch die Ruthenen nur zum Kampfe um ihre nationalen Rechte angeeifert werden. Diese Provokationen nehmen oft eine sehr unzivilisierte Form an. Der nunmehrige Rektor der Lemberger Universität Dr. Fialek hat beispielsweise vor zwei Jahren, als Dekan der theologischen Fakultät, auf diesem Gebiete geradezu Meisterstücke geleistet. Entgegen der bisherigen Gepflogenheit nahm er die ruthenisch ausgefüllten Meldungsbücher nicht an. Den ruthenischen Studierenden herrschte er gewöhnlich an: „Was haben Sie da zu suchen!" — „Schauen Sie, daß Sie weiter kommen!" Ruthenische Namen teilte er gewöhnlich oder verstümmelte sie absichtlich so, daß daraus ein grobes, nicht druckfähiges Wort entstand. Eine



Blumenlese von diesen „Witzen“ des Herrn Dr. Fiałek wurde in den Zeitungen veröffentlicht. Er — nebst noch drei seiner Kollegen — war es, der die bekannte Sezession der ruthenischen Studenten von der Lemberger Universität verursachte. Beinahe 800 Ruthenen verließen damals diese Hochschule. Seit der Zeit hat sich die Anzahl der Ruthenen an den ausländischen Universitäten vergrößert, obwohl der größere Teil im nächsten Jahre nach Lemberg zurückkehrte. Im Wintersemester 1902 waren nur mehr 637 Ruthenen an der Lemberger Universität inskribiert.

Die Universitätsbehörden änderten ihren modus procedendi nicht und machten weder den Studierenden, noch den ruthenischen Professoren irgend eine Konzession — von ersteren wurden ruthenisch ausgefüllte Meldungsbücher nicht angenommen, letztere durften sich in den Fakultätssitzungen ruthenischer Sprache nicht bedienen. In den offiziellen Kundgebungen wurde wiederholt nicht ohne Absicht hervorgehoben, die Universität sei eine rein polnische Hochschule 2c.

Doch dank dem verhältnismäßig taktvollen Vorgehen des Rektors Dr. Ochenkowski kam es während des ersten Jahres nach der Sezession zu keinerlei Konflikten. Aber bereits am Ausgang des Sommersemesters zeigte sich, daß der Professorenkörper seine provozierende Stellung den Ruthenen gegenüber nur interimistisch aufgegeben habe und daß derselbe nur eine passende Gelegenheit abwartete, um den Ruthenen einen offenen Krieg zu erklären. Dies kam vor allem bei der Rektorswahl zum Vorschein. Der Rektor wird nämlich jedes Jahr aus einer anderen Fakultät gewählt. Auch im Schoße der Fakultät selbst wird eine gewisse Ordnung beobachtet, so daß die älteren Professoren den jüngeren vorangehen und wer in einem Jahre Dekan war, gewöhnlich erst in drei oder vier Jahren zum Rektor gewählt werden kann. Diese Ordnung wird an der Lemberger Universität sehr genau beobachtet ... falls sich an der Reihe nicht ein Ruthene befindet. So sollte heuer zum Rektor der älteste Theologieprofessor, Dr. Bartoszewskyj, ein Ruthene, gewählt werden. Er wurde, wie gewöhnlich seine Konnationalen, übergangen und zum Rektor wurde der vorjährige Dekan, einer der jüngsten Professoren, Dr. Fiałek, gewählt.

Daß diese Wahl auch in polnischen Kreisen nur als eine auf die Adresse der Ruthenen gerichtete Provokation aufgefaßt wurde, beweist der Umstand, daß der Statthalter Graf Andreas Potocki — der alles eher als ein Ruthenenfreund ist — um dem neuerlichen Konflikt vorzubeugen, den P. Fiałek zu sich berief und ihn bewog, auf die Wahl zu verzichten. Doch die Verzichtleistung wurde vom Senat mit der abermaligen Wahl des P. Fiałek erwidert. So wurde den Ruthenen in aller Form der Handschuh ins Gesicht geschleudert.

Die Kaltblütigkeit, mit welcher die Ruthenen diese Tatsache zur Kenntnis genommen haben, überraschte sogar die offiziellen polnischen Kreise. Man glaubte mit Sicherheit annehmen zu können, daß dieses Jahr ebenso ruhig verlaufen werde, wie das vorhergehende. Am Vorabend der Inauguration des Rektors Fiałek beschloß die ruthenische Jugend, diesen akademischen Akt durch keinerlei Demonstrationen zu stören. Nun beging aber die Universitätsbehörde eine Taktlosigkeit, welche die relative Friedensstimmung plötzlich zerstörte und den Un=

willen der ruthenischen Jugend zum Auflodern brachte. Man verweigerte nämlich den Ruthenen die Eintrittskarten in die Aula und ließ nur einige von ihnen zur Inauguration zu. Die höhnischen Kommentare, mit denen diese „ruthenenfreundliche" Verfügung in den Universitätskreisen — insbesondere aber in den Kreisen der chauvinistischen polnischen Studentenschaft, die davon allem Anscheine nach schon vorher Kenntnis hatte — begleitet wurde, wirkten selbstverständlich nicht beruhigend.

Wenn nun aber manche Polen einwenden, dies sei für die Ruthenen bedeutend weniger verletzend gewesen, als die Wahl Fialeks zum Rektor, so vergessen sie das Gleichnis mit dem Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Dieser Tropfen war auch tatsächlich von überraschender Wirkung und rief jene bedauerlichen Demonstrationen gegen P. Fialek hervor, dessen Schauplatz die Lemberger Universität am 16. d. M. war. Die Universitätsbehörden ernteten, was sie gesäet.

Was tat nnn der akademische Senat? Gleich dem grollenden Rachegott — dessen größtes Unglück ist, wenn er sein Opfer nicht total zugrunde richten kann — ging er über die ruthenische Jugend zu Gericht. Acht Hörer wurden für immer von der Lemberger alma mater relegiert. Doch das war dieser gelehrten Körperschaft noch viel zu wenig. Mißmutig darüber, daß sie die Relegierten nicht hinrichten kann, übergab sie den Akt der Staatsanwaltschaft zur weiteren Amtshandlung. Inzwischen blokierte die polnische Jugend die Universität und ließ die Ruthenen nicht ein. Der akademische Senat solidarisierte sich damit und beauftragte den Universitätssekretär Dr. Winiarz, den ruthenischen Theologen zu erklären, man werde sie einlassen, falls sie sich den Anordnungen der polnischen Studenten (mit denen sich die Universitätsbehörden anfangs identifizierten) fügen. Durch dieses Verhalten der Vorgesetzten angeeifert, veranstalteten die polnischen Studenten vor dem ruthenischen Priesterseminar, vor den ruthenischen Vereinshäusern, Mädchenpensionaten und Kirchen unwürdigste Orgien, so daß sich der ruthenische Erzbischof Graf Szeptycki veranlaßt sah, den Priesterkandidaten das Besuchen der Vorlesungen an der Universität bis auf weiteres zu untersagen.

Wie gesehen, werden die nationalen Gegensätze immer mehr zugespitzt und die bedauerlichen Zusammenstöße — die weder der einen, noch der anderen Nation zunutze kommen — mehren sich von Jahr zu Jahr. Es fragt sich nun, warum die Zentralregierung, die im Sinne der österreichischen Staatsgrundgesetze verpflichtet wäre, für die Gleichberechtigung beider galizischen Nationen „im Amt, Schule und im öffentlichen Leben" zu sorgen, im Interesse der Bildung und der Wissenschaft diesen unhaltbaren Zuständen nicht ein Ende macht und die ruthenische Universitätsfrage nicht lösen will. Die ruthenische Universität in Lemberg würde nur den tatsächlichen Bedürfnissen entsprechen und könnte im schlimmsten Fall auf 1000 Hörer rechnen (die Czernowitzer Universität hatte noch im Jahre 1892—281 Hörer), sie würde sowohl für die kulturelle Hebung Galiziens, wie auch des ganzen ruthenischen Volkes große Bedeutung haben. Weder die Polen, noch die Ruthenen hätten da zu weiteren Streitigkeiten Grund und



könnten sich anstatt den unsinnigen nationalen Hetzen und politischen Kundgebungen, dem Studium widmen . . .

Unbegreiflich erscheint uns auch die Gehässigkeit der polnischen Machthaber, die den Ruthenen das Licht verstellen, zugleich aber das ihrer eigenen Nation dämpfen. Das ist der Fluch der bösen Tat: im Kampfe gegen die kulturellen Postulate muß man sich der unzivilisiertesten Mittel bedienen, die in den Reihen der Machthaber nur Demoralisation hervorrufen.

R. Sembratowycz.



Die gesetzwidrige Vollziehung der Sprachenvorschriften in Galizien.

Die früheren österreichischen Regierungen haben an dem Grundsatze festgehalten, daß die Festsetzung der Amtssprache für landesfürstliche Behörden ein Akt der Exekutive sei, somit in das Gebiet der „Verordnungen" gehöre.

Dies ist seitens der Regierung bei Verhandlung des Wurmbrand'schen und des Schaarmidt'schen Sprachenantrages ausdrücklich erklärt worden (Sten. Prot. des Abg. Hauses IX. Session, Beil. No. 796 S. 1—2). Dieser, in einem Verfassungsstaate offenbar unrichtig aufgestellte Grundsatz, scheint in der neueren Zeit mit Recht aufgegeben worden zu sein: anläßlich der Sprachenregelung in Böhmen hat der Ministerpräsident Dr. v. Körber dem „Papier-Blatte" (Verordnung) jedwede Berechtigung hiezu abgesprochen und an dessen Stelle die „eherne Tafel" (Gesetz) emporgehoben. An diesem Prinzipe müssen auch die Volksvertretungen in der Zukunft festhalten, insoferne es sich um eine Neuregelung der Sprachverhältnisse handeln wird.

Vom Standpunkte der Theorie des „Papier-Blattes" wurde aber zunächst in Galizien ein bedeutender Eingriff in die anerkannte Geltung der deutschen Amtssprache gemacht. Mit einem ministeriellen Federstrich (Min. Vdg. vom 5. Juni 1869 No. 2354, L. G. Bl. für Galizien No. 24) wurde in diesem ausgedehnten Verwaltungsgebiete mit nicht einheitlichen Volksstämmen statt der deutschen die polnische Amtssprache im inneren Dienste der landesfürstlichen Behörden, Ämter und Gerichte und im Verkehre mit den landesfürstlichen nicht militärischen Behörden, Ämtern und Gerichten im Lande als obligate Sprache eingeführt. Dies geschah merkwürdigerweise sechs Jahre nach dem polnischen Aufstande, mit Hintansetzung der Rechte und Ansprüche der an Kopfzahl und Blutsteuer stärkeren zweiten Nation des Landes, der Ruthenen.

Diese „Papier-Blatt-Theorie" steht inhaltlich allerdings in grellem Widerspruche mit dem Inhalte der „ehernen Tafel", in welcher (Art. 19 Ges. 1867 : 142) es klipp und klar ausgemeißelt steht: „Alle Volksstämme sind gleich berechtigt und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches (!!) Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landes-



üblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt."

Wenn aber die Umstände der rohen Gewalt zum Siege verholfen haben und die Kinder für die Unterlassungen der Väter büßen müssen, so sollte doch, würde man meinen, wenigstens diese ministerielle Gnadenvorschrift seitens der Polen eingehalten werden. Aber das tägliche Leben beweist uns das Gegenteil.

Aus dieser Min.-Vdg., aus jedem Verwaltungshandbuche und jeder Entscheidung auf diesem Gebiete außerhalb Galiziens sieht ein jeder Distinktionskennende Mensch ein, daß da ein Unterschied zu machen ist zwischen der sog. Sprache des inneren Dienstes und der Sprache des äußeren Dienstes gegenüber den Parteien (Privatpersonen, Korporationen, nicht landesfürstliche Behörden z. B. Gemeindeämter, Pfarrämter). Gegenüber diesen Personen und Organen wurde in Galizien selbstverständlich die obligatorische polnische Sprache nicht eingeführt.

Aber die hyperchauvinistischen großen und kleinen Beamten polnischer Nationalität, in deren Hände die Vollziehung dieser Min.-Vdg. gelegt wurde, kümmern sich nicht um all' die Paragraphen, Entscheidungen und Handbücher. Sie benehmen sich einfach so, als ob sie nicht Vollzungsorgane der k. k. österr. Staatsgewalt, sondern Sendboten des polnischen Königreiches in spe wären. Sie argumentieren einfach: Hier ist „polnische Amtssprache" und „basta".

Diese böswillige Ignoranz der galizischen Beamten polnischer Nationalität und der öffentlichen Meinung bei den Polen überhaupt hat neuestens einen glänzenden Musterbeweis geliefert. Das Ministerium des Innern (bezw. die Statthalterei) hat unlängst viel Mut gezeigt, und über Rekurs einer ruthenischen Korporation dem Lemberger Magistrat als politischer Behörde I. Instanz die Weisung gegeben, seine Entscheidungen, Aufforderungen, Ersuchschreiben u. s. w. an die ruthenischen Korporationen und Privatpersonen im Sinne der zitierten Verordnung 1869 in ruthenischer Sprache und Schrift hinauszugeben.

Da entstand nun im ganzen polnischen Wespennest ein Lärmen, Wühlen und Verwahren, als ob der polnischen Königin zumindest das Diadem herabgerissen worden wäre!

Und warum? Deshalb, weil der Statthalter oder Minister sich erkühnt, die „Statuten" über Bord zu werfen und der Unterbehörde den Inhalt der „ehernen Tafel" in Erinnerung zu bringen. Als ob das Statut in der Lage wäre, die verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte der einzelnen Staatsbürger zu tangieren! Aber der Chauvinist fragt nicht nach dem Gesetze, nach der Logik; er argumentiert lärmend: polnische Amtssprache!

Diese absichtliche Verkennung des Unterschiedes zwischen der inneren Dienstsprache und der äußeren Verkehrssprache lassen sich nicht etwa ungebildete oder halbgebildete Amtsdiener oder Kanzlisten, sondern akademisch gebildete Leute, welche direkt im Namen Seiner Majestät das „Recht" zu sprechen berufen sind, zu Schulden kommen.



Im ganzen Lande wimmelt es von behördlichen Weisungen, Entscheidungen, Vorladungen u. s. w., welche gesetzwidrig an ruthenische Parteien in polnischer Sprache hinausgegeben werden.

Ruthenische findet man nur höchst selten in den Fällen, in welchen ein intransigenter ruthenischer Advokat als Parteienvertreter auftritt oder die Partei selbst ihre Rechte in sprachlicher Beziehung bis auf's Äußerste verficht. Aber mit welchen Qualen und Chikanen das verbunden ist, darüber könnte man Bände schreiben.

Oder ein anderer typischer Fall: Eine landesfürstliche Behörde wendet sich an ein griech.-kathol. Pfarramt oder eine Gemeinde in polnischer Sprache mit einer Requisition. Das Pfarramt (Gemeinde) nimmt das Schreiben nicht an, weil es in einer für den Seelsorger unverständlichen Sprache verfaßt ist, oder nimmt es an, aber bittet um eine ruthenische Ausfertigung. Es gilt nämlich vorläufig auch in Galizien — wenigstens in thesi — die Norm des Art. 19 des St.-Grd.-Ges. (1867 : 142), wornach ein „Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache" nicht angewendet werden darf. Es kann sonach sehr gut ein Seelsorger oder sonst jemand, der ein ruthenisches Gymnasium und dann eine deutsche Universität (oder in Lemberg die Theologie mit lateinischer, resp. ruthenischer Vortragssprache) absolviert, der „polnischen Amtssprache" nicht mächtig sein. Ihm gegenüber müssen daher die landesfürstlichen Behörden, deren Beamten aller landesüblichen Sprachen mächtig sein müssen, im Sinne § 5 zit. Vdg. 1869 jene der landesüblichen Sprachen anwenden, „welche die Muttersprache der betreffenden Partei ist" (Erl. d. Just.-Min. vom 9. Juli 1860 Z. 10340 resp. Erl. vom 4. Juli 1860 Z. 545 für polit. Behörden; Vgl. Kaserer, Hndb. d. öster. Just.-Verw. II. S. 335/336, Mischler Ulbrich öst. Staatswörterbuch, I. S. 772).

Was macht aber ein galizischer k. k. Bezirkshauptmann oder ein sonstiger k. k. Beamter im Falle der Nichtannahme oder der Annahme des Schriftstückes unter Unterbreitung der Bitte um eine Ausfertigung in ruthenischer Sprache („Muttersprache")? Statt nach Gesetz vorzugehen (s. oben), übermittelt er dasselbe Schriftstück in polnischer Sprache durch einen besonderen Boten (wieder gegen § 106 der Instruktion vom 17. März 1855 R.-G.-Bl. Z. 52, Verordnung des Ministerium für Kultus und Unterricht vom 14. Mai 1876 Z. 8040) auf Kosten des widerspenstigen Adressaten, bei dem er den Boten so lange warten läßt, bis er ihm den bestimmten Botenlohn zahlt! Eine Entscheidung ohne Zulassung des Rechtsmittels mit sofortigem Vollzug!

Derartige Fälle sind in Galizien an der Tagesordnung und das ruthenische Tagblatt „Dilo" hat sie wiederholt behandelt (vgl. insbes. Dilo" ex 1900 No. 177, 187, 190, 191).

Sonderbarerweise hat im vorigen Jahre das k. k. Reichsgericht über Rekurs eine Entscheidung getroffen, daß ein gr.-kath. Pfarramt eine Requisition der landesfürstlichen Behörde in polnischer Sprache annehmen muß. Hiemit ist allerdings nicht gesagt, daß er es auch meritorisch erledigen muß — geschweige denn etwa in polnischer Sprache. Die Ansicht des Reichsgerichtes ist aber nicht haltbar. Es liegen mehrere Entscheidungen des k. k. Reichsgerichtes vor, wonach die

Gemeinden verpflichtet sind, Eingaben der Privatparteien in einer anderen landesüblichen Sprache entgegenzunehmen. Dies entspricht allerdings der Vorschrift des Art. 19 St.-Grd.-Ges. Aber im gegebenen Falle handelt es sich nicht um eine Privatpartei, die man nicht zwingen kann, sich derjenigen landesüblichen Sprache zu bedienen, welche (von den mehreren) eine Gemeinde zu ihrer (inneren) Geschäftssprache wählte. Vielmehr handelt es sich hier um eine Mitteilung des Willens einer landesfürstlichen Behörde gegenüber der Privatpartei (Korporation, Gemeinde, nicht landesfürstliche Behörden) — und da ist die landesfürstliche Behörde verpflichtet, alle landesüblichen Sprachen zu kennen, und sich an die Partei in der Muttersprache **der Partei** zu wenden (s. oben Vdg. 1860 für Galizien). Das k. k. Reichsgericht hat dies vermengt oder übersehen und bedarf diese Entscheidung bei der nächsten Gelegenheit unbedingt einer Korrektur. Hiebei muß der Inhalt der Mitteilung gleichgiltig bleiben, weil die Vorschriften diesbezüglich keinen Unterschied machen. Ein Pfarramt wird daher nicht etwa zur landesfürstlichen Behörde dadurch, daß es Matriken führt, deren sich auch der Staat bedienen kann, oder ein Dorfschulze wird nicht zum k. k. politischen Beamten, eine Gemeinde nicht zur landesfürstlichen Behörde dadurch erhoben, daß sie von der k. k. Bezirkshauptmannschaft ein Schreiben, betreffend den übertragenen Wirkungskreis erhält. Daher kann diesen nichtlandesfürstlichen Behörden gegenüber die innere polnische Dienstsprache nicht gelten. Dies betont übrigens noch ausdrücklich die zit. Vdg. ex 1869 im § 5: „Die Vorschriften über den Verkehr der Behörden, Ämter und Gerichte mit den Parteien, den nicht landesfürstlichen Behörden, den Korporationen und Gemeinden bleiben durch gegenwärtige Verordnung unberührt". Es bleibt daher in dieser Richtung die zit. Vdg. vom 4 resp. 9. Juli 1860 Z. 545 resp. 10340 über die Anwendung der Muttersprache der Partei in Kraft.

Solch eine absichtlich tendenziöse Auslegung der bestehenden Vorschriften bezüglich des Sprachenrechtes in Galizien propagieren auch die „Leuchten der Wissenschaft", die polnischen Universitätsprofessoren der (Gott sei Dank noch k. k. österr.) Universität in Lemberg. An dieser Hochschule wurde die deutsche Vortragssprache laut kais. Vdg. vom 4. Juli 1871 definitiv eingestellt und durch die polnische resp. ruthenische Vortragssprache ersetzt. In dieser kaiserl. Verordnung heißt es u. A. ausdrücklich, „daß von nun an die Eingaben in polnischer oder ruthenischer Sprache anstandslos entgegenzunehmen, und von Seite der akademischen Behörden die nötigen Veranlassungen zu treffen sein werden, daß die Erledigung derselben in der betreffenden Landessprache hinausgegeben werden kann".

Erst mit der Vdg. vom 27. April 1879 ist wieder an dieser Hochschule statt der deutschen die polnische Sprache „als Geschäftssprache der akademischen Behörden der Lemberger Universität", und zwar ausdrücklich **im Rahmen der zit. Vdg. ex 1869** eingeführt worden.

Ein jeder normal denkende Mensch kann das nicht anders verstehen, als daß die polnische Sprache als innere Dienstsprache an



der Universität in Lemberg eingeführt wurde, daß aber die allgemeine Sprachenverordnung vom Jahre 1869 (§ 5), betreffend die Anwendung der Muttersprache der Partei auch gegenüber den akademischen Bürgern als Staatsbürgern gilt.

Aber die finsteren polnischen „Leuchten der Wissenschaft" schreien unisono: „Ruthenische Sprache . . . gibt es nicht . . . an unserer „vaterländischen" (= polnischen) Hochschule! Im Jahre 1879 ist die „polnische Amtssprache" eingeführt, dadurch die kais. Vdg. vom Jahre 1871 außer Kraft gesetzt worden" (!!). Unter diesem Vorwande wird auch den in ruthenischer Sprache Vorträge haltenden Universitätsprofessoren die Stimme entzogen, wenn sie sich in den Sitzungen des Professorenkollegiums der ruthenischen Sprache bedienen. Auch das ist gesetzwidrig, weil die zit. Vdg. vom 4. Juli 1871 vom akademischen Lehrer die Kenntnis nur „einer der beiden Landessprachen" verlangt.

Wegen dieser total falschen, aber auch bewußt grundfalschen Interpretierung der Vorschriften seitens der zu Exzellenzen vorrückenden Herren Professoren haben sich im Jahre 1901/1902 sämtliche ruthenischen Universitätshörer (bei 800 an der Zahl) veranlaßt gesehen, dieser Universität den Rücken zu kehren und den allgemeinen Exodus (leider nicht auf „nie mehr Wiedersehen") zu veranstalten. Auch die heuer an dieser Hochschule begonnenen Unruhen sind nur Fortsetzungen der Folgen dieser geradezu rohen, gesetzwidrigen Behandlung der ruthenischen Staatsbürger seitens der k. k. österreichischen (de facto königlich polnischen) Universitätsbehörde in Lemberg.

Ferner gebrauchen die galizischen landesfürstlichen Behörden, wenn sie sich ausnahmsweise der ruthenischen Sprache bedienen, oft und oft nicht die der ruthenischen Sprache eigentümlichen „cyrillischen", sondern lateinischen Schriftzeichen.

Auch dies ist ganz gesetzwidrig, was auch das k. k. Reichsgericht festzustellen Gelegenheit hatte (E. v. 25. April 1882, Nr. 54, Hye, Sammlung, IV., Nr. 257.)

Diese Sinnlosigkeit geht so weit, daß sogar die ruthenischen Reden der Abgeordneten der galizischen Landesstube in den stenographischen Protokollen bis auf heute nicht in ruthenischen, sondern in lateinischen Schriftzeichen (hiebei sprachlich ganz unkorrekt) verfaßt werden.

Was würden wohl die Polen sagen, wenn man ihnen in Warschau oder in Posen zumuten würde, polnisch mit russischen resp. gothischen Lettern schreiben oder drucken lassen zu müssen? „Gewalttaten"!

Ebenso sind sie nicht berufen — überdies gegen die ausdrückliche Vorschrift — darüber zu urteilen, welche Schriftzeichen der ruthenischen Sprache am besten entsprechen.

Man sieht, es geschehen in Galizien auch auf diesem Gebiete unglaubliche Dinge. Wer es nicht glauben will, soll nur auf eine kurze Zeit an Ort und Stelle gehen und er wird sich von der Richtigkeit dieser Wunderdinge augenscheinlich überzeugen.

Und da soll nicht das ruthenische Volk den Verzweiflungskampf führen?! Mehr, als wo, gilt hier das Ihering'sche Wort: „Im Kampfe sollst Du Dein Recht finden" und „Das Ziel des Rechtes ist der Friede, das Mittel dazu der Kampf." Verus.



Nachklänge zur ruthenischen Nationalfeier in Poltawa.

(Eine Zuschrift aus der Ukraina.)

Den Lesern der „Ruthenischen Revue" ist der Protest, den die ruthenische Intelligenz in Poltawa gegen das barbarische Verbot des Ministers des Inneren, Plehve die — in ruthenischer Sprache verfaßten Adressen, ausgenommen die der österreichischen Ruthenen, zu verlesen — erhoben hat, sicherlich nicht dem Gedächtnis entschwunden.

Es war eine große Naivetät seitens der Regierung, zu glauben, daß bei diesem Feste die ruthenische Sprache nicht zu ihrem Rechte kommen und schon ganz kindisch war die Zuversicht, daß solch ein vernunftwidriges Verbot keinen Protest seitens der in ihren Menschenrechten aufs empfindlichste Gekränkten nach sich ziehen werde. Der Umstand, — eigentlich die lächerliche Inkonsequenz — daß die Regierung den Vertretern der in Österreich lebenden Ruthenen die offiziellen Anreden in ihrer Muttersprache zu halten erlaubte, dasselbe aber den russischen Staatsangehörigen derselben Nationalität verbot, hatte die Situation noch mehr verschärft.

Nach einem solch unzweideutigen Protest, erhoben von dem besten Teile des aus der zweihundertjährigen Ohnmacht erwachenden Volkes, vermochte nicht einmal der Poltawer Stadtrat längere Zeit dem Verbot gegenüber in der Passivität zu verharren, zumal dasselbe auf sehr schwankender rechtlicher Grundlage ruht und eine tiefe Beleidigung der würdigen Körperschaft, wie sie der Stadtrat sein soll, in sich birgt.

Am 22. September versammelte sich also der Poltawer Stadtrat von neuem, um denn doch die aus Anlaß des Verbotes nicht gelesenen Adressen und Willkommschreiben zu verlesen. Außer den in russicher Sprache verfaßten gab es noch 230 Willkommschreiben in ruthenischer Sprache, die nicht verlesen worden waren. Der Bürgermeister Trehubiw, ein treuer Diener der Regierung, proponierte, man möge nur die noch nicht gelesenen, in russischer Sprache verfaßten Adressen verlesen. Die Ratsherren aber waren anderer Meinung und erklärten, auch die nicht gelesenen ruthenischen Adressen hören zu wollen, welcher Umstand den Herrn Trehubiw veranlaßte, das Verbot des Ministers Plehve wieder in Erinnerung zu bringen.

Auf das hin beschloß der Stadtrat einstimmig: 1. gegen den Minister Plehve im Senate eine Anklage zu erheben. 2. das Lesen der Adressen und der Willkommschreiben aufzuschieben. 3. allen Institutionen und Privatpersonen, die die Willkommschreiben geschickt haben, schriftlich den Dank dafür auszusprechen und 4. diesen Institutionen und Personen, deren Schreiben nicht verlesen werden konnten, die Kopie von dem Protokolle der Stadtratssitzung zu übermitteln.

Die Redaktion des Textes des Dankschreibens wurde einer ad hoc gewählten Kommission anvertraut und in der Sitzung vom 15. Oktober unterbreitete der Ratsherr Zinowjew einen Entwurf dieses Dankschreibens, das nach den Einleitungsworten folgendermassen lautet:



„Der Stadtrat hat bei Gelegenheit der Feier zu Ehren Kotlarewskyj's aus allen, sogar den entlegensten Teilen des russischen Reiches, nicht minder von den unter den fremden Szeptern lebenden Ruthenen eine Unmasse von Willkommschreiben erhalten, und von diesen waren 230 in ruthenischer Sprache verfaßt. Diese letzteren konnten nicht verlesen werden und dies Dank dem „offiziellen Verbote", das vor dem Beginn der feierlichen Stadtratssitzung an die Adresse des Herrn Bürgermeisters einlangte. Der Stadtrat war in seiner Sitzung vom 22. September nicht im Stande, die bei der feierlichen Sitzung nicht gelesenen Adressen öffentlich zu verlesen, weil man sich gezwungen sah, alle die Schreiben in erlaubte und unerlaubte zu teilen, was der Meinung des Stadtrates nach jeder rechtlichen Grundlage entbehrt, demnach gar nicht erwünscht sein kann. Infolgedessen spricht der Poltawer Stadtrat Ihnen für das zugeschickte Willkommschreiben den innigsten Dank aus und beehrt sich zugleich Ihnen mitzuteilen, daß das erwähnte Schreiben von dem Stadtrate entgegengenommen wird, nachdem die höhere Instanz die Klage über das „offizielle Verbot" geprüft und entschieden hat."

Nach der Verlesung dieses Antrages von dem Ratsherrn Zinowjew fanden sich im Schoße des Stadtrates selbst Männer, die in ihrem nichtswürdigen Servilismus die ganze Angelegenheit, die jedenfalls für die regierenden Kreise nicht genehm sein kann, in den Korb werfen wollten. Zu diesen bemitleidenswerten gehörten die Herren Hryhorijew und Staryzkij und mit ihnen solidarisierte sich der Bürgermeister Trehubiw. Diese Herren erhielten von Zinowjew und Sosnowskyj eine gebührende Abfertigung und der Stadtrat erklärte sich mit großer Majorität mit dem Texte des Dankschreibens einverstanden. Das Dankschreiben soll nun verschickt werden und beim Senate werden zwei Klagen wegen des „offiziellen Verbotes" eingebracht: die eine vom Stadtrate selbst, die andere von dem Advokaten Michnowskyj, als dem Delegierten der Stadt Charkow.

Eine solche Stellungnahme des Stadtrates dem barbarischen Verbote gegenüber ist nur achtunggebietend und wird dem Senate sehr ungelegen sein, falls derselbe das unsinnige Verbot nicht aufheben wird wollen, was wiederum den besten Beweis dafür liefern dürfte, daß in Rußland sowohl nominell wie auch tatsächlich die Macht vor Recht geht, und daß im slavischen Riesenreich, welches angeblich berufen ist, alle slavischen Nationen zu befreien, die nationalen Gefühle der slavischen Brüder in rücksichtslosester Weise, und zwar offiziell, verletzt werden.

Eine eigentümliche Stellung nehmen nun die öffiziellen Kreise dieser Kundgebung gegenüber ein. Die offizielle Poltawer Gouv.-Zeitung („Poltawskija Guberu, Wjedomosti") schreiben aus diesem Anlaß:



„Nach unserer Meinung wird das Ereignis, das jetzt erörtet wird und so große Sensation hervorgerufen hat, falsch interpretiert, infolgedessen kommt man zu den überraschenden Schlüssen. Niemand und niemals hat es verboten, den Dichter Kotlarewskyj in der ruthenischen Sprache zu feiern. Einen Beweis dafür liefern die von der Regierung bewilligten ruthenischen Inschriften auf dem Denkmal des Dichters; die öffentlichen ruthenischen Konzerte und Vorstellungen, die während der Feier im Stadttheater gegeben wurden; die Aufschriften auf den Kränzen, mit welchen das Denkmal am Tage der Enthüllung dekoriert wurde; u. s. w. Es ist somit einleuchtend, daß die Regierung gar keinen Grund hat, die südlichen Gouvernements anders als die nördlichen zu behandeln, und daß sie in keiner Weise den ganz natürlichen Wünschen, den ruthenischen Dichter in seiner Muttersprache zu feiern, entgegengetreten ist."

Im weiteren sucht das Blatt nachzuweisen, daß man jeden verdienten Mann in der beliebigen Sprache feiern könne, die Ausnahme bilden nur die staatlichen Institutionen, in welchen die russische Sprache alleinherrschend sei. Als solche staatliche Institution betrachtet das Blatt den Stadtrat und motiviert damit das Verbot der ruthenischen Sprache.

Charakteristisch ist es, daß man sich in dieser — zweifellos inspirierten — Enunziation nicht mehr auf den Standpunkt der vollständigen Negation stellt, daß man mit keinem Wort den noch nicht aufgehobenen drakonischen Ukas vom Jahre 1876*) — der die ruthenische Sprache überhaupt verbietet und deren Gebrauch im öffentlichen Leben unmöglich macht — erwähnt. Noch vor drei Jahren wurden auf dem archäologischen Kongreß zu Kijew wissenschaftliche Vorträge in ruthenischer Sprache auf Grund jener Verordnung verboten — heute geniert man sich, diesen unsinnigen Ukas auch nur zu erwähnen. Das geschieht in Rußland zum ersten Male, denn früher verharrte man unentwegt auf dem Standpunkt der vollständigen Negation der ruthenischen Sprache und deren Rechte.

Aber was für eine Entscheidung immer der Senat in dieser Angelegenheit treffen mag, ob er sich auch über den kuriosen Ukas hinwegsetzen und in diesem Falle die Rolle eines gerechten, unparteiischen Richters spielen oder ob er die Orgien der russischen Bureaukratie sanktionieren wird, das eine läßt sich ohne Vorbehalt sagen: Daß das nationale Bewußtsein, das bei der Gelegenheit der Festlichkeit in Poltawa so imposant und zum größten Ärger der Vertreter der panrussischen Staatsidee zutage getreten war, nicht nur auf die Teilnehmer an dem Feste zu beschränken sei, sondern, daß dasselbe die Herzen des bei weitem größten Teiles der geknechteten Nation bewegt und auch in die untersten Schichten derselben gedrungen sei, wobei das barbarische Verbot sicherlich nicht von eindämmender Wirkung sein dürfte. Bisnun war die Regierung, bei ihrem starken Verlangen vor den Augen Europas halbwegs kulturell zu erscheinen, beflissen, jede Spur von der Existenz der ruthenischen Sprache auszumerzen; sie war sehr darnach bestrebt, ihr Gewissen mit der Behauptung reinigen zu können: die ruthenische Nation gehe an der von niemand verschuldeten

*) Vergl. „Ruth. Revue" S. 7.



Lebensunfähigkeit zu Grunde und als solche verdiene sie kein großes Interesse seitens der für hohe politische, kulturelle und soziale Zwecke auserwählten Völker.

Bis auf die Gegenwart waren auch solche Verbote für die große zivilisierte Welt wenig bekannt und erst das Verbot der ruthenischen Sprache auf dem vor drei Jahren in Kijew stattgefundenen archäologischen Kongreß hatte, auch außerhalb der nationalen Grenzen, Aufsehen erregt. Aber nicht nur vor den Fremden, sondern auch vor ihren eigenen Untertanen trachtet die Regierung solche Verbote womöglich zu vertuschen und dieselben nur dort und denjenigen Personen, die die Lust zum Handeln zeigen, in Erinnerung zu bringen. Das neuerliche Verbot aber hat, allen Intentionen der Regierung entgegen, diesen widerlichen Zustand vor die Augen der breiten Massen gezerrt und die Regierung selbst unwiderruflich blamiert.

Dieser Tatsache gegenüber dürfte die ungünstige Entscheidung des Senates, die nichts anderes als die zynische Mißachtung der kardinalsten Menschenrechte eines über 25 Millionen zählenden Volkes wäre, so ziemlich belanglos sein, da ihre Wirkung im schlimmsten Falle nur klärend und stärkend für das einmal erwachte nationale Bewußtsein sein kann.

Poltawa. J. Entel.



Ein Opfer des russischen Absolutismus.

Pawlo Hrabowskyj, sein Leben und Wirken.

Aus der ansehnlichen Reihe der Vertreter der neueren ruthenischen Lyrik hebt sich die Gestalt des Pawlo Hrabowskyj, des unvergleichlichen Sängers der in feuchten, düsteren Gefängnissen schmachtenden Seele, des unermüdlichen Mahners zur Arbeit für das Wohl der geknechteten Menschheit und des glühenden Freiheitsschwärmers unverkennbar hervor. — Seine Lebensgeschichte, ähnlich wie die des größten Propheten der Ruthenen, Taras Ševčenko, spiegelt im Kleinen das schicksalsschwere, martervolle Dasein des ganzen ruthenischen Volkes. Was die russische Despotie seit Jahrhunderten an den Ruthenen, wie auch an anderen in ihrem Joche darbenden Völkern gesündigt, alle die Mißhandlungen und die rücksichtslose Mißachtung der kardinalsten Menschenrechte, dies alles läßt sie diesen „Auserwählten", diesen Wegweisern in der schrecklichen Finsterniß, diesen Verkündern einer besseren Zukunft, diesen Anwälten aller Bedrückten vor den Augen der zivilisierten Menschheit, mit spezieller Verschärfung zuteil werden.

Kein Mensch, dessen freiheitsliebendes Herz sich über alle die Untaten empörte und der, sei es auf welche Art und Weise immer, seiner Entrüstung und seinem unerträglichen Schmerze Ausdruck verschaffte, wurde von der harten Hand der russischen Machthaber verschont und derselben zu entgehen war auch für Pawlo Hrabowskyj nicht bestimmt. Sie hat ihn härter getroffen als jemand anderen und mit ihm auch das ganze ruthenische Volk, dem bis auf den letzten Atem zu dienen

die einzige und zugleich auch die edelste Sehnsucht des unglücklichen Dichters gewesen.

Einige Daten aus dem Leben des Dichters werden genügen, um uns diesen wahren Dornenweg, den er einsam gewandert, in seiner ganzen Gräßlichkeit vor Augen zu führen; nur einige Äußerungen des Dichters selbst dürften ausreichend sein, um uns diese Höllenqualen, die er sein ganzes Leben hindurch gelitten, zu vergegenwärtigen.

Schon als 18jähriger Jüngling wurde er im Jahre 1882 verhaftet, da bei einer Revision in seinem Hause verbotene Bücher vorgefunden wurden. — Er war damals Zögling des geistlichen Seminars in Charkow. — Zufolge des Resultates, den die Revision ergeben und der darauffolgenden Verhaftung wurde er aus dem Seminar gewiesen und gezwungen, volle zwei Jahre in aufzehrender Untätigkeit unter polizeilicher Aufsicht auf dem Lande zu verbringen. Im Jahre 1885 kehrte er nach Charkow zurück; aber nicht lange hat er dort verbleiben können, denn schon zu Anfang 1886 wurde er in die Montur gesteckt und aus Charkow weggeschickt. Von diesem Momente an beginnt die wahre endlose Marter seines Lebens, beginnen die, nur der russischen Despotie eigentümlichen Verfolgungen, die er durch nichts, rein gar nichts verschuldet hatte.

Aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums der Aufhebung der Leibeigenschaft hat nämlich die sogenannte Volkspartei Broschüren und andere Schriftstücke revolutionären Inhaltes unter dem Volke verbreitet und Hrabowskyj, der Anteilnahme verdächtigt, wurde in Orenburg, auf seiner Reise nach Taschkent, wo er beim Militär dienen sollte, verhaftet und auf administrativem Wege auf fünf Jahren nach Sibirien und zwar in das irkutsk'sche Gouvernement verschickt. Aber auch hier durfte er nicht lange verbleiben. Im März des Jahres 1889, nach einer gräßlichen Massakre einer großen Anzahl der in Irkutsk lebenden Verbannten, verfaßte Hrabowskyj mit einigen seiner Freunde und Gesinnungsgenossen einen Protest, der in zahlreichen Exemplaren verbreitet wurde. Für diese kühne Tat wurde er zu vier Jahren Zwangsarbeiten verurteilt, welches Urteil jedoch vom Senate dahin gemildert wurde, daß die Verurteilten die bürgerlichen Rechte verlieren und von nun an in den entlegensten Teilen Sibiriens wohnen sollten. — Hrabowskyj wurde nach Wilujsk transportiert, der unheimlichsten von den Menschen noch bewohnten Ortschaft Sibiriens.

Aus dieser Ortschaft hat Hrabowskyj im Jahre 1894 folgenden Brief an die Redaktion der in Lemberg damals erscheinenden Zeitschrift „Zorja" geschrieben:

„Ich weiß nicht, ob jemals mein gräßliches Deportiertenleben ein Ende nehmen wird — ob ich noch je mein Vaterland mit all seinem Unglück und seinen Freuden sehen werde. Dieser letzte Gedanke verfolgt mich unaufhörlich; mit zündendem Schmerz durchbohrt er meine Brust und umgarnt mich mit einem unentwirrbaren Sorgennetze. — Eine wilde, strenge, unfruchtbare Gegend um mich herum; düstere Leute; der tote, grausame Norden hat auf ihre Gesichter seinen Stempel gedrückt; der schwere Kampf um das tägliche Brot hat ihre Herzen versteinert. Aber Menschen bleiben immer Menschen; sie wissen nichts, sie haben kein anderes Leben gesehen, also bleibt auch dieses für sie angenehm. Aber wie soll sich derjenige fühlen, der dorten in der Ferne alles, was ihm am teuersten war, gelassen, der trotz des wüsten Brausens der unzugänglichen Wälder die lieblichen Töne seiner Muttersprache und



das träumende Rauschen der silberwelligen Ströme zu hören glaubt, dem immer vor den Augen das verlockende Blau des südlichen Himmels schwebt? — Aber wozu denn das Fragen!? — Man greift mit den Händen nach dem Kopfe, will den Schmerz unterdrücken, trachtet jeden Gedanken von sich wegzujagen, aber umsonst! er kehrt wieder zurück und will jeden Hoffnungsstrahl einer besseren Zukunft für immer auslöschen."

In dieser, von Gott und Menschen verlassenen Weltgegend, in diesem, in seinen Gedichten aufs herrlichste geschilderten seelischen Zustande verlebte Hrabowskyj bis zum Jahre 1896. — In diesem Jahre wurde ihm zufolge des kaiserlichen Manifestes aus Anlaß der Krönung nach Irkutsk zurückzukehren erlaubt und er machte auch wirklich von der Erlaubniß Gebrauch. Doch was konnte ihm diese Erleichterung nützen, nachdem seine Gesundheit schon gänzlich ruiniert wurde. — Diesbezüglich schreibt er in einem Briefe vom 17. Dezember 1896 folgendermaßen:

„Am 8. Dezember kam ich nach Irkutsk und erkrankte sofort. Der Arzt konstatierte eine Lungenkrankheit. Ich täusche mich nicht; vielleicht schon im nächsten Frühling wird die breitblätterige Klette an meinem Grabe wachsen. Es kommt schon die Reihe an mich; die Krankheit warf mich auf das Lager und vor meinen Augen schwebt unermüdlich der schwarze Rabe, den Edgar Poe so unvergleichlich geschildert, mit seinem verhängnisvollen ‚niemals'."

Doch der Dichter hatte sich auch diesmal in seinen Hoffuungen getäuscht, denn noch viele der qualvollen Jahre blieben ihm aufgespart, wenn auch zum größten Vorteile für die ruthenische Literatur.

Dies wären nun im kurzen die Etappen, die der unglückliche Dichter in seinem Leben zu durchmessen hatte und die schließlich sein vorzeitiges Lebensende herbeiführten. Er starb im Jahre 1902.

(Schluß folgt.)

M. Kiczura.



Nachtigallengesang.

Novellette von Olena Pczilka.

(Schluß.)

Ich kam ins Quartier des Untersuchungsrichters. Der Untersuchungsrichter saß und schrieb, offenbar in der bewußten Angelegenheit, denn heute morgen hatte er abermals ein Verhör im herrschaftlichen Hause vorgenommen; er schrieb irgend jemandes Aussagen nieder; zwar waren das lauter gehaltlose Reden, indeß mußte er sie doch geregelt zu Papier bringen.

Ich setzte mich neben den Untersuchungsrichter und teilte ihm meine Gedanken mit. Er schnitt anfangs ein saueres Gesicht, dann biß er sich in die Lippen und zuletzt hörte er mir aufmerksam zu. „Ei, dachte ich mir, hörst du mir endlich zu?! Wer anders kam auf die Spur als ich? Und früher betrachtetest du mich wie einen jungen Hund, der einem nur unter den Füßen 'rumläuft und am Gehen hindert. O, wir können und verstehen auch etwas! Und die Fähigkeit der Kombination und der Entdeckung, auch der allerkleinsten Dinge, ist eine wichtige Sache! Wie viele große



Verbrechen wurden entdeckt durch Kleinigkeiten, welche für den gewöhnlichen Menschen unbemerkbar blieben, für den Untersuchungsrichter jedoch von höchster Wichtigkeit und Tragweite waren!"

Meine Reden klangen sicher und meine Überzeugung ging zum Teil auch auf den Untersuchungsrichter über. Wohl ist es wahr, daß er mich einige Male lächelnd „Le-Rock" nannte; allein die Sache endigte damit, daß wir an den Wald, zu Bajdasch's gingen.

Es war bereits Nacht, eine wunderbar schöne Nacht! Es war so mondhell und still, daß man eine Nadel hätte fallen hören. Die Bäume hoben sich am Rande des Waldes scharf ab, schienen von einem silbernen Licht umflossen und die Nachtigallen sangen, daß das Echo weithin schallte! Es war still, der Wald schlummerte und sie sangen und trillerten im Gebüsche unvergeßlich. Ach, mein Gott, sie sangen so wunderbar lieblich, wie jetzt eben die Nachtigall sang, nur war der Gesang lauter und stärker, denn es waren wohl mehr Nachtigallen. Und so gingen wir längs des Waldes, während mein Tschujko neben mir hertrabte. Wir kamen an das Haus des Bajdasch's. Natürlich schlief man dort bereits; alles war geschlossen. Wir klopften an. Im Hause wurde man wach und irgend jemand sah zum Fenster heraus. Aber man öffnete uns nicht, trotzdem wir wohl hörten, daß im Hause Bewegung entstand. Erst nach einer Weile wurde gröffnet.

Man zündete Licht an; wir fingen unsere Arbeit an.

Die Suche begann. Ich warf einen Blick auf alle. Der Junge, jener Bursche, stand düster und blaß wie die Wand da. Der Vater neben dem Ofen. Er ließ den Kopf tief auf die Brust hängen und war wie versteinert. Ein junges Weib, die Frau des älteren Sohnes der im Kerker saß, machte sich indessen beim Kinde zu schaffen und beruhigte es erschrocken. Die alte Bajdasch saß auf ihrer Schlafstätte, mit zerzaustem Haar, sie hatte sich aus dem Schlafe jäh aufgerissen, hatte die Hände fest ineinander verschlungen und folgte uns mit den Augen. Ich erinnere mich, daß es mir auffiel, wie bei einer alten, schon ganz abgemagerten Frau die Augen so leuchten könnten!

Wir untersuchten. Ich weiß nicht, was mit mir damals vorging. In meiner Brust loderte eine Art Jagdgier; ein ähnliches Gefühl muß einen Jagdhund antreiben, einen bereits angeschossenen Vogel aufzufinden. Irgendwo im Gebüsche muß er liegen, und er könnte wieder weiter fliegen, wenn man ihn nicht auffände. Mein Tschujko war wohl fähig, so zu suchen.

Von diesem Durst, dieser Gier, ward es mir eng in der Brust! Mit dem Untersuchungsrichter zusammen kroch und suchte ich überall herum, untersuchte die Kleidungsstücke, die Kisten, durchblickte auch die Winkel, von denen ich im voraus wußte, daß sie nichts bergen konnten. Nun, da ich aber „Le-Rock" sein sollte, so mußte ich alles sehen und auf alles meine Aufmerksamkeit lenken.

Wir waren überall, im Hause, in der Kammer und auf dem Boden. Wir warfen auch einen Blick in die Scheune, aber die war noch leer. Es war nichts da. Absolut nichts, nichts Verdächtiges! Der Untersuchungsrichter ward zornig auf mich, machte mir leise Vorwürfe: „Weiß der Teufel wozu diese Hetze notwendig war! wozu Sie die Leute und auch mich bemüht haben! wahrscheinlich um einer Laune willen. Der Teufel mag's wissen!" Ich zog, wie man sagt, den Schwanz ein, zuckte mit den Achseln, die Stirne ward mir naß, ich wußte nicht, was zu tun, was zu sagen; ich sah selber ein, daß nirgends etwas war. Zum Kuckuck! sollten das wirklich leere Kombinationen und Verdächtigungen sein? Vielleicht war es tatsächlich so! Gott weiß es! Es ward mir recht seltsam zu Mute, vor dem Untersuchungsrichter und vor



mir selber. Allein, was war zu tun? Wenn ich mich getäuscht hatte, dann hatte ich mich eben getäuscht; dagegen war nichts zu machen!

Wir kehrten ins Haus zurück, denn der Untersuchungsrichter wollte sich für den Weg noch eine Zigarre anzünden und seine Papiere mitnehmen. Ich setzte mich, ohne viel nachzudenken, auf die Bank, um auszuruhen. Ich saß und ganz zufällig bemerkte ich neben mir auf der Bank einen Backtrog. Im Backtrog war angemachtes Brot, vermutlich wollte man es am Morgen ausbacken. Der Teig war gegohren. Nur bemerkte ich, oder vielmehr, es fiel mir auf, daß dieser Teig in der Mitte wie eingefallen, wie eingedrückt aussah, daß er unebenmäßig und ungleich war. Ich zupfte den Untersuchungsrichter am Rocke und flüsterte ihm zu: „Schauen wir 'mal in den Backtrog, da ist etwas hineingesteckt worden!“ Wir zogen es heraus. Es war ein fest zusammengewickeltes Hemd, dessen Vorderteil und Ärmel ganz in Blut getaucht waren.

Es war wirklich so. Die ganze Lösung steckte im Backtrog!

Ferner ging die Untersuchung glatt von Statten, wie das Ende eines Knäuels. Es fanden sich auch die Stiefel des jungen Bajdasch, die zu irgend welchen Spuren paßten, die man im Gärtchen des Herrn auf einem Fußsteige entdeckte; es fanden sich auch kleine Knaben, welche im Walde Pferde weideten und den jungen Bajdasch in der Nacht, in der der Herr ermordet wurde, spät nach Hause kommen sahen. Mit einem Worte, es wickelte sich alles Weitere ohne Schwierigkeiten ab.

„Sie sind ein tüchtiger junger Mann, ein echter „Le-Rock“, sagte der Untersuchungsrichter.

Ich blickte wie ein Sieger umher. „Ei freilich, was dachten Sie denn?“ antwortete ich.

Alles sprach von Neuem über die Untersuchung. Alles fragte mich über die Geschichte aus, über die Entdeckung eines so kühnen, schweren, und was das wichtigste, eines so rätselhaften Verbrechens! Und ich, ich allein, vermochte Auskunft in dieser Sache zu geben!

Es verging einige Zeit. Eines Morgens, etwa gegen acht Uhr, ging ich baden. Um zum Fluße, einem kleinen Fluße, welcher durch das Dorf floß, zu gelangen, mußte man von unserem Hause aus ein gutes Stück durchs Dorf gehen. Mein Tschujko lief wie gewöhnlich neben mir her. Ich ging nachlässig, fast gleichgiltig. Als ich an der Dorfkanzlei vorbei mußte, bemerkte ich im Hofe derselben eine Gruppe Menschen; ich schaute aufmerksamer hin und bemerkte auch Gendarmen. Da wurde mir alles klar. Man führte Andrij Bajdasch in den Kerker.

Es war der letzte Augenblick vor der Abfahrt. Andrij sollte sich eben in den Wagen setzen. Seine Verwandten und Angehörigen kamen, um von ihm Abschied zu nehmen. Ich schaute hin und das Herz erstarrte mir in der Brust. Andrij stand düster wie eine schwarze Wolke da. Er sprach leise zu seinem Vater, er sagte wohl: „Lebet wohl Vater!“; ich hörte es nicht. Der Alte sprach nichts. Er vermochte es nicht. Seine Lippen waren in unsäglichem Schmerz zusammengepreßt, nur Tränen, schweigsame Tränen, rollten über die eingefallenen Wangen in den langen, grauen Bart. Ich sah deutlich wie diese Tränen tropften und herabrollten.

„Auf! auf! es ist Zeit zum Aufbruch!“ erklang die Stimme irgend eines der „Befehlenden“.

Da stürzte ein Weib zu Andrij heran. Ich bemerkte es vorher nicht, denn es stand gebückt, an den Zaun gelehnt; aber jetzt riß es sich gleichsam vom Zaune los und warf sich Andrij entgegen. Ich erkannte es. Es war seine Mutter. Sie umklammerte den Burschen mit beiden Armen und brach in Weinen aus. O, großer

Gott, was für ein Weinen war das! ein unmenschliches, auf der Gotteswelt unerhörtes Schreien! Kein Wunder! man nahm ihr den letzten Sohn fort. Den einen für eine Fuhre Holzes, den andern für die Rache. Und diesen zweiten Sohn sollte sie nie wieder sehen.

„Ach, du mein Andri=jetsch=ko — du mein T=äub=chen! — du mein Ki=i=n=d=chen —!" jammerte sie. Als ich dies Klagen vernahm, wußte ich nicht, was mit mir vorging. Eine seltsame, fremde Kraft riß mich vom Zaune weg und trieb mich fort, fort, um nur dies Schreien und Weinen nicht zu hören. Ich war schon weit hinter dem Dorfe und ging wie im Taumel, wohin mich die Augen führten.

Erst im Walde, in einem stillen Winkel, machte ich Halt. Was in meiner Seele damals vorging, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. Allein meine Qualen mochten deutlich genug sein, da sie auch mein Tschujko verstand. Er kam zu mir, legte seine Schnauze auf meine Kniee und sah mich traurig an. Ich stieß ihn fort, wenn gleich ich, die Wahrheit zu sagen, kein Recht dazu hatte. War Tschujko mir nicht ein würdiger Freund? Was trieb mich denn zu der Untersuchung, durch die jene Unglücklichen Tränen vergossen? Tat es mir um jenen ermordeten Menschen leid, den ich nicht kannte und von dem ich nur hörte, daß er nicht gezögert hatte, eine Familie um eine Fuhre Holzes aus seinen Wäldern zu vernichten? Tat es mir leid um ihn? . . . Nein! Ich dachte gar nicht über sein Leben nach, an jenem unseligen Abend, als ich mit verschiedenen Gehilfen zur Untersuchung ausging. Ich dachte nur darüber nach, daß ich seinen rätselhaften Tod aufklären werde; daß ich das rätselhafte Verbrechen entdecken werde! Das war es, eine Gier nach Entdeckung, eine Art Hundeinstinkt trieb mich damals, führte mich zu dem Backtrog!

Ich saß, oder vielmehr lag auf der Erde und litt unsäglich. Ich versuchte mich damit zu beruhigen, daß Andrij trotzdem doch ein Verbrechen, und ein schweres Verbrechen, begangen habe. Aber gleich wurde in der Seele die Frage wach, wessen Schuld wohl schwerer sei, die des Herrn, die des Andrij Bajdasch, oder — die meinige? Natürlich quälte mich die letzte am meisten. In meinen Ohren klang das herzzerreißende, unerhörte Weinen der Mutter; vor den Augen hatte ich die lautlosen Tränen des schweigenden Vaters. Ich bog meine Finger, daß sie krachten. Rings um mich her war es friedlich und schön.

Der Waldwinkel war voll Leben und Schönheit. Die Sonne schimmerte durch die Zweige auf den freien Platz, auf dem ich lag und spielte mit tanzenden Strahlen auf dem Flüßchen unten. Unweit von mir summte eine Biene über eine frische Waldblume und über allem ertönte der Gesang der Nachtigall. Irgendwo in der Nähe, im Haselnußgesträuch, sang sie so laut und so lieblich! Dieser Gesang erinnerte mich an den Nachtigallengesang jener Nacht, wenngleich er jetzt anders klang. Im Nachtgesang, im vom Mondlicht erleuchteten Walde, klang etwas Geheimnisvolles, Gieriges, Schwächliches; und jetzt, am hellen, sonnigen, frischen Morgen, schien er voll Fröhlichkeit, Poesie, Glück und Freiheit. Allein er zerriß mir die Seele. Ich stand auf und verließ den Wald, um den Gesang nicht zu hören.

Das ist die Geschichte, die Sie hören wollten!" — — —

Mein Freund seufzte auf und verstummte.

Auch ich schwieg.

Es ward still rings um uns her; nur dort, weit im dunkelnden Garten, in der fernsten Ecke, sang die Nachtigall. Ihr Lied klang in der tiefen Stille fröhlich und schien alles zu beherrschen.



„Es beginnt kühl zu werden! Sie werden sich erkälten, Frau Alena!“ sprach mein Gast leise mit gesenkter Stimme, „gehen wir ins Haus!“

Ich erfüllte schweigend seinen Wunsch, erhob mich von der Bank und schritt ins Haus. Allein ich wußte, nicht die Sorge um mich trieb ihn aus dem Garten. Er floh den Nachtigallengesang!

Aus dem Ruthenischen übertragen von Olga Kobylanska.



Glossen.

Wie viele Male hat schon die tägliche Presse, die in den zivilisierten Staaten an den Errungenschaften des XIX. Jahrhunderts sich erfreuenden Völker in einen Zustand des größten Staunens versetzt, als sie ihnen an der Hand der Tatsachen in Erinnerung brachte, daß die Zeiten Torquemados nicht unwiderruflich vorbei sind, daß auch das XIX. Jahrhundert in seinem Schoße Institutionen geborgen, Praktiken geduldet, die mit den verrufenen mittelalterlichen um die Palme siegreich streiten könnten. Von Rußland und den Balkanstaaten abgesehen, die wir überhaupt nicht in den Kreis der zivilisierten europäischen Staaten einbeziehen wollen, war es eben Österreich und in demselben das unglückliche Galizien, dieses klassische Beispiel der anormalen sozialen und politischen Zustände, und der beste Beweis dafür, wie sehr für manche Völker Österreichs die Konstitution nur auf dem Papiere da ist, tatsächlich aber dieselben der Willkür anderer Völker preisgegeben, ein Leben der Untertanen des Großsultans fristen, welches die meisten Überreste der mittelalterlichen Kultur aufzuweisen hatte. Und so hat man sich zum wiederholten Male überzeugt, daß in diesem Lande die Tortur bis in die neueste Zeit hinein ihre Rechte nicht verloren und wenn auch nicht öffentlich, so doch im Geheimen desto schrecklicher geübt wurde. Die der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Fälle fielen zum größten Teil der städtischen Polizei (Sambor, Przemysl) zur Last, also dieser Behörde, die gleich den Schlachzizen auf dem Lande sich für omnipotent auf den schmutzigen Straßen der galizischen Städtchen hält. Bei den meisten ans Tageslicht geförderten Fällen wurde konstatiert, daß die angewandte Tortur nicht nur die Folge der Verrohung des einen oder des anderen Polizisten war, sondern daß dieselbe ganz planmäßig nach einer gewissen Methode mit entsprechenden Werkzeugen und sagen wir, mit stillschweigender Genehmigung der Oberen zur Anwendung gebracht wurde. Alle diese Fälle waren wie ein düsterer Baßakkord beim lustigen Geknatter der Gewehre, sei es zu Ungunsten der hungernden Industriellen- oder Feldarbeiter, sei es der loyalen Bürger, die nur ihr teueres Wahlrecht nach ihrem guten Gewissen ausüben wollten. Doch es ist übrigens kein Wunder, daß in Galizien die städtischen Polizisten und die Gensdarmen sich solche Mißbräuche ihrer Gewalt zu schulden kommen lassen, da sie ja nur ihre Vorgesetzten treulich nachahmen. Es ist ja doch nicht lange her, als der k. k. Bezirkskommissär Kwiatkowski in Rohatyn, dem Gemeindevorsteher Olijnyk eine schallende Ohrfeige versetzte, weil dieser ihm nicht in polnischer Sprache, deren er nicht mächtig war, antworten wollte und konnte. Dieser Vorfall hat seinerzeit viel Aufsehen erregt, aber wie gewöhnlich in Galizien keine, für die schuldigen Behörden ungünstigen Folgen nach sich gezogen.

Daß alle diese mittelalterlichen, jeder Kultur hohnsprechenden Praktiken sich nicht auf diese zutage geförderten Fälle und nicht nur auf die dabei am meisten



kompromittierte Behörde beschränken können, war für jeden nicht allzu optimistisch Gesinnten mehr als einleuchtend, und wer dabei noch welche Zweifel hatte, dem mußte die Interpellation des Landtagsabgeordneten Dr. Olesnyzkyj, eingebracht am 3. Oktober 1903 im galizischen Landtage, volle Gewißheit verschaffen.

Derselbe zählt in seiner Interpellation nicht weniger als 14 Fälle allerhand Mißbräuche — von der grausamsten Tortur angefangen bis zur nichtswürdigen Chikane aus rein politischen Motiven auf nationaler Grundlage, die alle der k. k. Gendarmerie nur eines winzig kleinen administrativen Teiles des Landes, um die Stadt Kolomea herum, zur Last fallen.

So wurde Luken Rebenczuk, der wegen eines Diebstahls verdächtigt war, von einem Gendarmen des Ustjerikaer Postens arretiert. Schon auf dem Wege hatte der Gendarm den Delinquenten aufs grausamste behandelt, indem er denselben mit einem dicken und knotigen Stocke so lange schlug, bis der Stock in Splitter ging; aber erst nachdem der Gendarm den Delinquenten auf den Wachposten gebracht hatte, begann eine systematische Tortur der schändlichsten Art. Rebenczuk wurde nämlich an den Füßen gefesselt und an einen in den Fußboden, wahrscheinlich speziell für solche Zwecke dort angebrachten Hacken angebunden. Den auf diese Art und Weise Gefesselten schlug der Gendarm in Anwesenheit vieler auf den Kopf, Hände und Füße so, daß er aus zahlreichen beigebrachten Wunden blutete. Die ganze nun darauffolgende Nacht verbrachte der Massakrierte gefesselt und an den Hacken gebunden, um in der Früh wiederum gefesselt einen mehrmeiligen Gang in die Bezirksstadt anzutreten. Als es nun einige Zeit darauf dem Rebenczuk aus dem Kerker zu entfliehen gelang, kam ein Gendarm, namens Kania, in seine Wohnung uud trachtete von der Frau desselben zu erfahren, wo sich ihr Mann befindet. Da diese nicht im Stande war, dem Gendarmen eine befriedigende Antwort zu geben, wurde sie von demselben mit einer Kette blutig geschlagen. Auch diese Roheit wurde im Angesichte mehrerer Anwesenden ausgeführt.

Am 31. Jänner 1902 fand eine strafrechtliche Verhandlung gegen Katarina Michalczuk aus Jaworiw, die eines Diebstahls geziehen wurde, statt. Unter anderem stand es in der Klageschrift, daß die Angeklagte den Diebstahl eingestanden und dem Geschädigten sogar vollen Schadenersatz geleistet hatte. Nach der Durchführung der Verhandlung aber wurde sie freigesprochen, da es sich herausgestellt hatte, daß sie nur zufolge der grausamsten Mißhandlungen, die sie vom Gendarmen Kania zu erleiden hatte, die Schuld auf sich genommen und den Schadenersatz wirklich leistete. Wie arg diese Mißhandlung sein mußte, beweist der Umstand, daß Michalczuk zur Verhandlung, die erst einige Wochen nach der Verhaftung stattfand, noch mit ungeheilten Wunden erschien.

Am 1. Juli 1903 wiederum fand eine strafrechtliche Verhandlung gegen Maria Ostropolska, die auch eines Diebstahls wegen geklagt wurde, statt. Bei der Verhandlung stellte sich heraus, daß die Angeklagte von dem Gendarmen Johann Gawenda, dem Postenführer aus Obertyn, ungeachtet dessen, daß sie sich im sechsten Monate der Schwangerschaft befand, förmlich gemartert wurde. Und merkwürdig! trotzdem, daß diese Untat auch vor Zeugen, wenn auch in einem separierten Raume, verübt worden war, wurde Ostropolska nebst des Diebstahls auch wegen Beleidigung des Gendarmen angeklagt und verurteilt. Als eine Beleidigung wurde in diesem Falle wahrscheinlich die Tatsache, daß Ostropolska über die Untat des Gendarmen sich zu beklagen wagte, angesehen.

Es wäre ganz müssig, den geehrten Lesern alle diese Untaten in ihrer gräßlichen Nacktheit vor die Augen zu führen; die allgemein bekannten Zustände des Landes



dürften genügende Garantie dafür bieten, daß dieselben mustergiltig seien. Viele der angeführten Fälle zeigen auch ganz eklatant, daß die galizische Gendarmerie — man weiß nicht, ob aus freien Stücken — eine viel größere Aufgabe zu erfüllen hat, als sie den Vorschriften gemäß zu erfüllen hätte. — Sie fühlt sich nämlich auch dazu verpflichtet, der Verwirklichung der allpolnischen Idee Vorschub zu leisten und womöglich derselben die Wege zu ebnen. Das Verhalten vieler Gendarmerieposten den Turn- und Feuerwehrvereinen „Sič" gegenüber liefert dafür den besten Beweis.

Daß diese Vereine, die am meisten dazu geeignet sind, unter der ruthenischen Bevölkerung Galiziens den Sinn für die Selbsthilfe zu erwecken und dieselbe von der dumpfen Resignation und der Hingabe an eine höhere, sei es göttliche, sei es weltliche Macht herauszureißen, ein Dorn im Auge der Allpolen sein müssen, ist selbstverständlich, aber daß dabei die k. k. österreichische Gendarmerie den Schlachzizen wie sonst Handlangerdienste leisten sollte, dagegen müssen wir uns aufs entschiedenste verwahren.

Die in der Interpellation angeführten Fälle beschränken sich nur — wie gesagt — auf einen winzig kleinen Teil des Landes und man ist nur allzusehr berechtigt, dieselben als auf dem ganzen Gebiete des Landes vorkommenden anzusehen, lebt ja doch das ruthenische Volk in Österreich in einem speziellen Ausnahmezustande, wobei nicht nur die autonomen, sondern auch die politischen Behörden die allpolnische Politik betreiben zu müssen glauben. Bei alledem braucht man nicht pessimistisch veranlagt zu sein, um die Zustände Galiziens unerträglich zu nennen und den österreichischen Staat, der so etwas in seinem Inneren bergen kann, für einen halb barbarischen zu betrachten.

* * *

Alles und alle in Galizien sind polnisch ... Nicht nur die römisch-katholischen Ruthenen, mögen sie in nationaler Hinsicht noch so aufgeklärt sein, werden von den unzähligen weltlichen und geistlichen Behörden als Urpolen betrachtet und dementsprechend behandelt, aber auch die Juden, die schon zu ihrem Vorteil natürlich, gar nichts Gemeinsames mit den Polen haben, müssen als echte Polen figurieren. Solche Metamorphosen mit dem jüdischen Volke werden zumeist in den Schulen vorgenommen, wo die Direktion sogar gegen den ausdrücklichen Willen der Betreffenden in ihrer Anstalt alle Schüler jüdischer Nation zu Polen umstempelt. Ein schlagendes Beispiel dürfte genügen. Die Juden Josef Finkelstein, Justinus Gelerter, Josef Lilienfeld, Salomon Schumann und Mechel Spiegel haben sich als Deutsche in die achte Klasse am Gymnasium zu Stanislau eingeschrieben. Doch im Jahresberichte kompletieren sie die Zahl der Polen. Solcher Beispiele könnte man an Tausende anführen, die nur beweisen, daß für die Herren Schlachzizen alle Mittel gut sind, um nur Galizien mit dem polnischen Element bewohnt erscheinen zu lassen. Und wenn ein solcher dann, sei er Jude, sei er Ruthene, aus Unwissenheit oder irgend welcher Vorteile halber, zuletzt über seine Lippen bringt: er sei ein Pole — dann sagt man gewöhnlich: das hat eben die höhere polnische Kultur bewirkt! Wie einfach! —

Meletius.

Zur gefälligen Beachtung! Alle geschäftlichen Mitteilungen, Abonnements, Nummerbestellungen 2c. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressieren an die Geschäftsstelle der „Ruthenischen Revue", Wien, IX., Höfergasse 5.

Dagegen sind alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen Briefe, Manuskripte, Kreuzbänder, Rezensionsexemplare 2c. nur an Herrn Roman Sembratowycz, Wien, XVIII/2, Gersthoferstrasse 32a zu senden.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. V. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 15. November 1903. Nr. 13.

Psychopathia nationalis.

Motto: Ist es auch Wahnsinn,
hat es doch Methode.
Shakespeare.

Dank den kuriosen Rechtsverhältnissen im Zarenreiche muß sich sogar das rein kulturelle Leben der Ruthenen in Galizien konzentrieren. Eine logische Folge dieser Verhältnisse ist die, daß die galizischen Zustände einen nicht unerheblichen Einfluß auf die kulturelle und nationale Entwicklung des ruthenischen Volkes haben. Dem Fremden könnte somit manches in unserem Leben unbegreiflich erscheinen, solange er die Arkana der polnischen Politik nicht ergründet, die politischen Aspirationen des polnischen Adels nicht kennen gelernt hat. Wenn wir auch diese Aspirationen nicht allzu tragisch nehmen, so dürfen wir sie doch aus publizistischer Pflicht nicht außer Acht lassen.

Galizien ist leider jenes unglückliche Land, welches vom grillenhaften Schicksal zum Versuchsobjekt der „polnischen Wirtschaft" bestimmt wurde; einem Objekt, an welchem der polnische Adel dem XX. Jahrhundert das abschreckende Beispiel der Feudalherrschaft und der politischen Kunst — die freiheitlichen Bestrebungen der breiteren Schichten einer Nation in den Dienst der Interessen einer herrschsüchtigen Klasse zu stellen — zugleich zeigen soll.

Einen klassischen Beweis dafür sahen wir in den jüngsten Vorgängen im galizischen Landtag. Die Ruthenen, die von den 48 galizischen Mittelschulen bloß 4 besitzen, verlangten die sukzessive Errichtung einer fünften ruthenischen Mittelschule — also vorläufig der ersten Klasse. Wir wissen nicht, ob irgendwo ein Volk existiert, welches unter analogen



Umständen mit einer so bescheidenen Forderung so schüchtern auftreten würde. Die polnischen Parteien traten trotzdem wie ein Mann diesem „aggressiven Ansinnen des Ruthenentums“ entgegen und lehnten den betreffenden Antrag ab. Die radikaldemokratische polnische Volkspartei stimmte mit den adeligen Herren und . . . Polen wurde gerettet!

Der überaus geduldigen ruthenischen Opposition blieb angesichts dessen nichts anderes übrig, als den Landtag zu verlassen und ihre Mandate niederzulegen. Ihre Mission war erledigt, denn in diesem Landtag kann sie die Vergewaltigung der Rechte ihrer Wähler nicht verhindern. Um nachzuweisen, daß die Taktik des Adels auch vom polnischen Volke gebilligt werde, erhob sich nach dem Exodus der ruthenischen Abgeordneten der Führer der polnischen Volkspartei, Abg. Stapinski, und pries in begeisterten Worten die Objektivität der Grafen Potocki und Badeni.

Manch mit der Sachlage nicht vertrauter Mann wird nun bestürzt fragen: was für ein Interesse haben denn die breiteren Schichten des polnischen Volkes an der Unterdrückung der Ruthenen; was haben sie davon, wenn die Ruthenen mit Gewalt von den Schulen ferne gehalten werden; daß man mit peinlicher Aufmerksamkeit dafür sorgt, damit sich die Anzahl der Analphabeten unter den Ruthenen nicht reduziere; was für ein Interesse hat denn dieses von den galizischen Machthabern auch nicht viel besser behandelte Volk an der Erhaltung der Macht der Schlachta?

So unglaublich es auch klingen mag, ist es doch wahr: auch die polnische Volkspartei — gleich anderen demokratischen Elementen unter den Polen — verlangt die Gleichberechtigung in Westgalizien, möchte aber aus nationalen Rücksichten die alte Ordnung der Dinge in Ostgalizien fortbestehen lassen. Sie sieht in der Schlachta die Repräsentantin der polnischen Nationalidee, die Trägerin jener historischen Mission, auf die jeder Pole stolz ist. Diese angebliche „historische Mission“ besteht nicht etwa in der Sicherung der politischen und nationalen Freiheit, sich in jeder Hinsicht unbehindert zu entwickeln — eine solche „historische Mission“ müßte jeder modern denkende Mensch mit Freude begrüßen — sondern in der Beherrschung anderer Völker und der Ausbreitung der Macht der polnischen Schlachta. Die Herrlichkeit des Adels wird da mit der der Nation identifiziert. Wer das leicht erregbare patriotische Gemüt der Polen — eines in erster Linie nationalgesinnten Volkes, welches sich so gerne den patriotischen Illussionen hingibt — kennt, wird begreifen, daß der polnische Adel ein sehr leichtes Spiel hat.

Die fraglose, jeder Kritik unzugängliche Ideenanbetung in Polen brachte es mit sich, daß daselbst die Nationalität zum Ideal, ja zum Idol gemacht wurde, welchem selbst die kardinalsten Menschenrechte zum Opfer gebracht werden müssen. Zur Priesterin dieses Fetisches wurde die vielköpfige polnische Schlachta. Eine devote Priesterin, die beim Abschlachten der Opfer nie erlahmt. . . . . . . Uns würde dieser heidnische Kultus wenig kümmern, wenn da der Abgott nicht zu einem Moloch gemacht worden wäre, der immer neue Opfer fordert und seine Machtsphäre immer größer wissen möchte. Es liegt uns auch ferne, die polnische Politik beeinflussen zu wollen, wir wissen ja, daß jede, auch sachlichste Kritik der galizischen Zustände uns nur wildes Geschimpfe und



unwürdigste Invektiven von Seite der gesamten polnischen Presse — sowohl diesseits wie auch jenseits der schwarzgelben Pfähle — eintragen werde. Unsere Worte entspringen auch nicht der Empörung über die unsägliche Ungerechtigkeit, denn wir fassen den polnischen Chauvinismus als einen bedauerlichen pathologischen Zustand auf, als eine nationalistische Krankheit. Diese Zeilen gelten somit vorzugsweise der Aufklärung.

In vielen Kreisen herrscht die Meinung, daß nur die in Galizien herrschende Schlachta so aggressiv-chauvinistisch sei, daß die ausländischen Polen viel duldsamer und konzilianter seien. Diese Meinung ist nun nicht richtig, denn gerade umgekehrt, die galizischen Polen wären viel toleranter, wenn sie nicht unter dem fortwährendem Druck ihrer ausländischen Konnationalen stehen würden. Die ausländischen Polen möchten bekanntlich Galizien zu einem Mittelpunkt ihrer Aspirationen machen, zu einem polnischen Piemont — wobei die herrschsüchtigsten Absichten mit den schönsten freiheitlichen Phrasen ausgeschmückt werden. Die Losung „polnisches Piemont" wurde von den ausländischen Polen lanziert, diesbezügliche Pläne werden von denselben verfaßt und vertreten. Die allpolnischen Organe, wie der Lemberger „Przegląd Wszechpolski", „Słowo Polskie", „Wiek", werden von lauter ausländischen Polen herausgegeben und redigiert. Galizien ist zu einem Asyl für allpolnische Agitatoren geworden, für die aus Preußen und Rußland zugereisten Patrioten, die in Österreich höhere Ministerial-Beamte (Hofrat Dr. Cwiklinski), Erzieher der künftigen Generationen, Verwaltungs- und Kassabeamte, Redakteure, Volksschullehrer &c. werden und die öffentliche Meinung in ihrem Sinne beeinflussen.

Man betrachtet Galizien als ein polnisches Königreich in Miniatur, gemeinsam mit der galizischen Schlachta besorgen hier diese Herrschaften die innere und auswärtige Politik Polens, die alle Kennzeichen des Größenwahns trägt. Man glaubt berufen zu sein, die Schicksale der europäischen Völker in neue Bahnen zu lenken und die politische Konstellation in Mitteleuropa zu beeinflussen. Da nun diese Ansprüche der Zahlenstärke den galizischen Polen, deren kulturellen und wirtschaftlichen Macht nicht entsprechen, so muß dieses Machtverhältnis durch Intriguen künstlich konstruiert werden. Das Intriguenspiel ist zum traditionellen Beruf der Schlachta geworden, als Intrigantin wurde sie bereits im XV. Jahrhundert geschildert. Deshalb schürt sie auch den nationalen Größenwahn des polnischen Bürgertums — denn dieser Größenwahn kommt ihr sehr zu statten. Einerseits zeigt sie von Zeit zu Zeit dem Volke ihre politische Macht, durch welche der polnische Name „berühmt", der Einfluß der Nation ausgedehnt, deren Zukunft gesichert werden soll. Anderseits sucht sie, und zwar mit Erfolg, den Mächtigen dieser Welt die Überzeugung beizubringen, daß hinter ihr die Massen des polnischen Volkes stehen, auf die sie sich gegebenen Falls stützen könne. Diese Politik nach oben wie nach unten hat nur einen Zweck: herrschen!

Wem der Gang der Dinge nur halbwegs bekannt ist, wird bemerkt haben, daß der polnische Adel großartige Taktiker besitze, die mit eiserner Konsequenz ihre Pläne verfolgen und durchsetzen. Im österreichischen Abgeordnetenhause ist der Polenklub die einzige Gruppe, die ein klares Programm besitzt und planmäßig die österreichische Politik in ihrem Sinne beeinflußt. Der Polenklub läßt ruhig die anderen



Parteien raufen, behält sich nur die entscheidende Rolle vor und gewinnt immer an Macht und Einfluß.

So kam es, daß man heute in polnischen Kreisen der Meinung ist, daß die politischen Aspirationen des polnischen Adels in den maßgebenden Kreisen Österreichs eine kräftige Unterstützung finden. Die tatsächlichen Zustände scheinen dieser Meinung nicht zu widersprechen — noch weniger aber die Enunziationen der polnischen Politiker.

Das Organ der Schlachta „Przegląd Polski" schrieb im Jahre 1883: „In Wien denkt man an die Wiederherstellung Polens, die galizische Politik soll sich auf Österreich stützen". Einer der Führer des Adels, Reichsratsabgeordneter Powowski, sagt in seinen „Militär- und politischen Schriften" wörtlich: „Das, was die Jagellonen nicht bewerkstelligt haben, soll Kaiser Franz Josef I. vollführen, in dessen Adern das jagellonische Blut fließt." Daß ähnliche Anschauungen auch in den Reihen der polnischen Opposition platzgegriffen haben, beweist die Äußerung des polnischen Sozialdemokraten Abg. Daszynski, die derselbe in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" im Jahre 1899 (Nr. 269) getan hat. Daszynski spricht daselbst unumwunden von einem Vertrag zwischen dem polnischen Adel und den österreichischen Hofkreisen, durch welchen Vertrag die Herrschaft der Schlachta in Galizien gesichert sein soll. Auch das Schlachzizenorgan „Przegląd" (vom 22. November 1900) spricht ausdrücklich von einem „Vertrag" zwischen „dem polnischen Volke" und Österreich. Der allpolnische Reichsratsabgeordnete Universitätsprofessor Dr. Głąbinski sagte im vorigen Jahre: „Die galizischen Sprachenverordnungen unterscheiden sich von den Verordnungen für Böhmen wesentlich. Jene sind gewissermaßen **pacta conventa***) im Sinne des alten polnischen Staatsrechtes, ein Pfand der Einigkeit zwischen der habsburgischen Dynastie und den österreichischen Polen." Vergl. „Słowo Polskie" vom 25. Oktober 1902).

All diese Äußerungen gewinnen an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die österreichischen Regierungen und deren Offiziösen, die mit den Berichtigungen niemals kargen, solch' Behauptungen nie entgegentreten.

Der Umstand, daß der polnische Patriot, der gewesene Minister für Galizien Dr. Ritner, politischer Instruktor des nunmehrigen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand war, daß der Erzherzog zu seinem Reisebegleiter das Mitglied der bekannten Familie (die in Polen eine große Rolle spielte und sich an den polnischen Aufständen beteiligte), den Fürsten Paul Sapieha wählte — wurde auch zu politischen Zwecken ausgenützt.

Kurz und bündig, man verpaßt keinen günstigen Augenblick, um die Macht der Schlachta womöglich im grellen Licht erscheinen, deren „hohe Verbindungen" auf die große Glocke hängen zu lassen. Dadurch wächst auch der Einfluß der Schlachta auf die Presse, denn manchem Schreibjüngel imponieren die politischen Hochstapler mit ihren „hohen Verbindungen" viel mehr als die ehrlichsten Kombattanten für eine gute Sache. Die Schlachzizen haben übrigens ihre Vertreter in allen

*) In Polen hat der Adel immer mit dem König die s. g. pacta conventa geschlossen.



größeren Redaktionen in Wien, die daselbst ihre Geschäfte sehr geschickt besorgen. Man läßt daher die galizischen Verhältnisse in einem solchen Lichte erscheinen, wie es dem polnischen Adel paßt.

Man versäumt es nicht, auch in internationalen Angelegenheiten ein Wort mitzureden. Es ist nur erklärlich, daß die Schlachta ihre Sympathien dem Zarentum immer mehr zuwendet. Die einflußreiche polnische Aristokratie hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um nur ein Bündnis zwischen Österreich und Rußland herbeizuführen und Deutschland zu isolieren, denn auf diese Weise würde in Österreich ein noch größeres Chaos entstehen und die Polen könnten unbehindert im Trüben fischen. Gleichzeitig sucht man die maßgebenden Kreise zu überzeugen, daß die Polen die einzige staatserhaltende Partei in Österreich seien, denn nur sie wollen ihre Politik „auf Österreich stützen“ — sie seien die Retter des Staates, sowohl gegen dessen innere wie auch äußere Feinde. So ralliieren sich z. B. die Polen mit Ungarn, veranstalten Ausflüge nach Budapest, feiern Verbrüderungsfeste, ermuntern die Magyaren in ihrem Kampfe gegen den Dualismus sogar in den Zeitungen u. s. w. Gleichzitig lassen sie aber an die Adresse der Dynastie eine Warnung ergehen, eine Warnung vor den politischen Aspirationen der Magyaren, die sich angeblich nach einer anderen Dynastie umsehen und ein selbständiges Kaiserreich errichten wollen.

Als ein klassisches Beispiel dieser nationalen Diplomatie führen wir hier die Stimmen der polnischen Presse an.

Das Organ der polnischen Demokratie, die Krakauer „Nowa Reforma“ vom 30. Oktober 1903 sucht in einem „Das ungarische Kaisertum“ überschriebenen Aufsatz zu beweisen, daß man in Ungarn in der Tat gegen die Dynastie und deren Thronfolge kämpft. Wir lesen daselbst:

> „Seit längerer Zeit agitiert in Ungarn eine geheimnisvolle Hand für die Einsetzung einer neuen Dynastie. Sie popularisiert unter dem ungarischen Volke die wenig bekannte Persönlichkeit des zweiten Sohnes des deutschen Kaisers, des Prinzen Eitel Fritz, durch Verbreitung von seinen Photographien in der ungarischen Nationaltracht mit der Unterschrift: Eitel I., Kaiser der Magyaren.“

Im weiteren wird hervorgehoben, daß die Söhne Kaiser Wilhelm I. eine besondere Vorliebe für die magyarische Sprache zeigen und daß zu diesem Zwecke ein ungarischer Professor nach Berlin berufen wurde.

Das klerikale Organ des polnischen Adels, der Lemberger „Dziennik Polski“ vom 11. November 1903 schreibt im Leitartikel „Ungarn und die Hohenzollern“ wie folgt:

> „In letzterer Zeit tauchte wiederholt das Gerücht auf, daß Kaiser Wilhelm seine Aufmerksamkeit Ungarn zuwendet, und daß er einen seiner Söhne gerne auf dem Throne des heil. Stefan sehen möchte. Es verlautet sogar, daß der kaiserliche Prinz Eitel Friedrich fleißig die ungarische Sprache studiere.“

Dann wird hervorgehoben, daß diese Ansprüche bereits ihre Geschichte haben, daß Preußen in dieser Angelegenheit wiederholt mit der türkischen Pforte paktierte — daß schließlich auch die Magyaren dieser Kombination nicht abhold seien und im Jahre 1790 in dieser Sache



eine Abordnung nach Berlin zu Friedrich Wilhelm sandten. Das Organ der adeligen Herren schließt seine Ausführungen folgendermaßen:

> „Auf diese Weise zieht sich bereits seit zwei Jahrhunderten in der Geschichte der Hohenzollern ein ungarisch gefärbter Faden und zeigt sich von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche. Dem Beispiel Friedrich des Großen folgend, hat man in Berlin die Vorbereitungen des Prinzen Eitel Friedrich zur Annahme der ungarischen Krone abgeleugnet. Und doch hält sich dieses Gerücht in Ungarn fortwährend!"

Ein anderes Blatt, das „Słowo Polskie" behauptete vor kurzem, daß Deutschland und Rußland bereits die Teilung Österreichs vereinbart haben. Alles das verfolgt nur den einen Zweck, nachzuweisen, daß Österreich und die Dynastie auf einem Vulkan sitzen und daß sie sich um so kräftiger an die Polen halten müssen, denn die Zukunft Österreichs sei mit der Polens identisch. Die Deutschen, Magyaren, Czechen — alles das seien lauter Hochverräter . . . . . .

Wer die Taktik des polnischen Adels kennt, wird begreifen, daß ihre Argumente sehr leicht in die maßgebenden Sphären Eingang finden, daß die Schlachta niemals vergeblich denunziert. Auf den unglaublichsten Wegen erschleichen diese Herrschaften die Gunst der maßgebenden Faktoren und beeinflussen so den Gang der Dinge. Durch den Verkehr mit den einflußreichen Persönlichkeiten bahnen sie sich den Weg zu ihrem Ziel.

Auf solch' verschiedenen Schleichwegen hat der polnische Adel bereits einen Höhepunkt erklommen, auf welchem er sein Prestige, das er mit dem der Nation identifiziert, noch lange zu erhalten im stande sein wird. Die krankhaft nationalistisch veranlagte Schlachta hat in ihrem Sinne auch das polnische Bürgertum erzogen und spielt nun auf den chauvinistischen Saiten ihres Volkes, das in der Verherrlichung der Schlachta die Verherrlichung des polnischen Namens, in der Kritik der schlachzizischen Wirtschaft dagegen die Verunglimpfung der polnischen Nation sieht. Auch die oppositionellen polnischen Parteien lassen sich blenden durch die vermeintliche Ausbreitung der polnischen Macht, durch die Schlagworte „historische Mission" — „polnische Kultur". . . . . . Dem Idole „polnische Nation" soll alles geopfert werden, jedes Menschen- und Rechtsgefühl! . . . . Es ist einfach unglaublich, was diesbezüglich in Galizien geleistet wird und es ist keine Übertreibung, wenn wir behaupten, daß in diesem Zustand etwas krankhaftes, pathologisches sei, daß diese Verwirrung der Begriffe unter normalen Verhälnissen nicht möglich wäre.

Es ließe sich schließlich begreifen, wenn der übertriebene polnische Patriotismus Galizien gerne als ein einheitliches polnisches Land sehen möchte, wenn eine polnische Partei die Ruthenen teilweise zur Auswanderung zwingen, teilweise gewalttätig polonisieren, deren Kultur auf eine nicht besonders zivilisierte Weise vernichten möchte. All das würde uns nicht wundern, denn auch die Zentralregierung hat dem polnischen Adel diesbezüglich vollständig freie Hand gelassen in der vom Minister Beust aufgestellten Formel: „es wird dem galizischen Landtage anheimgestellt, inwieferne die Ruthenen bestehen sollen" und in Wien wird die Tätigkeit des galizischen Landtages gebilligt. Es ist aber noch nie



dagewesen, daß alle Parteien eines Volkes solche Politik der nationalen Ausrottung billigen.

Leute, die für die Befreiung ihrer Nation kämpfen wollen, fordern die rücksichtslose Bedrückung eines anderen Volkes, predigen zweierlei Gerechtigkeit, eine andere für die Polen, eine andere für die Ruthenen, finden das Vorgehen der galizischen Machthaber den Ruthenen gegenüber noch zu milde, zu konziliant, zu menschlich, zu sentimental! . . . Sie erblicken das größte Unglück darin, daß man die Führer der Ruthenen nicht wie anno dazumal in Polen auf dem Ringplatz zu Warschau lebendig verbrennen, . . . daß man alle Ruthenen einfach nicht vertilgen dürfe.

Die Offenherzigkeit, die Naivetät, mit denen die polnischen Freiheitshelden diese perverse Moral, diese Lehre von einer Doppelwahrheit, Doppelgerechtigkeit verkünden, ist wirklich rührend. Man kann ihnen deshalb nicht zürnen, weil sie nicht das Vermögen besitzen, zu unterscheiden, was schlecht und was gut, was moralisch und unmoralisch ist — ebenso wie man einem verbummelten Genie nicht übel nimmt, wenn es ein Tingel-Tangel-Kouplet einer Wagner'schen Oper vorzieht. In beiden Fällen liegt etwas anormales vor, was nur ein mitleidiges Achselzucken verursachen kann.

Um nicht der Worttuerei geziehen zu werden, führen wir wiederum einige Beispiele an. Wir brauchen nach denselben nicht lange zu suchen. Jeder Vorschlag zu einer antiruthenischen Aktion, jeder Gesetzentwurf, der dem Landtage unterbreitet werden soll, wird vorerst in den Zeitungen von hervorragenden polnischen Politikern angekündigt und erörtert. In letzterer Zeit wird sehr lebhaft die Frage besprochen, auf welche Art und Weise man „den nationalen Separatismus" der Ruthenen bekämpfen, die Ruthenen als Nation aus der Oberfläche, womöglich schmerz- und geräuschlos, verschwinden lassen könnte. In dieser Frage ergreift nun auch der greise polnische Veteran Z. Miłkowski das Wort.

Miłkowski ist ein gebildeter Mann, ein bedeutender polnischer Schriftsteller, stammt aus Rußland, woselbst er die Universitätsstudien absolviert hat. Er nahm an den polnischen Aufständen — und zwar als Oberst der polnischen Armee — teil, lebt jetzt im Exil in der Schweiz, woselbst er Vorstand der „Liga Naradowa" und des Nationalschatzes ist. Er ist kein Schreier, sondern ein ehrenwerter, bewunderungswürdiger Freiheitskämpfer, der tatsächlich von sämtlichen polnischen Parteien sehr geschätzt wird und dessen Wort sehr viel wiegt. Wir haben es also da mit keinem jugendlichen Hitzkopf zu tun, der ein unüberlegtes Wort oder gar eine Phrase, deren Tragweite er nicht zu ermessen vermag, in das Kampfgetümmel wirft. Um so charakteristischer für die polnische Politik ist der Kampfruf dieses Mannes, der sein Blut für die Freiheit seines Volkes vergossen und der einen wohlüberlegten Plan der weiteren nationalen Taktik haben muß.

In dem „Słowo Polskie" (Nr. 527 vom 11. November 1903) veröffentlicht Miłkowski einen Aufsatz „Zur ruthenischen Frage". Den Anlaß dazu hat ihm die Debatte über die Errichtung eines ruthe-



nischen Gymnasiums in Stanislau gegeben. Daß die Errichtung vom Landtag verweigert wurde, findet er ganz in Ordnung, er macht aber den galizischen Machthabern einen schweren Vorwurf daraus, daß sie die Gründung der 4 bereits bestehenden ruthenischen Mittelschulen in Galizien zugelassen haben, denn das war nach seiner Ansicht ein grober Fehler. Im weiteren wirft er der Schlachta vor, daß sie sich an die ruthenische Frage nur von Zeit zu Zeit erinnert und dieselbe nur gelegentlich bekämpft — der Kampf gegen das Ruthenentum soll kontinuierlich und intensiver, systematischer sein. Mehr Leben und System habe in den Kampf gegen die Ruthenen der bekannte Kreuzzug des Abg. R. v. Kozłowski gebracht, aber selbst das sei zu wenig. Die Polen begnügen sich gewöhnlich mit einem vorübergehenden Sieg über das Ruthenentum, verstehen aber denselben nicht auszunützeu und die ruthenische Frage ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Der polnische Oberst schreibt wörtlich: „Alle Anzeichen sind dafür, daß nach dem parlamentarischen Sieg über Romanczuk und den österreichischen Ministerpräsidenten in der Angelegenheit des Stanislauer Gymnasiums die polnischen Abgeordneten rasten und an die Ausnützung des Sieges nicht denken werden.... Es sind alle Anzeichen dafür, daß nach der Schließung oder Vertagung des Landtages die Abgeordneten die Erledigung der ruthenischen Frage bis zur nächsten Session verschieben werden . . . “.

Die galizischen Potentaten sind also noch zu milde, zu duldsam, sie sind in ihrem Vernichtungskampf gegen die Ruthenen noch zu wenig energisch, zu nachlässig. Der greise Herr Miłkowski möchte noch bei Lebzeiten die gänzliche Vernichtnng des Ruthenentums sehen, er ist daher mit dem langsamen Verfahren des polnischen Adels nicht zufrieden.

Ein klassisches Beispiel der politischen Ethik dieser Herren liefern uns die Ausführungen des russischen Polen Wl. von Studnicki. Anläßlich der herannahenden Landtagswahlen in Preußen schreibt der genannte Freiheitskämpfer:

> „Das allgemeine gleiche Wahlrecht für den preußischen Landtag wäre für uns erwünscht, denn das polnische Element in Preußisch-Schlesien, sowie in Westpreußen ist ärmer als das Deutsche und wird durch das Dreiklassen-Wahlsystem benachteiligt. In Galizien dagegen haben wir ganz andere Verhältnisse. Hier würde uns im Verhältnis zu den Ruthenen das allgemeine gleiche Wahlrecht nur schwächen“ . . . .

Aus dem Grunde tritt der genannte Herr, sowie die polnisch-demokratischen Blätter gegen die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes in Galizien auf. Derselbe Herr Studnicki hat gejammert, daß bei den blutigen Wahlen vom Jahre 1897 die galizischen Behörden noch „zu sentimental“ sich verhalten haben.

Die Äußerungen anderer Kampfhähne, die durch ihre Intelligenz nicht besonders hervorragen, wollen wir hier nicht anführen — die sind selbstverständlich noch wilder, noch blutgieriger. Kurz und bündig, es ist den Herrschaften kein Mittel schlecht genug, wenn es gilt die Macht des Polentums zu befestigen.



Diese Kampfweise zeigt aber, wie ungesund, wie verpestet, das politische Leben in Polen ist — es herrscht daselbst eine heillose Verwirrung der Begriffe, Perversität aller Wege . . . eine nationalistische Krankheit, von der bereits alle Parteien angesteckt wurden. Wennaberauch krankhaft, ist der polnische Chauvinismus doch nicht so harmlos wie man glauben könnte. Denn die Herren Allpolen haben einen gut abgekarteten Plan und verstehen es, die Unterstützung der Mächtigen dieser Welt sich zu sichern.

R. Sembratowycz.



Die Regierung des weißen Zaren und die Nationalitätenfrage.

(Eine Zuschrift aus der Ukraina.)

Die Verlegenheiten der russischen Regierung mehren sich von Tag zu Tag. Am meisten macht sich natürlich der politische Kampf gegen die Regierung des Zaren bemerkbar; an demselben nehmen alle russischen Völkerschaften teil, von der Staatsnation (so werden die Russen bezeichnet) angefangen bis zu den Juden, alle Zungen erheben ihre Anklagen gegen das zaristische Regime. Teilweise ließen sich in letzterer Zeit nur die russischen Polen durch einige Konzessionen korrumpieren; sonst aber wird die Unzufriedenheit der einzelnen Völkerschaften immer größer und größer. Früher oder später dürfte es im slavischen Riesenreiche zu einem größeren Chaos kommen als das, welches heutzutage in Österreich herrscht.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß die Verhältnisse in Rußland mit denen Österreichs verglichen werden dürfen. In Österreich sehen wir in letzterer Zeit einen chaotischen Völkerstreit, die Nationalitäten kämpfen miteinander um die Vorherrschaft und lassen sich gemeinsam mit der Regierung Gewalttätigkeiten an den schwächeren Völkern zuschulden kommen und wenn wir auf die ruthenisch-polnischen Verhältnisse in Galizien speziell zu sprechen kommen, so haben wir es hier vor allem mit einem spezifisch polnischen nationalen Egoismus des Adels, der Intelligenz und des Bürgertums zu tun. In Polen herrschte bekanntlich der Hochadel, der König gab nur die Firma; diese Traditionen sind bis zum heutigen Tage bei dem polnischen Adel erhalten und bilden die Grundlage jenes bekannten polnischen Chauvinismus. Da nun der Adel speziell in Galizien einen großen Einfluß auf die Erziehung der Intelligenz hat und zum größten Teil der Schöpfer der polnischen Literatur ist, so befindet sich auch die polnische Intelligenz immer im Lager der Schlachta. Selbst die radikalsten Demokraten sind im Grunde schlachzizisch und chauvinistisch gesinnt, unbewußt, oft ohne es zu wollen. In Galizien werden also die Ruthenen von den Polen unterdrückt.



Anders ist dies in Rußland. Daselbst kann man von einem Chauvinismus in diesem Maßstabe nicht reden. Unterdrückt werden daselbst alle Nationalitäten von der Regierung, aber nicht von den Russen. Diese sind ein sehr sympathisches, ideal veranlagtes Volk, dem jeder Chauvinismus fremd ist. Den nationalen Kultus betreibt nur die Regierung und deren Trabanten, die Panslavisten, aber selbst die trachten vor allem sowohl in Rußland, wie auch unter den Slaven überhaupt, einen Haß gegen alles Deutsche, Westeuropäische oder, wie man bei uns zu sagen pflegt, gegen den „Erbfeind des Slaventums, die Germanen“, zu erwecken. Das Ideal der Panslavisten, so wie der Regierung wäre, sowohl die politische, wie auch die nationale Vereinigung aller Slaven zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind. Freilich finden diese Tendenzen hie und da auch im oppositionellen Lager ein lebhaftes Echo.

Der Russe fühlt sich von der Regierung ebenso bedrückt wie zum Beispiel der Ruthene; das Gegenteil davon sehen wir in Galizien. Daselbst setzt sich selbst der oppositionelle Pole auf das „hohe Roß“, er möchte den Ruthenen gegenüber zumindest die Rolle eines Belehrers spielen. Nicht viel anders dürfte es auch in manchen anderen österreichischen Kronländern sein.

Bei uns muß die Regierung mit Hilfe der Panslavisten künstlich den nationalen Antagonismus hervorrufen, kann aber nicht planmäßig vorgehen, denn, wie gesagt, ihre Verlegenheiten mehren sich von Tag zu Tag. Der einen nationalen Frage gesellt sich eine zweite, bald eine dritte u. s. w. bei. Ein Ukas reicht heute nicht mehr aus, um sich über alle diese Fragen hinwegzusetzen; daher diese Inkonsequenz in den offiziellen Verfügungen und Enunziationen der Regierung. So hat man beispielsweise die Errichtung und feierliche Enthüllung des Denkmals des Schöpfers der neuen Periode der ruthenischen Literatur, Iwan Kotlarewskyj, in Poltawa gestattet. Bis heutzutage ist aber noch der Ukas, betreffend das Verbot des Gebrauches der ruthenischen Sprache in Kraft. Was sollte nun mit den ruthenischen Vorträgen, Festreden 2c. geschehen, welche anläßlich dieser Nationalfeier gehalten werden sollten? Bald fand man einen Ausweg, zwar ist er kurios, aber doch recht bequem. Den russischen Ruthenen verbot man, sich bei dieser Gelegenheit öffentlich ihrer Muttersprache zu bedienen, den galizischen und Bukowiner Ruthenen wurde dasselbe erlaubt. Bekanntlich erhob nun der Stadtrat von Poltawa gegen diese zumindest sonderbare, im XX. Jahrhundert unerhörte Verfügung des Ministers Plehwe eine Anklage an den Senat.*) Das offizielle Organ des Gouverneurs von Poltawa „Poltawskija Gubern. Wjedomosti“, bezeichnet nun den ganzen Vorfall als ein Mißverständnis und behauptet, es sei niemandem eingefallen, öffentliche Vorträge in ruthenischer Sprache zu untersagen. Das genannte amtliche Organ stellt sich also in direkten Widerspruch zu dem noch nicht aufgehobenen Ukas vom Jahre 1876; die Regierung ist sich also selbst nicht klar, was für eine Stellung sie den einzelnen Nationalfragen gegenüber einzunehmen habe. Polen, Ruthenen, Deutsche, Litauer, Finnen, Armenier, Georger, Juden, sie alle aus der Welt zu

*) Vergl. „Ruth. Revue“ S. 285—288.

schaffen ist doch nicht so leicht und nicht so bald geschehen, zumal, wie gesagt, die Nationalitätenfragen anstatt zu verstummen, immer lauter und lauter werden.

Das einzige, was die Politik der Regierung noch unterstützt, ist der Mangel an Einigkeit, an Verständigung der unterdrückten Nationen, deren gemeinsames Vorgehen dem Zarismus große Schwierigkeiten bereiten könnte. Die praktische Vernunft allein schon würde es gebieten, hier einen gemeinsamen modus procedendi zu schaffen. Polen, Russen, Ruthenen, Deutsche, Finnen, Juden, Litauer u. s. w., die so viele Opfer im Kampfe gegen den Zarismus bringen, sollten sich einigen, um planmäßig und verständig um die Rechte ihrer Nationen zu kämpfen. Vor allem sollten sich aber die im Auslande lebenden Vertreter der genannten Völker zu einer gemeinsamen Aktion vereinigen, um auch Westeuropa über die Existenz, die Bestrebungen ihrer bedrängten Brüder, sowie über das Bedrückungssystem der russischen Regierung zu informieren, denn die in Westeuropa herrschende Ignoranz der russischen Zustände und Verhältnisse ist auch eine mächtige Helfershelferin der zarischen Regierung.

Kijew. J. Karenko.



Der neueste strategische Plan.

„Die Ablehnung des Antrages auf die Errichtung des ruthenischen Gymnasiums in Stanislau durch den galizischen Landtag hat auch ihre guten Seiten", sagte vor kurzem ein seriöser ruthenischer Politiker. So paradox auch diese Behauptung klingt, sie hat doch Berechtigung. Es gibt bekanntlich in jedem Volke leichtgläubige, kurzsichtige Politiker, die sich oft durch kleinste Zugeständnisse irreführen lassen. Das hätte diesmal bei uns sehr leicht geschehen können.

Graf Pininski hat gemeinsam mit seinen Schreiern, mit den allpolnischen Agitatoren, wie Dr. Głąbinski, Dr. Kozłowski u. a. viel zur Aufmunterung der Ruthenen beigetragen. Sein Nachfolger, Graf Potocki kam mit einem anderen Plan. Er will mit Hilfe der kirchlichen Hierarchie eine national indifferente ruthenisch-klerikale Partei bilden, bestehend aus den ehrgeizigen Elementen der russophilen wie auch der national-demokratischen Partei. Auf diese Weise will man die Aufmerksamkeit der Ruthenen — wenigstens teilweise — von den nationalen Interessen abwenden. Dadurch würde im ruthenischen Lager ein Chaos und ein hartnäckiger Kampf entstehen, der den Polen die Erledigung ihrer wichtigsten Geschäfte ermöglichen würde. Man beabsichtigt nämlich im Landtag einige wichtige Gesetzentwürfe durchzupeitschen, die es dann erleichtern würden,die Ruthenen gänzlich zu knebeln. Dazu ist die Spaltung im ruthenischen Lager unbedingt nötig. Deshalb sind die Herrschaften über das loyale und korrekte Verhalten des altruthenischen Abgeordneten Dr. Korol sehr ungehalten.



Der Statthalter soll durch einen Kirchenfürsten bereits einige Elemente aus der russophilen Partei (in der Provinz) für seinen Plan gewonnen haben. Zu diesem Zwecke wird auch ein ruthenisches Tagblatt gegründet werden (das Geld geben die Jesuiten und die Schlachta). Es hätte bereits im Oktober erscheinen und den Ruthenen als Morgengabe die Nachricht von der bevorstehenden Errichtung des ruthenischen Gymnasiums in Stanislau bringen sollen. Die Gründung dieses Gymnasiums war nämlich für die versöhnlich gestimmten Ruthenen als Schlafmittel bestimmt.

Die polnischen Hitzköpfe, deren Chauvinismus größer ist als das Verständnis für die Diplomatie des Grafen Potocki, durchkreuzten die Pläne des Statthalters und lehnten den Antrag auf Kreierung eines ruthenischen Gymnasiums ab. Vorläufig ist also an eine „klerikale Versöhnung" nicht zu denken.

So litt der erste diplomatische Versuch des Grafen Potocki Schiffbruch. Er wird zwar mit dem ruthenischen Tagblatt im Winter weitere Versuche machen — ob er aber dabei was profitiert, ist zweifelhaft . . .

Lemberg. J. Manastyrskyj.



Ein Opfer des russischen Absolutismus.

Pawlo Hrabowskyj, sein Leben und Wirken. (Schluß.)

Die ganze dichterische Tätigkeit Hrabowskyj's steht im engsten Zusammenhange mit dem neidlosen, ja schrecklichen Leben eines Deportierten in den breiten, unwirtlichen Steppen Ostsibiriens. Dieses Leben nun, herbeigeführt durch die rücksichtslose, sogar vor dem Schatten eines Freiheitsgedankens zurückschreckende russische Despotie, ist einzig und allein daran schuld, daß dieser unversiegbare Born der edelsten Menschen- und Vaterlandsliebe, den Hrabowskyj in seinem Herzen getragen, nur in der Gestalt einer Reihe herrlicher Lieder sich ergießen konnte. Denn schon seit frühester Jugend war Hrabowskyj's einziger Wunsch: alle seine Kräfte, all' sein Leben für das Wohl seines unglücklichen, unter dem Absolutismus darbenden Volkes zu opfern und mit diesem erhabenen Wunsche verließ er auch das Elternhaus; aber denselben in die Tat umzusetzen wurde ihm, schon bei seinem ersten Beginnen, die Möglichkeit für immer benommen. Die Gesinnung, die in anderen Ländern, unter anderer Gesellschaftsordnung dem Dichter Ruhm und Ehre verschafft haben würde, verschaffte ihm in Rußland schwere Ketten, das Leben eines Zwangsarbeiters und — welch bitterer Hohn! — die Glorie eines Märtyrers.

Diese edlen Gedanken und Wünsche, die er schon als unerfahrener, lebensfroher Jüngling gehegt, begleiteten ihn als treue Freunde auch nach Sibirien, um dort seinem Leben jenen inneren Halt und hohen moralischen Wert zu verschaffen, den wir nicht genug zu bewundern und zu schätzen vermögen. Dorten sind sie auch zu dieser Reife, Vertiefung und innerer Durchbildung gelangt, die unsere unbedingte



Anerkennung verdient. Dort, in diesem größten Kerker der Welt, festigte und läuterte sich endgiltig seine Menschen- und Freiheitsliebe, dort entbrannte erst recht der Haß gegen jedwede Bedrückung der Menschen durch Menschen. Vor dem großen Elend und Jammer, in dem die Menschen um ihn herum leben, vergißt er sein eigenes Leid, sein edles Herz wird darüber empört und — er möchte helfen, er möchte retten, doch er sieht sich selber in Ketten und wie gezwungen greift er nach der Feder, um wenigstens in Worten dem Ausdruck zu verschaffen, was er so gerne tatsächlich ausführen möchte. Und diese Worte, vereint zu herrlichen Liedern, zeugen genug, wie stark, wie einzig sein Herz beherrschend der Wunsch war, den Unglücklichen zu helfen.

In der dichterischen Tätigkeit Hrabowskyj's lassen sich sehr leicht zwei Perioden unterscheiden; und wenn auch die Werke dieser zwei Perioden ihrem Wesen nach als nur einander ergänzend angesehen werden können, weisen sie dennoch Momente und Motive auf, die ihnen in unzweideutiger Weise den Unterscheidungsstempel aufdrücken.

Die Dichtung der ersten Periode ist im Großen und Ganzen eine glühende Mahnung zur unermüdlichen Arbeit für das Wohl aller Geknechteten, ein scharfer Protest gegen jedwede Bedrückung der Menschen durch Menschen, eine begeisterte Hymne zur Verherrlichung der Freiheit. In seinem altruistischen Eifer geht Hrabowskyj in dieser ersten Periode des dichterischen Schaffens so weit, daß wir ab und zu nicht einen Dichter, sondern vielmehr einen gestrengen, ja hartherzigen und rücksichtslosen Parteiführer zu uns reden hören, der keine Opfer zu groß findet, um nur dem Ideal, das ihm vor seinen Augen in unvergänglichem Glanze erstrahlt, näher zu rücken. Und dieses Ideal ist bei Hrabowskyj kein geringes: es ist das Glück seines unglücklichen Volkes und in nicht ferner Perspektive das der ganzen Menschheit. Das eigene „Ich" des Dichters spielt in dieser ersten Periode fast gar keine Rolle; den großen Schmerz, der an seinem Herzen nagt, scheint er nicht zu fühlen; das Unrecht, das ihm, dem Unschuldigen, zugefügt wurde, will er vergessen haben — er sieht nur das endlose Leid und Elend, das himmelschreiende Unrecht, das sein Volk zu ertragen hat, ihn berührt nur das Unglück anderer, sei es noch so fremder Menschen, er fühlt nur den Druck, der auf anderen lastet, und dagegen zu protestieren, das alles zu verdammen, dagegen, wenn auch nur mit dem Worte anzukämpfen, betrachtet er als seine erste und letzte Aufgabe. Diese Gedichte, so wie auch das ganze Leben des Dichters, offenbaren uns wahrhaftig was eigentlich am Menschen menschliches sei, was ihm die Gottesähnlichkeit verschafft und wie klein, wie engherzig erscheinen uns diejenigen, die uns nur mit ihrer eigenen Person zu beschäftigen wissen, die in uns nur für ihre herausgefühlten Leiden Mitleid erwecken wollen. Um die mytische Gestalt des Prometeus verziehen sich die Wolken und wir sehen ihn leibhaftig vor unseren Augen, denn nicht einmal regt sich in unserem Herzen der Zweifel, daß dies nur klangvolle Worte sind. Bis zur letzten Zeile beherrscht uns das Bewußtsein, daß diese Worte ein nur dürftiger und erzwungener Ersatz für die Taten seien, daß sie, falls das Leben des Dichters einen anderen Verlauf genommen hätte, auch nie geschrieben wären.



Und wenn man nun nach den Ursprung dieses edlen, ja übertriebenen Altruismus, dieser selbstlosen, bis zur Aufopferung gehenden Menschenliebe fragt, so ist die Antwort gar leicht: ist doch Hrabowskyj der Dichter eines Volkes, dessen Schicksal mit keinem der in Europa lebenden Nationen zu vergleichen ist. Diese nun nach Freiheit und Selbstbestimmung ringende Volksseele, die nicht mit dem Augenblicke rechnet, aber vielmehr für die entfernte Zukunft sorgt, sie hat nur in Hrabowskyj, wie in vielen anderen ihren Dolmetsch gefunden. Und als solcher, im besten Sinne des Wortes, tritt uns Hrabowskyj in der ersten Periode seines dichterischen Schaffens mit vollem Bewußtsein und mit dem überzeugenden Ernst entgegen. Er hatte nur zu gut eingesehen, worauf die ganze menschliche Despotie basiert und was eigentlich die Menschen und insbesondere sein Volk unglücklich macht. „Licht, Licht! unter die breiten Massen des Volkes" ruft er mit donnernder Stimme und rücksichtslos verlangt er von allen, die sich irgend welche Bildung erworben und dabei ihr Herz nicht verloren haben, ihre ganze Kraft und Energie daran zu setzen, um eben diese Klassen aus dem tiefen Schlafe zu erwecken und ihnen die Wege zu zeigen, die ins „Paradies auf Erden" führen.

Dessenungeachtet begegnen wir auch in dieser Zeit Gedichten, die keine Mahn- und Schlachtrufe mehr, die nicht mehr das Wohl des ganzen Volkes, ja der ganzen Menschheit zum Gegenstande haben, in denen der Dichter nur über das Unglück konkreter, ihm nahestehender Personen klagt. Es mutet uns an, als wenn der Dichter unsere Augen von dem großen Grabhügel, unter dem ganze Völker begraben liegen, ablenken und dieselben auf das schlichte, kaum sichtbare Grab eines einzigen, uns aber teuersten Menschen lenken wollte. Beim Lesen dieser verstreuten Gedichte, beim Anblick dieser vereinzelten Gräber wird uns eigentümlich zu Mute. Wir fühlen uns unwiderstehlich angezogen und wundern uns darüber, warum eigentlich der Dichter an diesen Gräbern so ohne weiters vorbeigeht, um all' seine Gefühle, sein ganzes Ich einer Idee als williges Opfer darzubringen. Doch mit nichten! Nur allzubald erkennen wir, daß unser Vorwurf in unserer Engherzigkeit, in unserem Unvermögen, sich für etwas Großes, Erhabenes zu begeistern, seine Rechtfertigung findet.

Als den Grenzstein, der diese beiden Perioden voneinander scheidet, können wir das Gedicht „An die Mutter", das zugleich das erste Bändchen schließt, betrachten. Recht bezeichnend kündet dasselbe jene Zeit an, wo der Dichter zuletzt unter der schweren Last zusammenbrechen und seiner Brust statt dem Aufrufe zur Arbeit für das Wohl anderer, eine bittere Klage über sein eigenes Los sich entringen wird.

Vom Standpunkte dieser erhabenen Ideale, denen Hrabowskyj in der ersten Periode seines dichterischen Schaffens bedingungslos gehuldigt, betrachtet, könnte man die Dichtung der zweiten Periode als einen Rückgang, als ein Untreuwerden gegen sich selbst und als einen Ungehorsam gegen die früher selbst verkündeten und für heilig gehaltenen Befehle ansehen, denn an die Stelle der Selbstlosigkeit, der begeisterten Mahnung zur Arbeit für das Wohl aller, tritt das eigene unmenschlich gequälte „Ich". Es macht den Eindruck: der Dichter hat doch die Qualen, die ihm beschieden, nicht männlich genug bis ans Ende tragen können und vom Schmerze übermannt, bricht er zuletzt in laute, bittere



Klagen aus. Und für niemand ist diese vermeintliche Schwäche mehr peinlich als für den Dichter selbst. Er ist sich derselben vollends bewußt und vor Scham rötet sich sein Gesicht; er bittet uns um Verzeihung und nicht selten rafft er noch jetzt seine Kräfte zusammen und wir hören scheinbar den früheren mahnenden, aufrufenden Ton — aber er ist nicht mehr der frühere. Er vermag uns nicht mehr fortzureißen, nicht mehr zu begeistern; wie ein fernes Echo verhallt er ohne größere Beachtung, ohne in unserem Inneren welche Gefühle erregt zu haben, denn unser ganzes Interesse hat sich der Person des Dichters zugewandt, seinem Schmerze, seinem Unglück gilt unsere ganze Aufmerksamkeit und nichts vermag uns davon abwendig zu machen, so stark, so bewältigend sind diese wenigen Lieder, in denen er seine eigenen Qualen zum Ausdruck bringt. Und diese wenigen Lieder, die Hrabowskyj selber vielleicht als etwas wertloses betrachtet hatte, sind es, die ihm als Dichter die Unsterblichkeit sichern. Welch bittere Ironie! Das, was dem Dichter sein ganzes Lebensglück gekostet, was ihn zuletzt vorzeitig ins Grab gestürzt hat, das eben hat der ruthenischen Literatur wahre Perlen der Poesie gebracht, das eben hat den Dichter in jene Regionen der göttlichen Kunst erhoben, daß er unbeanstandet zur Seite des großen Ševčenko gestellt werden kann. Es ist eine Reihe von Gefangenschafts- und Kerkerliedern, ein bitterer Klageschrei einer gequälten Seele — aber doch immer keine Verzweiflung. In der ersten Periode bewundern wir an Hrabowskyj den Menschen, in der zweiten den Dichter und beide Gestalten müssen für einen Ruthenen und überhaupt für jeden edelgesinnten Menschen heilig sein.

Damit ist jedoch die Tätigkeit Hrabowskyj's auf dem Gebiete der Literatur noch keineswegs erschöpft. Er war auch als Übersetzer unermüdlich tätig und dadurch hat er sich nicht minder bleibende Verdienste erworben, wenn auch diese Arbeit — den Zuständen gemäß in denen er lebte — keine planmäßige sein konnte. Was er in die Hand bekommen konnte und was irgend welchen literarischen Wert hatte, das hat er auch übersetzt. Zum Glück sind das immer bedeutendere Werke der größten Vertreter der Weltliteratur.

Sein Leben und sein Tod ist nur eines jener schrecklichen, erzwungenen Opfer, die das ruthenische Volk seit Jahrhunderten dem Moloch des russischen Absolutismus bringen muß. Sei es auf diese, sei es auf eine andere Art und Weise, werden die besten Söhne des ruthenischen Volkes unter dem nichtigsten Vorwande vorzeitig ins Grab gestürzt oder mundtot gemacht und dies alles aus dem einzigen Grunde, weil sie für ihre und für ihrer Nächsten heiligste Menschenrechte einzutreten wagen. Und diese teueren Menschenopfer werden desto mehr empfunden, je mehr im fernen Westen dem Menschen ohne Unterschied ein würdiges Dasein zuteil wird, und je dreister die nordischen Machthaber die klägliche Komödie der Friedensbringer zu spielen unternehmen.

M. Kiczura.





Ein Teufelsspaß.

Ein Volksmärchen von Natalie Kobrynska.

Es war still und finster auf der Gotteswelt. Die Nacht senkte sich zur Erde und hüllte sich in ein großes dunkles Tuch, daraus schreckende Gespenster hervorlugten. Die einen reckten sich, strebten den Himmel zu erreichen, die andern krümmten sich, duckten sich zur Erde, als lauerten sie Jemand auf, wieder andere schienen sich zu einer geheimen Beratung zu versammeln und stoben dann lautlos auseinander.

Bei Tage sahen sie anders aus. Das waren Häuser, Scheunen, Schober, Gärten, Weidenbäume, Pappeln und Kreuze an den Wegesrändern eines kleinen Flachlanddorfes. Allein jetzt waren sie verändert, wurden zu drohenden Gestalten, daß es der Seele angst und bang wurde und ein Schauer den Leib wie ein Sprühregen durchrieselte.

An einem Ende des Dorfes stieg es wie aufgewirbelter Feuerstaub empor, es war, als werfe ein feuerspeiender Drache aus seinen Nüstern glührote Funkenstrahlen in die Luft, pußte, schnaube und klappere mit den Zähnen.

Plötzlich öffnete sich die Tür der niedrigen, sich tief zur Erde senkenden Schmiede und rote Flammen schlugen heftiger als zuvor aus dem Rachen des wutschnaubenden Ungeheuers.

Ein großer Blasebalg in der Schmiede blies in die erhitzten Kohlen, erweckte blaurote Flammen und überschüttete den Schmied, der im Schwunge den Hammer hebend, ihn sausend auf den Amboß im Eichenblock niederfallen ließ, mit ihrem Schein. Ringsumher standen Räder, Pflüge, Leitern, Eggen und dazwischen erglänzten im flackernden Widerschein des prasselnden Feuers Eisenstangen, Sensen und Beile.

Auf einigen von diesen Geräten saßen die Wirte und Burschen vom Dorfe. Ihre Augen waren auf die, wie eine Fackel verrußte Wand gerichtet und sie alle lachten, als wollten sie bersten.

Hinter der roten Lohe erschien eine hohe langgestreckte Gestalt, große nackte, in die Höhe gerichtete, gezähnte Flügel und ein zottiger Kopf, der in einem zugespitzten, einem Ziegenbart gleichenden Bart endigte.

„Seht hin! Seht hin!" mischten sich einige Stimmen in den Lärm. „Was für Hörner ihm da hervorkriechen, was für schiefe Augen und wie der Schweif komisch gerundet ist! — daß doch diesen Schmied! wo mochte er ihn nur so gesehen haben? Die Flügel sind ganz wie bei einer Fledermaus! Und was für Krallen? Ha-ha-ha! Und Pferdehufe, — bei Gott — er hat Pferdehufe!", ergänzten lachend die Leute.

„Vielleicht sollte man ihm die Flügel etwas mehr abrunden und den Schopf richten", ließ sich der Schmied vernehmen, warf den Hammer fort, ergriff den zugespitzten Zahn einer Egge und begann damit an der Wand zu ritzen und an der grauen Fläche erschienen kräftige weiße Striche.

Die Leute waren schon auseinandergegangen, aber der Schmied stand noch immer an der Wand und ritzte mit dem Zahn daran herum. Bald machte er den Schopf zottiger, bald die Augenbrauen geschweifter, oder er tat einen Strich um die Lippen, wodurch der Teufel noch grinsender erschien. Als er dann das Feuer bespritzt hatte und sich müde auf sein Lager geworfen, um endlich auszuruhen, sprach der Teufel zu ihm: „Was tat ich dir Böses, daß du mich so häßlich maltest? Jeder, der nur in die Schmiede kommt, spottet über mich und dir ist dies noch nicht genug. Bald rundest du noch die Flügel zu, bald malst du die Zähne noch hervorstehender. Wo sahst du mich denn in Wirklichkeit, daß du mich so lächerlich und häßlich den Leuten zeigst? Und warum bist du so schlecht gegen mich?"



Der Schmied wußte selber nicht, wo er ihn in dieser Gestalt gesehen hatte; ungefähr in der Art war er in seiner Seele erstanden und so malte er ihn auch, und die Lust dazu überkam ihn am meisten dann, wenn er tüchtig vom Branntwein getrunken, den ihm der Teufel selbst vorsetzte.

Das Schmieden war eine harte Arbeit, den ganzen Tag den Hammer zu schwingen ist keine leichte Sache; darum hielt sich der Schmied auch stets ein Fläschchen bereit, tat manchen Schluck daraus, stärkte sich ein wenig und ging dann von Neuem an die Arbeit.

Wenn ihm auch der Branntwein selten ausging, so traf es sich doch, daß ihm die Kehle mitunter trocken wurde, ehe er selbst in die Schenke gehen, um diesen zu holen oder auch Jemand schicken konnte. Zuweilen weigerte sich auch der Jude, welchen zu geben, bevor er das Geld auf den Tisch legte.

„Wenn mir doch auf dem Tische eine Flasche mit Branntwein stände, sobald ich nur die Augen öffnete!“ dachte der Schmied oft bei sich und seufzte dabei tief auf. Und wirklich eines Morgens, da erblickte er vor sich auf dem Tische eine Flasche mit Branntwein. Darüber war er so erfreut, daß er sogleich, ohne sich viel zu besinnen, die Flasche auf einen Zug bis auf den Grund leerte.

Am nächsten Tage tat er dasselbe — am dritten stand abermals eine Flasche mit Branntwein auf dem Tisch.

„Wie kam dieser Branntwein hierher?“ dachte oftmals der Schmied, schauerte in sich hinein, schob die Flasche von sich weg und schritt zum Amboß.

Doch kaum tat er mit dem Hammer einen Schlag, so schielte er auch schon zur Flasche hinüber; sie stand dort, wie vorhin; durch das helle Glas schimmerte der Branntwein klar und rein, wie eine Träne und verbreitete einen solchen Geruch, daß der Schmied nicht umhin konnte, die Nase zu erheben, um möglichst viel von dem lieblichen Dufte einzusaugen. Zuletzt wurde er ungeduldig, griff nach der Flasche und trank, bis wieder nur der trockene Boden blieb. Da fühlte er, wie der teuflische Trank ihm durch die Adern rollte, wie das Blut ihm warm wurde, die Pulse schlugen, sah im Geiste, wie sich vor ihm eine gräuliche Gestalt erhob, anfangs gleichsam in der Ferne, aus dichten Wolken heraus, dann immer näher und deutlicher und endlich so nahe, so hell, daß er den Hammer fortwarf, nach irgend einem zugespitzten Stück Eisen griff und an der Wand zu ritzen begann. Unter dem Eisen hervor hoben sich immer deutlicher die Formen und Umrisse eines schauerlichen Ungeheuer, das die Leute „Teufel“ benannten. Der Ruf von seiner Kunst verbreitete sich im ganzen Dorfe. Ob jemand nun einen Anlaß hatte oder nicht, er eilte in die Schmiede, um sich da den Teufel anzusehen. Oft kam auch ein junges, neugieriges Weib hereingelaufen, doch kaum hatte sie einen Blick auf diese Schreckgestalt geworfen, als sie auch schon entsetzt die Augen abwendete. Man konnte sich, daß Gott behüte! noch in dies Ungeheuer „vergucken.“ Humpelte ein altes Weib herein, erbebte es vor Angst und eilig bekreuzigte es sich, damit „Er“ keinen Zutritt zu ihr erlange; die jungen Mädchen aber, die liefen haufenweise zur Schmiede herbei und lachten über den Teufel, so sehr sie konnten. „Wie schrecklich und häßlich ist er, wie komisch sind seine Augen und wie schief die Augenbrauen! Und Hände hat er, wie ein alter Dieb! Die Krallen spreizt er auseinander! Und mit den Pferdehufen tritt er auf, als tanze er! Ah! das ist einmal ein fescher Bursch, dem kann man nichts nachsagen! Wahrlich, es wär nicht so übel, den anzusehen und mit ihm einen Tanz aufzuführen!!“

Der Teufel aber wartete nur darauf, mit dem Schmied allein zu bleiben und sogleich fuhr er ihn an: „Du bist ein erbärmlicher Mensch, da malst du mich so häßlich und bist doch selbst nicht schöner als ich! Ich bin dir gut, gebe dir, was dir das Liebste ist, und du benimmst dich so schlecht und bist so undankbar! Du besuchst



die heilige Messe, hörst die Worte der heiligen Evangelisten, die da sagen, man müsse Brot für Steine reichen und für meine Güte machst du mich lächerlich und schwärzest mich vor den Menschen an! Und was tun sie dir denn Gutes, diese Leute? Du arbeitest, trittst den Blasebalg, schlägst mit dem Hammer, daß dir der Atem ausgeht und stirbst doch beinahe vor Hunger unter ihnen. Kennst du sie nicht? Weißt du nicht, was das für ein Gezücht, welch' ein elendes Zeug sie sind? Mit meinem Branntwein erwärmst du dir das Herz, vertreibst dir kummervolle Gedanken und gibst mich dafür dem Gelächter preis? Du weißt, wie gern ich es habe, bei schönen, jungen Frauenzimmern schön zu tun, und du stelltest mich ihnen dergestalt hin, daß sie die Blicke von mir abwenden. Wenn ich mich auch jetzt in den prächtigsten Burschen verwandelte, kein Mädchen würde mich mehr haben wollen, seit sie erfahren, daß ich Pferdehufe habe! Und du weißt auch, wie mir das weh' tut, wie's mich reizt, wenn mich ein altes Weib mit dem Kreuze sticht; und worin ist sie denn schöner und besser als ich?!"

Vielleicht hat er Recht! dachte der Schmied, er konnte sich aber dennoch nicht enthalten, die Gestalt des Teufels zu vervollständigen. Es brannte ihm etwas im Schädel, kochte im Herzen, und ein unbezwingbares Bedürfnis schien ihn zu drängen, das zu offenbaren, was sich in seinem Innern barg. Je mehr er sich an seinem Werke zu schaffen machte, eine desto tiefere Sehnsucht zog ihn zu ihm und erweckte mit gewaltigem Eifer ein immer größeres Wohlgefallen an ihm, daß es in allen Tönen in seiner Seele spielte, zum Herzschlag wurde und in seinen Adern kreiste.

So stand er oft lange und sah auf sein Werk, bis dieses Leben gewann, mit dem Haupte zu schütteln anfing, mit den Händen zu fuchteln und zu klagen begann; „Du hast mich wieder gereizt, hast wieder an mir gemodelt, um mich noch häßlicher zu machen! Besinne dich, Mensch! Du hast doch davon weder einen Nutzen, noch sonst was Gutes, höchstens eine hämische Freude, während ich nur Nachteil habe."

Mitunter tat es dem Schmied leid um den Teufel. Vielleicht war er in Wirklichkeit doch nicht so schlecht, so schrecklich und schwarz, wie er ihn da abgebildet? Aber gleich darauf überkam ihn eine noch größere Lust, er machte ihn noch häßlicher. Da krümmte er die Hörner mehr ein, spitzte den Bart mehr, dort spreizte er ihm die Krallen mehr auseinander.

„— Ja — ja — mein Brüderchen, mach' es nur besser, nur immer besser! Denn was tätest du nicht für deinen Ruhm und deinen Hochmut? Was geht dich mein Leid an, wenn du nur zufrieden bist. Passe auf, daß es dich nicht einmal reut!"

Den Schmied überkam Angst; er ergriff den Besen, tauchte ihn in den Ruß und wollte damit den Teufel von der Wand wegwischen. Wie er aber der Schreckgestalt in die Augen blickte, deren Züge, bei denen er so viel Mühe verbraucht hatte, näher betrachtete, schleuderte er den Besen weit von sich, als schüttle er damit eine böse Versuchung ab, die das Bild seines Geistes zu zerstören drohte. Das Handwerk des Schmiedes ging ein, die Leute kamen zwar in die Schmiede, jedoch nicht mehr um irgend welcher Arbeit willen, sondern um sich den Teufel anzusehen.

Und es kamen Zuschauer nicht nur aus dem eigenen Dorfe, sondern auch aus den benachbarten Dörfern. Ging einer auf den Markt oder zur Marktzeit in die Stadt, so ging er nicht an der Schmiede vorbei; oft machte er sich eigens auf den Weg, nur um den Teufel zu sehen. Dann gelangte das Gerücht vom Teufel des Schmiedes auch in den Hof, zum Gutsherrn selbst.

Eines Tages sah der Schmied, daß einer vierspännigen Kutsche, die vor seiner Werkstätte stehen blieb, ein Herr entstieg und gerade auf seine Türe zuging. „Was hast du für einen Teufel gemalt, Schmied, daß alle Leute ihn anzusehen herbeieilen und daß man von nichts mehr spricht, als von deinem Teufel?" sprach der Gutsherr.



„Da ist er", erwiderte der Schmied und wies auf die Wand.

Der Herr betrachtete den Teufel, wie er da, vom Schmied gemalt, an der Wand stand und grinste, und als er ihn ansah, hielt er sich die Seiten vor Lachen.

„Fürwahr, Meister —", sprach er, „der Teufel selber steckt in dir und müßtest du nicht da in der Werkstätte sitzen und dein „Elend" hämmern, es gäbe keinen Mann auf der Welt, der dir gleich wäre."

Als dies der Schmied vernahm, blies er sich auf wie sein Blasebalg.

Das war aber dem Teufel doch schon zu viel, es verdroß ihn, daß der Schmied sich aufblies und der Herr ihn auslachte.

„Nun wird auch der noch über mich lachen!" grollte er voll Zorn. „Worin ist er denn schöner als ich, dieser Kerl von einem Herrn? Wer lebt von anderer Leute Arbeit, wer bestellt seine Felder mit fremden Händen? Unter wessen Prügeln springt die Bauernhaut und fließt Blut in Strömen?! Nicht durch dich, mein Herrchen?! Und faulen nicht durch dich in unterirdischen Gruben die Leute, werden die Zöpfe der Jungfrauen abgeschnitten, tragen die jungen Männer Gewehre, während man ihre Frauen in den Gutshof schleppt?!

Nun wird er mich verhöhnen und den Schmied loben; was würde er aber sagen, wenn der Schmied ihm ein Leid antäte? Würde er da nicht ärger als der Teufel wüten? Wir werdeu es ja sehen!"

Als der Schmied in der Nacht, vor dem Bilde des Teufels sitzend, mit dem Eisenzahn in der Hand eingenickt war, riß sich der Teufel von der Wand los, pfiff gleichsam wie ein Wind auf und schwang sich hoch in die Lüfte. Seine großmächtigen Flügel breiteten sich wie eine schwarze Wolke aus und wie eine Wolke senkte er sich langsam auf den Gutshof nieder.

Der Herr des Hofes besaß große Reichtümer, die Goldfüchse maß er mit Scheffeln, in Schüsseln trocknete er die schimmelig gewordenen Kupfermünzen und die Guldenzettel verwahrte er in linnenen Ballen. Und welch' eine Menge von kostbaren Kleidern gab es da nicht, Gold, Silber und andere Schätze!

Je mehr sich der Teufel zur Erde senkte, ein umso tieferer Schlaf befiel alle; nicht bloß der Herr, dessen Gattin und seine Dienerschaft waren eingeschlafen, als hätte ihnen jemand mit einem Steine die Köpfe beschwert, auch die Hunde und die Wächter, die Tag und Nacht den Herrenhof bewachten, alle lagen im tiefsten Schlaf.

Der Teufel langte in lichter Gestalt im Herrenhof an und durchdrang denselben bis auf den Grund. Er nahm von seiner Schulter den Kohlensack des Schmiedes, den er aus dessen Werkstätte mitgenommen hatte und begann denselben mit allem Möglichen anzufüllen. Geld, Silbergeschirr, Ringe, Ohrgehänge, Seidenstoffe und kostbare Sachen — mit einem Worte, mit allem was da zu finden war, stopfte damit den Sack, der sich immer mehr ausdehnte und an Umfang zunahm.

(Schluß folgt.)



Glossen.

In Galizien geht es dem der Landlustig zu. Nachtag den allpoluischen Gesetzentwurf über die Arbeitsvermittlungsämter angenommen und sich gegen die Errichtung der fünften (!) ruthenischen Mittelschule ausgesprochen hat, verließen die ruthenischen Abgeordneten „das einzige polnische Parlament" und legten ihre Mandate nieder. Die Herren Polen — und zwar sowohl die Demokraten und Volksparteiler wie auch



die Schlachzizen — suchen auf jede mögliche Weise diesem Vorfalle jede Bedeutung abzusprechen. Vor allem verbreiten sie die Nachricht, daß die ruthenischen Abgeordneten ihre Mandate assekuriert hätten. Andererseits treffen sie alle Vorkehrungen, damit die Wahlen nach dem landesüblichen Modus verlaufen und zumindest nicht alle Abgeordnete in den Laudtag zurückkehren. (Also wo bleibt die Assekuranz ? !) Sie suchen auch darauf die öffentliche Meinung vorzubereiten, indem sie in den Wiener Blättern Zuschriften veröffentlichen, in welchen nachgewiesen werde, daß man in Ost-Galizien von einer öffentlichen Meinung nicht reden könne, die Wähler hätten daselbst überhaupt keine Meinung — also die ruthenischen Abgeordneten dürfen sich auf ihre Wählerschaft nicht verlassen e. c.

Welch seltsame Logik! Einerseits requiriert man Militär gegen die ruthenischen Wähler, (die blutigen Wahlen vom Jahre 1897), veranstaltet die Wahlmännerwahlen um Mitternacht, damit ja nicht alle Wahlberechtigten an der Abstimmung teilnehmen, läßt viele Wähler während der Zeit der Wahlen einsperren — anderseits behauptet man, die Wähler seien ein willenloses Objekt, denselben sei gleichgiltig, wer zum Abgeordneten gewählt werde. Wir haben noch niemals gehört, daß man gegen die Gleichgiltigkeit mit den Bajonetten ausrücken müsse!

Doch den Herrschaften ist nicht um den gesunden Menschenverstand, nicht um die Logik zu tun, sondern darum, daß nicht alle ruthenischen Abgeordneten die Schwelle des Landtages wiederum betreten dürfen. Hier liegt der Hase im Pfeffer! Und man wird gegen die angebliche „Gleichgiltigkeit“ wieder mit allen Mitteln der polnischen Wahlgeometrie kämpfen, denn besonders einige Abgeordnete befinden sich auf der polnischen Proskriptionsliste. Aber sämtliche Abgeordnete haben sich durch Ehrenwort verpflichtet, ihre Mandate wiederum niederzulegen, falls nur einer der Kollegen von der Landesregierung auf die berüchtigte Weise bekämpft und dessen Wiederwahl mit Gewalt verhindert werden sollte. Anderseits betrachtet es das ruthenische Volk als seine nationale Ehrenpflicht, die bisherigen Abgeordneten wiederum in den Landtag zu entsenden. Aus allen Bevölkerungsschichten laufen Sympathie- und Vertrauenskundgebungen für die Landtagsabgeordneten ein, alles erklärt sich mit deren Vorgehen solidarisch.

* * *

Die galizischen Verhältnisse charakterisiert sehr gut folgender Umstand. In Bałyczi bei Przemysl sammelte ein Bauer im herrschaftlichen Walde Beeren und wurde von dem gutsherrlichen Förster, Finsterberger „auf frischer Tat ertappt.“ Finsterberger schoß auf den wehrlosen Bauer und verwundete ihn tödlich. Der herrschaftliche Förster wurde dafür zu drei Monaten Kerker verurtheilt, jedoch vom Kaiser begnadigt, erhielt er blos 14 Tage einfachen Arrest. Das erinnert uns an die schweren Kerkerstrafen, zu welchen 80 Bauernfamilien aus demselben Dorfe Bałyczi während der berühmten Wahlen vom Jahre 1897 verurteilt wurden. Vergebens suchten damals die ruthenischen Abgeordneten um Amnestie an .... Der Herr Förster, der einen Bauer angeschossen, hat eben seine 14-tägige Arreststrafe abgebüßt. Der boshafte Zufall wollte, daß gleichzeitig mit demselben auch in Przemysl ein Bauer namens Beßah ebenfalls seine Freiheitsstrafe angetreten hat. Zwischen beiden Delinquenten bestand aber ein kolossaler Unterschied: Der Förster Finsterberger schoß auf dem gutsherrlichen Boden einen Bauer an, verwundete ihn tödtlich und bekam dafür 14 Tage Arrest — der Bauer Besah schoß auf seinem eigenen Feld ein Reh an, wurde dafür zu einem Monat schweren Kerker verurteilt und mußte nun diese Strafe abbüßen. ...... Merkwürdig ist des Schicksals Tücke!

* * *



Nicht minder merkwürdig ist das Verhalten der galizischen Verwaltungsbehörden und der Gendarmerie jeder kulturellen und humanitären Bewegung der Ruthenen gegenüber. Die Gendarmen werden einfach mit einer unbeschränkten Gewalt ausgestattet, dürfen in ruthenischen Vereinshäusern, ja sogar in den Privatwohnungen der Vereinsmitglieder nach Belieben schalteu und walten. Sie erlauben sich nicht nur die gröbsten Beleidigungen, sondern auch bestialische Mißhandlungen, was wir bereits wiederholt durch konkrete Tatsachen nachgewiesen haben. Aus dieser galizischen Blumenlese heben wir nur noch einiges hervor. Unter der Herrschaft des Grafen Pininski ist in Galizien die allpolnische Wirtschaft etabliert worden. Unter seiner Regierung bereiste der bekannte politische Commis voyageur Dr. W. Ritter von Kozlowski Ostgalizien und veranstaltete daselbst nationale Hetzen. Dieser berufsmässige Schwätzer hetzte fleißig gegen alles, was nicht polnisch ist, erzielte aber das Gegenteil davon, was er beabsichtigte. Er trug nämlich viel zum Erwachen des nationalen Bewußtseins unter den breiteren Schichten des ruthenischen Volkes bei, und zwar in jenen Gegenden, wo dieses Bewußtsein ziemlich träge war oder ganz schlief. Anderseits stellten sich jetzt die Gendarmen und die Polizei viel intensiver in den Dienst der Schlachta und der allpollnischen Sache. Die Gendarmerie ist heute die mächtigste Stütze des Allpolentums in Galizien und verlegt sich hauptsächlich auf die Vernichtung des ruthenischen Vereinswesens. Es handelt sich dabei durchaus nicht um politische Vereine. Aber das Vereinswesen ist ja geeignet, das kulturelle Niveau des ruthenischen Volkes zu heben und muß deshalb bekämpft werden.

* * *

Derzeit wettert man am meisten gegen die ruthenischen Feuerwehrvereine „Sicz.“ In jeder Gegend, in welcher sich mehrere solche Vereine befinden, wird die Verfassung einfach sistiert. Verschiedene bestellte Individuen veranstalten mit Hilfe der Gendarmerie förmliche Orgien. Am 23. Oktober l. J. wurde vor Gericht in Żydaczow festgestellt, daß der Gendarmeriewachtmeister Slawela mit dem Säbel, sein Freund Zaluski mit der eisernen Mistgabel die Mitglieder des Sicz-Vereines in Iwaniwci bearbeiteitet haben, wobei sie sich auf einen Prügelbefehl des k. k. Bezirkshauptmannes Skalkowski beriefen. Solche Prügelszenen werden planmäßig arrangiert. Die Gendarmen Slawela und Glowacz verkünden urbi et orbi, sie werden die Mitglieder der Sicz-Vereine so zurichten, daß ihnen nicht mehr einfallen werde, diesen Vereinen anzugehören. Der Gendarmeriepostenführer Zamecznik (aus Żydaczow) erzählte den versammelten Bauern, der Herr k. k. Bezirkshauptmann werde unter seine Leute Waffenpässe verteilen, damit diese Revolver tragen dürfen. Er sagte „wenn sie (die mit den Revolvern bewaffneten Individuen) einige Bauern erlegen, werdet ihr auch die Sicz-Vereine aufgeben!“ . . . . . So beschützen die polnischen Sicherheitsbehörden die ruthenische Bevölkerung vor . . . . . der Gründung der Feuerwehrvereine!

* * *

Trotzdem nun die galizische Landesregierung mit Anwendung aller landesüblichen Mittel die Verbreitung der Sicz-Vereine zu verhindern sucht, arbeitet der Schöpfer dieser äußerst nützlichen und sympathischen Organisation, Dr. K. Trylowskyj, unermüdlich an deren weiterer Ausgestaltung. Es bliebe nur zu wünschen übrig, daß sich bald ein Netz von Sicz-Vereinen über ganz Ostgalizien ausbreite, daß Dr. Trylowskyj möglichst viele Mitarbeiter bei seinem gemeinnützigen Unternehmen finde. Es war ein sehr vernünftiger Gedanke von Dr. Trylowskyj, die Sicz-Organisation ins Leben zu rufen, durch deren Schöpfung hat er sich ein großes Verdienst erworben. Seine Bemühungen können somit auf tatkräftige Unterstützung von Seite aller vernünftigen Elemente rechnen. Wir halten es ebenfalls für einen sehr glücklichen Einfall, die Tätigkeit der



Organisation auch nach Bukowina zu versetzen. Bis jetzt hat Dr. Trylowskyj in drei Bukowinaer Städtchen Sicz-Vereine gegründet.

Es ist zu bemerken, daß die Bukowinaer Behörden der Sicz-Organisation gegenüber neutral sich verhalten. Dagegen werden die unsinnigsten Chikanen der Sicz-Vereine in Galizien, deren Martyrologium, ein belustigendes Kapitel der galizischen Geschichte bilden .... „Bei uns ist alles anders" sang der polnische Dichter Vinzenz Pohl, anders wie in Europa ...... R. S.

* * *

Wer von den gut Unterrichteten hat nicht staunen müssen, als er bei dem Vortrage des Dr. Ladislaus Gumplowicz „Polen, Rußland und Europa", gehalten in Wien „zur Ressource" am 13. d. M., zu hören bekam, daß den Ruthenen nur unter dem russischen Szepter viel, sogar sehr viel Unrecht widerfahre, wogegen sie in Österreich einer Gleichberechtigung mit allen anderen Nationen sich erfreuen. Diese letzte Behauptung klang so gutmütig und wohlgemeint, daß auch der temperamentvollste, in nationaler Hinsicht feinfühlendste Ruthene, dieselbe gleichmütig hinnehmen konnte, zumal Dr. Gumplowicz dem ruthenischen Volke prinzipiell das Recht auf eine selbständige Existenz in staatsrechtlicher Hinsicht einräumt, somit mutatis mutandis, alles billigt und konseqnenterweise auch billigen muß, was eben zu jener Selbständigkeit führt, wenn dies auch einerseits der russischen Regierung und anderseits in Österreich den Schlachzizen mit ihren allpolnischen Bestrebungen nicht gelegen sein würde.

Aber auch aus anderen Gründen könnte man diesen Ausspruch als berechtigt annehmen, insoferne er nämlich auf den offiziellen Quellen basiert. Jedoch auch dann, mit diesen Quellen in der Hand, müßte man mit solchen Aussprüchen und Behauptungen viel umsichtiger sein, falls man nicht alles ignorieren will, was nicht allzusehr sich der Wahrnehmung entzieht. Und was erst, wenn wir wissen, daß alle diese Quellen nichts weniger als glaubwürdig sind? Wir meinen natürlich alle die Berichte der unzähligen, besonders der autonomen Behörden Galiziens und an erster Stelle die galizische Statistik, die, so wie sie da steht, nichts anderes als nur ein tendenziöses Machwerk sei, dazu bestimmt, der zivilisierten Welt schwarz auf weiß nachzuweisen, welcher Wohltaten und welchen Gedeihens sich das Land unter der berüchtigten schlachzizischen Wirtschaft erfreue und in erster Linie, daß auf allen möglichen Gebieten die Ruthenen mit den Polen gleich behandelt werden. Daß dem so sei, wurde — Gott sei Dank — nicht nur von den ewig unzufriedenen Ruthenen nachgewiesen. Und schon gar nicht am Platze war dieser Ausspruch in Anbetracht der Vorkommnisse während der diesjährigen Session des galizischen Landtages, wobei die ruthenischeu Abgeordneten aus Überfluß dieser Gleichberechtigung, die dem ruthenischen Volke zuteil wurde, sich veranlaßt fühlten, ihre Mandate niederzulegen und in demonstrativer Weise das Haus zu verlassen. Kein Wunder also, daß trotz aller, noch so wohlmeinender und autoritativer Behauptungen und Versicherungen das Wort „Gleichberechtigung" für einen Ruthenen als ein bitterer Hohn klingt. Er braucht nur eine beliebige ruthenische Zeitung in die Hand zu nehmen und von jeder Spalte, fast von jeder Zeile starren ihm in unheimlicher Erscheinung nackte Ziffer entgegen, die keinen Zweifel aufkommen lassen, daß dem ruthenischen Volke relativ in Galizien das größte Unrecht geschehe. Diese Ziffern werden von Tag zu Tag immer größer, erschreckender und die Taten, die hinter ihnen stecken, gewinnen immer mehr an Brutalität und Gewissenlosigkeit.

Wenn auch die geehrten Leser der „Ruthenischen Revue" nur zu oft diese Ziffern zu Gesichte bekommen haben, die gerade das Gegenteil auf's eklatanteste beweisen, können wir nicht umhin, immer neue hinzuzufügen, je nachdem sie die be-



rühmte Gleichberechtigung mit sich bringt. Wir wollen auf dieser Stelle nur auf dem Gebiete des Schulwesens verbleiben und dies nur bei einer Kategorie desselben.

Es gibt in Galizien im Ganzen 13 Lehrerbildungsanstalten, davon ist keine einzige ruthenisch. Ihre Verteilung im Lande ist so gerecht, daß auf 47 ruthenische Bezirke 6 und auf 27 polnische 7 derselben entfallen. Die 6 im ruthenischen Teile des Landes sind die utraquistischen. Und wie schaut denn dieser Utraquismus aus? Laut der Ministerialverordnung soll in diesen utraquistischen Lehrerbildungsanstalten vorgetragen werden: 1. Die Religion, je nach dem Ritus in polnischer und ruthenischer Sprache. 2. Pädagogik in polnischer Sprache. 3. Die polnische Sprache, polnisch, die ruthenische, ruthenisch. 4. Die deutsche Sprache im Vorbereitungsjahre polnisch und deutsch, sonst nur deutsch. 5. Mathematik und Naturgeschichte im Vorbereitungsjahre polnisch, in den anderen vier Jahrgängen ruthenisch. 6. Geographie und Geschichte polnisch. 7. Wirtschaftslehre, ruthenisch. 8. Kaligraphie und Zeichnen in polnischer Sprache. 9. Musik und Gesang in polnischer und ruthenischer Sprache. 10. Turnen in polnischer Sprache. Hiebei ist noch eine Klausel, die besagt: Beim Vortragen der Gegenstände in polnischer Sprache sollen den Schülern auch ruthenische Benennungen angegeben werden, nicht minder sollen die Schüler zur richtigen Aussprache der ruthenischen Namen verhalten werden. Dieselbe Klausel gilt auch für die Gegenstände, die in ruthenischer Sprache vorgetragen werden, nur natürlich im entgegengesetzten Sinne. Abgesehen nun von dem Religions- und Sprachunterricht, verbleiben 11 Gegenstände, von denen 7 in polnischer und nur 4 in ruthenischer Sprache vorgetragen werden. Dieses Mißverhältnis wird noch größer, wenn man bedenkt, daß an diesen Anstalten Lehrkräfte fungieren, die zum größten Teile keine Qualifikation aus der ruthenischen Sprache besitzen, somit nicht einmal physisch im Stande sind, ihren Pflichten nachzukommen und was erst, wenn wir auch die moralische Seite so eines Lehrers, dessen Kopf voll von allpolnischen Ideen ist, in Betracht ziehen wollten. Schon das Gesagte allein wäre hinreichend genug, um den, der über Gleichberechtigung sprechen will, lächerlich zu machen, doch alles dies muß noch ganz harmlos erscheinen gegenüber der Tatsache, wie die ruthenischen Schüler an diesen Anstalten behandelt werden und daß ihnen der Zutritt zu denselben ganz einfach verwehrt wird.

So waren an allen diesen Anstalten im vorigen Schuljahre im Ganzen 883 ruthenische Frequentanten männlichen und weiblichen Geschlechtes, wogegen die Zahl der polnischen 2289 ausmachte. Es könnte jemand sehr leicht geneigt sein, dieses Mißverhältnis dem geringen Bildungsdrange der ruthenischen Jugend zuzuschreiben und somit die polnischen Machthaber außer Obligo stellen, jedoch auch in dieser Hinsicht soll nichts anderes als nur Ziffern demähnliche Zumutungen entkräftigen. Im vorigen Schuljahre meldeten sich zur Aufnahmsprüfung in dem Tarnopoler Seminar 132 Schüler, davon 70 Ruthenen, 45 Polen und 17 Juden; aufgenommen wurden: 17 Ruthenen mitsamt den Repetenten, 42 Polen und 2 Juden. In diesem Jahre wiederum meldeten sich daselbst 130 Schüler zur Aufnahmsprüfung, davon 65 Ruthenen, 56 Polen und 9 Juden; aufgenommen wurden: 21 Ruthenen, 36 Polen und 3 Juden Diese Ziffern beweisen, daß hier kein Zufall obwaltet, sondern daß man hier mit einer wohldurchdachten und konsequent durchgeführten Methode zu tun hat, die darauf abzielt, dem ruthenischen Volke, seinen eigenen Lehrerstand zu haben, unmöglich zu machen und in weiterer Konsequenz dasselbe auf einem relativ tiefen geistigen Niveau zu erhalten, um es leichter zu Gunsten der anderen, das Land bewohnenden Nationalität, ansbeuten zu können. Es könnte jemand noch meinen, daß vielleicht die nicht aufgenommenen ruthenischen Schüler auch wirklich untauglich waren, denn wahrlich nicht ohne Erfolg werden die Ruthenen polnischerseits urbi et orbi als eine minderwertige Nation dargestellt! Aber auch diese Meinung muß der Tatsache weichen,



daß nicht selten ruthenische Vorzugsschüler bei der Aufnahmsprüfung durchfallen, je nachdem das Maximum der aufzunehmenden Ruthenen schon erreicht ist. Das ist dieselbe Methode, die in Galizien bei den Wahlen angewendet wird; wenn nämlich der ruthenische Kandidat das von der Schlachta festgesetzte Maximum der Stimmen erhalten hat, werden die übrigen Stimmzettel ohne weiteres dem schlachzizischen Kandidaten zugerechnet. — Nicht andere Verhältnisse herrschen auch auf anderen 5 utraquistischen Anstalten, die dem Ruthenen zugänglich sind und wenn wir noch alle die möglichen Chikanen, die ein ruthenischer Schüler von den polnischen chauvinistischen Professoren zu erdulden hat hinzuzählen, dann haben wir erst recht das Bild der Gleichberechtigung, der sich die Ruthenen in Österreich erfreuen.

Wir haben nur eine der unzähligen Wunden berührt und schon diese zeigt uns deutlich, wie wenig geziemend es sei von einer Gleichberechtigung dort zu reden, wo auf Schritt und Tritt die roheste Vergewaltung der schwächeren Nation durch die stärkere obwaltet, wobei dem schwächerem Teil sogar die Möglichkeit sich zu verteidigen benommen wird. — Nicht einmal auf dem Papiere besitzen die Ruthenen eine Gleichberechtigung und was erst in der Praxis!

Wie muß nun im Lichte dieser Tatsachen der Ausspruch des Dr. Gymplowicz erscheinen? — Nicht anders, als eine harmlose, rethorische Ubertreibung, die den Ruthenen wenig schaden und den Schlachzizen noch weniger nützen kann. Dadurch wird ihre Ehre, als der erbärmlicher Ausbeuter und Bedrücker nicht gerettet! —

Dafür sei mit Dankbarkeit erwähnt, daß Dr. Gumplowicz der 25 Tausend (er zählt ihrer nur 15 Tausend) Ruthenen in Rußland gedachte und dieselben nicht mehr wie es gewöhnlich in der Gelehrtensphäre geschieht zu den Großrussen zuzählen beliebte. Sein Hinweis, daß die Ruthenen, gleich wie die Polen und Finnländer mit ihrer Kultur mehr dem Westen als dem Osten angehören, daß sie mit ihren Bestrebungen zur Selbständigkeit ein wichtiger Faktor im Kampfe gegen den russischen Despotismus sein müssen, kam manchem Zuhörer befremdend vor, wie sehr es auch selbstverständlich und berechtigt sei.

* * *

Die Herren Schlachzizen sind konsequent, das muß man zugeben .... Aus Anlaß des Sokolistentages wurden in Lemberg Ansichtskarten in Umlauf gebracht, die einen k. k. Gendarmen darstellten, der sein Gewehr dem polnischen Sokolisten mit den Worten überreicht: „Es sei jetzt nicht mehr die Aufgabe des k. k. Gendarmen dieses Land zu bewachen, denn nur die Sokolisten seien dieser Aufgabe würdig." Zum Glück oder zum Unglück hat die Geschichte damit ihr Bewenden und bis auf den heutigen Tag fungieren noch in Galizien die k. k. österreichischen Gendarmen, von denen leider die Geschichte auch nichts rühmliches zu erzählen weiß.

Indessen haben die Herren Sokolisten wahrscheinlich sich eines besseren besinnen müssen, denn man hört gar nichts mehr davon, daß sie auch wirklich auf ihrem Vorhaben; den armen Schluckern in der Pickelhaube als Konkurrenten zur Seite zu treten, beharren würden. Einen ernsten Versuch, diese Idee zu verwirklichen, haben zwar die schlachzizischen Studenten, aus Anlaß der bekannten Demonstration der Ruthenen auf der Lemberger Universität gemacht, aber nur allzubald kamen die edlen Herren zur Überzeugung, daß dieser Dienst zwar schwierig, aber wenig ehrbringend sei. — Nach diesem nun, die Gesinnung der Herren Schlachrizen recht treffend charakterisierenden Vorspiele ertönt jetzt aus allen Spalten der allpolnischen Presse der Ruf: Die Amtssprache bei der Gendarmerie in Galizien muß ausschließlich die Polnische sein. Es wollen also die Herren nicht mehr selbst die Dienste verrichten und möchten dennoch eine nationale Gendarmerie haben, die auch dem Namen nach allpolnisch wäre.

Meletius.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. V. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.

Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 30. November 1903. Nr. 14.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Pacta conventa.

Wir haben bereits wiederholt betont, daß die allpolnische Politik in Österreich mit einer Meisterhand geführt, daß der krankhafte Chauvinismus der Massen sehr klug ausgenützt werde, um die Macht der Schlachta zu befestigen, ja womöglich auszudehnen. Wir haben ebenfalls hervorgehoben, daß die führenden polnischen Politiker ihre staatsrechtlichen Beziehungen zur Krone geltend machen, sich auf das altpolnische Staatsrecht, auf die pacta conventa, berufen und aus denselben ihre Vorrechte in Österreich, ihre dominierende Stellung herleiten.

Wir könnten eine Unmenge von Belegen hier anführen, um die Richtigkeit unserer Behauptungen zu beweisen. Das würde uns jedoch zu weit führen — die Leser finden übrigens hinreichendes Beweismaterial im Leitaufsatz der vorigen Nummer unseres Blattes. Wir beschränken uns vorläufig auf die Feststellung anderer in unserem Kampfe um die Gleichberechtigung sehr wichtigen Momente, die für diesen Kampf, sowie für die Behandlung der Ruthenen in Österreich sehr charakteristisch sind.

Der Standpunkt der Polenführer läßt die Taktik der österreichischen Zentralregierungen in einem ganz anderen Lichte erscheinen und erklärt uns manche Verfügungen, die sonst unverständlich wären. Die Gleichberechtigung der die einzelnen Kronländer bewohnenden Völker „im Amt, Schule und im öffentlichen Leben" wird bekanntlich in keinem Lande so mißachtet wie in Galizien. Die Amtssprache in diesem Lande ist ausschließlich polnisch, ruthenische Zuschriften werden in der Regel nicht angenommen, die ruthenischen Priester, die sich dagegen auflehnen, werden empfindlich bestraft. Wenn wir aber selbst von der Gleich=

berechtigung „im Amt und im öffentlichen Leben“ absehen, so sieht die galizische Idylle auch in der Schule nicht viel besser aus. Ja, die Herren Polen brüsten sich noch damit. Reichsratsabgeordneter Dr. Głąbinski schreibt im „Słowo Polskie“ vom 26. November: „Wir werden also im nächsten Jahre 49 Mittelschulen in Galizien haben. Der Posten für das ruthenische Gymnasium in Stanislau befindet sich nicht mehr im Budget. Das polnische Gymnasium in Teschen sehen wir im Budget als ein Staatsgymnasium“ . . . Unter diesen 49 Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) sind 43 polnisch, 4 ruthenisch und 2 deutsch.

Diese gesetzwidrigen Zustände befinden sich in offenkundigem Widerspruch zur österreichischen Verfassung und lassen sich durch nichts rechtfertigen. Die Ursache, warum der Kampf der Ruthenen von Seite der Zentralregierung so erschwert, die Vorherrschaft des Polentums in Galizien so heilig gehalten wird, erklärt uns die bereits zitierte Äußerung des Universitätsprofessors Dr. Głąbinski, welcher sagte, die galizischen Sprachenverordnungen seien „pacta conventa im Sinne des alten polnischen Staatsrechtes, ein Pfand der Einigkeit zwischen der habsburgischen Dynastie und den österreichischen Polen“ . . . Das ist somit deutlich gesprochen!

Das Vorgehen der Regierung — die, ohne sich um den Willen des schlesischen Landtages zu kümmern, das polnische Gymnasium in Teschen verstaatlicht, die Position für das ruthenische Gymnasium in Stanislau zuerst ins Budget aufgenommen dann dem Wunsche der polnischen Potentaten entsprechend ausgeschaltet hat, gleichzeitg aber neue polnische Mittelschulen in Galizien kreiert — widerspricht durchaus nicht der Behauptung des polnischen Politikers. Es liegt übrigens auf der Hand, daß die Schlachta — ohne Unterstützung von Seite der Regierung — weder materielle noch moralische Macht hätte, ihre Gewaltherrschaft in Galizien zu erhalten. Daß die polnischen Machthaber immer auf die tatkräftige Unterstützung von Seite der Zentralregierung rechnen können, beweist sowohl die Wirtschaft der galizischen Verwaltungsbehörden wie auch des galizischen Landtages, welch letzterer sich der größten Selbständigkeit in Österreich erfreut und diese seine Stellung in bewußter Richtung ausnützt.

Die bevorzugte Stellung des galizischen Landtages kann auch nur auf dem alten polnischen Staatsrecht beruhen, denn in der österr. Verfassung ist sie nicht begründet und wird nur von der Regierung gefördert.

Die hohe Regierung würde dem Exodus der Vertreter eines Volkes aus dem Landtage und die Niederlegung der Mandate in einem anderen Kronlande gewiß nicht mit solch’ stoischer Ruhe zusehen. Und doch haben wir es in Galizien nicht etwa mit einer chauvinistischen Demonstration zu tun, denn in keinem Landtage Österreichs findet sich eine so loyale Opposition, wie es der landtägige Ruthenenklub war. Und es war nicht nur die Annahme eines ausgesprochen antiruthenischen Gesetzentwurfes (Arbeitsvermittlung) durch den Landtag, sowie die Resolution gegen die Errichtung des ruthenischen Gymnastums in Stanislau allein, durch die sich der Ruthenenklub zu dem genannten Schritt veranlaßt sah. Denn der galizische Landtag erscheint als eine ausgesprochen polnische, von der Zentralregierung mit einer besonderen Machtvollkommenheit



ausgestattete Institution, dazu bestimmt, das ruthenische Volk nicht nur politisch und national gänzlich zu knebeln, sondern auch wirtschaftlich und kulturell zu ruinieren. Das könnten wir ziffermäßig aus dem Landesbudget für jedes Jahr nachweisen — was auch zum Teil geschehen ist*) — wir begnügen uns diesmal nur mit einigen Stichproben. Im Landesbudget pro J. 1904 finden wir in der Rubrik „Wohltätigkeit" einen Posten mit 1200 Kronen für die humanitären ruthenischen und 60.323 Kronen für die polnischen Vereine. In der Rubrik „Volksbildung" ist eine halbe Million für die Privatinstitutionen etc. bestimmt, hievon erhalten die Ruthenen circa 40.000 Kronen, also 8%, die Polen — 92%! Diese Zahlen sind beredt genug . . .

Aber, wie gesagt, dieser Landtag verdankt der Zentralregierung seine Ausnahmsstellung — er ist in der Lage, Gesetze zu beschließen, welche die österreichische Verfassung einfach lahmlegen und stufenweise die Sonderstellung Galiziens durchführen sollen. Es herrscht daher in Galizien die berechtigte Überzeugung, daß die ganze Taktik des galizischen Landtages und der galizischen Vizekönige höherenorts im vorhinein sanktioniert wurde — die namhaften polnischen Staatsmänner geben dieser Überzeugung nur zu oft Ausdruck.

Die Geschichte der polnischen Wirtschaft in Österreich zeigt, daß diese Wirtschaft systematisch — und zwar nicht von der Schlachta allein — betrieben werde. Jawohl! in der ganzen Taktik liegt ein System, wir haben es da mit einem wohl überlegten Plan zu tun! Die Schlachta allein wäre nicht imstande, das ganze Volk so kontinuirlich zu knechten und könnte nicht so rücksichtslos vorgehen.

Früher oder später müssen die Polen in Österreich dieselbe Stellung erlangen wie die Magyaren. Da aber Galizien für ihre politischen Aspirationen zu klein ist, so nehmen sie auch Ostschlesien und die Bukowina für sich in Anspruch. Die österreichischen Regierungen — aus welchen Beweggründen, wollen wir nicht entscheiden — sind diesem Plan nicht abhold. Deshalb muß die nationale Bewegung der Ruthenen unterdrückt, die Verhältnisse in der Bukowina und in Ostschlesien müssen den polnischen Wünschen entsprechend zugeschnitten werden. Bereits Graf Taaffe hat die Bukowina mit polnischen Beamten überschwemmt. Die polnischen Staatsmänner wenden diesem Lande eine immer größere Aufmerksamkeit zu und haben daselbst teilweise die polnische Wahlgeometrie eingeführt. Bukowina gehört dem galizischen Oberlandesgerichtssprengel und der galizischen Bahndirektion an und während der letzten Landtagsersatzwahl in Zastawna debütierten die daselbst befindlichen polnischen Gerichtsbeamten als Wahlagitatoren . . . Anderseits wird Ostschlesien, ja sogar Nordmähren, mit nationalen Festungen des Polentums besät, Arbeiterkolonien werden hier organisiert, patriotische Vereine und Schulen gegründet 2c. Dieser nationalen Arbeit soll nun auch das vom galizischen Landtag beschlossene Gesetz über die Schaffung eines Landesarbeitsvermittlungsamtes (es handelt sich einfach um ein Monopol) behilflich sein. Es soll also die polnische Arbeiterarmee in den „Ländern der polnischen Krone" den nationalen Bedürfnissen entsprechend disloziert werden.

*) Vergl. „Ruthenische Revue" S. 63.



Man müßte in politischer Hinsicht sehr naiv sein, um all' die angeführten Geschehnisse, die im eklatanten logischen Zusammenhang stehen, dem reinen Zufall zuzuschreiben. Dieselben Geschehnisse entsprechen vollständig dem diplomatischen Plan der Schlachta und erklären uns die Erzählungen von dem alten polnischen Staatsrechte.

R. Sembratowycz.



Die ruthenische Volksschule und deren Lehrer in der Bukowina.

(Eine Zuschrift aus den Kreisen der Bukowinaer Lehrerschaft.)

Das ruthenische Volksschulwesen in der Bukowina ist im Verhältnisse zu den anderen ruthenischen Provinzen — Galizien und Ukraina (Südrußland) — noch am besten bestellt.

Während in der Ukraina die ruthenische Sprache als Unterrichtssprache ausgeschlossen ist und an den ruthenischen Schulen in Galizien die edlen Beschirmer der Ruthenen im „Landesinteresse" auch das Polnische als Unterrichtssprache eingeführt haben, gestalten sich die Verhältnisse in der Bukowina etwas anders. Die Bukowinaer Ruthenen haben wenigstens eine Volksschule, wo in der „wirklichen" Muttersprache unterrichtet wird. Zwar herrscht auch hier die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand, aber sie ist den Ruthenen bei weitem sympathischer wie die polnische in Galizien, oder die russische in der Ukraina. Die Erlernung der deutschen Sprache hat übrigens einen viel größeren kulturellen Wert, weshalb auch die galizischen Ruthenen oft dafür eintreten, daß der Erlernung dieser Sprache an den galizischen Mittelschulen mehr Zeit gewidmet werden solle.

Im Schuljahre 1902/3 bestanden in der Bukowina 161 reinruthenische und 28 gemischte Schulen; die Mehrzahl derselben war mehrklassig. Die Zahl der eingeschriebenen Kinder ruthenischer Nationalität belief sich auf 30.798. Wenn wir eine Parallele zwischen den einzelnen Nationalitäten ziehen, so waren 37·12% ruthenische, 34·89% rumänische, 22·91% deutsche, 3·61% polnische, 1·32% ungarische und 0·15% Kinder anderer Nationalitäten.

Was die Erfolge in den ruthenischen Schulen anbelangt, so sind dieselben durchwegs befriedigend und speziell in den letzten 10 Jahren hat die Bukowinaer Volksschule einen gewaltigen Aufschwung zu verzeichnen, nachdem in punkto Volksschulwesen geordnetere Verhältnisse eingetreten sind. Zum großen Bedauern herrscht aber in der Bukowina ein Lehrermangel und die fehlenden Kräfte werden durch ungeprüfte Lehrpersonen ersetzt, welche oft nur sehr „bescheidene" Kenntnisse aufzuweisen haben. Auch die in Czernowitz bestehende k. k. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt entspricht in keiner Weise ihrem Zwecke. An dieser Anstalt herrscht nämlich die deutsche Unterrichtssprache für alle Gegenstände, für das Ruthenische sind nur 5 Stunden wöchentlich



bemessen und zwar 4 Stunden für die Sprache und Literatur und 1 Stunde für die spezielle Methodik. Weil nun die Zöglinge der Anstalt so wenig in ihrer Muttersprache und zugleich in der Muttersprache ihrer zukünftigen Schüler lernen und sich so wenig in den praktischen Probelektionen einüben, haben sie später als Lehrer mit riesigen Schwierigkeiten zu kämpfen — nicht nur um sich die ruthenische Terminologie anzueignen, sondern auch, um in der ruthenischen Vortragssprache eine Geläufigkeit zu erlangen. Deshalb ist es vollkommen gerechtfertigt, daß die Bukowinaer eine Teilung der Lehrerbildungsanstalt in eine deutsche, ruthenische und rumänische anstreben.

Nun kommen wir auf die ruthenische Lehrerschaft zu sprechen.

Bei der ruthenischen Lehrerschaft unterscheiden wir eine zweifache Organisation. Die erste ist die, die gesamte Lehrerschaft Bukowinas umfassende s. z. s. internationale, und die zweite ist die nationalruthenische. Zur internationalen Organisation gehören sämtliche Lehrer der Bukowina ohne Unterschied der Nationalität und Konfession. Hier wird das gemeinsame Interesse der Lehrerschaft und das Interesse der Bukowinaer Volksschule vertreten. Als Schutzorgan der Bukowinaer Lehrer gilt das in Czernowitz erscheinende Wochenblatt: „Freie Lehrerzeitung."

Außerdem sind die ruthenischen Lehrer auch national organisiert, denn fast alle sind Mitglieder der Vereines „Ruska Szkoła".*) Die Tätigkeit dieses Vereines, der nebstbei noch sechs Filialen aufzuweisen hat, ist eine ziemlich umfangreiche. Es werden hier Lehrer- und Schulinteressen vertreten, zahlreiche Bücher sachlichen und allgemein wissenschaftlichen Inhaltes herausgegeben, eine Kreuzerbibliothek für die Jugend redigiert, wissenschaftliche Vorträge abgehalten, Unterstützungen erteilt u. s. w.

Was die nationalkulturelle Tätigkeit der ruthenischen Lehrerschaft anbelangt, so ist sie eine sehr bedeutende. Die Lehrer sind diejenigen, welche in den Dörfern Lesevereine, Raiffeisen'sche Kassen, landwirtschaftliche Genossenschaften (die sogen. Speichervereine), Genossenschafts-Greißlereien und andere Vereine gründen. Die Lehrer sind diejenigen, welche den ruthenischen Volksführern, die sich für das Wohl des Volkes einsetzen, immer zur Seite stehen. Die Lehrer sind es, welche in Notfällen Agitationsdienste ausüben, den Fortschritt fördern und jede gute nationale Sache materiell und moralisch unterstützen. Nur dem Lehrer ist es zu verdanken, daß der ruthenische Bauer aus der totalen Finsternis zu erwachen anfängt und allmählich zum nationalen Bewußtsein gelangt. Und weshalb nur die Volksschullehrer die wesentlichsten Kulturträger auf dem flachen Lande sind, soll jetzt erörtert werden.

Die Intelligenz auf dem Lande in der Bukowina ist so spärlich vertreten, daß außer dem Priester und dem Lehrer niemand mehr zu finden ist, der sich um das Volk und um dessen kulturelle und wirtschaftliche Hebung kümmern würde. Die ersteren empfinden mit sehr geringen Ausnahmen eine ungeheuer große Antipathie gegen die Volksaufklärung und sorgen nur für sich und für ihre Klasseninteressen. Die einen sind prinzipielle Gegner des Fortschrittes aus dem Grunde, weil sie den Bauer noch für „aufklärungsunfähig" halten; die anderen nennen sich brave Verfechter

*) „Ruthenische Schule."



der panrussischen Idee und halten die Volksaufklärung für sehr gefährlich, weil sie die Ukrainer (Ruthenen) „ersonnen“ hätten und weil sie zweifellos den Bauer zum nationalen Selbstbewußtsein bringen könnte. Schließlich sind es noch die rumänischen Priester in den ruthenischen Gemeinden, welchen das Volk überhaupt nicht am Herzen liegt, oder die es zu romanisieren trachten. Es sind bei uns in der Bukowina nur einige Priester, die sich wahre und würdige Söhne der ruthenischen Nation nennen dürfen und die für ihr Volk etwas leisten.

Die ruthenische Lehrerschaft hingegen schloß sich gleich der ukrainischen, d. h. der national-ruthenischen Bewegung an, entwickelte unter dem Volke eine ersprießliche Tätigkeit und half dem ruthenischen Bauer auf die Stufe des Selbstbewußtseins zu gelangen. Wenn auch die Regierung und die Schulbehörden (im Gegensatze zu den polnischen Behörden in Galizien) den Lehrer in seiner Betätigung nicht zu hindern suchen, so finden sich doch genug Feinde der Volksaufklärung, welche mit allen Kräften die Tätigkeit des Lehrers zu vereiteln trachten.

Es wird denunziert, verleumdet, geschimpft, gedroht; ja sogar von der Kanzel herab wird gegen Vereine, Volksversammlungen, gegen ruthenische Reichsrats- und Landtagskandidaten, gegen Schüler und Lehrer gepredigt. Und nur deshalb, weil die Lehrer Anhänger der ukrainischen Strömung sind.

Aber auch im politischen Leben spielt die Lehrerschaft eine bedeutende Rolle. Vieles hatten die ruthenischen Volksführer nur mit Hilfe der Lehrer errungen. Andererseits war es die rumänische Lehrerschaft, mit deren Hilfe heute im Sutschaver Bezirke zum Landtagsabgeordneten Dr. Aurel Onczul gewählt wurde, der jetzt Obmann der kleinen, aber in kurzer Zeit im ganzen Lande so mächtig und sympathisch gewordenen „Freisinnigen Vereinigung“ ist.

Die Lehrer sind diejenigen, welche den nationalen und konfessionellen Hader, den Volksfeinde unter die friedliche Bevölkerung streuen, zu vernichten suchen und sich für den Fortschritt und eine intensive Kulturarbeit einsetzen. Sie werden auch fernerhin bestrebt sein, alle ihre Kräfte im ehrlichen Kampfe gegen Cliques, Volksverdummung und Ausbeutung zu opfern und je freisinniger und fortschrittlicher unsere Volksführer und Politiker vorgehen werden, desto sicherer dürfen sie auf die Hilfe der ruthenischen Lehrerschaft rechnen.

Czernowitz. J. K.



Im Zeichen des nationalen Ausgleiches.

Es ist bezeichnend, daß gerade das zurückgebliebenste österreichische Kronland, die Bukowina, es sein mußte, das auf dem Wege des nationalen Ausgleiches gewisse Fortschritte zu verzeichnen hat. Während sich in anderen Kronländern Österreichs die nationalen Gegensätze von Tag zu Tag verschärfen und die demokratischen Elemente meistens in den vorderen Reihen der streitenden Chauvinisten stehen — bieten sich in der Bukowina Dr. A. Onczul, Dr. Lupu, Dr. Straucher, Nikolaus R. v. Wassilko und Dr. Smal-Stockyj die Hände, um gemeinsam gegen die internationale Reaktion und

gegen die herrschsüchtigen Gelüste der rumänischen Bojaren, sowie der polnischen Schlachta zu kämpfen. Der Drang zur Verständigung aller demokratischen Elemente Bukowinas ohne Unterschied der Nationalität macht sich auch unter den breiteren Volksschichten bemerkbar. So begingen z. B. am 4. Oktober d. J. die Ruthenen in Waszkiwci das Gründungsfest des Sicz-Vereines. Zur ruthenischen Feier erschien auch eine Abordnung des jüdischen Zion-Vereines, dessen Sprecher die Notwendigkeit des nationalen Ausgleiches betonte und von den Anwesenden lebhaft applaudiert wurde. Ähnliches sehen wir auch in manchen Gegenden Ostgaliziens, woselbst bis jetzt das Gros der Juden mit den polnischen Machthabern Hand in Hand ging. So entsandte vor einigen Tagen auch die zionistische Verbindung „Veritas" in Stryj ihren Delegierten zur Festversammlung des ruthenischen Sokol-Vereines. Der Vertreter der „Veritas" sprach ebenfalls von der Notwendigkeit des Zusammengehens der Ruthenen und Juden und erntete allgemeinen Beifall.

Zu dieser Frage erhalten wir aus Kuty eine Zuschrift, die wir hier unverändert abdrucken. Dieselbe lautet:

„Polen mosaischer Konfession" nennen sich bekanntlich die sich selbst verleugnenden, fahnenflüchtigen Teile des jüdischen Volkes, die „Polenjäger". In welchen Klassen diese meistens vertreten sind und worin hauptsächlich die Gründe für das den Juden von den Ruthenen einigermaßen mit Recht vorgeworfene Zusammenhalten mit der polnischen Schlachta zu suchen sind, will ich durch Nachfolgendes darlegen.

Die in der Geschichte der polnischen Juden begründete wirtschaftliche Abhängigkeit derselben von der polnischen Schlachta hat auch auf das politische Gebiet übergegriffen. Die traurige Aufgabe der Juden im ehemaligen Polen, für die Gutsherren die bedrücktesten ruthenischen Bauern auszubeuten, findet in der Unterstützung, die gegenwärtig ein Teil der Juden den Polen bei der Knechtung der Ruthenen in Galizien auf dem politischen Gebiete gewährt, ihre Fortsetzung.

Großhändler, Propinations- und Gutspächter, die das oberste Zehntausend unter den Juden in Bezug auf materielle Lage, politisches Wissen und Macht bilden, dürfen bei ihren Geldmachenschaften der Unterstützung von Seite des Landes, des polnischen Güteradels sicher sein und treiben daher mit diesen dieselbe Politik, die darauf hinzielt, billige Industriearbeiter, beziehungsweise tüchtige Trinker und robotergebene Feldarbeiter zu erhalten. Es müssen nicht gerade Ruthenen sein, wenn es aber die Ruthenen, also die Söhne einer entrechteten Nation trifft, ist es umso besser und der Umstand wird weidlich ausgenützt, um unter der Vorschützung eines nationalen Kampfes die Ruthenen zu ihrer Mündigkeit nicht zuzulassen: ich möchte dreist behaupten, daß die Schlachta nicht viel mehr polnische wie ruthenische Gymnasien wünscht, um das Volk, womöglich blind zu erhalten.

Der Vorwurf, daß die Juden mit der Schlachta zusammengehen, kann somit nur die oberen Schichten der Juden treffen, die zugleich mit den polnischen Machthabern zu bekämpfen, ich als die erste Aufgabe der zum Selbstbewußtsein gelangten Juden erachte — derjenigen Juden, die beobachtet haben müssen, daß die Polen die Dienste der Juden mit Verachtung zollen. Daß dabei Hand in Hand mit dem aufstrebenden ruthenischen Volke gegangen werden muß, ist umso ersichtlicher, als es mehr Erfolg verspricht. — Noch eine Klasse der Juden möchte ich den geehrten Lesern vorführen, die automatisch im Dienste der Polen steht — die „Chassidim" —. Diese sind Anhänger des im unglücklichen Galizien weitverzweigten und blühenden Standes der gesundbetenden und wundertuenden „Wunderrabbi". Diese Wunderrabbi besitzen bekanntlich Höfe, die es an Großartigkeit und Verschwendung mit einem kleinen deutschen fürstlichen Hofe könnten und in denen es auch an einer Kamarilla nicht fehlt, die eifrig bestrebt ist, ihren Häuptern viele Anhänger zu gewinnen!



Wie dabei zu Werke gegangen wird, mag der Hinweis, daß auch Menschenexistenzen nicht geschont werden, genügen. Diese „Chassidim" wetteifern dann in der Darbringung von ansehnlichen Geschenken für ihren göttergleichen Rabbi, der nicht selten ein Millioneneinkommen hat; zählen doch die Anhänger „Chassidim" eines Rabbi bisweilen zu Hunderttausenden.

Die Rabbi wissen durch ihre Höflinge, ihre Chassidim, nach Belieben für gewisse Herren bei den Wahlen zu stimmen und dabei wird man natürlich von diesen entsprechend belohnt. In mehreren galizischen und Bukowinaer Städten mit jüdischer Bevölkerung wird im Zeichen des Rabbi gewählt.

Diese Rabbi sind es auch, welche der Wucherfrage gegenüber keinen lobenswerten Standpunkt einnehmen, da aus den Wucherertaschen die meisten Gaben für die Rabbinischen Höfe fließen. Die Bildung und deren Träger werden von ihnen verdammt und verpönt nach dem Beispiel der andersgläubigen Berufsgenossen. Nur zwei Stände bei den Juden sind es, die für die Bestrebungen des ruthenischen Volkes Sinn und Verständnis haben: die Studentenschaft und die sozialistische Arbeiterschaft.

Kuty in Ost-Galizien. D. Schattner.



Die Geschichte der Emanzipationsbestrebungen des ruthenischen Volkes.

Zuerst wollen wir uns in wenigen Worten rechtfertigen, warum wir eigentlich diese historische Skizze insbesondere den fremdländischen Lesern vorführen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nur für die jetzige politische Lage der Ruthenen ein Interesse haben. Wir wollen nämlich die in Europa vorherrschende Meinung bekämpfen, daß die nationalpolitische ruthenische Frage lediglich ein Produkt des XIX. Jahrhunderts sei, daß sie sich auf keine historischen Traditionen gründe, zumal die sogenannten „historischen Rechte" der Polen und der Russen dieselbe auf eine sehr unglimpfliche Art und Weise behandeln. Eine solche Überzeugung herrscht überall, mit wenigen Ausnahmen auch inmitten der mit uns Sympathiesierenden, inmitten unserer auswärtigen Freunde. Diese Überzeugung nun ist nichts weiter, als nur eine direkte und natürliche Folge der Unwissenheit. Das ist aber keine absichtliche Ignoranz, sondern nur die gewöhnliche Unwissenheit.

Der absichtlichen Ignoranz könnten wir nur unsere Nachbarn, die Polen, zeihen; im übrigen Europa dagegen weiß man tatsächlich sehr wenig von uns infolge des großen Mangels entsprechender geschichtlicher Arbeiten, woran aber die Ruthenen selber nicht die letzte Schuld tragen, da sie bis jetzt so viel wie gar nicht dafür gesorgt haben, Westeuropa über ihre Vergangenheit und ihre jetzigen Bestrebungen zu informieren. Wenn wir die besten — seien es deutsche, seien es französische — Handbücher der Weltgeschichte in die Hand nehmen, so finden wir darinnen nicht einmal eine mangelhafte Behandlung der Geschichte des ruthenischen Volkes; in den meisten nicht einmal eine Erwähnung. Ein solches Los wird der zweitgrößten slavischen Nation zuteil!

Es ist wahr, daß in diesen Handbüchern die Geschichte zumeist von dem staatspolitischen Gesichtspunkte aus behandelt wird, was seiner-



seits zu der Meinung führt, daß die Ruthenen, die angeblich nie einen selbständigen nationalen Staat gebildet haben, auch mit Recht in diesen Handbüchern keinen Platz finden. Eine solche Auffassung haben die europäischen Geschichtsschreiber von ihren russischen und polnischen Kollegen herübergenommen, die ihrerseits wiederum auf dem staatsrechtlichen Standpunkte ihres eigenen, sei es wirklich bestehenden, sei es des zu wiederherstellenden Staates stehen! Aber soll die sogenannte Weltgeschichte noch mehr wie sie es bis jetzt ist eine Geschichte der Staaten, nicht aber der Territorien und der daraufwohnenden Völker sein, die Ansicht über die geschichtliche Vergangenheit der Ruthenen bleibt immer eine grundfalsche.

Wenn wir sehen, daß unwissende oder auch böswillige Geschichtsschreiber die Geschichte des südöstlichen Europa vor dem Jahre 1240, also vor dem großen Ansturm der Mongolen, mit der Geschichte des moskovitischen Reiches nach seiner Befreiung von dem tartarischen Joche im Jahre 1480 in Verbindung bringen, dann müssen wir glauben, daß es für einen Geschichtsschreiber nichts Unmögliches auf der Welt gebe. Indessen ist gerade vor dem Ansturme der Mongolen der ruthenische Staat (oder Staaten) ein rein nationaler Staat gewesen und hat mit der Geschichte des moskowitischen Reiches nach dem Jahre 1480 nichts, gar nichts Gemeinsames.*) An dieser Stelle sind wir nicht im Stande, dies des näheren zu beleuchten, aber schon in kurzer Zeit werden die Geschichtsschreiber sowie die gesamte gebildete Welt Gelegenheit haben, sich darüber sehr genau zu unterrichten. Es wird nämlich in nächster Zukunft in Leipzig die Geschichte des ruthenischen Volkes, verfaßt von dem angesehensten und maßgebendsten ruthenischen Geschichtsschreiber Prof. Hruszewskyj, in deutscher Sprache erscheinen. Es ist ein großangelegtes und allen Anforderungen der modernen Geschichtsauffassung entsprechendes Werk.

Hier wollen wir nur eine kurze Skizze von der Geschichte des ruthenischen Volkes geben; insbesondere wollen wir die Zeiten nach der sogenannten „tartarischen Sklaverei" des näheren in Betracht ziehen, jene Zeiten, da die ruthenische Nation mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften gegen die polnische und russische Übermacht kämpfte und eine eigene politische Selbständigkeit anstrebte. Dieser seit dem XVI. Jahrhunderte für das ruthenische Volk so charakteristische Kampf steht im engsten Zusammenhange mit dem geschichtlichen Schicksal des ruthenischen Volkes im Allgemeinen und bildet das wichtigste Kennzeichen dessen nationalen Charakters. Eine, wenn auch kurze Skizzierung dieses Kampfes wird uns deutlich zeigen, daß die heutige nationalpolitische Bewegung unter den Ruthenen in Österreich und in Rußland nur formell zu den Bewegungen jüngsten Datums gehört, denn in der Tat wurzelt dieselbe in dem Jahrhunderte langen Kampfe, den dieses Volk seit 600 Jahren in verschiedenen Phasen, ununterbrochen bis heutzutage führt.

*) Es findet sich zwar die gemeinsame Benennung „Rußj" vor, aber selbst das nur Dank der gemeinsamen Dynastie. Im Übrigen beweist der Name noch nichts. Die heutige Benennung Frankreichs ist einem germanischen Stamme entlehnt und das byzantinische Reich wurde immer als römisches Reich bezeichnet.



1. Anfänge des ruthenischen Staates und die tartarische Knechtschaft.

Die Ruthenen waren unter allen slavischen Stämmen die ersten, die schon in den Zeiten der ersten germanischen Staatenbildungen eine staatliche Organisation besaßen. Sie treten in der Geschichte erwiesenermaßen bereits zu Ende des IV. Jahrhunderts auf. Der Mittelpunkt dieses ruthenischen Staates war der mittlere Dnipro, die heutige Umgegend von Kijew. Zu Anfang des VII. Jahrhunderts wird dieses Reich von den kriegerischen Nomadenvölkern, die von Osten herkamen, zerstört. Erst zu Anfang des IX. Jahrhunderts entsteht eine neue staatliche Organisation, zwar unter dem neuen Namen „Rußj", jedoch auf dem gleichen Gebiete mit der Hauptstadt Kijew. Wir müssen die Kontroverse über die Herkunft dieses neuen Namens außer acht lassen, nicht minder die Frage, ob diese neue Organisation den Ruthenen seitens der fremdländischen Eroberer (Normannen) gegeben wurde oder nicht; solche Kontroversen finden sich in der Geschichte eines jeden Volkes, sie entscheiden jedoch über gar nichts. Genug, das ruthenische Volk hat eine kräftige staatliche Organisation eben zu jener Zeit gehabt, als im übrigen Europa die Fundamente zu den modernen Staatenbildungen gelegt wurden. Während der Regierung des Fürsten Wladimir des Großen umfaßte dieses Reich die ganze ethnographische Masse des ruthenischen Volkes und überdies auch andere slavische und finnische Stämme des nordwestlichen Europa, aus denen später das moskowitische Reich entstand. Im Jahre 988 trat Wladimir freiwillig zum Christentum über, welches unter den Ruthenen von Konstantinopel aus — jenem Zentrum der damaligen europäischen Kultur — verbreitet wurde, und zwar nicht in griechischer, sondern in altbulgarischer Sprache, die schon damals bei den Südslaven vorherrschend war. Diese relative Ähnlichkeit der Kirchensprache mit der ruthenischen Volkssprache hatte sehr wichtige, darunter auch schädliche Folgen nach sich gezogen. Das Wichtigste dabei war, daß während bei den anderen, damals zum Christentum übergetretenen Völkern die lateinische Kirchensprache einen beträchtlichen Zeitraum hindurch die Entwickelung der nationalen Kultur (Polen — Čechen) aufhielt, bei den Ruthenen gerade damals die Zeit des größten sozialen und kulturellen Aufschwunges zu verzeichnen ist. Die Literatur stand damals in schönster Blüte, wovon das heroische Epos „Słowo o połku Ihorja" den besten Beweis liefert und die Wissenschaft und Kunst erfreuten sich einer fürsorglichen Pflege. Die Ruthenen waren auch die ersten unter den Slaven, die ein kodifiziertes Recht besaßen.

Jedoch die politische Einheitlichkeit des östlichen Europa ging nur allzubald in Trümmer und schon im XI. Jahrhunderte entstehen im Norden neue Staatenbildungen mit einer neuen Nationalität (der heutigen russischen), nämlich die Republik „Nowgorod" und das Moskowitische Reich. Trotzdem hat die eigentliche südliche Rußj weiter ihr individuelles politisches und kulturelles Leben geführt; es entstanden sogar außer Kijew auch andere Kulturzentren wie Halycz und Lemberg. — Für das kulturelle Leben hat dieser politische Zerfall gar keine Bedeutung gehabt, im Gegenteil, dasselbe wurde immer intensiver.



Aber nicht lange dauerte die Periode einer so bedeutenden Entwicklung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Im Jahre 1223 erscheinen in Osteuropa die Mongolen und schon im Jahre 1240 wird das ganze, von den Ruthenen bewohnte Land zu einer Wüste und den Tartaren untertan. — Nur der westliche Teil, Galizien, behielt eine formelle politische Unabhängigkeit. Dieses Ereignis, das in der geographischen Lage des von den Ruthenen bewohnten Gebietes seinen letzten Grund findet, kann nicht genug hervorgehoben werden. Das Jahr 1240 ist das Todesjahr der politischen Unabhängigkeit der Ruthenen und ihrer Kultur. Barbarische Plünderungszüge und die Gewaltherrschaft der Tartaren haben diese letztere so sehr zu grunde gerichtet, daß heutzutage nur leidliche Reste, traurige Denkmäler vergangener Größe, hie und da zu finden sind. — Die meisten Überreste finden sich im Norden, in dem von den Tartaren nicht beherrschten Nowgorod.

Die tartarische Knechtschaft war nicht nur deshalb das größte geschichtliche Unglück für das ruthenische Volk, weil sie diesen schrecklichen, in der Geschichte seltenen Ruin der Kultur des Volkes herbeigeführt hatte, sondern auch deshalb, weil von dieser Zeit an die Tartaren in Europa verblieben und ihre Heimstätte, die Halbinsel Krim zu einer Räuberhöle, einem Geschwür an dem Organismus des östlichen Europa wurde.

Dieser Umstand brachte für das ruthenische Volk die einzige Notwendigkeit mit sich: im Interesse seiner eigenen Existenz und der kulturellen Entwickelung, somit mittelbar auch im Interesse des westlichen Europa mußten die Ruthenen vor allem trachten 1. das tartarische Joch abzuschütteln, 2. die Tartaren selbst zu bewegen, entweder Europa zu verlassen oder ein kulturelles Leben zu führen. Diese Notwendigkeit wurde seit dieser Zeit zur geschichtlichen Aufgabe der Ruthenen, zu dem, was wir „die geschichtliche Mission" eines Volkes heißen. — Diese Aufgabe wird auch seit dieser Zeit zu einer prinzipiellen Frage in der geschichtlichen Entwickelung des östlichen Europa.

2. Die Union mit Polen und ihre Folgen.

Die Räuberwut der Tartaren, die alles unterdrückte und vernichtete, die gar keine kulturelle Entwickelung des ruthenischen Volkes zuließ, legte sich allmählich. — Gleichzeitig entstand auf dem ganzen Territorium des unterjochten Landes ein Ringen nach Freiheit, das insbesondere im XIV. Jahrhunderte hervortrat. Es gab zwar noch einen kleinen unabhängigen ruthenischen Staat in Galizien, der in diesem Emanzipationskampfe die führende Rolle hätte übernehmen können, aber dieser Staat verlor schon im Jahre 1340 seine politische Unabhängigkeit. — Der letzte regierende Fürst dieses Reiches, Georg II., veranlaßte innere Wirren durch die Heraufbeschwörung der religiösen Streitigkeiten zwischen dem Katholizismus und der griechisch-orthodoxen Kirche, was die traurige Folge hatte, daß das galizische Reich nicht imstande war, die Situation auszunützen und alle ruthenischen Gebiete bis zur Desna, dem Don und dem Schwarzen Meere um sich zu vereinigen. Nach dem plötzlichen Tode des obgenannten Fürsten waren die Nachbarstaaten Polen, Ungarn und das junge Litauen auf's Eifrigste bestrebt, das galizische Reich für sich in Besitz zu nehmen. Nach langen diplomatischen Unterhandlungen



und blutigen Kämpfen fiel der größere Teil des Reiches Polen zu, wenn auch formell das Land, als dem ungarischen Reiche angehörig*) anerkannt wurde, der kleinere Teil (Wolhynien) kam an **Litauen**.

Litauen war damals noch ein junger barbarischer Staat, der unter dem Andrange der deutschen Kreuzritter organisiert wurde. Die litauischen Fürsten traten in verwandschaftliche Beziehungen zu den ruthenischen und dadurch wurden sie auch in den Kreis der ruthenischen Politik hineingezogen. Diese litauischen Fürsten, besonders Gedymin und sein Sohn Olgerd begriffen die prinzipielle Frage in der Politik Osteuropas, die Frage, welcher der letzte unabhängige ruthenische (galizisch-wolhynische) Fürst, so verständnislos gegenüberstand. Sie erkannten, **daß die Zeit, der tartarischen Herrschaft ein Ende zu machen, somit den zertrümmerten ruthenischen Staat wiederherzustellen, gekommen sei.** Es kam nun aus diesem Anlaß zu einem Kriege zwischen Litauen und den Tartaren. Dieser Krieg nun, Dank der Hilfe von Seite der Ruthenen, war für Litauen so erfolgreich, daß schon im Jahre 1363 der litauische Staat östlich bis zum Fluße Dnipro und südlich bis zum Schwarzen Meere sich erstreckte. Den an dem Schwarzen Meere wohnenden Tartaren verblieb nunmehr die Halbinsel Krim; ihre politische Macht war gebrochen, wenn auch ihr Reich an der Wolga, die s. g. „Goldene Horde“, noch längere Zeit bestand. Formell gehörten jetzt die Ruthenen zum litauischen Reiche — tatsächlich ist aber **dieses zu einem ruthenischen Reiche geworden.** Trotz der mehr als hundertjährigen Knechtschaft standen die Ruthenen in kultureller Hinsicht bei weitem höher als ihre neuen Eroberer, die barbarischen Litauer. Nach der in der Geschichte bekannten Regel haben beide Elemente, das litauische und das ruthenische, ihre Rollen gewechselt. Der litauische Staat bestand in $^{9}/_{10}$ aus den ruthenischen Gebieten; kein Wunder also, daß die litauischen Fürsten ruthenische Sprache und das Christentum in der Form, wie es die Ruthenen hatten, annahmen. Dem Beispiele der Fürsten folgten die litauischen Großen; die ruthenische Sprache wurde zur Amtssprache im ganzen Reiche und zur Verkehrssprache der höheren Schichten des litauischen Volkes; dem litauischen Herrscherhause entstammten Fürsten, die zu großen Verteidigern der ruthenischen politisch-nationalen Selbständigkeit wurden (Swydryhajło). Die gesellschaftliche Ordnung in diesem litauisch-ruthenischen Reiche war, in Anbetracht der großen territorialen Ausdehnung und der relativ dünnen Bevölkerung eine bequeme und gleichmäßige; es gab keine Hörigkeit (im westeuropäischen Sinne), mit Ausnahme der Kriegsgefangenen; die Landbewohner bildeten eine Masse der freien Bevölkerung, sowohl in Bezug auf die persönliche Freiheit, als auch bezüglich der Güter. Dieser neue staatliche Organismus hatte alle Bedingungen einer schönen Entwickelung gehabt. Die nordöstlichen Staaten (Nowgorod und das moskowitische Reich) nahmen wiederholt die Hilfe des ruthenisch-litauischen Reiches in Anspruch.

Aber schon in Kürze nahm alles einen ganz anderen Verlauf. Im Jahre 1386 kam die politische Personalunion zwischen Polen und Litauen durch die Vermählung des litauischen Fürsten Jagełło

*) Was der spätere ungarische König Ludwig der Große auf eine kurze Zeit auch in der Tat durchführte.



mit der polnischen Königin Hedwig zustande. Die Veranlassung zu dieser Union war die gemeinsame Gefahr seitens des deutschen Kreuzritterordens; den Anstoß zu dieser Union jedoch gab Polen. Dieses Reich hatte ein beiweitem größeres Interesse an einer solchen Union als Litauen. Der Verlust Pommerns an den genannten Orden (1343) veranlaßte Polen, in Litauen einen Bundesgenossen zu suchen und der Verlust Schlesiens (1335) an die böhmische Krone mußte durch andere Territorien im Osten ersetzt werden. Die Annektierung von Rot-Ruthenien („Czerwona Rußj" = das heutige Ostgalizien) war der erste Schritt auf diesem Wege. Durch die dynastischen Wechsel kam in Polen **die Schlachta** zum größten Ansehen. In materieller Hinsicht nicht allzugut ausgestattet, wandte sie ihre habgierigen Augen dem Osten zu, wo in den Grenzen des litauischen Reiches ausgedehnte ruthenische Gebiete mit fruchtbarem Boden und freier Bevölkerung ohne feudale Gutsherrschaften sich befanden. Nicht weniger war die polnische Geistlichkeit und die römische Kurie bei der Abschließung der Union am Werke, um die noch zum großen Teile heidnischen Litauen zum Christentum zu bekehren. Das waren die hauptsächlichsten Motive, die die Union im Jahre 1386 zu Stande brachten. Seit der Zeit hat sich diese Verbindung einmal gelockert, das andere Mal gefestigt; aber die im Jahre 1569 endgiltig abgeschlossene Lubliner Union währte bis zum Untergange des polnischen Reiches. In den gegenseitigen Beziehungen Polens zu Litauen in den Jahren 1386—1569 ist der eine Umstand sehr charakteristisch: Polen war immer bestrebt, die Union zu festigen und aus den zwei Reichen einen einheitlichen Staat zu bilden, Litauen dagegen suchte jede Gelegenheit auszunützen, um nur die Verbindung zu lösen und widerstrebte mit aller Macht der dauerhaften Vereinigung. Zuletzt hat Polen gesiegt; aus den zwei durch Personalunion verbundenen Reichen entstand ein einheitlicher Staat, in dem Litauen nur mehr eine formelle Sonderstellung behielt. Dabei hat man auch eine wichtige, schon früher beabsichtigte Tat vollbracht: *fast alle ruthenischen Gebiete, die bis jetzt mit Litauen vereinigt waren, wurden von demselben getrennt und Polen angegliedert, wodurch diese Gebiete auch diesen geringen Rest der Autonomie, den Litauen nach dem Jahre 1569 beibehalten, für immer verloren.* Das Ziel der polnischen Schlachta war erreicht.

Die Union wurde zwar nach dem Prinzipe der vollen Gleichberechtigung geschlossen, das Ergebnis entsprach aber bei weitem nicht den schönen Prinzipien. Diese Tatsache wird sehr leicht verständlich, wenn wir alle anderen auf dem europäischen Boden abgeschlossene Unionen in Betracht ziehen; so die Union Englands mit Irland und Schottland, die Vereinigung Ungarns mit Österreich (1525) und die Union Spaniens mit Portugal während der Regierung Philipp II u. v. a. In allen diesen Fällen sehen wir, *daß die eine kontrahierende Partei die politische Oberhand über die andere gewinnt und dem politischen Übergewichte folgt das ökonomische, nationale und kulturelle; der andere Kontrahent dagegen sucht mit allen Kräften das eingegangene Bündnis zu lösen.* Ein ähnliches Schicksal erreichte viele der damaligen Staaten Europas,



es hatte auch Osteuropa nicht verschont. Polen hat aus verschiedenen Gründen, die wir hier nicht des näheren besprechen können, über Litauen und die ruthenischen Gebiete die politische Oberhand gewonnen, dieser folgte die ökonomische und kulturelle, insbesondere aber die religiöse. Das Faseln von einer wirklich höheren polnischen Kultur, als der Ursache dieses ganzen Wechsels der Dinge, ist nichts anderes als eine bewußte pseudowissenschaftliche Flause.*) Das ganze Resultat dieser Union für Litauen war, daß das litauische Volk erst im Laufe des XIX. Jahrhundertes zum Bewußtsein seiner Eigenart gekommen und dementsprechend seine nationale Kultur zu entwickeln und die Selbständigkeit anzustreben begann, wie sehr auch dieser Separatismus den polnischen Politikern ungelegen ist. Mit den Ruthenen vermochten sich die Polen nicht so leicht abzufinden wie mit den Litauern. Die Ruthenen hatten ihre eigene hochentwickelte Kultur, ihre eigene Religion und einen starken Drang nach Selbständigkeit. Deshalb datiert der Kampf zwischen diesen beiden Völkern seit dem Abschlusse der Union (in Galizien seit dem J. 1340!) und wurde immer hartnäckiger fortgeführt. Dieser Kampf brachte das Polenreich an den Abgrund seiner Existenz und dauert auch nach dem Falle Polens bis auf den heutigen Tag fort. Seit Anfang war die polnische Schlachta bestrebt, von den Königen Anteile auf den ausgedehnten ruthenischen Gebieten zu bekommen, auf welchen sie Latifundialwirtschaft einführte. Der ruthenische Adel, der zu Anfang an der Spitze im Kampfe gegen die Polen stand, gab allmählich nach und für den Preis der politischen und sozialen Vorteile entsagte er der väterlichen Religion und unterlag mit der Zeit auch gänzlich dem Assimilierungsprozesse. So kam es, daß die soziale Organisation, die in Polen vorherrschte und deren Kennzeichen 1. die Hörigkeit der Landbevölkerung, 2. die Ausschießung des Bürgertums von dem politischen Leben und 3. die unverhältnismäßig große Bevorrechtung der Schlachta waren, immer mehr auch auf die ruthenischen Gebiete übergegriffen hat. Der ruthenische Adel sah darin nur seinen Vorteil; daher nahm er diese soziale Organisation sehr gerne auf und wurde assimiliert. Die zwei anderen Stände, die Geistlichkeit und die Landbevölkerung dagegen führten den Kampf hartnäckig weiter; die Geistlichkeit zufolge der Besonderheit in Glaubenssachen, die Landbevölkerung aus rein sozialen Motiven. Als sich jedoch zeigte, daß die Katholisierung der breiten Massen des ruthenischen Volkes unmöglich sei, ersann man jesuitischerseits die kirchliche Union, die auch tatsächlich im Jahre 1596 bewerkstelligt wurde. Wenn auch die rutheniche Geistlichkeit, zufolge des allgemeinen Verfalles der orientalischen Kirche und der Eroberung der Balkanhalbinsel durch die Türken, bezüglich der Bildung und Organisation viel zu wünschen übrig ließ, hat sie dennoch den Kampf — gestützt auf die Massen des Volkes — mutvoll und energisch geführt, so, daß die Union lange Zeit hindurch, trotz des gewaltsamen Vorgehens seitens der Polen, sich nicht einbürgern konnte. Zufolge der Intoleranz in Glaubenssachen verloren die ruthenischen Gebiete jene Attraktionskraft, die sie früher auf die griechisch-orientalische Bevölkerung der nördlichen und östlichen Staaten ausübten. Diese Attraktionskraft überging jetzt auf das moskowitische Reich

*) Die Kultur und das politische Übergewicht sind oft diametral entgegengesetzt.



und die Ruthenen beginnen seit dieser Zeit, sowohl aus religiösen wie auch aus politischen Motiven, mit Moskau zu sympathisieren. Diesen Sachverhalt hat das „geschichtliche Polen“ nie verstanden und auch dessen Epigonen begreifen denselben nicht.

Nun gut, wird mancher von den polnischen Geschichtsschreibern behaupten, so war es überall in Europa, aber man darf nicht der Vorteile vergessen, die den Ruthenen aus ihrer Zugehörigkeit zum Polenreiche erwuchsen. Darauf lautet die Antwort ganz kurz: es hat überhaupt gar keine Vorteile gegeben. Hat vielleicht Polen einen starken staatlichen Schutz den nach Osten vorgeschobenen ruthenischen Gebieten angedeihen lassen? Garantierte vielleicht ihre Administration den sozialen Frieden? Hielt vielleicht ihre Gerichtsbarkeit das Prestige der Gerechtigkeit in Ehren und gewährte den Schutz gegen das Unrecht und die Unterdrückung? Waren ihre politische Organisation und die gesetzgebenden Institutionen zweckmäßig genug, um die innere Entwickelung und den Fortschritt zu gewährleisten? Befand sich das ruthenische Volk wenigstens in guten materiellen Verhältnissen? Auf alle diese Fragen gibt es nur eine einzige Antwort: Nein! und noch einmal nein! Alle die oben angeführten Vorteile wurden nur zu satirisch klingenden Redensarten! Eine nähere Betrachtung derselben würde zu weit führen; es sind dies im übrigen allgemein bekannte Dinge. Wir wollen nur bei der ersten Frage uns länger aufhalten, denn diese allein könnte ein ernster polnischer Geschichtsschreiber erheben.

Des staatlichen Schutzes bedurfte das ruthenische Volk nur in einer Beziehung, nämlich des Schutzes gegen die Raubzüge der Tartaren. Wir haben schon gesehen, wie die Ruthenen mit Hilfe der Litauer die Tartaren bis auf die Halbinsel Krim verdrängten. Sie wollten diese Politik auch weiter führen und die tartarische Macht endgiltig zertrümmern, zumal gerade damals die Tartaren sehr geschwächt waren. Noch in der ersten Zeit der Union hat der litauische Fürst Witold (ein Statthalter des Königs Jagello) diese Aktion weitergeführt, aber dies geschah gegen den Willen des von den Polen ganz beeinflußten Jagello. Von dem Könige Jagello verlassen, wurde Witold von den Tartaren im Jahre 1399 geschlagen und damit fand dieses Vorgehen sein Ende. Die Polen haben an dem Kampfe mit den Tartaren kein Interesse gehabt, sie wollten alle ruthenischen und litauischen Streitkräfte ausschließlich gegen den deutschen Kreuzritterorden richten. Diese Bestrebungen führten auch zu langwierigen Kämpfen mit dem Orden (1409—1466), die zuletzt mit der Eroberung der Weichselmündung — des Zutrittes zum baltischen Meere — ihr Ende nahmen. Diese Eroberungen, für das polnische Reich sowohl in politischer als auch in ökonomischer Hinsicht von größter Bedeutung, wurden hauptsächlich mit ruthenischen und litauischen Streitkräften gemacht. Das politische und ökonomische Interesse der Ruthenen hingegen — die Eroberung der Küsten des Schwarzen Meeres — verschwand gänzlich von der Tagesordnung. Die polnische Schlachta wollte von dieser Politik nicht einmal hören und die vielen Könige, wenn sie auch dafür manches Verständnis besaßen, waren der Schlachta gegenüber ganz ohnmächtig. Im übrigen war es schon in kurzer Zeit für eine solche Politik zu spät.



Die tartarische Macht verfiel immer mehr im Laufe des XV. Jahrhunderts und es bedurfte nur wenig Energie, um sie für immer unschädlich zu machen. Dafür hat Polen nicht gesorgt und die Tartaren erhielten indessen eine Hilfe, die sie wiederum zu furchtbaren Feinden Osteuropas machte. Im Jahre 1484 erscheinen an den nördlichen Küsten des Schwarzen Meeres die Türken und nehmen die Tartaren in Schutz, die wieder ihrerseits die Oberherrschaft der Türken gerne anerkennen. Seit dieser Zeit hat sich die Situation ganz geändert. Die Tartaren verwüsteten von nun an unaufhörlich Osteuropa und ein Krieg mit ihnen mußte natürlicherweise auch einen Krieg mit der damals in militärischer Hinsicht gefürchteten Türkei herbeiführen. Aus diesem Grunde blieb das tartarische Räubernest so lange bestehen, bis die Macht der Türkei in Europa gebrochen wurde. Den Verfall dieses Staates nützte nun Rußland allein aus.

Es wäre noch nicht so arg gewesen, falls nur die polnische Regierung die ruthenischen Gebiete vor den Raubzügen der Tartaren verteidigt hätte, aber es gab ja bekanntlich in Polen eigentlich fast gar keine staatliche Organisation.*) Die Grenzen waren gar nicht geschützt, es gab nur Scheinfestungen und kein stehendes Heer. Aus diesem Grunde wurden die tartarischen Raubzüge zum größten Unheil für die Ruthenen. Dieselben wiederholten sich beinahe jährlich und ihre Folge war, daß das ganze Land zwischen dem Donec und San, von dem Schwarzen Meere bis zum Pripetj, zu einer großen Ruine wurde. Die Städte und Dörfer wurden eingeäschert, die Bevölkerung, die nicht zu entfliehen vermochte, wurde niedergemacht oder in die Sklaverei geschleppt. Die Märkte von Krim und Konstantinopel wie auch die vieler Städte Kleinasiens waren stets von ruthenischen Kriegsgefangenen überfüllt. So dauerte es vom Ende des XV. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. Es ist wahrlich ein Wunder, daß unter solchen Umständen das ruthenische Volk nicht gänzlich ausgerottet wurde. Verlassen von Seite der polnischen Regierung, sah es sich veranlaßt, auf eigene Faust den Kampf gegen seine Feinde zu führen. Es waren deren zwei: der Türke und der Tartar. In diesem Kampfe nach zwei Fronten hin bildet sich das ukrainische Kosakentum. Dieser Kampf des ganzen Volkes um die Unabhängkeit ist auch das ruhmreichste Kapitel in der Geschichte der ruthenischen Nation.

S. Fedorenko.



Lesja Ukrainka.

Ein literarisches Charakterbild.

Grause Finsternis herrscht im Reiche des nordischen Herrschers. Ein hartherziges Gebot „fiat nox“ tötet jeden freien Gedanken und legt sich mit seiner ganzen Schwere auf die Herzen der schmachtenden Völker. Wehe dem, der in seinem Übermute wagt, trotzig die Worte des Protestes gegen die Willkür zu erheben. Er wird mundtot gemacht, lange Jahre der Verbannung erwarten ihn in dem kalten Sibirien

*) Polen war eigentlich eine Förderation der despotischen Magnaten.



und trostlos siecht er dort hin. Der Anblick der Orgien des Absolutismus, die er ansehen muß, vergiften ihm jede Stunde des Lebens. So war es immer im russischen Reiche, so ist es bis auf den heutigen Tag.

Die Mutigsten, die sich für die Freiheit erhoben, die den Völkern die Worte des Trostes und der Hoffnung darbrachten, mußten ihr Wagnis mit dem Leben, im besten Falle mit der Verbannung büßen. Das Volk, zum Kampfe ermutigt, verfiel bald darauf in einen noch tieferen Schlaf und über die weiten Gebiete herrschte wieder eine Grabesstille. Die Erscheinung der großen Freiheitskämpfer war immer in Rußland meteorenartig. Sie kamen, leuchteten für einen Augenblick auf, durchbrachen jäh die Finsternis und verschwanden dann wieder.

Dasselbe Los wurde auch den großen Freiheitsverkündern Ukraina's beschieden. Sie waren immer der russischen Regierung verhaßt. Šewčenko, der größte ukrainische Dichter, wurde aus seinem Heimatlande verbannt. Als Soldat mußte er sein Leben weit in den Steppen Zentralasiens unter den größten Qualen fristen. Pawlo Hrabowskyj wurde bereits als 18jähriger Jüngling nach Sibirien deportiert und es war ihm nicht einmal vergönnt, die Heimat vor dem Tode wieder zu sehen. Nicht anders wurden viele Andere behandelt, die gegen die Willkür einen Protest zu erheben wagten. Viele legten für die Freiheit ihre Häupter nieder, doch der Freiheitsgedanke starb nicht. Es treten immer neue Kämpfer auf, die ihr Leben als Opfer für das Vaterland bringen; die anderen gehen in den Kampf mit den Worten der Begeisterung und der Hoffnung auf den Sieg — und der Kampf der freien Geister dauert fort — der Kampf auf Leben und Tod.

In den Reihen dieser mutigen Kämpfer, die dem ruthenischen Volke entstammen, befindet sich jetzt ein Mädchen, Lesja Ukrainka, die Tochter der bekanneen Dichterin Olena Pczilka.*) Ihre Waffe im Kampfe mit den finsteren Mächten ist die wohlklingende Leier!

Die Saiten, geküßt von der warmen Heimatsliebe, erzittern in ihrer Hand. Es fliegt ein Schwarm von süßen Liedern auf die weiten Fluren und die breiten Steppen Ukraina's, die im Blute und Schweiße gebadet nur Klagerufe hörten. Mild und liebevoll dringen diese Lieder in die Herzen der geknechteten Landleute. Die Dichterin bringt ihnen warme, kräftige Worte voll der Zuversicht auf die schönere Zukunft, voll des Glaubens an den sicheren Sieg.

Weich, voll Sehnsucht sind ihre ersten Gedichte. Weit jenseits der blauen Meereswellen, in den weiten entfernten Ländern, will sie das verlorene Glück der Heimat wiederfinden. Sie sehnt jene Zeit herbei, wo über den niedrigen Hütten Ukraina's die glänzende Sonne der Freiheit wieder aufgeht.

Der Heimat will sie alles opfern. Die Nachtigall singt im Haine; es blühen herrliche Blumen; ein holder Frühling ladet alles ein, das Leben zu genießen, doch der Dichterin kommt diese Schönheit wie ein Traum vor, sie kann die grause Wirklichkeit nicht vergessen. Das traurige Antlitz der Landleute, das redet so eindringlich, so vorwurfsvoll sie an, die Klagerufe, die dringen so schmerzlich in ihr Herz, daß die Dichterin nur einen Wunsch hegen kann: ein freies, lustiges Lied in dem Lande zu hören, wo man sich nach der Freiheit nur im Traume sehnen kann.

Die düstere Umgebung, die geringen und großen Widerwärtigkeiten des Lebens vergiften oft der Dichterin das Herz. Alles erscheint dann vor ihren Augen in dunkle undurchdringbare Wolken gehüllt; sogar der Strahl der Hoffnung erlischt. Dann wird sie müde. Sie flieht in die weite Zukunft, um an den schönen Bildern zu weilen, die kein Wölkchen trübt. In der Mitte der neugierigen Kinderköpfchen sieht sie ein

*) Eine Novellette von Olena Pczilka „Nachtigallengesang" wurde in der „Ruth. Revue" (S. 266—270 und 290—294) veröffentlicht.



ergrautes Väterchen den Jungen von den alten, schlechten Zeiten, als noch die Willkür in der Welt herrschte, als noch alles Edle und Freie unterdrückt wurde, erzählen. Die Kleinen hören aufmerksam zu, doch die Erzählung des Alten klingt ihnen wie ein Märchen aus längst vergessenen Zeiten.

Jedoch diese Schwäche ist von kurzer Dauer. Die Dichterin geht nicht in dem Pessimismus auf, ihr Glaube an die Zukunft des Volkes schwingt sich trotz der Finsternis und des unmenschlichen Druckes immer höher empor. Die Stille und die Finsternis sind ja doch nur die Vorboten des heranahenden Tages — und dieser Tag muß einmal kommen.

Bei diesem Glauben wird die Stimme Leßja Ukrainka's immer stärker, männlicher; sie steigert sich bis zum stürmischen Aufrufe zum Kampfe auf Leben und Tod. Die Fesseln müssen gesprengt werden! Verflucht sei jeder, dem die Hände mutlos niederfallen, denn tausendmal besser ist es mit dem Märtyrerkranze um die Stirn zu sterben, als in den Fesseln das Leben zu fristen. Dieser Wille, alle Kräfte des Volkes zu erwecken, um sie in den Kampf mit dem Despotismus zu stürzen, ist bei der Dichterin so stark, daß sie alles zu opfern bereit wäre, um nur das erhabene Ziel zu erreichen.

Das Unglück des Volkes sei noch zu klein, sagt Leßja in einem der schönsten Gedichte. Weinen muß man, bis das Herz bricht, weinen muß man, unaufhörlich weinen. Das Herz muß immer bluten, denn wenn man die Schmerzen vergißt, so erlischt die Flamme der edlen Entrüstung und das sehnsuchtsvolle Begehren nach Freiheit. Wunder wirkend ist die Kraft der Schmerzen, den Menschengeist können sie befreien und solche Befreiung wünscht die Dichterin herbei.

Es klingt die Leier in ihren Künstlerhänden mit tausend Tönen. Sie umschleiern das Weh unserer Herzen bald mit einer süßen Hoffnung, bald dringen sie so gewaltig in unsere Seelen, daß wir einen Propheten vor uns zu haben vermeinen, der dem Volke gebietet. Glücklich sind, die auf seine Worte hören, auf ewig verdammt, die ihm nicht folgen. Wie im Regenbogen glänzen die Farben ihrer Bilder; unerschöpflich scheint die Erfindungsgabe der Dichterin zu sein und doch ist der größte Teil ihrer Gedichte nur durch den einen goldenen Faden der Heimatsliebe durchzogen.

In dem Zyklus „Melodien" drückt die Dichterin ihre eigenen Schmerzen aus. Was sie selbst fühlt, kommt hier am stärksten zum Ausdruck. Sie möchte das weite Gefilde aufsuchen, dort würde sie sich niederwerfen auf die rauhe Erde und eine so laute Klage erheben, daß die Sterne sie hören müßten. Sie hat so viele Hoffnungen verloren, daß sie der schöne, verlockende Frühling nicht mehr freut. Diese traurige Stimmung Leßja's hat ihre Quelle nicht in der pessimistischen Lebensauffassung, nein, sie vermag die Schatten- und die Lichtseiten des Menschenlebens genau zu unterscheiden; sie hat ihre Ideale nicht aufgegeben und wenn sie traurig ist, so sind daran nur die vielen unerfüllten Wünsche schuld. Darüber äußert sie sich unzweideutig in einem ihrer Gedichte: „Wenn die unsagbaren Schmerzen dich quälen, suche nicht den Frieden im unendlichen Weltall, geh' unter die Menschen; dort wirst du den Trost und die Liebe finden." Sie wehrt sich gegen die traurigen Gedanken, sie will lachen, obwohl ihre Augen tränenvoll; sie sucht die Hoffnung, denn sie will leben mit voller Herzenslust, mit den Liedern auf den Lippen.

Ihr glühender Wunsch ist eine starke, mächtige Sprache zu haben. Dem Blitze ähnlich mußt du in der Dunkelheit leuchten, sagt sie, bis deiner Heimat der Morgenstern aufgeht. Den Verirrten sollst du den Weg weisen. Nicht selten klagt die Dichterin darüber, daß ihr die glühende Sprache nicht gegönnt sei. Ach! dann würde sie den rauhen Winter verscheuchen. Ein ewiger Frühling würde in der Heimat herrschen, wenn sie nur die Stimme hätte, die in die Millionen Menschenherzen dringen könnte.

Das Ringen mit dem Unglauben an ihre eigenen Kräfte versetzt sie in die verschiedensten Stimmungen; sie fühlt sich oft zerschmettert durch den Gedanken an die Unausführbarkeit der Aufgabe, die sie sich als Dichterin aufgebürdet hatte. Ihr scheint, daß ihre Stimme spurlos verhallt, ohne jemanden zu erwecken und nur als Echo in ihr eigenes Herz dringt. Jede noch so geringe Tat schätzt sie viel höher als die Dichtung — die sei nur ein leeres Wort und noch einmal Wort. Einen tiefen Abgrund sieht sie vor sich, eine öde Wüste ist für sie das Leben, eine Wüste, in der sie das schwere Kreuz ohne Zuversicht, ohne Hoffnung tragen muß.

Wie stark aber fühlt sie sich, wenn sie allen Gefahren trotzt. Eine elementare Kraft erwacht dann in ihrer Brust. Nichts kann ihr die Zuversicht zu sich selbst benehmen. Es kann der Sturm wüten wie er will, die Dichterin besitzt Kraft genug, mit ihm zu kämpfen und siegreich alle Gefahren zu überstehen. In diesen Augenblicken der Kraft zieht der Frühling mit aller seiner Pracht in der Dichterin Herz ein; er ist ihr nicht mehr fremd.

Bezeichnenderweise beschäftigt das Thema von der Aufgabe des Dichters sehr oft Leßja-Ukrainka. In dem „Dichter während der Belagerung" und in dem „alten Märchen" führt sie uns einen idealen Dichter hauptsächlich in seinen Beziehungen zum Volke vor. Während der Belagerung, als alle den Mut und die Ausdauer verlieren, bleibt nur der Dichter ungebrochenen Herzens. Seine kraftvollen Lieder erschallen stürmisch in der dunklen Nacht; sie vertreiben den Schlaf von den müden Augen der Belagerten, sie flößen ihnen den Mut ein und verhelfen zum Siege. In dem „alten Märchen", einem der schönsten Gedichte der neueren ruthenischen Literatur, behandelt die Dichterin die Bedeutung der Poesie in Bezug auf das individuelle und gesellschaftliche Leben. In der schlichten Form des Märchens führt uns die Dichterin in der Kontroverse zwischen dem gewalttätigen und grausamen Ritter Berthold und einem idealen Dichter den ewigen Kampf der freien Geister mit dem menschlichen Despotismus leibhaftig vor Augen. Trotz des Symbolismus sind die vorgeführten Gestalten so lebendig, daß wir der Täuschung unterliegen, wirkliche Personen handelnd vor uns zu haben.

Der Kampf für das Schöne, für die Freiheit, das ist das letzte Ziel des Dichters, das ist auch das höchste ethische Gebot für unsere Dichterin. In dem Gedichte „Sünderin" apotheosiert Leßja-Ukrainka die heldenhafte Tat eines Mädchens, das sich für das Wohl seiner Landleute opferte. Nachdem sein Unternehmen, die Burg mit den Feinden in die Luft zu sprengen, vereitelt wurde, wurde es besinnungslos in das Krankenhaus gebracht. Zwischen der Kranken und der Wärterin kommt es zu einer Kontroverse, in der das leidenschaftliche, für die Freiheit Anderer sich aufopfernde Mädchen einen glänzenden Sieg über die Ethik der Ergebung und des Gehorsams der Wärterin erringt.

Wien. W. Czapelskyj.

(Schluß folgt.)





Aus den Kerkerliedern des Pawlo Hrabowskyj*).

I.

Mein Liebchen, wie war ich denn froh,
Noch gestern, wie mutvoll . . und heute?
Die Freude, die Hoffnung entfloh
Und alles berührt mich so roh,
Nicht kümmert die Welt mich, noch Leute. —

Wo hab' ich nicht gestern geweilt,
Wie weit von dem Orte . . . und heute?
Die Hoffnung, die war übereilt,
Die Wunden, die sind nicht geheilt;
Dem Trübsinn werd' ich zur Beute. —

Welch' Eifer beherrschte, welch' Drang
Mich gestern, welch' Hoffnung und heute?
Wie Echo verstummte, verklang
Dies Alles, wie himmlischer Sang . . . .
Nicht kümmert die Welt mich, noch Leute. —

II.

Ach zerstreut euch schon für immer
Herzbedrückende Gedanken!
Mir willkommen werd't ihr nimmer!
Denn wozu mit düst'rem Schimmer
Alles ringsumher umranken?

Schändlich ist's so hinzuleben,
Willig schleppen schwere Ketten;
Nein, ich will mich nicht ergeben
Meinem Schicksal, will noch streben,
Will noch kämpfen, will noch wetten.

Ach, zerstreu dich qualvoll' Sinnen
Laß mein Herz sich noch entzünden,
Laß mich kämpfen und gewinnen,
Laß ein Freiheitslied beginnen,
Den Tyrannen Tod verkünden!

III.

An O. B.

Es kommen Tage: in die Runde
Scheint alles still und tot zu sein;
Es bricht das Herz zu solcher Stunde
Und alles wird zur grausen Pein. —

---

*) Uber Pawlo Hrabowskyj's Leben und Wirken vergl. „Ruthenische Revue" S. 288 u. 308.



Doch — Gott allein weiß nur von wannen —
Erglänzt des Wiedersehens Strahl;
Ein Bach der Freude stürzt von dannen
Die Sonne glüht, die früher fahl. —

So hat nun diese Kerkerräume
Dein Bild, für mich so traut, erhellt
Und alles schwand, wie böse Träume,
Dem Leben ward ich zugesellt. —

Aus dem Ruthenischen übersetzt von
M. Kiczura.



Ein Teufelsspaß.

Ein Volksmärchen von Natalie Kobrynska. (Schluß).

Als er alles bis auf das Geringste weggeräumt hatte, warf er den Sack auf die Schulter, kehrte in die Schmiede zurück und vergrub den Sack unter der Wand, an der er abgebildet war.

Um die Mittagszeit vernahm der Schmied Lärm neben seiner Werkstätte. Der Hund bellte, Leute sprechen laut durcheinander und es schien, als grabe man mit Schaufeln in der Erde. Der Schmied erschien vor der Tür und traute seinen Augen kaum; unter der Werkstätte zog man seinen Kohlensack hervor, angefüllt mit Geld und anderen Wertsachen.

Man ergriff den Schmied, fesselte ihn und führte ihn ins Gefängnis. Der arme Schmied wußte weder wofür noch warum dies geschah. Er frug die Leute: „Warum fesselt man mich und beraubt mich meiner Freiheit?" . . .

„Du fragst noch", erwiderten die Leute. „Ist es nicht dein Sack, erkennst du ihn nicht, fand man ihn nicht unter deiner Werkstätte? Hast du es nicht auf das Hab und Gut des Herrn abgesehen, wolltest dir herrschaftliches Gut aneignen?"

Der Schmied saß nun im Kerker und sah Gottes Welt nicht; es war dort kalt und feucht und Frösche und anderes Gewürm krochen über seinen Leib hinweg.

Nichts fand sich vor, wo er sich hätte hinlegen oder womit er sich hätte bedecken können, nur einen Bund Stroh warf man ihm als Unterlage für den Kopf hin.

„Barmherziger Gott! Weshalb kam dies alles über mich?" schluchzte der verlassene Schmied.

„Was habe ich verbrochen, daß man mich so mißhandelt und daß ich eine solche Strafe erdulden muß? Ich war weder besser noch schlechter als andere Menschen, höchstens, daß ich diesen teuflischen Branntwein trank, der mir das Gehirn aus den Fugen bringen wollte und das Herz erhitzte. Das war meine ganze Sünde.

Der Schmied wußte nicht mehr, wann es Nacht und wann Gottes lichter Tag war. Nichts als Finsternis und Finsternis . . . . herrschte ringsum, — als hätte man ihn lebendig ins Grab gesenkt.

„Nun, siehst du! Warum hast du mich gereizt? Jetzt hast du deinen Lohn!" rauschte es über ihm im Kerker.



„Gibst du mir auch hier keine Ruh', quälst du mich auch hier noch, du teuflische Macht? Und du sagst, ich hätte dich gereizt! — Wer trägt denn mehr daran Schuld, als du selbst?! Wer goß mir denn Blut ins Gehirn, wer reichte mir den teuflischen Branntwein?! Nicht du?! Und nun behauptest du, ich hätte dich gereizt! Wäre nicht dein teuflischer Branntwein, ich stünde jetzt mit dem Hammer und schmiedete weiter! Dein Branntwein riß mich vom Ambosse fort und wenn er mich von Sinnen gebracht, da fing ich an, dich zu malen."

„Ich war nicht so töricht, dir den Branntwein vorzuenthalten; hättest du nicht meinen Branntwein getrunken, ich hätte keine Gewalt über dich erlangt und hätte mich an dir nicht rächen können. Nun aber hast du deinen Lohn, sie werden dich auf den Galgen bringen und deine Seele mir überliefern." —

„Nimm mich hin, köpfe mich, haue mich in Stücke, — mag ich am Galgen hängen, Raben sollen an meinem Leibe fressen, nur meine Seele möge vor dem Untergange bewahrt bleiben!" flehte der Schmied.

Eine große Verzweiflung bemächtigte sich seiner, benahm ihm die Kraft.

Er war sich nicht mehr bewußt, was mit ihm vorging, ob er noch lebe oder nicht? Lange lag er so, das Haupt aufs Stroh geneigt.

Doch plötzlich — als durchdringe ein schwacher Strahl die dichte Finsternis im Kerker — wehte ein Duft von frischem Grün und üppigen Blüten herein. Von irgendwo, weit, ertönten seltsame Laute, wie Vogelgesang, ein stilles frohes Lachen, wie das Rauschen eines Baches, wenn er übers Gestein rieselt, und wie ein Widerhall dieser Zaubertöne sangen Wälder, Berge, Täler, Auen, Wiesen, Gewässer und das Himmelsgewölbe, und all' dies ergoß sich in einzige mächtige Melodie: „Gepriesen sei Gott und Friede herrsche auf Erden zum Heile der Menschheit!"

Eine Helle brach herein, daß der Schmied wie geblendet mit der Hand nach den Augen fuhr. Was war das! Es war hellichter Tag. War die liebe Sonne in seinen Kerker gedrungen?! — das war ein Engel Gottes, der weiß wie Schnee schimmernd vor ihm stand und wie vom Strahlenglanze eines silberhellen Sternes funkelnd, gleich dem Glitzern des Morgentaues flimmerte. „Gott sandte mich zu dir, Meister," — sprach der Engel — „steh' auf und folge mir!"

„O Gott! Womit habe ich es verdient, daß du um mich deine Boten sendest?" — „Du warst stets ein braver Mann und der teuflische Branntwein allein trieb dich dem Verderben in die Arme, doch weil du den Satan erzürnt und gereizt, ihn vor den Leuten lächerlich gemacht hast, befahl Gott dich hiefür aus diesem Kerker herauszuführen!" Der Engel berührte die Ketten und klirrend fielen sie herab; dann berührte er die eiserne Tür — und leise schoben sich die Riegel zurück.

„Geh' nach Hause, verhalte dich ruhig und erzürne Gott nicht mit diesem teuflischen Branntwein" — sprach nochmals der Engel und flog gen Himmel, während hinter ihm ein Schleier von funkelnden Sternen nachzog und ein langer heller Streifen zurückblieb.

Am nächsten Tage ging durchs Dorf die Kunde, man werde den Schmied hängen, der Herr habe einen hohen Galgen errichten und einen Henker kommen lassen. Es verhielt sich auch wirklich so.

Man führte den Schmied aus dem Kerker heraus und hängte ihn. Die Leute kehrten heim und vernahmen in der Schmiede ein Hämmern. Sie traten ein und siehe! Da stand der Schmied beim Amboß, ein Stück Eisen bearbeitend.

„Eben hat man dich gehängt und nun schmiedest du hier?!" — riefen verwundert die Leute.

„Wie kann man mich gehängt haben, da ich doch hier bin", erwiderte der Schmied.



Die Leute begaben sich zum Galgen, von diesem herab hing statt des Schmiedes nur ein Bund Stroh, das man ihm als Unterlage für den Kopf in den Kerker mitgab. Neben dem Stroh hing noch ein Pferdeknochen und ein Pferdehuf, zum Zeichen der göttlichen Macht über die höllische Gewalt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Schmiede hatte sich nichts geändert.

In derselben Weise stöhnte der Blasebalg, klangen Hammerschläge; gerade so standen Pflüge, Eggen, Räder, nur war der Teufel an der Wand nicht mehr zu sehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Schmied brachte das Getränk des Satans nie mehr an seine Lippen, und lebte wie es vorgeschrieben: „Gott erzürne nicht, aber reize auch den Teufel nicht."

Ob aber dem Schmied damit Recht geschah?

Darüber schweigt die Sage.

Aus dem Ruthenischen übersetzt von
Olga Kobylanska.



Glossen.

Die Herren Schlachzizen sind unermüdlich tätig, das arme Galizien mit immer neuen Geschenken zu bescheren .... Kaum haben sie die für die Ruthenen so verhaßte Angelegenheit der Errichtung der Arbeitsvermittlungsbureaus halbwegs erledigt, da sinnen sie schon nach neuen Mitteln, um die ruthenische Bevölkerung noch mehr zu knebeln, um derselben überhaupt alle Wege zu einer freien Entwicklung zu verrammen. Wie auf ein gegebenes Zeichen erhob sich im Landtage, insbesondere aber in der allpolnischen Presse, der Ruf: die Amtssprache bei der Gendarmerie muß polnisch sein! Der Ruf ist jedenfalls zeitgemäß und gar nicht überraschend; ein bißchen früher erhoben, hätte er die Schlachzizen auch vor dem Vorwurfe der Nachäffung gewahrt. — Doch das ist Nebensache, Hauptsache dagegen, daß in dem Lande, wo dieser Ruf erhallt, $3^1/_2$ Millionen Ruthenen wohnen, die auch so manches — es sei schon ganz gerne zugegeben, daß nicht so viel wie die Herren Allpolen — mit den Gendarmen zu tun haben. Aus diesem Grunde und weil die Kosten dieser Institution auch, und dies zum größeren Teil aus dem ruthenischen Säckel bestritten werden, müssen die Ruthenen aufs Entschiedenste gegen ein solches Postulat, das unter gegebenen Umständen eine nichtswürdige Anmaßung wäre, protestieren, denn erst recht würden sie von der ganzen zivilisierten Welt abgeschnitten werden und auf Gnade und Ungnade den Herren Schlachzizen ausgeliefert. Dann wäre ja jedwede Kontrolle über das Handeln dieser Sicherheitsorgane ausgeschlossen und ein galizischer Gendarm müßte konsequenterweise definitiv zum schlachzizischen Heiduken herabsinken. In diesem Falle müßte, was heutzutage noch von Zeit zu Zeit das Tageslicht erblickt, stets verborgen bleiben; auch die größten Mißbräuche könnten nicht an den Pranger der öffentlichen Meinung gestellt werden, da ja diejenigen, die das Recht hätten, eine relativ objektive Kontrolle zu üben, zufolge der Unkenntnis der Sprache daran verhindert wären. Wir wollen den Ruf gar nicht als überhaupt unberechtigt hinstellen. Nur speziell für galizische Verhältnisse kommt ihm diese Eigenschaft zu. Wenn seine Verwirklichung nur auf Westgalizieu sich erstrecken sollte, dann sind wir auch dabei, denn es fällt uns gar nicht ein, die edlen schlachzizischen Freiheitskämpfer nachzuahmen, und den anderen das vorzuenthalten, was wir für uns so gerne in Anspruch nehmen.



Ohne zu befürchten, daß dem Lärmen von dieser Seite irgend welche Folgen in absehbarer Zeit erstehen könnten, erlauben wir uns zuletzt zu bemerken, daß in Galizien solche Postulate erst nach durchgeführter Teilung des Landes in eine ruthenische und polnische administrative Hälfte am Platze sein werden. Meletius.

* * *

Unter der Ägide des Dr. Koerber der nicht mehr weiß, wie er der dauernden Gnade des unersättlichen Polenklubs teilhaftig werden könnte und die polnische Wirtschaft über den grünen Klee lobt — wurde bereits zur Zeit Pininski's eine regelrechte Hetze im ruthenischen Teil Galiziens arrangiert. Abg. R. v. Kozłowski bereiste alle Städte und Städtchen als Generalinstruktor des allpolnischen Chauvinismus. Der allpolnische Verein „Szkoła Ludowa" veranstaltet ebenfalls in ruthenischen Gegenden Versammlungen, in welchen man von den Bauern verlangt, daß diese zuhause nur polnisch sprechen sollen. Ähnliche Agitationsreisen veranstaltet auch der polnische Klerus, der predigt den nationalen Haß von der Kanzel herab, hetzt die bisher friedlich und einträchtig lebenden Nachbarn gegeneinander, flucht den ruthenisch sprechenden Pfarrkindern, die „als römische Katholiken Polen sein sollen und doch den Wert der polnischen Kultur nicht verstehen" . . . u. s. w.

* * *

Der polnische Erzbischof Dr. Bilczewski gab diesem patriotischen Kreuzzuge gegen die ruthenisch sprechenden römischen Katholiken ein erzkatholisches Gepräge — er propagiert die polnische Kultur mit Hilfe kräftigerer Argumente als Worte und verteilt auf seinen Reisen sogar Ohrfeigen. Die Ohrfeige ist nämlich nach der Meinung dieses Oberhirten die beste Volkssprache. Schade, daß Dr. Bilczewski seine Agitationsreise abgebrochen hat, sonst hätte er auch die Volksantwort kennen gelernt. Die ruthenischen Bauern haben nämlich beschlossen, aus ihrer bisherigen Reserve herauszutreten und mit der gebührenden „Volksantwort" nicht mehr zu zögern. So wurden einige Herren von der polnischen „Szkoła Ludowa" — dieser Verein folgt wie ein Schatten den Fußstapfen der Herren Kozłowski und Bilczewski — im ruthenischen Dorfe Kurzany, wo sie eben an der Veranstaltung einer patriotischen Hetze arbeiteten, gezüchtigt und zwar auf eine sehr ulkige Weise, so wie man mit den unartigen Schulbuben zu verfahren pflegt.

Die Herren allpolnischen Oberhirten dürften bald zur Einsicht kommen, daß der ruthenische Bauer den Wert der „höheren polnischen Kultur" nicht verstehe, daß es vergebliche Mühe sei, denselben darüber aufzuklären und werden ihre hochkulturellen Körper solchen Strapazen und Gefahren wahrscheinlich nicht mehr aussetzen.

Die patriotischen Hetzen zeitigen eben oft andere Früchte, als es sich die Arrangeure wünschen. Wer Wind säet, erntet meistens Sturm. R. S.

Druckfehler. In der N. 13. unserer Zeitschrift haben sich einige Druckfehler eingenistet. Die unangenehmsten seien hier berichtigt: Seite 300, 11. Zeile von oben ist „Popowski" statt „Powowski" zu lesen. Seite 303, 2. Zeile von oben „billigen" statt „billigen". Seite 304, 15. Zeile von unten, „das deutsche" statt „das Deutsche". Seite 305, 4. Zeile von oben „Wenn aber auch" statt „Wennaberauch". Seite 310, 17. Zeile von oben „Massen" statt „Klassen".

Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe**, **Kreuzbänder**, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc. sind **nur** an Herrn Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, **Gersthoferstraße Nr. 32 zu senden.**

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. B. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 15. Dezember 1903. Nr. 15.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Ein Kuriosum des XX. Jahrhunderts.

In der Zeit der allgemeinen Diskussion über die Vorgänge im slavischen Riesenreiche dürfte es nicht unzeitgemäß sein, die Frage zu berühren, welche einerseits den wunden Punkt am panrussischen Organismus bedeutet, anderseits aber durch die Art und Weise, wie sie die russische Regierung zu lösen versucht, in der Geschichte der Menschheit einzig und allein dasteht.

Es ist dies die ukrainische (ruthenische) Frage.

Daß die ukrainische Bewegung nicht erst seit gestern datiere, daß sie erst in letzter Zeit zu einer „Frage" umgestempelt wurde, haben wir wiederholt auf Grund historischer Tatsachen nachgewiesen; das hebt auch Herr Fedorenko in seinen — in unserem Blatt veröffentlichten — geschichtlichen Essays hervor und wir machen unsere Leser auf dessen Ausführungen besonders aufmerksam. Es wäre zumindest ein Pleonasmus, den ganzen geschichtlichen Apparat hier wiederzugeben. Wir beschränken uns daher auf die Berührung der juristischen Seite dieser Angelegenheit.

Zu diesem Schritte drängt uns auch der Umstand, daß sich in letzterer Zeit die ruthenische Frage in Rußland wieder im Vordergrund des öffentlichen Interesses befindet. Den Anlaß dazu boten u. a. auch folgende Vorkommnisse:

In Kijew wandte sich vor kurzem ein Grundbesitzer an die Regierung um die Bewilligung einer landwirtschaftlichen Fach-Zeitschrift in ruthenischer Sprache. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden und zwar aus dem Grunde, weil das Herausgeben von periodischen Druckschriften in ruthenischer Sprache verboten sei. — In Poltawa wurde vor drei Monaten ein Denkmal des Schöpfers der neuen Periode der ruthenischen Literatur, Iwan Kotlarewskyj, enthüllt.

Es wurde aus diesem Anlaß eine großangelegte Nationalfeier veranstaltet, zu welcher sich auch die Delegierten einzelner Vereine und Organisationen aus Galizien und der Bukowina einfanden. Die Regierung war in Verlegenheit, was für eine Stellung sie den ruthenischen Festreden gegenüber einnehmen solle ..... Im Reiche des bejubelten Friedens-Apostels, der noch vor kurzem durch seine humanen Vorschläge Westeuropa in hochgradige Entzückung versetzte, den Gebrauch ihrer Muttersprache den Angehörigen eines europäischen Staates — zumal darunter auch Reichsratsabgeordnete und Universitätsprofessoren waren — zu untersagen, das ging doch nicht an. So ein Verbot hätte unliebsames Aufsehen erregt, auch im österr. Parlament ein Echo hervorgerufen und überhaupt unangenehme Erörterungen verursacht. Das zu vermeiden, war ein Gebot der staatsmännischen Klugheit. Herr Plehwe ist nun auf einen genialen Gedanken verfallen, der eiligst in die Tat umgesetzt wurde: Den Delegierten ruthenischer Vereine aus Galizien und aus der Bukowina wurde es gestattet, ruthenische Ansprachen zu halten und mitgebrachte Adressen zu verlesen, dasselbe wurde aber den Untertanen des Friedens-Zaren verboten ....

Der Stadtrat von Poltawa, der die erwähnte Nationalfeier veranstaltet hat, erhob gegen diese Verfügung des Ministers Plehwe eine Anklage an den Senat. Die Entscheidung des Senates steht also bevor. Wie nun diese auch lauten mag, den gesetzlosen Zuständen in der Ukraina wird sie gewiß nicht ein Ende machen. Es kann sich nur um die Form der Erledigung handeln. Ob nämlich der Senat in seinem Bescheid die alte Tonart der drakonischen Verordnung vom Jahre 1876 anstimmen, in einer fürwahr asiatischen, der Zivilisation, ja jedem Rechtsgefühl hohnsprechenden Weise auf dem Standpunkt der Negation verharren wird — oder aber einen Ausweg suchen, die Angelegenheit mit den europäischen Glacehandschuhen anfassen, in einer womöglich zivilisierten Form die nackte Wahrheit bemänteln wird, ohne an den Traditionen der panrussischen Politik zu rütteln. Wenn alle Anzeichen nicht trügen, dürfte diesmal das letztere der Fall sein.

Wir haben seiner Zeit berichtet,*) daß das offizielle Blatt „Poltawskija Gubern. Wjedomosti“ — zweifellos über höhere Eingebung — auf die Klage des Poltawaer Stadtrates Bezug nehmend, behauptete, es sei in Rußland überhaupt niemandem eingefallen, die ruthenische Sprache und deren Gebrauch im öffentlichen Leben zu untersagen. Das gouvernementale Organ bezeichnet den ganzen Vorfall als „Mißverständnis“. Dagegen muß man sich entschieden verwahren, daß damit die ganze Kontroverse als abgetan betrachtet werde, denn so harmlos ist der Sachverhalt nicht. Es ist kein „Mißverständnis“, denn die ruthenische Sprache ist im Zarenreiche tatsächlich verpönt — und zwar nicht etwa in Ostsibirien, sondern im europäischen Rußland.

Einem Europäer wird es zwar unglaublich, oder zumindest übertrieben vorkommen und doch ist es Tatsache, daß in Rußland die ruthenische Literatur und Sprache in aller Form auf die Proskriptionsliste gesetzt wurden. Dies geschah unter der Regierung des zwischen dem Liberalismus und den „glänzenden Traditionen der Politik Peter

*) Vergl. „Ruth. Revue“ S. 3—9.



des Großen" immer hin- und herpendelnden Alexander II. Um nicht der Worttuerei geziehen zu werden, führen wir den diesbezüglichen Beleg in wortgetreuer Übersetzung an. Im Jahre 1876 wurde nämlich folgender Ukas erlassen:

„Der Kaiser und Gebieter geruhten am 30. Mai allergnädigst zu befehlen:

I. Die Einfuhr in die Grenzen der Monarchie — ohne spezielle Bewilligung der Oberpreßbehörde — jeder Art der im Auslande herausgegebenen ruthenischen Druckschriften zu untersagen.

II. Innerhalb der Monarchie ist das Drucken und Herausgeben von Originalwerken und Übersetzungen in dieser Sprache zu verbieten, mit Ausnahme: a) von historischen Dokumenten; b) von Werken aus dem Bereiche der schönen Literatur, unter der Bedingung aber, daß bei Veröffentlichung der historischen Dokumente die Orthographie des Originals, bei belletristischen Werken ausschließlich die russische Rechtschreibung angewendet werde; daß ferner die Bewilligung des Druckens ruthenischer Bücher nicht anders, als nur nach Prüfung der Handschrift von der Oberpreßbehörde erteilt werde.

III. Ebenso sind die Bühnenvorstellungen jeder Art und die Vorträge in der ruthenischen Sprache, sowie die Drucklegung ruthenischer Texte in Musiknoten zu verbieten.

Chef der Oberpreßbehörde: Grigoriew."

Dieser kuriose Ukas hat im Reiche Nikolaus II. bis heute Gesetzeskraft und die Regierung denkt nicht an dessen Abschaffung. Im Gegenteil, die angeführte Verordnung wird immer strenger gehandhabt. Die Ukrainer — ein 25 Millonen starkes Volk — haben heute in Rußland keine einzige Zeitung in ihrer Muttersprache. Jede unschuldigste, in Galizien herausgegebene Publikation wird von den Grenzen des Zarenreiches ferne gehalten. Eine sub I., jedenfalls nur pro forma erwähnte „spezielle Bewilligung der Oberpreßbehörde" wurde bis jetzt noch in keinem Falle erteilt und das heißt viel, wenn man bedenkt, daß der Ukas am 30. Mai 1906 sein 30jähriges Jubiläum begehen wird.

Durch diese in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel dastehende Verordnung wurde das größte nicht russische Volk im Zarenreiche als Nation geknebelt; dessen Entwicklung wurde unterbunden; der Willkür der russischen Bureaukratie wurde ein unbegrenzter Spielraum gelassen; unglaubliche, sonst in keinem halbwegs zivilisierten Staate mögliche Gewalttaten und Mißbräuche wurden im vorhinein sanktioniert.

Als Nikolaus II. den Thron bestieg, glaubte man, daß Rußland nun in ein Stadium durchgreifender Reformen eingetreten sei. Der junge „Zar der gesamten Reußen" trug die Frage der allgemeinen Abrüstung durch seine bekannte Friedensbotschaft in die Liste der großen Weltfragen ein und schickte sich an, das russische Deportationswesen zu reformieren. Doch trotz seiner löblichen Friedensideen hat Nikolaus II. das drakonische Verbot der ruthenischen Sprache aufrechterhalten. Dadurch blieb dem XX. Jahrhundert das größte juristische Kuriosum erhalten, das es überhaupt je gegeben — ein barbarisches Denkmal der panrussischen Politik.

Wenn wir aber von der moralisch-ethischen Seite der panrussischen Medaille absehen, so sind die durch den genannten Ukas geschaffenen Zustände in der Ukraina auch vom juristischen, insbesondere vom völkerrechtlichen Standpunkte aus verwerflich. Es besteht in Rußland kein Gesetz, das den Gebrauch der nichtrussischen Sprachen im öffent-



lichen Leben untersagen würde — daher sind auch die Druckschriften aller Art, öffentliche Vorträge 2c. in der französischen, deutschen, polnischen, litauischen, finnischen, georgischen, armenischen, hebräischen und tartarischen Sprache gestattet. Die ruthenische Sprache wird also einfach vom Gesetze ausgenommen. Das frühere Schulwesen der Ruthenen (aus der Zeit der Selbstverwaltung Ukrainas, welche so wie jene Finnlands nach und nach aufgehoben wurde) wurde vernichtet, während die Ruthenen — auch im juristischen Sinne — ein Recht auf ihre Sprache, die ihr Eigentum ist, haben. Nachdem Zeitungen in Rußland erlaubt und kein verbotenes Gewerbe sind, bestehen ruthenische Zeitungen auch zu Recht — im juristischen Sinne ist daher das Verbot eine Rechtsverletzung. Mehr noch bei dem Verbote der Einfuhr von ruthenischen Werken und Zeitungen. Nachdem laut der internationalen Handelsverträge die Einfuhr von Büchern und sonstigen Druckschriften, deren Inhalt nicht strafbar ist, gestattet ist, muß dies auch für wissenschaftliche Bücher in ruthenischer Sprache der Fall sein. Ein generelles Verbot ist aber eine Verletzung des internationalen Völkerrechtes!

Es ist somit keine besondere Ehre für die europäische Zivilisation und für das bestehende Völkerrecht, daß der genannte Ukas die Schwelle des XX. Jahrhunderts betreten konnte und noch immer Gesetzeskraft besitzt — in erster Linie ist aber das Verbot der ruthenischen Literatur und Sprache ein Schandfleck in der Geschichte Rußlands.

R. Sembratowycz.



Die Art und Weise, wie die Ruthenen in Österreich von den Mittelschulen ferne gehalten werden.*)

Daß insbesondere auf dem Gebiete des Schulwesens den Ruthenen in Galizien das meiste Unrecht widerfährt, dies hatte man den Lesern der „Ruthenischen Revue“ wiederholt nachzuweisen versucht. Daß wir auf dieses Thema wieder zu sprechen kommen, tragen nur Schuld daran einzig und allein die unerquicklichen Zustände, die statt — wie man erwarten würde — sich für die Ruthenen günstiger zu gestalten, sich immer verschlechtern und eine fast unerschöpfliche Fülle des Materials zu neuen, gewichtigen Anklagen liefern. Wir wollen von dem vielem Unrecht, das der lernenden ruthenischen Jugend in den galizischen Anstalten unter dem Protektorate des berühmten Landesschulrates widerfährt, nur manches hervorheben und hier des näheren beleuchten. Um dem Vorwurfe des Phrasentums zu entgehen, wollen wir unsere Ausführungen auf die offiziellen Quellen stützen, denen man eine tendenziöse Darstellung der Sachlage zu Gunsten unserer Ausführungen doch nicht zumuten wird! . . .

Und so sehen wir in dem Jahresberichte des k. k. Landesschulrates für das Schuljahr 1901/2 auf Seite 56 folgende Tabelle:

*) Diesen Beitrag schickt uns ein älterer ruthenischer Pädagoge, dem die fraglichen Verhältnisse ehr gut bekannt sind.



	Gesammtzahl der Schüler	Die Anzahl der vom Schulgelde befreiten Schüler	Perzentsatz der vom Schulgelde befreiten Schüler
Die westgalizischen Realschulen	1097	689	62·81%
Die ostgalizischen Realschulen	1837	1048	57·05%
Die westgalizischen Gymnasien	6948	5136	73·92%
Die ostgalizischen Gymnasien	11664	7591	65·08%

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß in den Mittelschulen, dort wo dieselben durchwegs von der polnischen Jugend frequentiert werden, eine größere Anzahl der Schüler von dem Schulgelde befreit wurde, als dort, wo die Frequentanten zum größten oder großen Teil ruthenischer Nationalität sind. Nachdem es nun eine bekannte Tatsache ist, daß die ruthenischen Schüler durchschnittlich bei weitem begabter, fleißiger und anständiger sind als die polnischen, und wenn wir erwägen, daß die östliche, ruthenische Hälfte des Landes relativ ärmer ist als die westliche — was wieder einzig und allein à conto der polnischen Wirtschaft zu schreiben ist — dann werden wir unbedingt zur Annahme gezwungen, daß wir es hier mit einer planmäßigen Politik seitens der galizischen Schulbehörde zu tun haben, darauf abzielend, dem ruthenischen Volke den Weg zur höheren Bildung, somit zur rascheren kulturellen Entwicklung zu versperren, um es desto leichter polonisieren zu können.

Unsere Annahme wird aber zur Gewißheit, wenn wir die Ziffern, diese an und für sich sichersten Zeugen, beiseite schieben und das, was hinter ihnen steckt, näher ins Auge fassen. Diejenigen, die an den ostgalizischen Anstalten das Schulgeld zahlen müssen, sind zumeist Söhne armer ruthenischer Bauern, die sich mit Mühe und Not, ohne jedwede Unterstützung seitens der Eltern, in der Schule durchbringen und bei alledem gute Fortschritte in den Studien aufzuweisen haben. Wirklich empörend muß diese Tatsache erscheinen, wenn man bedenkt, daß in Westgalizien sogar Söhne reicher Großgrnndbesitzer in der Regel von dem Schulgelde befreit werden. Ein solches Vorgehen seitens der Schulbehörden ist mehr als ein bloßes Unrecht aufzufassen; es ist ein schweres, an dem ruthenischen Volke begangenes Verbrechen mit allen seinen Kennzeichen; es ist ganz einfach ein gemeiner kultureller Mord! — Nicht minder in die Augen springend sind die Bedingungen, die an die Befreiung von dem Schulgelde in der ersten Klasse — in den beiden Hälften des Landes geknüpft werden. Während in Ostgalizien ein Schüler der ersten Klasse, um befreit zu werden, in den ersten zwei Monaten des Unterrichtes aus allen Gegenständen eine gute Durchschnittsnote haben muß, reicht in Westgalizien zu demselben Zwecke schon eine genügende Note aus — ja, der Schüler kann dort sogar aus zwei Gegenständen eine ungenügende Note haben und dennoch wird er vom Schulgelde befreit. Eine solche Praxis, wie sie in der westlichen Hälfte des Landes geübt wird, können wir nur billigen, wie wir überhaupt dafür sind, daß das Schulgeld gänzlich abgeschafft werde. Denn hier ist diese harte Steuer am wenigsten am Platze, da sie nur demoralisierend auf die Jugend wirkt und nicht wenigen den Weg zur höheren Bildung für immer versperrt. Das begreifen die galizischen Schulbehörden nur zu gut, können aber nicht vergessen, daß sie von dem allpolnischen Standpunkte aus in Ostgalizien nicht im Dienste der wahren



Bildung und Kultur, sondern im Dienste der allpolnischen Staatsidee stehen müssen, die ihnen kategorisch befiehlt, das ruthenische Element wo möglich zu entnationalisieren; zu diesem Zwecke müssen aber die Ruthenen kulturell vernichtet — also von den Schulen ferne gehalten werden. Und dieses himmelschreiende Unrecht, dieses wirklich skandalöse Verfahren findet auch dort statt, wo die Schulen der beiden Hälften des Landes unter einem und demselben Landesschul-Inspektor stehen.

Schon diese wenigen Tatsachen illustrieren ganz deutlich die Zustände im galizischen Schulwesen; es sind dies Tatsachen, die nicht dem Zufall zu verdanken sind, die den Stempel des Beabsichtigten und Planmäßigen an sich tragen. Damit ist jedoch keineswegs die Geschichte erledigt. Das galizische Schulwesen hat auch andere Schattenseiten aufzuweisen, die nicht minder für dasselbe charakteristisch sind.

So hat man in der jüngsten Zeit einen wahren Kreuzzug gegen die wenigen im Lande bestehenden ruthenischen Bildungsanstalten eröffnet. Die allpolnische Presse hetzt unaufhörlich die maßgebenden Kreise der polnischen Gesellschaft gegen die ruthenischen Schulen auf. Die in Bezug auf die Ethik wirklich beispiellose allpolnische Presse strotzt von Denunziationen sowohl gegen die ruthenischen Schüler als auch Professoren, die den Mut haben, sich als Ruthenen zu bekennen. Die gewöhnlichste Anklage ist die des Atheismus, Anarchismus, Nihilismus u. s. w. Aber nicht nur in der Presse, vor den Augen des Publikums wird diese unwürdige Arbeit verrichtet. Auch im Stillen und leider mit desto größerem Erfolge wird in dieser Beziehung fleißig gearbeitet. Unzählige geheime Denunziationen der Schüler und Professoren sowohl beim Landesschulrate als auch beim Unterrichtsministerium sind nach der allpolnischen Moral würdige und gute Mittel genug, um das Ziel des polnischen Patriotismus zu erreichen. Infolgedessen müssen die ruthenischen Professoren und Schüler stets auf große Unannehmlichkeiten seitens der Schulbehörden gefaßt sein und wenn auch die amtlichen Untersuchungen niemals etwas regelwidriges ans Tageslicht zu fördern vermochten, finden derartige Denunziationen stets ein williges Ohr und ziehen unaufhörliche Chikanen nach sich.

Es wäre aber eine große Kurzsichtigkeit und unter Umständen sogar ein Unrecht, dies alles den Allpolen in die Schuhe zu schieben und die österreichische Regierung als an diesen gesetzwidrigen Zuständen schuldlos zu betrachten. Denn daß die Ruthenen auf solch barbarische Art und Weise behandelt werden, daran ist in letzter Linie doch nur die Regierung schuld, die das ganze Land den Allpolen zur Plünderung überläßt. Der Herr v. Körber verweist immer die Ruthenen mit ihren Postulaten an den galizischen Landtag, wodurch er nur zu deutlich die Überflüssigkeit des Zentral-Parlamentes und der Zentralregierung nachweist — denn wozu brauchen wir die Zentralbehörden in der heutigen Form, wenn dieselben jeden Landtag, jede Landesregierung als höchste Instanz betrachten und ihnen die Führung der Geschäfte gänzlich überlassen?? . . .

Lemberg. Dr. M. Charkiw.



Zur ruthenischen Musikgeschichte.

Eine Betrachtung anläßlich des Jubiläums des ukrainischen Tondichters Nikolaus Lysenko.

Daß die Ruthenen auf dem Gebiete der Musik keine neue Arbeit anfangen und nur eine längst begonnene, jedoch der Umstände halber



auf längere Zeit unterbrochene fortsetzen, das beweisen zahlreiche Zeugnisse, sowohl der heimischen, wie auch der fremdländischen Annalisten. Insbesondere die Kirchenmusik erfreute sich bei den Ruthenen einer sehr fürsorglichen Pflege.

Zwar haben die Ruthenen die Weisen und Tonarten der Kirchenmusik nicht selbständig erfunden; sie haben dieselben gleich nach dem Übertritte zum Christentume von den Griechen, den Bulgaren und Serben übernommen und glücklicherweise gerade zu jener Zeit, wo diese Musik durch die Bemühungen der griechisch-orientalischen Kirchenväter, wie Anatol, Roman, Johann Chrysosthomos und andere zu hoher Blüte gelangte. Griechenland und nachher Byzanz waren damals berühmt wegen der großen Meister der Kirchenmusik und die Ruthenen, die diese Kunst unmittelbar aus ihren Händen empfiengen, paßten dieselbe ihrer Eigenart an und pflegten sie sorgfältig in klassischer Form weiter. — Es wurden zahlreiche Schulen gegründet, an welchen diese edle Kunst gelehrt wurde, so daß nachher eine reiche Kirchenmusikliteratur nach dem weiten Nowgorod und den nördlichen Fürstentümern verpflanzt werden konnte. — Die ruthenischen „Protopsalten" hatten schon zur Zeit Jaroslau I., des Weisen, den verdienten Ruf ausgezeichneter Lehrer des kirchlichen Gesanges.

Als in den Zeiten der mongolischen Knechtschaft die Kirchenmusik begreiflicherweise in Verfall geriet, waren es abermals die ruthenischen Kirchenfürsten, die nach der Abschüttelung des mongolischen Joches und der Wiederherstellung der Kijewer Metropole zum Zwecke der Erneuerung der Kirchenmusik in nahe Beziehungen zu den südlich der Donau gelegenen Ländern traten. Und so kam, auf die Einladung des Metropoliten hin, der berühmte Mönch Gregor Symwlach nach Kijew, um in den dortigen Kirchen den serbischen Kirchengesang einzuführen. Im Anschluß daran wurden aus Lemberg und Przemysl viele junge Leute in die Walachei geschickt, um dort den griechischen, serbischen und den bulgarischen Kirchengesang zu studieren, denn dieser Gesang, wie es den geschichtlichen Notizen zu entnehmen ist, war für die Ruthenen sehr wohlgefällig und dem Kijewer Gesange sehr ähnlich. Auf diese Art und Weise wurden Kijew, Lemberg und Przemysl zu Pflanzstätten des erneuerten kirchlichen Gesanges für den fernen Norden.

Als zu Ende des XVI. Jahrhunderts die Ruthenen die kirchliche Union mit der römischen Kurie abschlossen und manche, nach der Aussage der Geschichtsschreiber „charakterschwache Mitglieder der griechisch-orientalischen Kirche an den weichen Klängen der Orgel Gefallen fanden", da sorgten schon die kirchlichen Vereine dafür, den Glanz des griech.-orient. Ritus zu heben. Durch die neuerliche Gründung zahlreicher Musikschulen und durch die Berufung ausgezeichneter Lehrkräfte an dieselben haben sie schon zum dritten Male den kirchlichen Gesang zur hohen Entwicklung gebracht.

In Lemberg erwarb sich damals auf dem Gebiete des kirchlichen Gesanges ein gewisser Theodor Fedorowycz große Verdienste.

Nicht minder berühmt als Lemberg waren in dieser Beziehung die ukrainischen Städte Luzk, Mohylew, Kijew und andere. Dieser Kirchengesang war in jener Zeit nicht ein einfacher, einstimmiger, sondern er war verteilt auf vier Stimmen, ein sogenannter polyphoner Gesang.

Daß dieser Gesang nach einer gewissen Methode und sorgfältig gepflegt wurde, das bezeugt Herbinius. Er besuchte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundertes die Stadt Kijew und berichtet über seinen Besuch in dem Kloster „Ławra Peczerska“ Folgendes: „Die orthodoxen Ruthenen preisen Gott mehr erhaben, prachtvoller als die römischen Katholiken. Die Psalmen und andere heilige Lieder der Kirchenväter singen sie alltäglich in der Kirche in ihrer Muttersprache nach allen Regeln der Musiklehre. — Dort singt das ganze Volk. -- Während des Gesanges hört man in wohltönender Harmonie abgesondert den Diskant, Alt, Tenor und den Baß. Bei ihnen versteht das gemeine Volk, was von den Geistlichen gesungen oder in der slavischen Sprache gelesen wird. Alle Laien singen deshalb zusammen mit den Geistlichen und dabei so harmonisch und andächtig, daß ich in der Entzückung in Jerusalem zu weilen und das Bild und den Geist der urchristlichen Kirche zu sehen vermeinte. Gerührt durch die Treuherzigkeit des ruthenischen Gottesdienstes habe ich nach dem Beispiele des heil. Ambrosius und Augustinus geweint und den Gottessohn mit den Worten gepriesen: „Himmel und Erde sind voll Deiner Majestät und Deines Ruhmes“. Auch Meletius Smotryckyj bezeugt auf ähnliche Art und Weise die Pracht und die Anmut des kirchlichen Gesanges zu Anfang des XVII. Jahrhundertes. Dieser melodische vielstimmige Gesang wurde nun wieder nach dem fernen Norden verpflanzt, nach Nowgorod und der Zar Alexander Michajłowicz verordnete durch einen „Ukas“, diesen Gesang in den Kirchen seiner Residenzstadt Moskau einzuführen.

Zu diesem Zwecke berief er Lehrer des Kirchengesanges aus Kijew. Im Jahre 1651 ging der Chorleiter Alexander Waßyliw nach Moskau und schon im Jahre 1652 begab sich ein gewisser Theodor Ternopilskyj mit neun ausgebildeten Sängern ebenfalls dahin. Im selben Jahre kamen noch 14 Sänger aus Kijew nach Moskau, unter diesen zwei berühmte, Alexander Leszkowskyj und Klemens Konowskyj. Der Zar war sehr bestrebt, auch andere namhafte Sänger und Chorleiter nach Moskau bringen zu lassen, so insbesondere den Mönch Josef Zahwojskyj, der damals in Czyhyryn am Hofe des ukrainischen Hetman Wyhowskyj wirkte. Den Basil Pikulinskyj, den der Zar ebenfalls berufen hatte, wollte der Metropolit Sylwester Koßow nach Moskau nicht entlassen, weil er seiner Dienste nicht entbehren zu können glaubte. Die Stelle des Pikulinskyj vertrat dann Johann Kołenda, einer der berühmtesten Protopsalten und Chorleiter jener Zeit.

Den vielstimmigen Gesang führte zuletzt in Moskau Nikolaus Diłeckyj ein. Ein Ruthene von Geburt, studierte er die Werke der berühmten Musiker, sowohl der katholischen, wie auch der gr.-orientalischen Kirche. Er kannte die Werke des ruthenischen Mönchs Elisseus, des obgenannten Kołenda und des alten Komponisten Ziuska. Nicht minder las Diłezkyj zahlreiche lateinische Werke über die Musiklehre und gab später in Smolensk selber eine Musiklehre und schon in Moskau „Die Idee einer Grammatik der Musiklehre“ heraus.

Während seines Aufenthaltes in Moskau verfaßte Dileckyj noch ein drittes wichtiges Werk über die Musiklehre, dem zahlreiche berühmte Werke heimischer und ausländischer Theoretiker zu Grunde lagen. — Dileckyj erzog in Moskau eine ganze Reihe berühmter Sänger und



Komponisten und verschaffte dort dem Kijewer vielstimmigen Gesange großes Ansehen.

Auch das Liniennotensystem wurde zuerst nicht in Moskau, sondern bei den Ruthenen, zuallererst in Lemberg, heimisch. Was für den Westen Guido von Arezzo und Johann de Muris getan haben, nämlich die Erfindung des Vierliniennotensystems, das wurde zuerst bei den Ruthenen in Lemberg — also nicht in Moskau — von dem Mönch Horodeckyj und Josef Skolskyj eingeführt. Die Lemberger und die Kijewer ausgezeichnete Tonart gaben der kirchlichen Musik eine neue Richtung. Außer diesen Tonarten entwickelten sich auch andere, so die Korsuner, Suprasler u. s. w.

Nach dem Vertrage von Perejaslaw und nach der Aufhebung der Selbständigkeit der Ukraina, als der Schwerpunkt des geistigen Lebens nach Moskau verlegt wurde, erlahmte die Tätigkeit der Ruthenen auch auf dem Gebiete der Musik. Das Zentralisationssystem des Zaren zwang die gebildeteren Ruthenen, nach Moskau zu übersiedeln, um dort die russische, damals kaum in ihren Anfängen sich befindende Kultur, entwickeln zu helfen. Später, als Peter der Große dem Westen in sein ausgedehntes Reich freien Einzug verschaffte, da unterlag die griechisch-orientalische Kirchenmusik ganz dem Einflusse der italienischen und der deutschen Kirchenmusik.

Als jedoch die Nachahmung der Fremdländer auszuarten begann, da war es wiederum niemand anderer, der die Reform der gr.-or. Kirchenmusik durchführte, als der Ruthene Bortnjanskyj. — Bortnjanskyj hat sich um die gr.-or. Kirchenmusik nicht geringere Verdienste erworben als Palestrina und Lassus um die katholische. Seine Musik steht im engsten Zusammenhange mit der alten Kijewer, ferner auch mit der griechischen und bulgarischen Tonart. Seine Nachfolger sind Turczanow und Glinka und in der neuesten Zeit Potulow. — Sie alle aber haben den Bortnjanskyj nicht überholt.

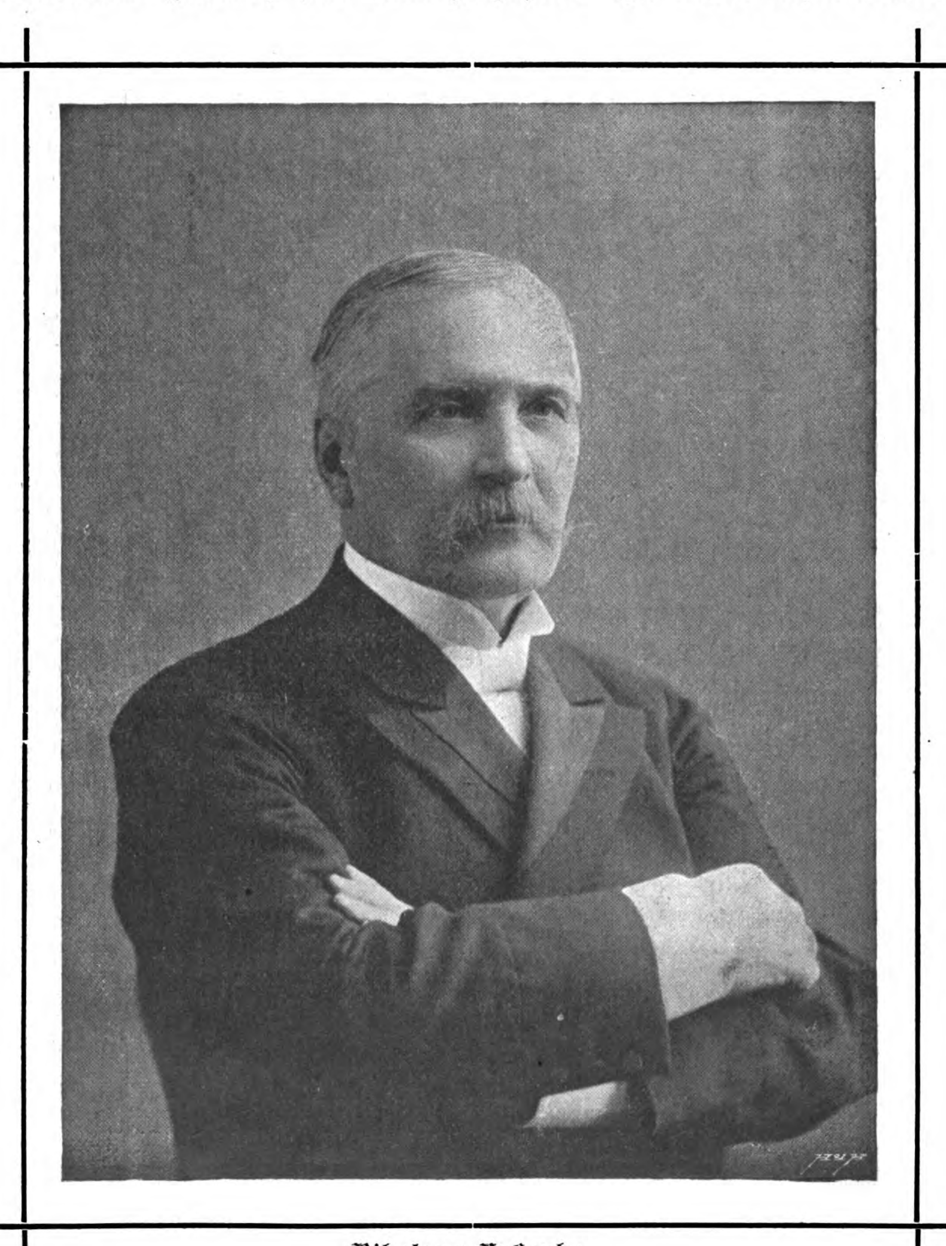
In Rot-Ruthenien (dem heutigen Ostgalizien) geriet die Kirchenmusik bei den bekannten politischen Zuständen auch in einen großen Verfall. Erst als der Bischof von Przemysl, Johann Snihurskyj, die Leitung des Chores dem Nanke und dem Sersavius übergab und als später Johann Lawriswskyj und der berühmte Komponist Michael Werbickyj auftraten, können wir einen neuen Aufschwung auf dem Gebiete der Kirchenmusik auch in Galizien verzeichnen.

Schon aus dieser kurzen Skizze ist deutlich zu ersehen, daß die Ruthenen diejenigen waren, die in erster Linie für die Entwicklung des griech.-orient. Kirchengesanges sorgten und daß aus ihrer Mitte die besten Komponisten und Chorleiter hervorgingen. Die Ruthenen haben die Musik nicht nur geliebt, sie besaßen auch Talente genug, um dieselbe weiter zu entwickeln und sorgfältig zu pflegen.

Was die weltliche Musik anbelangt, so hat diese ein überreiches Material aufzuweisen, das einer weiteren Entwickelung und Pflege harrt. Das ruthenische Volk hat nicht nur seine Poesie, sondern auch seine originelle Musik, voll von Melodie und wahren Gefühls. Es gibt bei den Ruthenen Lieder, deren Melodien uns vielleicht die Zeiten, wo die slavischen Völker von dem indoarischen Stamme kaum getrennt waren, in Erinnerung bringen. Es gibt einen ganzen Zyklus von



altertümlichen Ritualliedern, von Trauer- und Hochzeitsliedern. Es gibt auch eine Unmasse sozialer Lieder jedweder Art, so die czumakischen, die burlakischen und die Soldatenlieder. Auch die rein lyrischen Gesänge, in denen das Volk seine ganze Seele, insbesondere seine Liebe zum Vaterlande offenbart, sind kaum zu zählen. In vielen diesen Liedern



Nikolaus Lyßenko.

kommen altertümliche Skalen und Tonarten vor. Dieses überreiche, unschätzbare Material ist schon zum Teil gesammelt; jedoch der bei weitem größere Teil ist noch sozusagen „auf den Lippen des Volkes“, wo er verloren zu gehen gefahrläuft.

Bis nun hat die größte und erfolgreichste Tätigkeit auf dem Gebiete der weltlichen ruthenischen Musik Nikolaus Lyßenko, geboren

1842, entwickelt. Seine musikalische Ausbildung genoß er im Konservatorium zu Leipzig unter der Leitung des berühmten Richter und sein ganzes Leben widmete er der Pflege der nationalen Musik der Ruthenen. Seine Werke sind epochemachend auf dem Gebiete der ruthenischen Musik. Sie umfassen hunderte von Volksliedern, die sehr geschickt und originell harmonisiert sind und viele Kompositionen, deren Text den Werken Ševčenkos entnommen ist; nicht minder zahlreiche Kompositionen fürs Klavier, wie auch reine Instrumental-Kompositionen. Auch auf dem Gebiete der Opernmusik ist er nicht ohne Erfolg tätig. Er komponierte drei Opern, nämlich „Rizdwjana nicz", „Utopłena" und „Taras Bulba". Alle Werke Lyßenkos zeichnen sich dadurch aus, daß sie uns das Eigenartige der ukrainischen Musik auf den ersten Blick zu erkennen geben, wenn wir auch darin Elemente der serbischen, bulgarischen und vielleicht noch der arischen Musik vorfinden. Als Lyßenko im Jahre 1867 als Klaviervirtuose in Prag ein Konzert gab, prophezeiten ihm schon damals viele, daß er der Begründer einer besonderen ukrainischen Musikschule sein werde.

Diese Prophezeiung ging nun auch wirklich in Erfüllung und am Anfang des laufenden Monats wurde sowohl in Kijew, Lemberg und Czernowitz, als auch in anderen wichtigen ruthenischen Kulturzentren das 35jährige Jubiläum seiner künstlerischen ruhmreichen Tätigkeit gefeiert. Auch in deutschen Musikkreisen ist der Name des ukrainischen Tondichters nicht unbekannt und kürzlich fand eine Aufführung seiner Werke im großen Musikvereinssaal in Wien statt.

Die Festlichkeiten, die die Ruthenen ihrem größten Tondichter zu Ehren veranstaltet hatten, fanden in Lemberg am 6., 7. und 8. dieses Monats statt.

Im Namen des Jubiläumskomitees wurde Lyßenko schon in Podwoloczyska begrüßt, von wo er sich über Tarnopol, wo ihm ebenfalls ein feierlicher Empfang bereitet wurde, nach Lemberg begeben hat. Auf dem Bahnhofe in Lemberg begrüßte ihn eine nach Tausenden zählende Menschenmenge.

Am Tage nach seiner Ankunft, das ist am 6. dieses Monats, fand eine große Probe der sämtlichen Chöre statt. An dem Konzerte beteiligten sich folgende Gesangsvereine („Bojany" genannt): der Lemberger Bojan, der Czernowitzer, der Stryjer, der Kolomyjer, der Stanislauer, der Berezaner, der Tarnopoler, der Przemysler und der Chor des ruthenischen National-Theaters. Den Chor begleitete die Militärkapelle des 15. Infanterie-Regiments. Am 7. d. M. um 2 Uhr nachmittags fand im Saale der Lemberger „Philharmonie" eine Akademie zu Ehren des Jubilars statt, während welcher nach der Begrüßungsrede seitens des Vorsitzenden des Jubiläumskomitees, des Regierungsrates Wachnianyn, dem Jubilar ein prachtvoller silberner Kranz und eine Menge Adressen überreicht wurden. Nachher fand ein kleines Konzert statt, das mit einem Festgedichte zu Ehren des Jubilars eingeleitet wurde. Der Akademie wohnte auch der Landmarschall Graf Stanislaus Badeni bei. — An demselben Tage noch wurde ein großes Konzert gegeben. Das Programm bestand aus lauter Kompositionen des Lyßenko. Den Höhepunkt des Konzertes bildete die „Ukrainische Rhapsodie", gespielt von dem Autor, dem Jubilar selbst. Lyßenko wurde mit Blumen förmlich überschüttet und



nebstbei überreichte man ihm 42 Lorbeerkränze von verschiedenen Vereinen und Korporationen und überdies einen kunstvoll ausgeführten Silberkranz von dem Professor des Prager Polytechnikum, Dr. Puluj. Da während des ersten Konzertes der Saal nicht alle zu diesem Zwecke nach Lemberg Gekommenen fassen konnte, wurde das Konzert am 8. d. M. mit derselben Feierlichkeit und in Anwesenheit des Statthalters wiederholt. Zum zweiten Male erhallte, gleich einem Sturmgetöse, die ruthenische Nationalhymne „Ruhm und Freiheit Ukraina's sind noch nicht verloren". Am selben Tage abends begrüßte den Jubilar noch die ruthenische Mädchenwelt im Saale des „Narodnyj Dim", indem sie ihm zu Ehren die von ihm komponierte Kinderoperette „Koza Dereza" in Szene setzte. Die Vorstellung wurde mit einem Mädchenchore „Gott beschütze Ukraina" eingeleitet und mit einer Apotheose Lyßenko's beendigt. Nach dem festlichen Abschiedsmahl verließ Lyßenko am 9. d. M. vormittags Lemberg und begab sich nach Stanislau, wo seiner ebenfalls ein feierlicher Empfang harrte. Auch in Kolomea hielt sich der große Tondichter auf, von wo er, aufs Wärmste empfangen, sich nach Czernowitz begab. Die Durchfahrt Lyßenko's durch Galizien glich wahrlich einem Triumphzuge. Durch den großartigen Empfang, den die Ruthenen ihrem größten Tondichter und dem Schöpfer einer selbständigen nationalen Musik bereitet haben, bewiesen sie aufs Glänzendste, daß sie gleich anderen zivilisierten Nationen ihre großen Männer zu schätzen und zu ehren verstehen. Und kein anderer von den lebenden Ruthenen hat eine solche Ehrung mehr verdient als eben Lyßenko, der für die ukrainische Musik dasselbe bedeutet, was Grig für die skandinavische.

Lemberg. Prof. Natal Wachnianyn.



Die Geschichte der Emanzipationsbestrebungen des ruthenischen Volkes.

3. Anfänge des ukrainischen Kosakentums.*)

Wenn auch der Name und die historische Bedeutung der ukrainischen Kosaken den gebildeten Kreisen Westeuropas mehr bekannt ist als andere Erscheinungen in der Geschichte des ruthenischen Volkes, liegt sogar in der prinzipiellen Auffassung eben desselben Kosakentums ein wesentlicher Mangel vor, der in der Unkenntnis seine Rechtfertigung findet. Die einen glauben, daß dieses in der Geschichte sehr interessante Element seine Entstehung der militärischen Grenzwache des polnischen Reiches

*) Vergl. „Ruth. Revue" S. 330—336. Bei dieser Gelegenheit seien die Druckfehler, die sich im vorigen Beitrag eingenistet haben, richtig gestellt. S. 334, 9. Zeile von unten: „durch die Eroberung" statt „und der Eroberung". S. 335, 3. Zeile von unten: „die einigen Könige" statt „die vielen Könige". S. 336, 4. Zeile von unten: „Der Pole und der Tartar" statt „der Türke und der Tartar".

Anm. des Verf.



zu verdanken habe, daß die ganze Organisation der ukrainischen Kosaken seitens der polnischen Könige (Stefan Batory) inauguriert wurde; die anderen wiederum bringen dasselbe in Verbindung mit einer ähnlichen Institution im russischen Reiche, wo eine solche Grenzwache — ebenfalls unter dem Namen „Kosaken" (die berühmtesten, die Don'schen) eine sehr wichtige Rolle in der Geschichte des Zaren-Reiches gespielt hatte. Indessen war das ukrainische Kosakentum weder das eine, noch das andere, denn der Ursprung desselben ist ein ganz anderer als gewöhnlich angenommen und leider auch geschrieben wird.

Nachdem die Herrschaft der Tartaren in den ruthenischen Gebieten lahm gelegt wurde und als sich auf der Halbinsel Krim ein (selbstständiger) tartarischer Staat gebildet und sich der Türkei unterworfen hatte, wurde die ganze nördliche Küste des Schwarzen Meeres, alle Mündungen der wichtigsten ruthenischen Flüsse von den Tartaren bewacht. Deshalb war auch der ganze Landstrich von dem mittleren Dnister an bis zum Don für eine kulturelle Ansiedlung nicht geeignet. Die frühere vortartarische Kolonisation dieser Steppen an dem Schwarzen Meere verschwand im Strudel der geschichtlichen Ereignisse — wurde nach dem Norden verdrängt. Jedoch der natürliche Zuwachs drängte das ruthenische Volk, diese öden Steppengegenden in Besitz zu nehmen und mit dem Laufe der Flüsse sich bis an die Küsten des Schwarzen Meeres auszubreiten.

Nebst alledem, wie wir schon in dem vorhergehenden Artikel erklärt haben, sah man sich infolge der fortwährenden Raubzüge der Tartaren gezwungen, ihr Raubnest gänzlich zu zerstören. Dieser ungemein hartnäckige Kampf konnte sich jedoch nicht nur auf das bloße Grenzgebiet beschränken, denn es gab überhaupt keine feststehenden Grenzen, sondern er mußte sich auf einem weit größeren Terrain, nach Norden hin, abspielen. Wenn wir auch die großen Raubzüge der Tartaren, die sich bis an die westlichen und die nördlichen Grenzen des von den Ruthenen bewohnten Gebietes erstreckten, außer Acht lassen, bemerken wir, daß der südöstliche Teil dieser Gebiete sich stets in einem Ausnahmezustand befand. Zieht man von der oberen Desna (ein Zufluß des Dnipro am linken Ufer) bis zum mittleren Dnister (bei Kamenec Podolskij) eine Linie, so wird man jenes Territorium abgegrenzt haben, das in erster Linie den tartarischen Raubzügen ausgesetzt war, wo die Tartaren — nach dem Berichte des Chronisten — so oft zu erscheinen pflegten, wie die Hunde in der Küche . . . Deshalb war dieses Gebiet vor allen übrigen im Kampfe auf Leben und Tod engagiert. Die Bevölkerung dieses Territoriums mußte vor allem ihr Leben und ihr Gut verteidigen und diese Verteidigung war dank dem gänzlichen Mangel einer Grenzwache im polnischen Reiche ausschließlich ihren eigenen Kräften überlassen. Ferner mußte die Bevölkerung sich nach Süden und Osten auszudehnen trachten und die reichen Naturgaben der unkultivierten Landstriche, die sogenannten „Wilden Felder" ausnützen. Es bestand diese Bevölkerung ausnahmslos aus den Ackerbauern — die jedoch nicht immer im Stande waren, allein die Früchte ihrer Arbeit zu sammeln.

In solchen Zuständen mußte diese Bevölkerung nicht nur an den Ackerbau, sondern auch an die Abwehr der Feinde denken. So bildete sich



ein wehrfähiger Ackerbauerstand. Ein solcher Landmann, wenn er sich zur Arbeit begab, nahm nicht nur die Feldgeräte, sondern auch den Säbel und die Muskete mit, denn zu jeder Zeit konnte er mit dem Tartaren zusammentreffen. Derartige Verhältnisse zwangen auch diese Landleute zu einer Organisation in größeren Abteilungen, wenn es galt, sich der Tartaren zu erwehren oder denselben auf ihrem Heimweg die Beute wegzunehmen. Noch mehr solcher organisierter Abteilungen drangen immer öfter in das tartarische Gebiet selbst ein — ja sogar in ihren Hauptsitz, die Halbinsel Krim. Es kamen Fälle vor, daß auch Kommandanten der Grenzfestungen (bis zur Lubliner Union lauter Ruthenen) derartige Feldzüge organisierten. Dadurch waren die Umwohnenden geschützt, wenn auch die Festungen sehr primitiv waren. (Die Tartaren stürmten in der Regel die befestigten Städte nicht.)

Während dieser Feldzüge bürgerte sich der Name „Kosaken" ein, ein Name, dessen Ursprung und Bedeutung bisher nicht vollkommen aufgeklärt, im übrigen aber in Westeuropa ganz gut bekannt ist. In den Kroniken erscheint derselbe zu Ende des XV. Jahrhundertes. Zuerst hatte diese Benennung keine besondere Bedeutung und wurde auf die bewaffneten Abteilungen der ganzen Bevölkerung des Grenzgebietes angewandt, abgesehen davon, ob die bewaffneten Abteilungen in den Dörfern oder in den Städten sich befanden. Erst später erlangte diese Benennung eine besondere spezielle Bedeutung, was wieder die, in der Geschichte des ruthenisches Volkes so wichtige Lubliner-Union veranlaßte. Wir haben schon erwähnt, daß unter den Motiven, aus welchen sich die Polen zu einer gänzlichen Vereinigung mit Litauen veranlaßt sahen, eines der wichtigsten war: das Verlangen der Polen, die ruthenischen fruchtbaren Gebiete in Besitz zu nehmen. Seit der Vereinigung der ruthenischen Territorien mit dem polnischen Reiche erscheinen auf demselben eine ganze Masse Anteile im Besitze der polnischen Schlachta. Dieselbe führte gleich nach ihrem Erscheinen in dem ruthenischen Gebiete die polnische soziale Organisation ein: die Hörigkeit der Landleute und die politische Hintansetzung der Bürger. Auch der ruthenische Adel, den man für die Union zu gewinnen suchte, wurde mit denselben Privilegien ausgestattet und war deshalb auch bestrebt, den nämlichen Wechsel der sozialen Ordnung herbeizuführen.

Diesen königlichen Belehnungen fielen zumeist die südöstlichen Teile der ruthenischen Gebiete, wo die Bevölkerung verhältnismäßig sehr dünn war, zum Opfer. Die mit den Anteilen in diesen Gegenden bedachte Schlachta sorgte vor allem für zwei Dinge: 1. rücksichtlich des eigenen Nutzens neue Kolonien zu gründen, 2. die schon bestehenden Ansiedlungen, die bis jetzt volle Freiheit genossen, in einen Zustand der Hörigkeit zu verwandeln mit Abgaben, Robot und der patrimonialen Gerichtsbarkeit. Es versteht sich von selbst, daß die neu gegründeten Ansiedlungen schon von vornherein zur Unfreiheit bestimmt waren und nur bis zu einer gewissen Zeit manche Freiheiten genießen konnten. Eine solche soziale Ordnung war im Polenreich schon seit langer Zeit vorherrschend und jetzt war man mit allen Mitteln, sowohl den staatlichen als auch den privaten, bestrebt, dieselbe auch auf dem ruthenischen Territorium ins Leben zu rufen. Man braucht ja nicht einmal des näheren zu erklären, daß ein solches künstliches Aufpfropfen sozialer Formen, die sich auf

einem anderen Gebiete entwickelt haben, auf ein Gebiet, wo sich die sozialen Zustände nach ganz anderen Regeln entwickeln, nur unheilbringend sein kann. Das begreift ein historisch gebildeter Mensch, denn solcher Beispiele gibt es in der Geschichte genug. Die damalige ruthenische Bevölkerung konnte sich jedoch mit dieser theoretischen Frage nicht abgeben — sie faßte die Sache von der praktischen Seite an. Bis dahin war die ruthenische Bevölkerung, wie wir bereits hervorgehoben haben, in einer nicht allzu ungünstigen sozialen Lage und die Bevölkerung, sowohl die ländliche wie die städtische der am meisten nach Osten und Süden gelegenen Landstriche Ukrainas war vollkommen frei. Ihre Pflichten waren, bei der Herstellung der Grenzfestungen mitzuhelfen und eine gewisse Menge Naturalien für die Festungen zu liefern. Es ist deshalb kein Wunder, daß diese Bevölkerung nicht so ohne weiteres die volle Knechtung seitens der Schlachta hinnehmen konnte.

Es kommt aus diesem Grunde zu einem Kampfe, der anfangs mehr friedliche, dann aber immer schärfere Formen annimmt. Die Einwohner beginnen die Anerkennung ihrer Freiheit zu reklamieren, denn sie haben ja doch nie Robot geleistet und waren nur „Kosaken“, kämpften mit den Tartaren, verteidigten die Städte und leisteten überhaupt für den Staat sehr wichtige Dienste. Zu dieser Zeit gewinnt der Name „Kosak“ eine ganz andere Bedeutung als er es bis jetzt gehabt hat und kennzeichnet einen freien Mann, der niemandem untertan, nur im Kriegsfalle zum Kampfe verpflichtet sei und außerhalb des Kriegsdienstes sich mit Ackerbau oder mit bürgerlichen Beschäftigungen abgeben könne. Die polnische soziale Ordnung und die Gesetzgebung kannte jedoch nur drei weltliche Stände: die Schlachta, die Bürger und die Landleute. Die letzteren waren unfrei. Deshalb entsprachen die Forderungen der ruthenischen Bevölkerung nicht den damaligen Rechtsbegriffen und die Schlachta, die ausschließlich in allen gesetzgebenden Körpern maßgebend war, wollte es in ihrem eigenen, wohlverstandenen Interesse zu keinen Änderungen kommen lassen. Wer also kein Schlachzize war, oder wer sich nicht mit verläßlichen bürgerlichen Privilegien zu legitimieren vermochte, der mußte ein robotpflichtiger Bauer werden. Etwas anderes wurde nicht anerkannt. Solche Unterschiede in Begriffen, Forderungen, in wirtschaftlichen und sozialen Interessen mußten einen allgemeinen Konflikt zwischen der ruthenischen Bevölkerung einerseits und den schlachzizisch-staatlichen Institutionen andererseits heraufbeschwören. Dieser Konflikt umfaßte ein sehr großes Territorium und wurde immer stärker, bis er zuletzt in einen allgemeinen nationalen und politischen Kampf ausartete und zwar nach zwei Fronten hin, gegen die Polen und die Tartaren, respektive Türken. Mit dieser Entstehung des ukrainischen Kosakentums steht im engsten Zusammenhange der Anfang einer neuen national-politischen Bestrebung des ruthenischen Volkes, bald nach dessen Vereinigung mit dem polnischen Reiche. In diesem ursprünglichen Charakter des vor allem sozialen Kampfes muß man die Beantwortung der Frage suchen, warum die national-politische Bewegung unter den Ruthenen, die am Ende des XVI. Jahrhundertes hervortrat und in verschiedenen Formen und Wandlungen unaufhörlich bis auf den heutigen Tag fortdauert, warum diese Bewegung schon in ihren Prinzipien und in ihrem wesentlichen Charakter e i n e r e i n d e m o k r a t i s c h e u n d



fortschrittliche sei, wie sonst kaum eine andere Bewegung in Europa.

Die oben angedeuteten Bestrebungen der Schlachta (die mit der Zeit sich ausschließlich aus den Polen rekrutierte), die Latifundialwirtschaft einzuführen und zu diesem Zwecke die Bevölkerung robotpflichtig zu machen, veranlaßten vor allem eine starke Kolonisationsbewegung in die unbevölkerten Steppen, die Ukraina von den Tartaren trennten. Aber nur allzubald erscheinen auch dort die Schlachzizen mit der königlichen Urkunde in der Hand, die ihnen diese oder jene Gegenden samt der Bevölkerung als Eigentum zusicherte. Dies rief eine Auswanderung der Bevölkerung, die um jeden Preis ihre Unabhängigkeit bewahren wollte, nach dem Süden hervor. Diese Ausbreitung nach Süden führte zu den immer öfter sich wiederholenden Zusammenstößen mit den Tartaren.

Hierher, außerhalb des Machtbereiches der polnischen administrativen Behörden, begannen Leute auch aus entfernteren nördlichen und westlichen Gegenden, zumeist Leibeigene, die sich nach Freiheit sehnten, ihre Zuflucht zu nehmen. Es gab auch andere Leute verschiedener Stände und Konduite, die hier Schutz oder ihr Glück zu suchen kamen. Die Bewegung — hinaus über die Grenze — wuchs trotz aller vorbeugender Maßregel seitens der polnischen Regierung. Wie erwähnt, führte die immer stärkere Kolonisierung der Steppen zu immer schärferen Konflikten mit den Tartaren, welche Konflikte mit der Zeit in unaufhörliche, hartnäckige Kämpfe sich verwandelten. Der Kampfplatz verschob sich immer weiter nach Süden — auf die Halbinsel Krim und auf das Schwarze Meer, sogar auf dessen südliche Küste. Dies hatte auch einen Konflikt mit der Türkei zur Folge. Aber auch dieser, so natürliche und aus politischen Rücksichten notwendige Kampf wurde seitens der polnischen Regierung nicht gehörig verstanden und gewürdigt. Die polnische Regierung wollte um jeden Preis mit der Pforte den Frieden erhalten — deshalb mußte sie auch auf deren Befehle hören — und den Kosaken ihre Feldzüge gegen die Türkei verbieten. Die ganze Angelegenheit war sehr schwer durchzuführen und führte nur zu immer schärferen Konflikten zwischen der polnischen Regierung und dem ruthenischen Volke. Zuletzt kam die polnische Regierung auf den Gedanken, daß man das ganze Kosakentum einer staatlichen Kontrolle unterwerfen müsse, wodurch man zwei Ziele erreichen könne: 1. wird man dessen Vermehrung auf Kosten der herrschaftlichen (Untertanen) Leibeigenen verhindern und 2. mit dem Aufhören der Kriegsunternehmungen auf dem Schwarzen Meere wird man mit der Türkei Frieden erhalten können.

S. Fedorenko.

(Schluß folgt.)





Leßja Ukrainka.

Ein literarisches Charakterbild. (Schluß).

Aus Gesundheitsrücksichten mußte die Dichterin sehr oft ihre Heimat verlassen und im Süden Erholung ihrer Kräfte suchen. Zu diesem Zwecke wählte sie die schöne Halbinsel Krim. Hier, unter dem milden Himmel des Südens, verbrachte sie die Jahre 1890—91 in Eupatoria und in den Jahren 1897—98 hielt sie sich in Jalta auf. Die reiche, prächtige Natur des Südens brachte ein wenig Frieden in ihr Herz, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte; sie war auch von der größten Bedeutung für ihre schöpferische Tätigkeit. Fast alles, was sie in dieser Periode geschaffen hatte, wird von dem stärksten Schwung des Lyrismus getragen, den sie jemals später erreichte. In dieser Zeit hat Leßja Ukrainka alle ihre Gefühle so kraftvoll zum Ausdruck gebracht, daß alles, was sie später geschaffen hatte, nur als Nachklang dieser schwungvollen Periode erscheint. Es schwindet jede Spur des Konvenzionalismus und der naiven Auffassung des menschlichen Lebens in dessen Schaffen und Wollen; alle die falschen Klänge, die früher hie und da die Reinheit und die Harmonie ihrer Poesie störten, verschwinden jetzt gänzlich. Reine, geläuterte Poesie bezaubert uns jetzt durch unwiderstehliche Macht des echten Lyrismus.

Zu den schwungvollsten lyrischen Gedichten Leßja's gehören zweifellos die „Erinnerungen an Krim". Die von der Dichterin in den Stunden des Schmerzes so sehr verschmähte Natur enthüllt ihr jetzt allen Zauber. Mit Wonne lauscht sie ihrer Töne; das Rauschen der Wellen, das Brausen der Winde, das geheimnisvolle, unendliche Meer berauscht sie mit seiner unergründlichen Schönheit. Der lang ersehnte Friede tritt allmählich in ihr Herz; ihr verklärtes Auge weilt ruhig auf den Wellen und ein freies, lustiges Lied entringt sich ihrer Brust. Zum ersten Mal im Leben fühlt sich die Dichterin glücklich, das brausende Meer hat sie die Sorglosigkeit gelehrt.

Diese seelische Ruhe und Sorglosigkeit ist aber von kurzer Dauer. Es erwachen die alten Herzenswünsche mit ihren schrecklichen Qualen. Der Gedanke an die Heimat stört ihre Ruhe, ihr Glück; sie fühlt sich auf der schönen Krim einsam und verlassen. In solchen Momenten ist auch die herrliche Dichtung „Iphigenie auf Tauris" entstanden, wo in der Gestalt der mythischen Iphigenie nur allzusehr die Dichterin selber mit ihren Herzensqualen und ihrer großen Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande uns vor Augen tritt.

Wenn die stille, lauschige Nacht in einen ruhigen Schlaf das üppige Leben des Südens legt, erwacht in ihrem Herzen die aufzehrende Sehnsucht. Mit den silbernen Mondesstrahlen eilen ihre Gedanken in die geliebte Heimat, ein unsagbarer Schmerz durchdringt ihre Seele und sie flieht in ihr Zimmer, um wenigstens in der Einsamkeit die Ruhe wiederzufinden.

Hier blickt Leßja mit Vorliebe auf den durchwanderten Weg. Im Nebel der Jahre sieht sie viele Blumen; sie erkennt sie wieder. Manche blühen noch so frisch und prächtig wie in ihrer Jugend, viele haben schon ihre welken Köpfchen traurig geneigt; sie sind so blaß, daß sie kaum in der Erinnerung leben. Nur eine Blume sieht die Dichterin nicht — die Blume der Liebe. Die blaue Welle umarmt am Ufer den Stein, die schlanke Zypresse zittert in den Armen der schönen Magnolie, der nördliche Wind versinkt in ein liebevolles Gespräch mit den grünen Lorbeersträuchern — nur der Dichterin Herz hat niemals die Wonne der Liebe getrunken. Sie war immer einsam und verlassen.

Ihr ganzes Leben hat sie der Muse geopfert. Die Göttin versprach ihr das Glück und den Frieden, sie lockte so verführerisch, daß die Dichterin ihre Seele, ihre heimlichsten Träume ihr sorglos hingab. Doch wie undankbar, wie hartnäckig war



die Muse. Sie nahm der Dichterin die Freiheit, sie spannte sie wie eine Sklavin an ihren Triumphwagen nud zum Lohn warf sie ihr die Anerkennung der Menschen und — einige Tränen hin. Ein erbärmlicher Lohn für die Dichterin, die alles der Muse opferte.

Mit Vorliebe beschäftigt sich die Dichterin auch mit fremden Themen. Bezeichnenderweise sind ihre Lieblinge nicht die trotzigen Sieger, auch nicht jene Großen, deren Ruhm in der ganzen Welt wiederhallt. Mit Vorliebe ruhen ihre Augen auf den Besiegten, auf den Vergessenen. Die stille, anspruchslose Aufopferung jener Unbekannten erregt das Mitgefühl der Dichterin. So trauert sie in den „hebräischen Melodien“ zugleich mit den besiegten Juden und der ewigklagende Prophet Jeremias wird zu ihrem Liebling. In dem „vergessenen Schatten“ apotheosiert sie wiederum Dantes Gemahlin, von der nicht einmal der Name der Nachwelt überliefert wurde. — Sie hat ihr ganzes „Ich“ dem großen Dichter geopfert, ihr ganzes Leben war sie bemüht, den Ruhm des Mannes zu fördern, sie teilte mit ihm die Verbannung und alle Drangsale des Lebens und doch hat der große Dichter nicht mit einem einzigen Worte ihrer erwähnt; und die Welt vermutet nicht einmal, daß Dante vielleicht seinen Ruhm ihrer Aufopferung zu verdanken hat.

Im Jahre 1902 erschien eine neue Sammlung lyrischer Gedichte Leßjas (Widhuk) „Nachklänge“. Die rein lyrische, stürmische Kraft des Gefühls und des Ausdruckes jedoch, die uns früher so unwiderstehlich in ihren Bannkreis gezogen hat, ist hier nicht mehr zu finden. Die Dichterin wirkt auf uns jetzt viel mehr durch die Tiefe der Gedanken, als durch den kühnen Ausdruck ihrer auch innersten Gefühle.

In dem Cyklus „Sklavenlieder“ mutet uns nur das kleine, schöne Erinnerungsbild „Versammlung“ eigentümlich an. In den Ruinen eines Schlosses, um vor den neugierigen Augen sicher zu sein, halten zwölf junge Mädchen eine heimliche, politisch äußerst wichtige Versammlung ab. Es wird sehr viel über die Freiheit und Gleichheit gesprochen, man singt „rote“ Lieder, man schwelgt und träumt; jetzt ist schon alles hin. In dem rücksichtslosen Strudel des Lebens verschwanden die lustigen, schwärmerischen Köpfchen.

Die Sehnsucht nach Kraft und Macht erfüllt den Cyklus „Rythmen“. Die Dichterin beneidet die kleine Wolke, die sorglos dort über dem Gebirge in den prächtigen Sommerstrahlen badet; sie klagt, daß ihr keine Adlerflügel beschieden sind, um noch über der Erde in der sonnigen Atmosphäre die Lebensfreude zu suchen.

In dieser Sammlung finden wir auch einige Legenden. Die schönste „Ra-Meneis“ behandelt das Schicksal einer egyptischen Königin. Gewalttätig herrschte sie in ihrem Lande; das geknechtete Volk wagte nicht, seinen Unwillen ihr gegenüber zu zeigen, denn ein einziger Blick ihrer Augen dämpfte schon jede Unruhe im Lande. Bis zu dem Tode war ihr Wille das einzige Gebot, dem sich alles fügen mußte. Erst als sie die Augen schloß, atmete das Volk frei auf. Um sich wenigstens an ihrer Leiche zu rächen, warf das Volk ihre Mumie auf die öde Wüste. Doch auch hier trotzte sie allen Gefahren. Tausende von Jahren lag sie im Sande der Wüste unverändert, unbesiegt. Nach Jahrtausenden wurde ihre Mumie nach Norden gebracht und jetzt haben einige Tage die durch Jahrtausende nicht Besiegte in einen Haufen Erde verwandelt.

In der Sammlung „Nachklänge“ erschien auch das dramatische Gedicht Leßjas „Oderzyma“. Mit großer dramatischer Kraft schildert die Dichterin eine leidenschaftliche Liebe der Miriam zu Jesum Christum.

Der tragische Konflikt spielt sich in Miriams Seele allein ab, sie ist daher die einzige handelnde Person. Miriam trachtet nicht auf ihre Umgebung einzuwirken, sie verhält sich vielmehr passiv; die Ereignisse um sie herum rufen in ihr den psychologischen Konflikt hervor.

Von grenzenloser Liebe für Jesus Christus durchdrungen, folgt sie ihm auf jedem Schritt, doch hat sie nicht den Mut, sich ihm zu nähern, denn sie fühlt auch großen Haß gegen seine Feinde. Als Messias zu ihr mit den Worten des Friedens und der Liebe für Alle kam, gestand sie offen ihren Haß gegen seine Feinde. Sie wollte ihr Leben opfern, um den Tod am Kreuze von ihm abzuwenden, Christus nahm aber dieses Opfer nicht an, er verließ sie trostlos, denn er fand in ihrem Herzen nicht diese Liebe, die er predigte.

In dem zweiten Aufzuge führt uns die Dichterin in den getsemanischen Garten. Mitten in dem Dunkel der Nacht erschallen die Worte Christi „Vater dein Wille geschehe", „Traurig ist meine Seele". Die treuen Jünger hören sie nicht, sie sind sorglos eingeschlafen und der jüngste, der Liebling Christi, schläft am stärksten. Nur Miriam, die sich zwischen den Bäumen versteckte, hört alles; sie möchte den Erlöser trösten, sie findet aber keine Kraft dazu, denn sie haßt jetzt auch seine Freunde.

Auf Golgota, als sich schon alle entfernt haben, blieb nur Miriam neben dem Kreuze stehen. Wie unglücklich fühlte sie sich! Der sterbende Messias hat seinen Mördern vergeben, nur ihr nicht, denn ihr Herz war voll des Hasses. Wie sehr war ihr dieser blöde, hartherzige Pöbel verhaßt, der den Erlöser ans Kreuz zu schlagen verlangte! Sie fühlte sich einsam, von Niemandem verstanden — auch die Freunde Christi werden niemals an ihre Liebe glauben, denn sie habe das wichtigste Gebot des Messias nicht erfüllt.

Als die Nachricht von der Auferstehung Christi sich in Judäa verbreitete, hat man den Juden verboten, auf den öffentlichen Plätzen darüber zu sprechen. Miriam allein wagte, die freudige Nachricht zu verkünden. Sie wurde dafür gefesselt und gesteinigt.

Diese erste Probe beweist aufs glänzendste, daß Leßja auch auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst sich ebenso heimisch fühlt wie in der eigentlichen Domäne ihres Genius „der Lyrik". Schon die bis jetzt erschienenen Werke Leßjas würden mehr als ausreichend sein, um ihr in der ruthenischen Literatur die Unsterblichkeit zu sichern, doch sind wir vollends berechtigt zu hoffen, daß die schöpferische Kraft der Dichterin nur noch zunehmen wird und wir aus ihrer Feder noch Werke zu erwarten haben, die alle bisherigen in den Schatten stellen werden.

Wien. W. Czapelskyj.



„Über den Hotar"*).

Eine Skizze von Olga Kobylanska.

Es ist Mitte Jänner.

Der alte Papa des Dorfes D. schritt langsamen, angestrengten Ganges mit Mühe über den Dorfweg, gegen den Wald zu. Der Weg war schwer und verweht.

Der Schnee lag mit voller Wucht auf der Erde. In den letzten Tagen fiel er ohne Unterlaß, wie von unsichtbarer Hand geschüttet und lagerte sich zur hohen weißen Schichte auf. Wohin man den Blick wenden mochte, überall hatte er seine Herrschaft ausgebreitet. Hinter den kleinen Bauernhütten haben sich weiße Hügel vom Winde zusammengefegt und in der Nacht glitzerten sie gegen das Mondlicht krystallartig im kalten Glanz.

*) „Hotar" heißt bei den Ruthenen in der Bukowina der Grenzrain.



Der Frost brannte und sengte und nur wer gezwungen war, verließ sein Haus.

Und das alte „Väterchen" mußte aus dem Hause heraus. Zwei Wirte, ein alter und ein junger, traten in sein Haus und stellten ihm folgende Frage: Was war mit dem fremden Menschen zu tun, der — man wußte nicht woher — plötzlich zum Vorschein kam, irgend ein armer Reisender, oder ein Arbeiter, oder beiden ähnliches — nun halb tot auf dem Waldwege unweit der Hütte der schwarzen Magdalena zusammenbrach und lag? Eine Krankheit hatte ihn niedergeworfen, man sah ihm seine Krankheit an und nun liegt er inmitten des öden Weges, just an der Grenze des Dorfes. Unter dem Walde.

Deshalb mußte man aus dem Hause heraus, und den Unglücklichen in Augenschein nehmen. Vielleicht würden welche Spuren und Zeichen an ihm verraten, woher er komme, oder vielleicht würden seine Lippen noch etwas aussagen . . . vielleicht würde er sich noch erheben und weiter wandern können. Ein solcher Fremde, von dem man nicht weiß, woher er stamme und wie sich sonst die Dinge um ihn verhalten, ist ein wahrer Verdruß für das Dorf. Schließt er die Augen . . . so muß er unentgeltlich begraben werden . . . hat man die Müh' und Plage umsonst . . . als wie . . . weiß Gott, für welche Vergehen ... .

Väterchen liebte es nicht, sich umsonst zu bemühen. Es war schon bejahrt . . . und was das Wichtigste war . . . was hatte es für einen Nutzen davon?

Und hier traf es sich just wie zu Trotz. — „Aj, welch ein Weg, welch ein schlechter Weg! Es kommt Strafe Gottes über Euch, die Strafe Gottes!" brummte es schnaufend, sich auf den schweren, eisenbeschlagenen Stock stützend, der lange weiße Bart ward ihm förmlich steif im Froste. —

— „Aj ja. Da gab uns der heilige Gott ein bischen Schnee; ja, ja" antwortete begütigend der Jüngere. „Und vielleicht wird es der Erde im Frühjahr zu Gute kommen?"

„Ei freilich, zu „Gute" du Trottel! Ihr sündiget und saufet, Ihr stehlet und, bezeuget falsch aufeinander — nie wird auf Messen gegeben, Gott ein Opfer gebracht — und dann sollen Kälte und Sturm zu „Gute" kommen? Plausche nicht Blödes!"

Der Junge verstummte.

Er schob eine Hand in den Ärmel der zweiten, neigte sich, senkte den Kopf auf die Brust und bemühte sich, gegen den scharfen brennenden Wind anzukämpfen, der gerade aus ins Gesicht wehte.

Er hatte keine Lust zu sprechen. Die Wahrheit gesagt, fürchtete er das „Väterchen".

Sein Kamerad, der alte Nachtwächter des Dorfes und genannt der „Plauscher", schielte von der Seite nach dem Väterchen und begann. „Was hätten wir tun sollen, Väterchen? Der Dorfrichter war nicht zu Hause, um sich bei ihm einen Rat zu holen, fuhr in die Stadt fort und da es uns zu Euch am nächsten war, traten wir bei Euch ein, um uns daselbst Rat zu holen. Der Mann ist keiner von unseren Leuten, Väterchen, es ist ein Fremdling. Es geht nicht, den ersten besten Fremden und nun er sich noch so inmitten einer Krankheit befindet, ins Haus zu nehmen. Man kann sich ein Unglück hereinschleppen. Wir gingen alle beide in den Wald. Ich und der da . . . und sahen plötzlich unweit des Gartens der schwarzen Magdalena, gerade dicht am Hotar, einen Menschen liegen.

Wir treten heran, schauen und wir sehen, es ist nicht einer aus unserem Dorfe."

„Und auch nicht einer aus dem Nachbardorf", warf der Jüngere ein.

„Und auch nicht einer aus dem Nachbardorf", wiederholte der Ältere. „An=

statt einer Lammfellmütze hatte er einen Strohhut am Kopfe und anstatt eines Serdaks*) oder Pelzes trug er einen Leinwandmantel."

„Der ist aus Galizien" warf der jüngere wie vorher im trockenen Tone ein.

„So ist es" — sage ich. „Vielleicht ist er erfroren? sagte dieser da.

„Oder erkrankt und brach da zusammen", sage ich.

„Oder er besoff sich, oder er besoff sich" fiel im gereiztem Tone das Väterchen ein und blieb für einen Moment stehen um sich auszuschnaufen, da der Weg zwischen den Feldern auf eine Anhöhe stieg.

Beide Kameraden brachen in Lachen aus.

„Vielleicht wollte er sich erwärmen", warf der Ältere ein „und da lief ihm der Schnaps in die Füße und warf ihn zu Boden!"

Nach einer längeren Pause des Schweigens fragte das Väterchen:

„Ist es noch weit bis zu ihm?"

„Weit gerade nicht, aber auch, ja. Unweit der Hütte Magdalenens, neben ihrem Garten, in der nächsten Nähe des Nachbardorfes; am Hotar."

„Welcher ‚Magdalena'?"

„Der ‚schwarzen' Väterchen. Der Schwarzen."

„Aj so, aj so!" rief das Väterchen gedehnt. „Der Schwarzen" und verstummte. Er wußte schon, welcher.

Nur zu gut kannte er sie, dreizehnmal hatte er ihre Schwelle übertreten. Dreizehn Kinder hatte sie, diese „Magdalena" beerdigt.

„Jetzt arbeitet sie für zweie. Für sich und für ihren Mann; denn etwas hatte ihm die Füße und Hände gänzlich gekrümmt", begann der alte Wächter zu erzählen.

„Was hatte ihm Hände und Füße gekrümmt? fragte der Papa.

„Kann man denn das wissen?" antwortete dieser. „Er ging auf Arbeit aus, ich glaube in die Moldau war's, oder nach Beßarabien und seit er heimgekehrt ist — zum heil. Nikolaj werden's zwei Jahre sein, sind ihm Hände und Füße gänzlich gekrümmt und er liegt fort und fort. Sie hat einen guten „Teil" auf dieser Welt, das ist einmal gewiß! Gott behüte einen jeden von uns vor einem solchen Schicksal. Dazu sterben ihr noch die Kinder aus. Dies ihr Jüngstes, was sie noch hat und welches sich noch an ihr hält, dies ist auch schon so, wie wenn es nicht mehr zu ihr gehörte. Nur die Augen leuchten in seinem Gesichte. Es ist gelb, ausgemagert und Tag und Nacht hustet es und hustet. — Ich sag's; ein Elend."

„Aj!" rief das Väterchen und blieb für eine Weile stehen; dann fügte es tiefaufatmend hinzu:

„Es ist noch weit bis zu ihr. Sie hatte sich mit ihrer Hütte vom Dorfe entfernt, als wie vor Feinden. — Hm, hm, du sagst also, du sagst es, daß ihre Kleine kränkelt?

„Ja, Väterchen. Magdalene versucht schon alles mögliche. Und was sie auch tun mag — was sie auch für Heilmittel anwenden mag — das Kind ist immer nicht so wie andere Kinder. Auch zum heiligen wunderwirkenden Iwan nach Suczawa**) hatte sie es geführt. Schwerlich wird ihr dies Kind groß werden."

„Nun, wenn dem so ist, so wird es ihr freilich nicht groß werden. — Aber sie ist ein braves Weib", fügte das Väterchen gnädig hinzu; sie vergißt auf Gott nicht. Sie gibt auf Messen und ist eine gute Arbeiterin. Mag man immerhin wann um sie schicken, sie erscheint pünktlich. Sie hat für alles Zeit".

„Sie ist ein braves Weib" bestätigten beide Männer, nur, fügte der ältere hinzu, hat die Arme kein Glück. Kaum, daß die Kinder aus dem schlimmsten heraus-

*) Ein Schafwollmantel.

**) Wallfahrtsort in der Bukowina.

wachsen, ihr weniger zu schaffen geben — so wird es akkurat so, wie wenn jemand auf sie pfiffe, und eines nach dem andern geht ab. Sie ist schon vor Kummer und Sorgen und Auslagen so abgehärmt und abgekränkt, daß sie immer schwärzer wird. Nicht umsonst wird sie die ‚Schwarze‘ genannt. Sie tauft nur und begräbt. — Ich weiß nicht, wie sie die Erde trägt und wie ihre Seele vor Schmerz aussieht. Und die Finger sind bei ihr schon gerade so gekrümmt wie bei ihrem Mann; nur bei ihr wurde es von Arbeit. Krankheit und Tod haben schon alles zu Hause verfressen. Wenn nicht dieses Kind da wäre, das ihre einzige Freud ausmacht, sie wäre längst in die Erde gegangen; so aber halten sie Kind und Arbeit aufrecht. Es ist schrecklich. Aber so ist schon einmal ihr Teil auf dieser Welt".

„Das ist mir aber auch einmal ein schöner ‚Teil‘!" sang der Jüngere vor Mitleid förmlich auf. —

Und wieder verging eine Weile ernsten Schweigens, während welchem nur das Schnaufen Väterchens und das Anstoßen des eisenbeschlagenen Stockes auf der harten, gefrorenen Straße hörbar war.

„Wie doch nur Manches vom Pick auf kein Glück hat!" begann abermals dasselbe Thema der Ältere. „So z. B. wie auch diese Magdalene! Schaut nur! Sie blieb als Waise zurück. Dann trat sie in den Dienst, so wie sie nur auf dem Boden herumzukriechen begann. Und dann als sie heiratete, vergiftete sich der Tod auf die Kinder, dann krümmte es dem Manne Hände und Füße und frage ich — warum das Alles? Warum ist das so? Ein Unglück — und schon. Und man sagt, ihre Kinder seien so klug wie alte Menschen. Man sagt, alles wüßten sie."

„Weil sie sterben müssen" warf der Jüngere ein. „A - nu, zog er weiter, fragt nur einmal bei einem Weibe nach, bei dem ein Kind gestorben ist — fragt nach, wie war dies ihr Kind bei seinen Lebzeiten? Und passet dann auf, was es Euch antworten wird. So und so war es; das hatte es gewußt und jenes hatte es gewußt; das hatte es gesehen und jenes . . . und unser einer wird alt und abgenützt und hat das alles doch nicht erfahren."

„Gottes Macht" erwiderte fromm der alte Wächter.

„A—nu—nu, sieht man noch nicht die Hütte Magdalenens?" rief plötzlich hinter dem Rücken der Sprechenden das Väterchen, welches der Wanderung schon müde zu werden begann.

„Man sieht sie schon! Man sieht sie!" beeilten sich beide Wirte zu verkünden.

Und in der Tat.

Unter dem Walde tauchte wie ein Pilz eine kleine strohgedeckte, jetzt mit Schnee überladene Hütte auf.

„Nun endlich! Endlich ist sie doch erreicht!"

— —

„Die Hütte Magdalenens ist mit dem Gesichte gegen den Wald gekehrt" ließ sich der Jüngere vernehmen.

„Weil der Wald noch zu unserem Dorf gehört; und das, was hinter ihrem Rücken lauert, ist schon fremdes Gut", erwiderte der Ältere. „Hinter ihrem Gärtchen ist ja schon die fremde Hutweide; das wißt Ihr ja . . ."

„Ja, ja, . . . ist ja schon der Hotar", — sagte der Jüngere.

„Ihre Hütte steht aber auch akkurat auf der Grenze" sagte der Ältere. „Sie hört zu, wie die Wölfe heulen und wie in der Nacht das Unglück geht. Daß Ihr es wißt: fügte er im belehrend ermahnenden Tone hinzu — deshalb ist auch bei ihr stets so viel Unglück. Man sagt — das Glück meide denjenigen, der sich am Hotar niedergelassen. Es zieht entweder nach der einen Seite, oder nach der anderen, aber wer sich am Hotar niederläßt — dem fällt's niemals zu. Aber seht nur, schon sieht



man den Ärmsten liegen. Gott sei dank, daß man schon an Ort und Stelle ist, das Väterchen wäre uns sonst nicht mehr weiter gegangen."

Man blieb stehen.

Ringsherum nichts als Stille und ein dumpfes Rauschen im Walde. — Der dunkle Riese atmet eisige Kälte und steht wie eine Mauer bewegungslos.

Längs seines Randes läuft eine schmale Straße und über der Straße, am entgegengesetzten Rande und mit dem „Gesichte" gegen den Wald zugekehrt, steht das stille Haus Magdalenens. Hinter der Hütte dehnt sich ein kleines Gärtchen, das mit seinem Ende gegen die fremde nachbarliche, in ihrer Ebene tadellose weite Hutweide stößt . . .

Aber in diesem Augenblicke geht Magdalenens Hütte niemanden was an. Sie liegt von den drei Wanderern noch gute dreihundert Schritte entfernt. Die ganze Aufmerksamkeit der Leute ist auf den Unbekannten gerichtet, welcher in einen weißen groben Kittel gekleidet, am Rande der Straße von der Waldseite zusammengekauert liegt und sich nicht rührt . . .

Sein Antlitz ist vor Schmerz verzerrt, gelb und gleichsam erstarrt. Die Finger sind nach innen gekrümmt.

Ein trauriger Anblick.

„Herr Gott Jesus Christus!" rief der Jüngere aus und bekreuzte sich.

„Seine Seele ist schon auf der Achsel" — der Andere.

„Ann—u Mann . . . rüttelt ihn ordentlich auf, damit man weiß, ob er lebt oder nicht" befahl ungeduldig das Väterchen.

Es hatte gleich alles auf den ersten Anblick des Fremden erraten. Ein armer wandernder Bauer erkrankte auf dem Wege und brach da zusammen. Die elende Kleidung, eine abgenützte wollene Reisetasche an der Seite, das magere Antlitz — erklärten ihm alles.

„Rührt er sich?"

Mit schüchterner Bewegung betastete der ältere Bauer den Fremden und erforschte. „Er lebt!" rief er aus, „er rührt sich!"

Ein Augenblick eines gespannten Schweigens. Der Priester sann über etwas nach und die beiden Bauern schwiegen. Sie betrachteten mit neugierigen Blicken den Fremden, wie er so da lag und kaum vernehmbar stöhnte. Es war ein ungewohnter Anblick.

Woher kam er? Wer war er? Und weder alt war er, noch jung. Von irgend einer Arbeit kehrte er vielleicht zurück . . . Seine Hände waren mit Wagenschmiere befleckt, wie wenn er mit Wagenschmiere handelte — und sieh da, welches Unglück den Ärmsten am Wege ereilte!

Mit einem Male klopfte das Väterchen ungeduldig mit dem Stocke zu Boden, ohne jedoch ein Wort auszusprechen. Die Bauern sahen fragend zu ihm auf und der Ältere beugte sich abermals herab.

„Er lebt Väterchen, er lebt, versicherte er wie früher. Aber zum Tode hat er nicht mehr weit. O, schon nicht mehr weit. Seine Lippen sind schon blau . . . was ist da zu tun?"

„Was ist zu tun?"

„Ein Licht zu holen, damit er nicht ohne Licht sterbe", riet ernst der Junge.

„Trottel!" brach das „Väterchen" los. Dann kräuselte es verächtlich die alten Lippen. „Da . . . schleppen sie sich so herum, zischte es . . . irren in der Welt umher . . . bringen sich an den Bettelstab und zuletzt fallen sie anderen zur Last. Wer wird in auf sich nehmen? Wer wird ihm das Begräbnis bereiten? Wer wird alle Kosten tragen?"



Die Männer starrten erschrocken den Priester an und schwiegen.

Die Augen Väterchens funkelten im bösen Glanz auf; sein langer weißer Bart erzitterte. Er beugte den Rücken noch mehr als gewöhlich und die Hand hocherhebend, wies er mit dem Stocke gegen die öde verwehte Hutweide.

„Hinter den Hotar" flüsterte er im eisigen, mit Schlauheit erfüllten Ton. „Schleppet ihn hinter den Hotar, das nachbarliche Dorf möge sich mit ihm den Kopf zerbrechen!" Und sich mit gereizter Geberde von den Männern abwendend, trippelte er mit eiligem Schritte den weißen Weg zurück.

Die Leute standen still.

Ohne ein Wort zu sprechen, standen sie eine gute Weile mit unentschlossener Miene da, dann aber faßte sich der Ältere:

„Tragen wir ihn hinüber? fragte er.

„Nein; erwiderte der Jüngere, auf meiner Erde liegt er nicht."

„Auch auf meiner nicht. Das ist eins. Und zweitens . . . wer weiß was das für einer ist?"

So ließen sie ihn liegen . . .

Um dieselbe Zeit.

Die schwarze Magdalene sitzt in ihrer Hütte und spinnt. Von Zeit zu Zeit haftet ihr großer bekümmerter Blick auf ihrem einzigen dreizehnjährigen Kinde, das nur mit einem Hemde bekleidet, am Ofen sitzt, Federn schleißt und die tiefe Stille mit anhaltendem Husten unterbricht. Der Mann auf dem Bette liegt schweigend mit zur Wand gekehrtem Gesichte. Seit längerer Zeit heult in der Bude draußen neben dem Stalle, darinnen sich ihr ganzer Reichtum befindet, eine Kuh, der Haushund — und kann sich nicht beruhigen.

„Der heult, wie wenn er Wölfe spürte", unterbrach der Kranke im Bette die tiefe Stille und mit einem Tone, wie wenn die Anwesenden an dasselbe dächten wie er. — „Gehe Weib, schaue nach, wie er den Kopf hält. Wenn hoch, mit der Schnauze empor, dann ist es vor Wölfen, die er spürt, wenn aber nach unten gesenkt, so bedeutet es Tod". Die Frau sah ihn an und dann glitt ihr Blick hinüber zu ihrem Kinde.

Sie erwartete keinen Tod.

Wenngleich ihr das Kind kränkelt, wenngleich es Tag und Nacht hustet, aber sterben darf es nicht. Heiliger Gott, Jesus Christus!

. . . . Sie stellte das Spinnrad bei Seite und erhob sich. Die hohe, dunkle, magere Gestalt war demutsvoll geneigt, wie wenn sie auf sich Vergehen einer ganzen Reihe von Generationen fühlte und für solche um Vergebung bäte.

Einstens war sie wunderschön.

Als das blauschwarze Seidenhaar über die jungen Schultern und Hals zärtlich herabfiel. Als das bräunliche sanfte Antlitz voll Jugend atmete und die Augen, diese prachtvollen Sterne, hoffnungsvoll leuchteten. Auch jetzt waren sie voll Glanzes. Aber es war dies der düstere Glanz eines unauslöschlichen Wehes . . .

„Mutterl, ich geh' auch mit Euch heraus!" rief das Mägdlein vom Ofen lebhaft herab. Es hob rehartig den Kopf empor und leuchtete mit seinen Augen die Mutter an. Mit denselben schwarzen, wunderschönen Sternen, die im Antlitz dieser Mutter trauerten.

(Schluß folgt.)



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. B. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.



Ruthenische Revue

Halbmonatsschrift.
Erscheint am 15. und 30. eines jeden Monates.

Herausgeber:
Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

I. Jahrg. Wien, 30. Dezember 1903. Nr. 16.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Vor das europäische Forum.

Die galizischen Machthaber verspüren von Zeit zu Zeit ein unwiderstehliches Verlangen, ihr freiheitsliebendes Herz vor dem breiteren Forum zu produzieren. Zum Objekt der polnischen Freiheitsliebe wurde vom Schicksal Galizien und dessen Bevölkerung bestimmt. Die Herren berufen sich somit immer auf ihre musterhafte Wirtschaft in diesem Lande.

Früher hatten sie ein gar leichtes Spiel, denn es gab keine Aufklärungsliteratur in dieser Frage und alles, was man in Westeuropa über die polnische Wirtschaft wußte, alle Informationen verdankte man den Polen allein. Sie stellten sich also selbst das Sittenzeugnis aus. Heute werden die Verhältnisse auch von anderer Seite beleuchtet, auch die Kehrseite der freiheitlichen polnischen Medaille, id est die nackte Wahrheit — ohne den bisher üblichen Anstandsmantel — wird an das Tageslicht gezerrt. In der ausländischen Presse erscheinen immer öfter genaue Berichte über Sachen, die bisher als rein häusliche Angelegenheiten betrachtet wurden, wie polnische Wahlen, die Zustände im galizischen Schulwesen u. a. So wird die Selbstqualifikation der Herren Polen, zu deren großem Leidwesen, nach und nach abgeschafft. Zu Recht besteht sie noch immer in Österreich. Wenn beispielsweise ein ruthenischer Abgeordneter den Ministerpräsidenten über die gröbsten Wahlmißbräuche der k. k. Bezirkshauptleute interpelliert, wird sofort der beschuldigte Beamte mit der Prüfung und Untersuchung des wahren Sachverhaltes betraut. Mit anderen Worten: der Angeklagte wird zum Richter bestellt. Das Ergebnis der „Untersuchung" wird dem Herrn Minister mitgeteilt und dieser beantwortet die Interpellation. Ein klassisches Beispiel solcher „Untersuchung" bot der vorjährige Feldarbeiterausstand im ruthenischen Teile Galiziens, bezw. die diesbezügliche Debatte im österr. Abgeord-

netenhaus. Herr Koerber war genötigt, möglichst viel Informationsmaterial zusammenzuscharen. Er verschickte an die ostgalizischen Bezirkshauptmannschaften Fragebögen, die dann an die polnischen Großgrundbesitzer zur Ausfüllung versendet wurden. Die Schlachzizen also, gegen die sich die ganze Strikebewegung richtete, hatten die Fragen über den Arbeitslohn, Arbeitstag, die Behandlung der Arbeiter von Seite der Großgrundbesitzer, das Verhalten der Strikenden 2c. zu beantworten. Aus diesem „aktenmäßig zusammengestellten" Material entstand die offizielle Statistik über die Feldarbeiterbewegung in Ostgalizien, die als „wissenschaftliche Quelle" von einer polnischen Schriftstellerin sogar in eine ernste deutsche Zeitschrift eingeschmuggelt wurde.

Auf Grund dieser „aktenmäßigen" Informationen holte sich Dr. Koerber so manche unangenehme Schlappe. So wurde beispielsweise die Richtigkeit der Behauptungen der ruthenischen Abgeordneten, die Dr. Koerber als unwahr bezeichnete, während der Strikeprozesse nachgewiesen. Vor dem Tarnopoler Schwurgerichte sagte sogar ein Gendarm — unter Eid — das Gegenteil davon aus, was Dr. Koerber behauptete. Doch das geniert den Herrn Koerber nicht, die polnische Wirtschaft auch weiterhin zu beschönigen und die Ruthenen auf die Gerechtigkeit der galizischen Machthaber zu verweisen. Er glaubt doppelt dazu verpflichtet zu sein, da er gleichzeitig die Stelle eines österreichischen Justizministers — dessen Pflicht es ist, das Recht und die Gerechtigkeit zu schützen! — bekleidet. Als Justizwart kommt er nur zu oft in die Lage, der Schlachta gegenüber statt Strenge, Milde walten zu lassen. . . . .

Doch die galizischen Oligarchen scheinen eine nicht besonders hohe Meinung von dem Werte der Lobreden Koerbers zu haben, da sie gerade nach seinen größten oratorischen Leistungen in dieser Hinsicht vor das breitere Forum mit einer Publikation treten zu müssen glauben, um ihre Politik zu rechtfertigen. So geschah es, als vor anderthalb Jahren das Mitglied des Herrenhauses, Hofrat Dr. Smolka eine Broschüre über die galizischen Verhältnisse veröffentlichte, so auch jetzt, da die Herren ein Büchlein, betitelt „Zur polnisch-ruthenischen Frage in Galizien", publizieren.

All die Anwälte der polnischen Wirtschaft — heißen sie Koerber, Dzieduszycki oder Smolka — haben das Unglück, einander zu widersprechen. Die objektive Wahrheit nimmt keiner so sehr genau, denn sie lieben nicht die veraltete, abgeschmackte Pedanterie und über ihre „subjektive Wahrheit" wollen sie sich nicht einigen, dazu sind sie offenbar zu bequem. Um das deutsche Publikum von der rührenden Gerechtigkeit der in Galizien herrschenden Polen zu überzeugen, trug Herr Radziwill im deutschen Reichstage „autentische Daten" über das galizische Volksschulwesen vor. Kurz darauf veröffentltche Dr. Smolka seine — das sagen wir unumwunden und sind es imstande nachzuweisen — von Unwahrheiten strotzende Broschüre, in welcher er über dasselbe Thema ganz andere Daten anführte, als dies sein Kompatriot im deutschen Reichstage getan hat. Weder die Angaben des Smolka, noch die des Fürsten Radziwill stimmten aber mit dem gleichzeitigen offiziellen Bericht des k. k. Landesschulrates überein. Als ein Charakteristikum der oppositionellen polnischen Parteien ist zu bemerken, daß die Broschüre des Dr. Smolka, in welcher dieser Herr auch die galizische Wahlpraxis



in Schutz nimmt, von der gesamten polnischen Presse, ohne Unterschied der Partei, mit Jubel aufgenommen wurde.

Wir haben wiederholt das galizische Schulwesen auf Grund der amtlichen Statistik besprochen und die schönen Reden der polnischen Abgeordneten von der Gleichberechtigung, von ihrem Kampfe „für unsere und euere Freiheit" beleuchtet.*) Wir beschränken uns diesmal nur auf den Vergleich einiger Stellen der genannten, für das europäische Forum bestimmten Publikationen. Dr. Smolka schreibt, daß die nationalen Rechte der Ruthenen „in ausgiebiger Weise gewahrt werden", daß die Interessen der Ruthenen im Mittelschulwesen eines besonderen „Entgegenkommens des galizischen Landesschulrates sich erfreuen", ja die Ruthenen bilden „das am meisten bevorzugte Element". . . . . Die Schuld an dem Mangel der ruthenischen Mittelschulen schiebt er der Zentralregierung allein in die Schuhe und sagt wörtlich: „Bekanntlich verhält es sich so, daß die Errichtung einer jeden Mittelschule auf Vorschlag des galizischen Landesschulrates im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht entschieden wird." Nun zieht sich aber die Angelegenheit der Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislau seit Jahren — eine diesbezügliche Position wurde bereits einmal vom Unterrichtsminister ins Budget eingestellt, aber auf Wunsch der Polen wieder ausgeschaltet — und kann nicht erledigt werden, da sich die galizischen Oligarchen, sowohl im Landtag, wie auch im Landesschulrat, dagegen sträuben. Um den Willen eines anderen Landesschulrates oder Landtages, wie z. B. des schlesischen, kümmert sich der Minister blutwenig. Dem Sinne der österreichischen Verfassung entsprechend, sollte das auch in Galizien der Fall sein, denn „der k. k. Unterrichtsminister ist berechtigt und verpflichtet, den Verfügungen des galizischen Landesschulrates in Betreff der Unterrichtssprache in galizischen Volks- und Mittelschulen inhibierend und reformierend entgegenzutreten, insoferne dieselben den Staatsgrundgesetzen widersprechen". Abgesehen also davon, daß das Vorgehen der Zentralregierung in diesem Fall gesetzwidrig war, ist die ungünstige Erledigung dieses bescheidenen Postulates der Ruthenen einzig und allein dem gepriesenen Wohlwollen der galizischen Machthaber zuzuschreiben. (Es ist nicht zu vergessen, daß wir im neuen Schuljahr 49 Mittelschulen in Galizien haben werden — 43 polnische, 4 ruthenische und 2 deutsche). Also das Gegenteil davon, was der Herr Smolka behauptet! Ja, in der eben zur Ausgabe gelangten Broschüre „Zur polnisch-ruthenischen Frage" ist auch der vom Schulausschuß gestellte und vom Landtage angenommene Antrag wörtlich abgedruckt. In demselben lesen wir sub I: „In Anbetracht der bestehenden Verhältnisse erachtet der Landtag die Errichtung eines Gymnasiums mit ruthenischer Vortragssprache in Stanislau im Sinne des vom Abg. Barwinskyj gestellten Antrages derzeit nicht für angezeigt". Sub IV: „Die Einstellung der Position für das ruthenische Gymnasium in Stanislau in das Reichsbudget für das Jahr 1903 widerspricht den durch das Gesetz vom 23. Juni 1867 zuerkannten Rechten des Landtages und daher verwahrt sich der Landtag für die Zukunft gegen solche Verletzungen seiner Rechte und Prärogativen". Bezeichnend für die

*) Vergl. „Ruth. Revue" S. 178—185. S. 232—236.



polnischen Freiheitskämpfer ist es, daß der Obmann des Schulausschusses, der auch den genannten Antrag gezeichnet hat, jener Fürst Czartoryski ist, der vor anderthalb Jahren von derselben Tribüne, im Landtag, so begeistert für die Gleichberechtigung der Polen im preußischen Schulwesen eintrat und eine Brandrede (anläßlich der Wreschener Vorgänge) gegen Deutschland und gegen das Deutschtum hielt.

Diese Vergewaltigung eines Volksstammes, von dem man Steuern und Rekruten verlangt, dafür ihm aber nichts anderes bietet als die grenzenlose Tyrannei der Schlachta und die unbeschränkte Herrschaft des Polonismus, gereicht weder der österreichischen Regierung, noch den Polen zur Ehre. Wenn sich die letzteren aber damit noch vor Europa brüsten wollen, so ist das ein weiterer Beweis dafür, daß sie der Chauvinismus mit Blindheit geschlagen habe.

R. Sembratowycz.



„Alma mater“ Leopolensis — als Stiefmutter.

Wie die galizischen Ruthenen von der polnischen Majorität unter stillschweigender Gutheißung der österreichischen Regierung in ihren Rechten vergewaltigt werden, dafür liefert u. A. den schlagenden Beweis die Entwicklung und der Stand der ruthenischen Lehrkanzeln an der k. k. Franzens-Universität in Lemberg.

Es soll hier der Zustand an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät dieser Universität auf Grund gesetzlicher Basis und tatsächlicher Verhältnisse zur Darstellung gebracht werden.

Die Vorträge wurden hier, wie bekannt, vor der Verfassungsperiode, ausschließlich in deutscher Sprache abgehalten. Dank der Entwicklung politischer Verhältnisse wurde es den Ruthenen gegönnt, ihrer Sprache den Eingang in diese Universität früher zu verschaffen, als den Polen. Während nämlich die Polen eine Ausnahme hievon zu Gunsten der polnischen Sprache erst im Jahre 1868 aufzuweisen vermögen, wurden für die politisch „braveren“ Ruthenen bereits im Jahre 1862 (kais. Vdg. vom 23. März 1862) zwei jurist. Lehrkanzeln mit ruthenischer Vortragssprache gegründet. Es wurden auch mit telegraphischem Erlasse des k. k. Staatsministeriums vom 21. Oktober 1862 zwei Supplenten, einer für das Straffach, der andere für den österreichischen Zivilprozeß, ernannt (Dr. Vl. Srokowskyj und Dr. Em. Lopuszanskyj).

Auf diese Weise hörte man an der juristischen Fakultät der Lemberger Universität Vorträge in ruthenischer Sprache, bevor noch dort ein polnisches Wort laut wurde.

Die weiteren Zugeständnisse zu Gunsten der ruthenischen und (jetzt auch) der polnischen Sprache als Vortragssprache erfolgten im Jahre 1868 (Min.-Erl. vom 25. März 1868) und definitiv im Jahre 1871. In der bezüglichen kais. Vdg. vom 4. Juli 1871 heißt es nämlich:

„Seine k. u. k. Apostolische Majestät haben mit a. h. Entschließung vom 4. Juli allergnädigst zu genehmigen geruht, daß die Be-



schränkungen, welche der Abhaltung von polnischen *und ruthenischen Vorträgen* an der rechts- und staatswissenschaftlichen (und philosophischen) Fakultät der Universität in Lemberg bis nun entgegengestanden sind, *gänzlich zu entfallen* haben und daß auf die Lehrkanzeln dieser Fakultäten in Zukunft nur Kandidaten, welche zum Vortrage *in einer der beiden Landessprachen* vollkommen befähigt sind, berufen werden können. Demgemäß ist es nunmehr allen jenen Dozenten, welche einer der beiden Landessprachen mächtig sind, und sich bei ihren Vorlesungen der deutschen Sprache bedient haben, *freigestellt*, ihre Vorlesungen in Zukunft *in polnischer oder ruthenischer Sprache abzuhalten*.

Dieses „Freistellen" haben die Polen in ihrer Art sofort einseitig interpretiert, in der kais. Vdg. die ausschließliche Geltung der polnischen Vortragssprache gesehen und dafür gesorgt, daß sämtliche Lehrkanzeln mit Kandidaten besetzt werden, die der *polnischen* Sprache mächtig sind. Nach der Qualifikation des Kandidaten hat man nicht viel gefragt, da es sich vor allem darum handelte, die Universität zu „nationalisieren" (d. h. polonisiteren) und dem verhaßten „Schwaben" zu entreißen. Man kann noch heute wiederholt hören, daß man damals zu Universitätsprofessoren solche junge Juristen „heranbildete", die im staatlichen oder privaten Konzeptsdienste wegen Unfähigkeit nicht vorwärts kommen konnten.

Die Ruthenen hatten zu jener Zeit im Kollegium überhaupt keine Stimme, da die polnische Majorität derart manövrierte, daß es für die ruthenischen „Lehrkanzeln" überhaupt keine Professoren, sondern nur „Supplenten" gab, welche kein Votum haben. Erst im Jahre 1882 wurde der *erste* Ordinarius mit ruthenischer Vortragssprache in der Person des auch in der deutschen Rechtswissenschaft rühmlich bekannten Dr. Alexander Ogonowskyj für das österr. Zivilrecht ernannt. Diese Ernennung erfolgte aber *gegen den Antrag des Professoren-Kollegiums*, welches dafür war, daß Ogonowskyj verpflichtet werde, *in polnischer* Sprache vorzutragen, daß aber die „*ruthenischen Lehrkanzeln" überhaupt aufgehoben werden*. Diesem frommen Wunsche der Polen ist zwar die Unterrichtsverwaltung nicht nachgekommen, sie streichelte aber die Polen gleichzeitig damit, daß sie bei dieser Ernennung erklärte, es sollen die Vorträge „nach der gegenwärtigen Einrichtung der Lemberger Universität" „in der Regel" in polnischer Sprache, in ruthenischer Sprache dagegen nur nach Maßgabe des Bedürfnisses über Genehmigung der Regierung abgehalten werden. (Min.-Erl. vom 3. April 1882 Z. 5204).*)

Dieser Beschwichtigungssatz steht im offenbaren Widerspruche mit der grundlegenden kais. Vdg. vom 4. Juli 1871, nach welcher es jedem Dozenten der Lemberger juristischen Fakultät freigestellt wird, seine Vorlesungen in Zukunft „in polnischer *oder ruthenischer Sprache* abzuhalten". Der Vortragende braucht darnach prinzipiell keine Genehmigung der Regierung zum Vortrage in ruthenischer Sprache nachzuweisen und weiß auch diese kais. Vdg. nichts davon, daß die Vorträge

*) Vgl. *Dnistrjanskyj*. Die Rechte der ruthenischen Sprache an der Lemberger Universität (1901) (ruth.) S. 17.

„in der Regel" in polnischer Sprache abzuhalten sind. Das Professorenkollegium war durch Umstände gezwungen, auch den Supplenten der zweiten ruthenischen Lehrkanzel, u. zw. des Strafrechtes im Jahre 1892 zum Extraordinarius ernennen zu lassen.

Und damit sind die ruthenischen Errungenschaften geschlossen. Seit vierzig Jahren vermochten die Ruthenen bis heute nicht eine Lehrkanzel mehr zu erkämpfen: der Status vom Jahre 1862 gilt auch Ende 1903!

Das einzige ist nur geändert, daß nicht mehr die ewigen Supplenturen, sondern ein Ordinariat (für das Straffach) und ein Extraordinariat (für das österr. Zivilrecht) in den Händen der Ruthenen sich befinden.

Worin liegt der Grund dieser ganz anormalen Erscheinung?

Objektiv genommen, sollte er liegen einerseits in der besonderen Begabung und Fähigkeit der polnischen Kandidaten, welchen in der Konkurrenz mit den ruthenischen der Vorzug gegeben werden muß, andererseits in der sachlichen Untüchtigkeit ruthenischer Kandidaten.

Es ist hier nicht der Ort, über die Qualifikationen polnischer Universitätsprofessoren der Lemberger Universität zu sprechen. Wie sie im Anfange der „Nationalisierung" der Lemberger Universität „herangebildet" wurden, wurde bereits oben erwähnt. Über den späteren Stand soll das Zeugnis des polnischen Mitgliedes dieser Fakultät Prof. Starzynski gehört werden.

Dieser Lemberger Universitätsprofessor konnte im österr. Abgeordnetenhause von den „wohlbekannten" Lemberger Rechtslehrern nur den Namen Zrodłowski nennen, da die dortselbst noch genannten Bilinski und Rittner nach kurzer Tätigkeit der Universität entzogen wurden (Sten. Prot. der 160. Sitzung des österr. Abgeordnetenhauses, Session XVII. vom 21. October 1902, S. 14787.)

Der Herr Professor hat Recht, wenn er den Namen Zrodłowski mit Pietät und Verbeugung nennt. Aber er hat Unrecht, diesen Mann mit dem haßerfüllten Kampfe der Polen gegen die Rechte der Ruthenen an der Lemberger Universität in Zusammenhang zu bringen. Zrodlowski blieb, wenn er auch später polnisch vorgetragen hat, ein echt deutscher Professor. Gerade niemand hat die polnischen Gelehrten für ihr Vorgehen gegenüber den Ruthenen in der Universitätsfrage so gegeißelt und gebrandmarkt, wie Zrodlowski.

Er ist für die Rechte der Ruthenen an der Lemberger Universität sogar in einer deutschen Schrift eingetreten und hat sich dafür den Verfolgungen und dem Hasse seiner polnischen Kollegen derart ausgesetzt, daß er in den Wahnsinn getrieben wurde.

Abgesehen von diesem Zeugnisse des Prof. Starzynski ist es nicht uninteressant zu konstatieren, daß laut dem amtlichen „Hof- und Staats-Handbuche" vom Jahre 1903 (S. 781) die Lemberger juristische Fakultät keine Lehrkräfte (auch keine Dozenten) für nachstehende Fächer hat:

a) für das österr. Handels- und Wechselrecht;
b) für das österr. Verwaltungsrecht und die Verwaltungslehre;
c) für die österreichische Reichsgeschichte (Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechtes).

Ferner wird



d) das österr. Zivilrecht (in polnischer Vortragssprache) von einem Advokaten gelehrt, der gleichzeitig als außerordentlicher Professor mit dem Titel eines ordentlichen wirkt (eine ausnahmsweise gestattete Kompatibilität im Sinne § 20 a) Adv. Vdg.)

Diese Lücken aus den wichtigsten Disziplinen sind umso auffallender, als es dafür an dieser Fakultät eine Lehrkanzel des polnischen Rechtes gibt, obwol diese Materie gar nicht Gegenstand der staatlichen und strengen Prüfungen (Rigorosen) ist (Ges. vom 20. April 1893 R. G. Bl. Nr. 68 und Min.-Vdg. vom 24. Dezember 1893 Nr. 204 R. G. Bl.). Ferner gibt es an dieser Fakultät ungebührlicherweise drei Lehrkanzeln des römischen Rechtes in polnischer Vortragssprache (Ein Ordinariat und zwei Extraordinariate), was keine einzige Universität in Österreich (nicht einmal die Wiener) nachzuweisen vermag.

Aus diesen Tatsachen kann nur der Schluß gezogen werden, daß die Polen sich einer besonderen Tüchtigkeit und Befähigung des „Gelehrtenstandes" nicht rühmen können, wenn sie für die wichtigsten Disziplinen keine geeigneten Lehrer besitzen, trotzdem sie die Hausordnung unter sich und gegen sich sehr milde ausüben. Andererseits ist daraus zu ersehen, daß sie andere Lehrkanzeln auf Kosten und zum Nachteil der frei gewordenen, und insbesondere zum Nachteil der Ruthenen besetzen lassen, um nur den ihnen gerade genehmen Personen zur Vorrückung zu verhelfen, somit nicht die Sache selbst würdigen, sondern den Personenkultus fördern.

Auch die Forschung der historischen exotischen Rechte darf nicht zum Nachteil und auf Kosten der im Gesetze vorgeschriebenen obligaten Lehrgegenstände und keineswegs auf Kosten des anderen Volksstammes stattfinden. Es soll in der Parenthese noch bemerkt werden, daß z. B. die böhmische Karl-Ferdinands-Universität in Prag keine Lehrkanzel des „čechischen Rechtes" hat; es wird dort nur „die Rechtsgeschichte in den böhmischen Ländern" (offenbar mit Berücksichtigung des zweiten Volksstammes), vorgetragen. Die österreichischen Völker erhalten aber für die Polen zwei Lehrkanzeln des „polnischen Rechtes": die eine in Lemberg, die andere in Krakau!

Was den zweiten Grund der erwähnten anormalen Erscheinung, die wissenschaftliche Qualität der Ruthenen für die Universitätskarierre anbelangt, so sei es hier gestattet, die Worte des die Ruthenen nicht besonders begünstigenden Unterrichtsministers Dr. Ritter von Hartel im österreichischen Abgeordnetenhause anzuführen.

Der Herr Minister sagte bei der Behandlung der Lemberger Universitätsfrage: „Ich stehe nicht an, anzuerkennen, daß der ruthenische Volksstamm durch seine natürliche Begabung, namentlich in den letzten Dezennien ganz Bedeutendes geleistet hat und daß eine Reihe vortrefflicher Lehrer dieser Nationalität an andere Universitäten berufen wurde und dort ehrenvoll wirkt." (Sten.-Prot. des Abgeordnetenhauses XVII. Session vom 21. October 1902, S. 14789.)

Ja wohl! Die Ruthenen werden berufen und „wirken ehrenvoll" an „anderen Universitäten" lediglich aus dem Grunde, weil sie in der Heimat nicht „Propheten werden können", weil sie an der Lemberger Universität solchen Schwierigkeiten und der Hinterlist begegnen, daß sie



lieber verzichten, nach der opfervollen und äußerst undankbaren akademischen Laufbahn in der Heimat zu sterben.

Einige Tatsachen aus den letzteren Jahren sollen dies illustrieren.

Es war die frei gewordene Lehrkanzel des österr. Zivilrechtes mit ruthenischer Vortragssprache an der Lemberger Universität vor etwa 12 Jahren zu besetzen. Behufs Vorbereitung zur Habilitierung aus diesem Lehrgegenstande wurde einem ruthenischen Kandidaten X vom österr. Unterrichtsministerium eine Studiensubvention bewilligt, welche er an den ausländischen Universitäten durch vier Semester genossen hat.

Einige Zeit später bekam gleichfalls ein anderer ruthenischer Kandidat Y eine Staatssubvention, um sich zur Habilitierung aus dem Handels- und Wechselrecht mit ruthenischer Vortragssprache vorzubereiten.

Was machen nun die den Ruthenen wohlwollenden polnischen Professoren? Damit nicht die Ruthenen eine neue dritte Lehrkanzel erlangen, damit vielmehr der status ex 1862 verbleibe, läßt man dem Kandidaten Y im Laufe der Studienzeit beider, also bevor noch der Kandidat X die Gelegenheit hatte, um die Habilitierung überhaupt einzuschreiten, einen „wohlmeinenden" Rat zukommen, er solle das Studium des Handelsrechtes aufgeben und sich dem Zivilrechte widmen, weil „X nicht zur Habilitierung zugelassen werden wird."

Nicht wahr, wie schön, wie edel, wie wohlwollend, wie wissenschaftlich fördernd?

Was dieser wohldurchdachten Hinterlist folgte, war nur Fortsetzung und Konsequenz des edlen Anfanges: der im voraus Proskribierte wurde natürlich a limine abgewiesen, zunächst aus dem unglaublichen Grunde, weil er „kleinrussisch" und nicht „ruthenisch" vortragen wollte und als er den Gelehrten nachgewiesen hat, daß „kleinrussisch" nur als ein in der Wissenschaft mehr gebrauchter Ausdruck für das „Ruthenische" gilt, dann erfolgte die Abweisung erst recht und definitiv. Es hat ihm nichts geholfen: weder das „Wohlwollen" des Unterrichtsministers, noch die schönen Rezensionen und Gutachten ausländischer und österreichischer Koryphäen über seine (in der deutschen Sprache verfaßte) Habilitationsschrift, noch das gegebene „Ehrenwort" einer maßgebenden Persönlichkeit.

Es hat sich in der Folge zum Überflusse gezeigt, daß der gewesene Universitätsreferent in seinem nachträglich unter dem Drucke des Ministeriums veröffentlichten Votum die Stellen aus der Habilitationsschrift entstellt, verdreht, ungenau oder auch unrichtig zitiert und daher falsche Schlüsse gezogen hat. Dies hat der betreffende Kandidat in einer veröffentlichten Verteidigungsschrift Stelle für Stelle nachgewiesen.

Das Ende dieses hinterlistigen Verfahrens war, daß der Kandidat der österreichischen Unterrichtsverwaltung einige tausend Kronen ohne sein Verschulden erfolglos verzehrte, um dann . . . an eine „andere" nicht österreichische Universität zu ziehen, wo er sich auf Grund derselben Schrift habilitierte und bis heute, wie der Minister Dr. v. Hartel sagt, „ehrenvoll wirkt".

Es ist uns ferner bekannt, daß ruthenischen Kandidaten von kompetenter Seite Weisungen erteilt wurden, sich nicht etwa an einer deutschen (in Österreich) Universität zu habilitieren, weil dann offenbar

die Gefahr besteht, daß der Kandidat auf diesem Wege eher zu einer Professur gelangt, als durch die Habilitierung in Lemberg, wo die Abweisung à limine glatt vor sich gehen kann. Es kam auch vor, daß ein ruthenischer Kandidat vom Lemberger Professorenkollegium abgewiesen wurde, obwohl die bestellten Korreferenten sich in Wien als Parlamentarier aufhielten und keine Gelegenheit hatten, die Habilitationsschrift zu prüfen. Es kam ferner vor, daß Gesuche ruthenischer Kandidaten um Supplierung einer Lehrkanzel beinahe durch ein Jahr unerledigt liegen gelassen wurden, um sie dann für „gegenstandslos" zu bezeichnen. Ein ruthenischer Privatdozent, der das Strafrecht schon im Jahre 1867 supplierte, hat bis heute das Extraordinariat nicht erreichen können und doziert bald 40 Jahre. Ein anderer ruthenischer Privatdozent mußte 7 Jahre warten, bis er die *freie* ruthenische Lehrkanzel des Strafrechtes als Extraordinarius bekommen hat.

Angesichts solcher Präzedenzfälle ist es nur erklärlich, daß ruthenische Kandidaten die juristische Fakultät in Lemberg nicht überstürmen und sich den Chikanen erfolglos nicht aussetzen wollen. Es sind etwa im letzten Dezennium nicht mehr als *vier* Gesuche ruthenischer Kandidaten an der Lemberger juridischen Fakultät um die Habilitierung eingelaufen (eines für österr. Zivilprozeß und drei für österr. Zivilrecht), von welchen „nur" *drei* abweislich beschieden wurden.

Man sieht, die polnischen Gelehrten setzen sich über die „natürliche Begabung" und „bedeutende Leistungen" ruthenischer Kandidaten hinweg. Sie wollen und dulden nicht die Änderung des status ex 1862, es muß nach ihrem Wunsch bei den „zwei" (!) ruthenischen Lehrkanzeln verbleiben, obwohl in diesen vierzig Jahren die Verhältnisse sich rapid änderten. Und nun sehen wir noch, zu welchem Absurdum und pädagogischen Monstrum diese begonnene, aber nicht fortgesetzte und vollendete Kreierung ruthenischer Lehrkanzeln an der juristischen Fakultät der Lemberger Universität führt.

Die Prüfungssprache bei den Staatsprüfungen in Lemberg ist zwar gesetzlich nicht geregelt, aber tatsächlich ist vorläufig *nur* für die *judizielle* Staatsprüfung eine „ruthenische" Kommission derart zusammengestellt, daß sämtliche Prüfungsgegenstände in ruthenischer Sprache geprüft werden können. Nun soll die Prüfung in einer Sprache abgehalten werden, in welcher der Kandidat die Prüfungsgegenstände (mit Ausnahme des Zivilrechtes und des Strafrechtes) an der Universität gar nicht gehört hat und wegen Mangel an Lehrkanzeln nicht hören konnte! Dasselbe gilt bezüglich der staatswissenschaftlichen Staatsprüfung, bei welcher die *Antworten* der Kandidaten hochherzigerweise auch in ruthenischer Sprache gestattet werden.*)

Ferner ist es den Kandidaten laut kaiserlicher Verordnung vom 27. April 1879 (Min.-Vdg. vom 5. Mai 1879 Z. 6275) gestattet, sämtliche strenge Prüfungen (Rigorosen) „auch in der deutschen oder ruthenischen Sprache abzulegen". Allerdings kann diese Befugnis vereitelt werden, da sie an die Voraussetzung geknüpft ist, daß „die berufenen Professoren der betreffenden Sprache mächtig sind", was bei den Lemberger Professoren nicht einmal bezüglich der deutschen Sprache

*) Dr. Dnistrjanskyj, l. c. S. 37.



als selbstverständlich gilt. Es können also in thesi strenge Prüfungen aus sämtlichen Disziplinen in ruthenischer Sprache abgelegt werden, obwohl die Lehrkanzeln gar nicht existieren!

Es werden die Ruthenen gezwungen, an der Universität (einer „öffentlichen Unterrichtsanstalt") sämtliche (bis auf zwei) Gegenstände in einer fremden Sprache zu hören, obwohl sie die Volksschulen und das Gymnasium in ruthenischer Sprache (ohne Zwang des Unterrichtes der polnischen Sprache) absolvierten und obwohl Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes (1867 : 142) den „Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache" ausschließt!

Ein ruthenischer Rechtshörer, der durch vier Semester angewiesen war, sämtliche Gegenstände nur in polnischer Sprache zu hören, hat auf einmal die Gelegenheit, im V. und VI. Semester ruthenische Vorträge zu hören, und zwar nur aus zwei Gegenständen, um dann im VII. und VIII. Semester wieder in das exklusiv Polnische zu verfallen! Die elementaren Rechtsbegriffe, die ihm im römischen Rechte erteilt werden, kann er sich in der Muttersprache nicht aneignen, weil für die Ruthenen keine Lehrkanzel des römischen Rechtes zu vergeben ist, da die Polen gar drei unter sich brüderlich verteilen! Er kommt ins vierte Semester, in sprachlicher Beziehung ganz unvorbereitet und soll nun das schwierige Material des österreichischen Zivil- und Stafrechtes in einer anderen Sprache auf einmal bewältigen!

Diese pädagogisch unverständlichen Übelstände werden von der Unterrichtsverwaltung geduldet, weil es heißt, sich nicht mit den traditionellen „Stützen aller Regierungen" zu verfeinden, während man „mit den Ruthenen nicht zu rechnen braucht".

Aber es ist klar, daß es auf diesem Wege nicht weiter gehen kann. Aus der obigen Darstellung ist ersichtlich, daß die Ruthenen zu dem Lemberger Professoren-Kollegium kein Vertrauen haben können: die Ruthenen stützen ihre Ansprüche auf die Ausgestaltung und Erweiterung ruthenischer Lehrkanzeln auf das Gesetz, während die polnischen Professoren gegen den klaren Gesetzeswortlaut gar die Aufhebung der bestehenden beiden ruthenischen Lehrkanzeln beantragen und vor keiner Hinterlist scheuen, um nur die Bestrebungen der Ruthenen zu paralysieren. Der allgemeine Exodus ruthenischer Studenten von der Lemberger Universität im Jahre 1901 und die heurigen Demonstrationen, die freilich in der Art der Durchführung nicht zu billigen sind, sind nur ein gedämpfter Widerhall von Empfindungen gegen die inaugurierte Rechts- und Gewissenlosigkeit.

Die österreichische Unterrichtsverwaltung, die berufen und verpflichtet ist, nach allen Seiten, wo Finsternis herrscht, Licht zu verbreiten, muß aber einmal in diese ungesunden Verhältnisse radikal eingreifen und Ordnung schaffen. Die Kreierung neuer Lehrkanzeln ist das Recht und die Pflicht der Exekutive. Wie bei der Gründung einer neuen Universität, so wird auch hier nicht die Universitätsautonomie verletzt, wenn die Unterrichtsverwaltung die ersten Lehrkräfte kraft der ihr zustehenden Ernennungsmacht nominiert und nicht die Anträge der den Ruthenen feindlich gesinnten Fakultät erwartet.

So wurde nicht die Autonomie verletzt, als im Jahre 1862 das Ministerium telegraphisch zwei ruthenische Supplenten für Lemberg



bestellte, oder als in der letzteren Zeit an der k. k. Universität in Innsbruck (offenbar gegen den Antrag der Fakultät) mehrere italienische Professoren und Supplenten ernannt wurden. Durch die Ernennung eines k. k. Staatsbeamten (Professors) kann die „Universitätsautonomie" überhaupt nicht verletzt werden.

Die Ruthenen verlangen von der Regierung keine Gnade und keine Nachsicht. Sie beanspruchen nur die Ermöglichung dessen, was ihnen nach den verbrieften Rechten der Verfassung gebührt. Sie wollen auch nicht in wissenschaftlicher Beziehung minderwertig erscheinen, aber sie verlangen die Beseitigung des Chauvinismus und des blinden Subjektivismus aus den Beratungszimmern einer Hochschule. Sie verlangen dringend, nicht nur „an anderen" Universitäten, sondern auch an der Universität ihrer Heimat zu ehrenvoller Konkurrenz an dem wissenschaftlichen Arbeitstische zugelassen zu werden. Ihnen zu all' dem durch Beseitigung der Hindernisse und pädagogischen Absurditäten zu verhelfen, ist Pflicht der k. k. österreichischen Regierung!

Solange die Unterrichtsverwaltung an der k. k. Lemberger Universität nicht Ordnung schafft und den für die Ruthenen zufolge der begonnenen, aber nicht fortgesetzten Kreierung von ruthenischen Lehrkanzeln unhaltbaren Zustand beseitigt, können die Ruthenen die Lemberger Universität nicht als ihre Ziehmutter (alma mater), sondern höchstens als eine böse Stiefmutter — noverca — betrachten und behandeln.

Javolenus.



Slavische Solidarität — eine Phrase.

Am 3. d. M. fand bekanntlich im Saale „zur Ressource" eine Versammlung der slavischen Studentenschaft statt, die in feierlicher und demonstrativer Weise ihren Wünschen und Bestrebungen Ausdruck geben sollte.

Es kamen zusammen: Tschechen, Slovenen, Kroaten, Serben und die für Herrn v. Koerber so unliebsamen, weil die Freundschaft mit dem Polenklub störenden Ruthenen. Fünf Nationalitäten und ebensoviel Malkontenten!

Wenn dies auch nur Studenten waren, so weiß doch ein jeder, der zu wissen nötig hat, daß die Postulate, die von denselben erhoben wurden, für nichtsweniger, als nur von denselben allein vertreten hinzustellen seien. Man weiß ja genau, daß das Postulat einer nationalen Hochschule, wenn es schon überhaupt erhoben wird, als eine kulturelle Notwendigkeit auch von der breiten Masse des Volkes recht gut empfunden und verstanden werde, da auch der unwissende Bauer, der seinen Sohn in die Schule schickt, nicht so dickhäutig sein kann, um nicht zu erkennen, daß seinem Sohne das Lernen leichter gehen würde und er folgerichtig auch bessere Fortschritte machen müßte, falls er in seiner Muttersprache zu lernen hätte. Also auch der unwissende Bauer empfindet ganz gut das Widersinnige an dem ganzen Unterrichtssystem, wo, wie es eben in Galizien sogar in Volksschulen der Fall ist, die Unterrichtsgegenstände in fremder Sprache gelehrt werden. Diese Empfindung wird bei einem mehr Gebildeten schon zum vollen Bewußtsein. Ein solcher erkennt nicht nur das Widersinnige an der Sache, er empfindet auch das Unrecht, das ihm und seinem Volke auf diese Art und Weise zugefügt wird. Er sieht sich und seine Konnationalen hintangesetzt und andere bevorzugt,



welcher Umstand ihn über die herrschenden Rechtszustände viel nachzudenken übrig läßt. Demzufolge kann man die Behauptung, daß das Postulat einer nationalen Hochschule, wie eines nationalen Schulwesens überhaupt, eben das Postulat des ganzen Volkes sei, ohne jedweden Vorbehalt hinnehmen. Am wenigsten aber dürfte welches Mißtrauen dem von den Ruthenen erhobenen Postulate entgegengebracht werden. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß die jetzige ruthenische Intelligenz in ihrem 70% unmittelbar dem Bauernstande entstamme, somit dieser Bauernstand selber, wenn auch arm, dennoch hochintelligent und lebensfähig sein müsse.

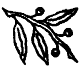
Aber wären diese Wahrheiten noch hundertmal so wahr, die österreichischen Staatsmänner dürften noch lange Zeit hindurch verständnislos allen nationalen Forderungen der Zeit gegenüberstehen und ganz automatisch behaupten, daß speziell die Ruthenen noch nicht reif seien, eine eigene Hochschule zu besitzen. Da es sich jedoch ganz anders verhält, ist es recht unterhaltend, wenn man bedenkt, daß diese gefeierten Staatsmänner mit unbegründeten Behauptungen die großen Fragen des nationalen Lebens aus der Tagesordnung wegzuschaffen vermeinen, jedoch empörend muß der Umstand wirken, daß sie in ihrer Ohnmacht die Frage zu lösen genug gewissenlos sind, derselben die Lebenskraft zu nehmen Ist doch die ganze Politik der Zentralregierung den politischen und kulturellen Bestrebungen zahlreicher Völker gegenüber nichts anderes, als eine Knebelungspolitik par excellence, die speziell Ruthenen gegenüber mit Virtuosität geübt wird. Gegen diese Politik der Zentralregierung waren die Anklagen der versammelten slavischen Studentenschaft gerichtet und darin waren sie alle einmütig.

Von diesem Momente abgesehen, war diese Versammlnng für einen objektiven Beobachter auch aus ganz anderen Gründen besonders charakteristisch. — Wie es anders nicht sein konnte, offenbarte dieselbe das allbekannte Geheimnis, daß es mit der allslavischen Solidarität recht schief gehe. Indem der ruthenische Referent Schlag auf Schlag nachgewiesen hatte, daß den Ruthenen das meiste Unrecht eben von den Slaven widerfahre, bewies er auch indirekt, daß ein Zusammenhalten mit denselben aus reinen Vernunft-Gründen unmöglich sei. Selbstverständlich war er vorsichtig genug, nicht mit der ganzen polnischen und russischen Nation ins Gericht zu gehen und gewisse Teile derselben wurden in dieser Beziehung außer Obligo gestellt, welcher Umstand jedoch an der ganzen Sachlage nicht zu rütteln vermag. Er könnte höchstens einem, von dem Leben der Völker, von ihren Bestrebungen und Bedürfnissen nichts Ahnenden eine Waffe in die Hand reichen; für denjenigen aber, dem es einleuchtet, daß in dem Völkerleben ganz instinktiv der härteste, durch nichts gemilderte Kampf geführt wird und geführt werden muß, der wird einer solchen Tatsache, die noch dazu mehr theoretischer als praktischer Natur ist, keine große Bedeutung beilegen können. Solche Exemptionen eines Teiles der Nation und die Behaftung desselben mit allen Eigenschaften der Loyalität und der vollen Hochachtung vor den Rechten des anderen wird er nicht minder nur als einen zu verzeihenden Optimismus betrachten müssen. Dessen ungeachtet daß dort, wo die Lebensfragen der Nation im Spiele sind, ein solches Distingieren und Absondern, wenn auch ethisch gerechtfertigt, dennoch politisch irreführend, somit schadhaft sein müsse. Es bleibt somit eine anerkannte Tatsache, daß die Ruthenen keinesfalls in den verlockenden Ruf der allslavischen Solidarität einzustimmen Ursache haben und dies aus dem ganz einfachen Grunde, weil die allslavische Solidarität nichts mehr als eine schönklingende Phrase ist; in der Tat aber jede der slavischen Nationen, so oft es der Lauf der Dinge mit sich bringt, ganz rücksichtslos der anderen gegenüber verfährt. Unter solchen Umständen ist eine Gravitation der Ruthenenen nach dem Westen, ein Sympathisieren vor allem mit den Deutschen nicht nur der Ausfluß der politischen Klügelei, dies ist vielmehr durch die Natur der Dinge geboten.



Nichtsdestoweniger befindet sich speziell die ruthenische Studentenschaft nur allzu oft in einer sehr kritischen Lage. Zu idealistisch gesinnt, um der allslavischen Phraseologie mit Hohngelächter zu begegnen, vermag sie dennoch nicht sich selbst und ihre Nation den schönklingenden Redensarten als Opfer zu bringen, was notwendigerweise zu Kollisionen führen muß. Wenn wir auch die schwere Lage der ruthenischen Studenten besonders aber auf dem Wiener Boden anerkennen, hoffen wir dennoch, daß sie auch in Hinkunft mit offenem Visier den politischen Begebenheiten ins Auge schauen werden.

M. Kiczura.



Die Geschichte der Emanzipationsbestrebungen des ruthenischen Volkes.

(Schluß.)

3. Anfänge des ukrainischen Kosakentums.*)

Seit dem Jahre 1570 begann man aus der Mitte der ruthenischen Kosaken Abteilungen unter der Aufsicht und den Befehlen eines der polnischen Generäle zu organisieren, wobei man den Soldaten eine geringe Entlohnung für die Ausrüstung zuerkannte. Anfangs war eine solche Abteilung sehr klein (300 Mann), aber sie barg die ersten Elemente eines neuen sozialen Standes in sich. Diese Organisation verfolgte ausschließlich militärische Zwecke und die Kontrolle seitens der staatlichen Behörden, aber mit der Heraushebung eines Teiles der Bevölkerung von der Kompetenz der administrativen und der gerichtlichen polnischen Behörden und mit der Schaffung eines besonderen Oberhauptes und Gerichtes wurde auf diese Art und Weise eine Bresche in die sozialrechtlichen Begriffe jener Zeit gelegt. Die polnische Regierung dachte nicht einmal daran — daß mit dieser unbedeutenden Organisation teilweise die Forderungen des ukrainischen Volkes sanktioniert werden und daß damit der Anfang für die Bildung eines neuen freien Standes gemacht werde — der seit dieser Zeit „der Kosakische" Stand genannt wird. Weder die Regierung, noch die Schlachta haben das gewünscht und, als sie dessen später gewahr wurden — griffen sie zu einer gewaltsamen Reaktion, die jedoch zu gar nichts führte. Das ukrainische Volk war mit dieser teilweisen Reform keineswegs zufrieden, es verlangte in seiner Gesamtheit „Kosakisch", also zu einem freien gesetzlich anerkannten Stande zu werden. Infolgedessen gab es in der Ukraine tatsächlich bei weitem mehr Kosaken, als es behördlich vorgeschrieben war. Diese anderen jedoch standen unter keinem Befehle der polnischen Anführer und Beamten. Sie gruppierten sich ganz gesondert — organisierten größere Abteilungen und unternahmen auch weite Feldzüge in das türkisch-tartarische Gebiet. Der polnische König, Stefan Batory, vermehrte zwar das sogenannte „Register", indem er „sogar" 500 Mann Kosaken anerkannte, aber auch

*) Vergl. „Ruth. Revue" S. 356—360.



dies hat wenig genützt; damit konnte man weder die Reaktion gegen die Leibeigenschaft, noch die Feldzüge der sogenannten selbständigen Kosaken gegen die Tartaren und Türken aufhalten. Von der polnischen Regierung als „Kosaken“ nicht anerkannt, hörten die letzteren nicht auf, sich für solche, das ist für freie, ritterliche Leute zu halten. Dieser Umstand erklärt auch, wieso trotz der geringen Zahl der seitens der Regierung anerkannten Kosaken von Zeit zu Zeit im Kriege und während des Aufstandes Tausende und Hunderttausende von wirklichen Kosaken auftauchen. Die polnische Regierung und vor allem die Schlachta hielten jeden, der in diesem kleinen „Register“ nicht verzeichnet war, für einen robotpflichtigen Bauer und man war sogar bestrebt, die Familien der Registrierten von der den letzteren zustehenden Immunität auszuschließen. Die nicht anerkannten Elemente bildeten ein stets schlagfertiges, unternehmungslustiges Element in den Grenzen des polnischen Reiches und viele von ihnen wanderten weiter in die Steppen über die polnische Grenze, wo sie sich sicherer fühlten. Ihre Anzahl mehrte sich von Jahr zu Jahr. Inmitten dieses ukrainischen Elementes hat sich eine ganz besondere sozialpolitische Ordnung herausgebildet, die einzige in ganz Europa — bekannt unter dem Namen — „Zaporožska Sič.“

Bekanntlich richtet der Dnipro bei der Stadt Katerynoslaw seinen Lauf direkt nach Süden und bei Alexandrowsk wendet er sich nach dem Südwesten. Zwischen diesen beiden Biegungen durchbricht der Strom Granitfelsen und bildet Wasserfälle, die sogenannten „Porohen“. Im weiteren Lauf ist der Strom sehr breit und bildet zahlreiche Inseln. Hinter diesen Wasserfällen „Porohen“, sowohl am Ufer des Stromes, wie auch auf den Inseln, sammelten sich unzufriedene Elemente der ukrainischen Bevölkerung und hier begann die Organisation der sogenannten „Zaporožska Sič“. „Zaporože“ bedeutet so viel wie hinter den Wasserfällen gelegen und „Sič“ bedeutet eine Verschanzung, eine Festung. Derartige Festungen entstanden auf den Inseln und waren der Zufluchtsort der „Zaporožer Kosaken“. Die berühmteste „Sič“ war auf der Insel Chorztycja, gerade neben der heutigen Stadt Alexandrowsk. Der Name „Zaporože“ wurde immer mehr ausgedehnt und mit dem Anfang des XVII. Jahrhunderts kennzeichnet er ein umfangreiches Gebiet, das beiläufig folgendermassen abgegrenzt werden könnte: Die südliche Grenze bildete das Schwarze und das Asovische Meer, die nördliche der Fluß Tjasmyn (ein Zufluß des Dnipro am rechten Ufer) und der Fluß Orela (ein Zufluß des Dnipro am linken Ufer), die westliche der Fluß Boh in seinem Unterlaufe und dessen Zufluß Ingul, die östliche die Linie von den Quellen des Flußes Orela bis zu der Mitte der Küste des Asovischen Meeres (die heutige Stadt Bedrjansk). Dieses Territorium, das alle Gebiete des unteren Dnipro umfaßte, war nicht immer gleich groß; einmal vergrößerte es sich, das anderemal nahm es ab, aber stets bildete es das Fundament des „Zaporože“. Hier bildete sich der besondere Saporožer-Staat, der tatsächlich ganz unabhängig war, wenn er auch der Form nach die Autorität des polnischen Königs (nicht der polnischen Regierung) anerkannte. In dem internationalen Verkehr tritt „Zaporože“ als ein ganz besonderer unabhängiger Staat auf; es steht in diplomatischen Beziehungen außer zu Polen noch zu Moskovien, zur Türkei, Krim-Moldau,



Walachei, Siebenbürgen, zu den deutschen Kaisern, Schweden, Brandenburg und sogar zu dem entfernten Frankreich.

Bis zu der Schlacht bei Poltawa 1709, rechnet die internationale Diplomatie immer mit „Zaporože". Aber noch größere Bedeutung hatte „Zaporože" in der Geschichte des ukrainischen Volkes gehabt. Dieser kleine Staat war vor allem die Inkarnation der großen Idee der Unabhängigkeit. Die Gesamtheit des ruthenischen Volkes wandte stets die Augen in der Richtung der „Sič" und erwartete von dieser Seite Hilfe in ihrem politisch-sozialen und religiösen Kampfe. Diese Hilfe hat sie auch stets erhalten, weshalb der Schwerpunkt der politischen Operationen sich nach dieser Richtung hin verschob. Die „Saporožer Kosaken" mit ihren staatlichen Institutionen wurden infolgedessen zu den hauptsächlichsten Repräsentanten der politischen und sozialen Bestrebungen in der weiteren Geschichte des ruthenischen Volkes. Bevor wir noch die wichtigsten Momente der politischen Tätigkeit der „Saporožer" zu schildern beginnen, wollen wir in großen Zügen das Bild ihrer inneren Einrichtungen entwerfen.

Die Saporožer-Gemeinschaft hatte einen doppelten Charakter, den der Ackerbauer und den der Krieger. Dieses letztere Moment war sogar überwiegend. Die Bevölkerung, die sich mit Ackerbau beschäftigte, lebte in Höfen, die auf dem ganzen Territorium zerstreut waren. Diejenigen wieder, die sich vor allem dem ritterlichen Kriegsdienste widmeten, lebten in dem Hauptlager des „Zaporože" in der „Sič". Das ganze Land war in administrative Bezirke eingeteilt (8). Die innere Organisation war den Kriegszwecken angepaßt. Die ganze Gemeinschaft bildete den sogenannten „Kisz", der wieder in kleinere Abteilungen „Kureni" zerfiel. Was die politische Organisation anbelangt, so war dies eine rein demokratische Republik. Sowohl das Oberhaupt des Saporože, (Koszovyj) als auch alle anderen Beamten, wie: der Richter, der Osaul, der Schreiber, die Fahnenträger, Oberste (polkownyk) wurden durch die gleiche allgemeine Abstimmung gewählt (gewöhnlich auf ein Jahr) und waren vor der Generalversammlung der Kosaken verantwortlich. Die Beamten bedienten sich gewisser Abzeichen: der Fahnen, der Generalstäbe und ähnlicher. Die gewesenen Beamten behielten eine besondere Ehrenstellung, sie bildeten die „Starszyna", eine Art Senat. Die Hauptgewalt jedoch lag in der Generalversammlung aller Saporožer Kosaken. Im Kriege dagegen überging die ganze Gewalt in die Hände des Hauptanführers. Alle Saporožer in ihrer Gesamtheit hießen offiziell „Kameradschaft" (Towarystwo), denn auch tatsächlich war dies nichts anderes als eine Kameradschaft. Das Leben war durch und durch ein gemeinschaftliches. Das Privateigentum war beinahe unbekannt, die Felder und die Beute wurden unter alle gleichmäßig verteilt. Das Ackerlos, alljährlich revidiert, wurde nie zu privatem Eigentume. In der „Sič" waren sogar die Wohnräume und die Lebensführung gemeinschaftlich. Die Mitglieder einer Abteilung „Kuren" hatten eine gemeinsame Wohnung, gemeinsame Kassa u. a. Wie es einerseits einem jeden immer freistand, die „Sič" zu verlassen und sich auf einem „Chutor" (Hof) anzusiedeln und Ackerbau zu betreiben, so war andererseits jeder in der „Sič" neu Angekommene stets unter den Seinigen. Nur ein Unterschied war zwischen der „Sič" und den „Chutoren". Die Gesellschaft in der „Sič"



war ausschließlich eine Männergesellschaft, während in den „Chutoren“ auch Frauen lebten. Dieses „Zölibat“ wurde in der „Sič“ sehr strenge gehalten. Außer zur Ehelosigkeit waren die in der „Sič“ Lebenden auch zum unbedingten Gehorsam ihren Vorgesetzten gegenüber und zum gemeinsamen Religionsbekenntnis (dem griechisch-orientalischen), das der ganzen Gemeinschaft einen einheitlichen Charakter verlieh, verpflichtet. Außerhalb der „Sič“ wurde anderen Bekenntnissen gegenüber die weitgehendste Toleranz geübt. Aus dem Gesagten ersieht man, daß die „Saporožer Kosaken“ ein Ritterorden waren, ähnlich denjenigen, die sich in der Epoche der Kreuzzüge gebildet hatten. Alle die sogenannten ritterlichen Eigenschaften (die Tapferkeit und der hohe Ehrbegriff) waren verbunden mit einer gewissen religiösen Brüderlichkeit. Der Name „Ritterschaft“ wurde sehr oft angewandt, und viele Kosaken traten gegen Ende ihres Lebens nicht selten in ein Kloster ein und wurden Mönche. Diese demokratisch-kommunistisch-republikanische Ordnung stand dem Umstande gar nicht im Wege, daß sich in der „Sič“ auch Adelige, sowohl ruthenischer als auch einige polnischer Nationalität befanden; die Adeligen, relativ gebildetere Leute, nahmen nicht selten in der „Sič“ hohe Ehrenstellen ein und manche von ihnen waren auch berühmte Feldherren. Mit dem Begriff „Saporože“ kann man keineswegs den Begriff einer besonderen sozialen Klasse in Verbindung bringen. Hierin liegt auch die nationale Bedeutung der „Saporožer Kosaken“.

Die wichtigste Pflicht der „Saporožer“ war der Kampf mit den Tartaren und Türken. — Es war dies für sie eine heilige Angelegenheit. — Daß dieser Kampf, vom politischen Standpunkte aus ein tief begründeter war, das haben wir schon oben gesehen.

Feldzüge nach der Krim, dem Schwarzen Meere, ja sogar bis vor die Mauern Konstantinopels und nach Kleinasien wurden sehr oft unternommen, wie sehr auch dieselben der polnischen Regierung unerwünscht waren, die aller Verantwortung für dieselben von der Pforte los werden wollte. Die Feldzüge nach der Krim wurden vom Festlande aus unternommen, aber gewöhnlich schifften sich die Kosaken auf dem Dnipro ein und auf ihren Kähnen, „Czajki“ genannt, erreichten sie das Schwarze Meer. Die „Czajki“ waren sehr leicht und beweglich; wenn daher die Kosaken einer türkischen Flotte, die aus schwerfälligen Galeeren bestand, begegneten, so wurde dieselbe trotz der ungleichen Kräfte mit Leichtigkeit besiegt. Durch die Vernichtung der türkischen Flotten, nicht minder durch die Feldzüge nach der Krim wurde immer eine große Menge ruthenischer Gefangener aus der Sklaverei befreit, die wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Es ist selbstverständlich, daß das Verlangen nach Beute dabei eine sehr große Rolle spielte und, nach Beute suchend, stürmten die Kosaken die an der Küste des Schwarzen Meeres gelegenen Städte — und nicht selten wurden dieselben auch gänzlich ruiniert.

Dadurch gelangten die Kosaken im südöstlichen Europa zu einer großen politischen Bedeutung. Ihre Macht verstand man auch in West-Europa zu schätzen, wovon den besten Beweis die Gesandtschaft des Kaisers Rudolph II., der mit den Kosaken eine gemeinsame Aktion gegen die Türken zu unternehmen beabsichtigte, liefert (1594).



Die Zahl der „Saporožer“ hat immer zugenommen und dies dank der Einwanderung der unter der polnischen Regierung hart bedrückten, freiheitsliebenden Bevölkerung. Dadurch wurde auch der Einfluß, den „Saporože“ auf die Lebensverhältnisse der übrigen ruthenischen Bevölkerung im Polenreiche, die einen ungleichen Kampf mit der Schlachta und der Geistlichkeit führte, ausübte, immer größer. — Sogar in der kulturellen Entwicklung des ruthenischen Volkes nimmt „Saporože“ eine hervorragende Stellung ein. Mit ihm steht in engster Verbindung eine ganze Periode der ruthenischen Volkspoesie — die unter dem Namen „Historische Dumen“ bekannt ist. — In diesen homerartigen Dichtungen tritt am schönsten das ganze Schicksal des ruthenischen Volkes und dieses titanenartige Ringen der Volksmassen nach politischer und sozialer Freiheit zutage.

Zu Ende des XVI. Jahrhunderts beginnen die polnische Regierung und die Schlachta sich mehr mit den „Saporožern“ zu beschäftigen und erkennen auch die Gefahr, die ihnen von dieser Seite droht. Deshalb beginnen diese beiden Machtfaktoren immer mehr das ukrainische Kosakentum zu bekämpfen. — Davon später.

S. Fedorenko.



Das ukrainische Drama und Michael Staryckyj.

Die Anfänge der ruthenischen dramatischen Dichtung sind in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zu suchen. Es waren dies die Passionsspiele. Sie entsprachen ihrem Inhalte und ihrer Form nach dem damaligen scholastischen Geschmacke und der herrschenden theologischen Gelehrsamkeit. Während bei den anderen Völkern aus ähnlichen Passionsspielen sich allmählich ein nationales Drama entwickelt hatte, war der Verlauf der Dinge auf diesem Gebiete bei den Ruthenen ein ganz anderer.

Schon das XVII. Jahrhundert war für die Entwickelung des ruthenischen Dramas äußerst ungünstig. Die blutigen Kämpfe für die Unabhängigkeit, die Umwälzungen, die den ganzen Organismus des Volkes erschütterten, folgten so rasch aufeinander, daß von den günstigen Bedingungen für Entwickelung des Dramas keine Rede sein konnte. Die dramatische Kunst flüchtete sich in die Klosterschulen und fristete daselbst ihr stilles Dasein weiter. Im Laufe des Jahrhunderts hatte sie ihre Gestalt vielfach verändert, bewahrte dennoch stets den nationalen Charakter. Dieses kümmerliche, stille Leben führte das ruthenische Drama bis in die Zeiten Peters des Großen.

Dem großen Reformator des russischen Reiches gefiel nicht der nationale Charakter, den er in dem ukrainischen Drama vorfand. Mit seinem politischen Scharfblick erkannte er, welch große Gefahr aus der Selbständigkeit und Volkstümlichkeit des ukrainischen Theaters der Einheit des Reiches erwachsen könnte und mit einem Ukas suchte er dessen Entwickelung aufzuhalten.

Nach dem langen Stillstand, der dem Tode glich, bedeckte sich die verhaßte Pflanze abermals mit prächtigen Blüten. Es trat nämlich Iwan Petrowycz Kotlarewskyj mit seinem mächtigen Worte auf. In den Regungen der Volksseele, die er so innig empfand, eröffnete sich ihm die reiche Quelle der schöpferischen Kraft. Mit ihm beginnt die neue Periode der ruthenischen Literatur und mit seinen ausgezeichneten volkstümlichen Dramen „Natałka Połtawka“ und „Moskal czariwnyk“ war zugleich der feste Grundstein für den prächtigen Aufbau des ruthenischen Dramas gelegt.



Die ungünstigen Zeiten kamen aber bald wieder. Der liberale Geist in den regierenden Kreisen herrschte nicht lange und in den Sechzigerjahren begann die Verfolgung aufs neue. Das ukrainische Wort sollte von der Erdoberfläche gänzlich verschwinden, dies war der herzlichste Wunsch der russischen Regierung. Sie hatte leider auch Kraft genug, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Es begannen jetzt wahre Orgien der Verfolgung und wie weit sich diese blinde Wut der Regierung an allem was nur ein Zeichen des ukrainischen Geistes trug, zu vergreifen vermochte, kann ein historisches Ereignis aus dem Jahre 1867 am besten illustrieren. Man erlaubte nämlich in diesem Jahre ein Konzert in Kijew nur unter der Bedingung, daß alle ukrainischen Lieder in französischer Sprache vorgetragen werden. Dieser Ausnahmszustand dauerte zehn Jahre fort.

Nach den Achzigerjahren trat in dieser Hinsicht manche Änderung ein. Man erlaubte zwar die theatralischen Vorstellungen in ukrainischer Sprache, war aber dennoch darau bedacht, die Entwickelung des ukrainischen Dramas womöglich zu hemmen. Die russische Regierung hatte nun eine ganze Reihe drakonischer Vorschriften erlassen, die in dieser Richtung wirksam sein sollten. Die Errichtung eines festen Tempels für die ukrainische Kunst wurde verboten und auch das Repertoir sollte sich stets einer „väterlichen" Fürsorge erfreuen. Erlaubt wurden nur Dramen aus dem Volksleben; jede Übersetzung und jedes Drama, dessen Stoff aus anderen Gesellschaftskreisen entnommen war, wurde von der Bühne verbannt. Dazu kam noch ein Ukas, der anordnete, daß einem jeden ukrainischen Drama auf der Bühne sich zumindest eine russische Posse anschließen müsse. Dadurch waren alle möglichen Schwierigkeiten geschaffen; das ukrainische Drama war von nun an von der Willkür eines jeden Gouverneurs abhängig.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten entstand ein neues Leben auf der ukrainischen Bühne. Es traten Männer auf, die speziell für das ukrainische Theater zu wirken sich entschlossen und ihr ganzes Leben und Vermögen der Sache opferten. Einer der hervorragendsten war Michael Petrowycz Starydkyj.

Sehr früh erwachte in seiner Brust der Wunsch, sich auf dem Gebiete des ukrainischen Dramas zu betätigen. Von der größten Bedeutung für seinen Entschluß war die Bekanntschaft mit dem berühmtesten ukrainischen Tondichter Lyßenko, die er in Kijew mit ihm anknüpfte. Unter seinem Einflusse widmet sich Starydkyj mit dem größten Eifer der dramatischen Dichtung. Er verfaßte den Text zu der trefflichen Oper Lyßenko's „Rizdwjana nicz" und zu der Operette „Czornomorci". Dies waren seine ersten von Erfolg begleiteten Schritte auf diesem Gebiete.

Im Jahre 1882 kam nach Kijew Kropiwnydkyj mit seiner Theatertruppe. Die hervorragende Persönlichkeit dieses Mannes übte einen so großen Einfluß auf Starydkyj, daß er den Entschluß faßte, sein Leben ausschließlich der Bühne zu widmen. Er wurde zum Entrepreneur der Truppe und wanderte mit ihr auch als Künstler durch das ganze Rußland.

Unter Mitwirkung dieser beiden Männer erlebt das ukrainische Theater seine glänzendste Periode. Die größten Künstler dieser Zeit, wie Sadowskyj, Saksahanskyj, die geniale Zankowecka und andere bewiesen aufs Glänzendste, welch Lebenskraft auch in dieser Beziehung sich im ukrainischen Volke erhalten hatte. Das Repertoir war nicht mehr so armselig wie früher, es hatte schon manche Perle aufzuweisen, denn die Künstler waren zugleich talentvolle dramatische Dichter. Einem Triumphzuge glich die Wanderung dieser Truppe, überall wurden sie mit Enthusiasmus vom Publikum begrüßt, die beiden Hauptstädte Rußlands nicht ausgenommen.

Es kam aber leider zu Mißverständnissen zwischen den beiden hervorragenden Künstlern. Die Truppe teilte sich und Starydkyj übernahm die Führung des einen



Teiles. Die besten Kräfte blieben jedoch bei Kropiwnyckyj und Staryckyj vermochte deswegen keinen Erfolg mehr erringen. Er verlor sein ganzes Vermögen und mußte endlich die Bühne aufgeben. Sein übriges Leben widmete er ausschließlich der literarischen Tätigkeit.

Wenn man bedenkt, daß er in dieser seiner Tätigkeit durch die drakonischen Vorschriften nur allzusehr beengt war, so muß man wirklich über seine Leistungen staunen. Nur das Gebiet des Volksdramas stand ihm offen und nun mußte er auf jeden Schritt und Tritt achten, um beim Gouverneur, der zugleich Kunstrichter ist, keinen Anstoß zu erregen. Er überstand jedoch alle Schwierigkeiten, denn seine Hand war von großer Kenntnis und Liebe der Volksseele geführt.

In ihr findet er alle möglichen Conflikte, er durchsieht jede ihre Regung mit ungewöhnlichem Scharfblick und versteht sie tief zu analisieren. Er erkennt in der scheinbaren Einfachheit des Bauers das vielgestaltige Leben mit dessen ewigem Wollen und Streben. Eine ganze Reihe lebendiger Gestalten tritt daher vor unsere Augen; sie sind alle so wahr, so ungekünstelt, daß sie auf den ersten Blick die große Kenntnis der Volksseele dessen, der sie geschaffen, zu erkennen geben. Diesen Vorzügen der Darstellung hat Staryckyj zu verdanken, daß seine Dramen, wie „Ne chody Hryciu na weczernyci“ und „Ne tak skłałos jak żdałos“ seit Jahren mit dem größten Enthusiasmus auf der ruthenischen Bühne begrüßt werden.

Staryckyj hatte sich nicht nur auf dem Gebiete des sozialen, sondern auch auf dem des historischen Dramas bewährt. In der Behandlung historischer Themen bleibt er immer der Geschichte getreu. Die Helden, die historischen Ereignisse, auch der ganze Hintergrund ist nach geschichtlicher Darstellung gezeichnet. Das stürmische XVII. Jahrhundert lieferte ihm die meisten Themen.

Seine unermüdliche Tätigkeit, seine völlige Hingebung und Aufopferung für das Drama wurden mit unerwartetem Erfolge gekrönt. Das ukrainische Theater besitzt jetzt ein ziemlich reiches Repertoir, mit dem es getrost vor dem gebildeten Publikum auftreten darf. Mehr als 30 ukrainische Theatertruppen wandern jetzt durch das ganze Rußland, die der ukrainischen Kunst und Sprache auch im Zarenreiche das Bürgerrecht zu erwerben helfen. Das Drama ist zum wirklichen Eigentum des ganzen Volkes geworden und hat schon so starke Wurzeln geschlagen, daß keine Macht mehr das begonnene Werk zu vernichten vermag.

Wien. W. Czapelskyj.



„Über den Hotar“.

Eine Skizze von Olga Kobylanska. (Schluß.)

„Wozu mein Töchterchen?“ fragte sanft die Mutter. „Schau, was für eine Kälte draußen wütet. Der Wind wird dir die Brust beengen und du wirst nur noch ärger husten. Ich werde allein gehen. Ich muß auch noch um Salz in's Dorf hinabeilen. Licht und Salz sind ausgegangen. Und du bleib da und gib acht auf Vater und Haus. Ich werde allein gehen und komme gleich wieder zurück. Sei folgsam, mein Töchterchen“.

Sie warf den langen, schwarzen Serdak über die Schultern, umwickelte sorgsam den dunklen Kopf mit einem weißen Handtuch und trat aus dem Hause heraus.

Neben dem Stalle warf sie einen Blick auf den Hund, welcher sich bei ihrem Anblicke sofort beruhigte und dann betrat sie den Weg längs des Waldes.

Kaum daß sie ein paar hundert Schritte vom Hause weggegangen war, als sie auch schon wie angewurzelt stehen blieb.

Sie stieß auf den unglücklichen Fremden und schrie vor Schrecken und Überraschung beinahe auf. Allein schon im nächsten Augenblick faßte sie sich wieder. Ein einziger Blick auf seine Kleidung und auf sein leidendes, abgemagertes, gelbes Antlitz und sie hatte genau wie der Priester vorher, die Lage des Unglücklichen erraten.

Ein Schwarm von Gedanken drängte sich ihr in den Sinn. — Wer war das? Woher kam er? Was war ihm? Fiel er vor Hunger zusammen? War er erkrankt? Und hernach: Ist er tot? Ganz tot? Dann bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, das jede andere Regung und jeden anderen Gedanken verdrängte und nur eines befahl: Den Kranken ins Haus schaffen. Wie am schnellsten ins Haus hinein? Über das Weitere dachte sie nicht nach. Sie beugte sich tief über ihn herab, ihre großen bekümmerten Augen auf ihn fest heftend und den Athem zurückhaltend, forschte sie nach. Er konnte noch nicht tot sein. . . . O, großer Gott! Dann krümmte ein bitteres Lächeln ihre Lippen. In seiner Brust röchelte es wie bei Sterbenden. Sie sah sich verzweiflungsvoll um. Kam nicht eine menschliche Seele zum Vorschein, um ihr zu Hilfe zu eilen? Sie wollte ihn in ihr Haus hereinbringen. Wie am schnellsten? Der Abend brach heran, der Frost nahm zu und er löschte ja schon fast aus; er erstarrte ja beinahe. . . . Sie sah niemanden. Ringsherum Stille, von einer Seite der dunkle düstere Wald, und ihm gegenüber die weite verwehte Hutweide und die Felder. . . . O, Gott hilf!

„Väterchen . . . Ohm'“, flehte sie mit unbeschreiblicher Innigkeit in der Stimme, „erhebt Euch! ich will Euch ins Haus schaffen, in ein warmes Haus, Väterchen, und zur warmen Speise und Trank. Nur ein bischen . . . ein bischen erhebt Euch . . . erhebt Euch Väterchen!“

Sie versuchte den Kranken zu heben und allein zu tragen — aber vermochte es nicht. Es ging nicht. Er war eine schwere Last in ihren Armen und zog sie gleichsam mit Gewalt zur Erde.

Von neuem sah sie sich um. Ihre großen, schwarzen Augen sogen sich wieder forschend in die Dorfstraße und flehten verzweiflungsvoll: „Eilet zu Hilfe, Leute! Hier stirbt ein Unglücklicher, kommt zur Rettung. Eilet um Gotteswillen!“

Nur noch ein bischen mehr Kraft und sie würde ihn ins Haus hineinschleppen. Ein bischen. Sie würde von rückwärts unter die Arme greifen und jemand anderer an den Füßen und er würde ins Haus getragen werden. Nur ein bischen . . . dann wird er aufleben. Er wird sprechen und alles wird gut werden. Eilet . . . kommt ihr guten Menschen!

Den Kranken auf dem Boden zu schleppen, der ohnedies vom Leben schied, ging nicht. Das wäre Sünde. Es war genug des Elends, daß er als Fremdling auf der Straße zu Grunde ging wie ein Tier. . . .

Mit einem Male bewegte sich etwas in der Nähe ihres Hauses und auf dem Schnee weiß und zart. Bewegte, vergrößerte sich, wandte sich nach ihrer Richtung zu und flatterte ihr dann federleicht entgegen. Es breitete die Ärmchen aus wie im Fluge und stürmte gerade auf sie los.

„Mutterl! . . . Mutterl! . . . da bin ich hinter Euch her . . . ich lauf zu Euch . . .“

Sie schrie auf. Ihr Kind. Als wie ein Engel, so kam es hergeflogen. Aber schon im nächsten Momente stöhnte sie vor jähem Erschrecken auf. Das Kind war nur im Hemde und über dem Kopfe hatte es ein Tuch geworfen.

„Lauf zurück ins Haus und hülle dich ein!“ schrie sie mit mächtiger Stimme. Aber das Kleine hörte nicht. Es stürmte geradeaus auf sie zu, und stand schon dicht bei ihr.

Es gab keinen anderen Rat. Mit dem Kinde schleppte sie den fremden Kranken ins Haus und legte ihn auf ihr Lager nieder. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —



Drei Tage später wanderte eine kleine Anzahl Menschen vom Nachbardorfe her, über die weite, öde Hutweide auf den Jahrmarkt.

„So stehen also die Sachen", sagte ein Mann, als sie sich schon dem „Hotar" näherten und die Hütte Magdalenens zu Gesicht bekamen. „Bei Magdalenen war also Leichenbegängnis."

„Was sagt Ihr Gevatter? Bei Magdalenen? Ein Leichenbegängnis?" rief erschrocken ein Weib.

„Das Kind hatte sie beerdigt?"

„Nein; diesmal nicht das Kind."

„Den Mann also?"

„Den Mann."

„Heiliger Gott, Jesus Christus! Schon auch den Mann!"

„Nicht doch den Mann! Den Fremden hatte sie begraben. Habt ihr nicht gehört?"

„Wo denn gehört? Was gehört? Was ist denn das eigentlich, Gevatter?"

„E . . . ", sang der Mann förmlich auf, und schob die Mütze zur Seite. „Dann bedauert es. Wenn Ihr's gehört hättet, dann wäret Ihr zum Totenmahl zur Magdalena geeilt; so aber habt Ihr's verpaßt. Und das Totenmahl war bei ihr, wißt Ihr . . . was man sagt — daß man alle fünf Finger ablecken konnte. So wunderschön hatte sie den Fremden beerdigt und solch' ein Totenmahl hergerichtet, daß . . . fi-fi-fi!! — Mit nichts hatte sie gespart. Ich sag' Euch. Was einmal ein Begräbnis heißt!"

„Was für einen Fremden? Woher den Fremden?" forschte bestürzt die Frau. Sprecht doch um Himmelswillen Gevatter! Seht her, ich weiß ja von nichts!"

„Nu, wenn Ihr nichts gehört habt, so ist dies auch nur Euer Schaden", war die ruhige Antwort, und dann: „Magdalena lief aus dem Hause heraus, um zu sehen wie der Hund, der fortwährend heulte, den Kopf hielt. Ob emporgehoben, ob nach unten gesenkt. Und der Hund, als er sie erblickt hatte, lief in die Bude herein, so wie wenn er nicht gewollt hätte, daß seine Brotgeberin sehen soll, daß er ihrem Hause den Tot verkündet hatte. Dann machte sie sich noch auf den Weg ins Dorf, um Licht und Salz zu holen, denn just waren Licht und Salz ausgegangen . . . und traf nicht weit von ihrem Hause . . . auf der Straße . . . da . . . nicht weit von hier . . . einen fremden, kranken Mann, der schon die Seele sozusagen auf der „Achsel" hatte . . . und nahm ihn zu sich ins Haus. Sie legte ihn auf ihr Lager und pflegte ihn — man sagt — mit solch einem guten und innigen Herzen, wie wenn es ihr leiblicher Vater gewesen wäre. Alles, was sie nur konnte und wußte, tat sie, um ihm Erleichterung und Genesung zu verschaffen . . . und nichts hatte geholfen. Er stöhnte nur in einem fort und sprach kein einziges Wort. Und hernach verfiel er in der dritten Nacht in Schlaf . . . man sagt . . . akkurat von Mitternacht an . . . und wachte auch nicht mehr auf. So ging er hinüber in die andere Welt"

„O, du mein Gott!"

„So, so . . ."

„Und sagte nicht wie er hieß?"

„Nein."

„Und auch nicht, woher er kam?"

„Nein."

„Und auch nicht, wohin er ging?"

„Nichts sagte er. Er starb wie im Finsteren. Nicht eine einzige Spur, auch nicht mit einem einzigen Wort, hatte er nach sich gelassen. Denket nur!"



Das Weib sang vor Erstaunen und Verwunderung geradezu auf. Dann seufzte sie und bekreuzte sich.

„Es ist schrecklich, einen solchen Menschen im Hause zu haben", fügte sie mit fromm-ängstlicher Stimme hinzu. „Gott behüte es. Ich würde vor Angst sterben. Wer kann wissen, was das für einer war? Was er in seiner Seele hatte? Unter den Menschen wandelt vieles umher, Gutes und Böses", fügte sie lebhaft hinzu. „Ich hätte ihn nun und nimmer ins Haus aufgenommen. Wo denn auch . . . einen Fremden . . . von der Straße her ins . . . Haus! Was so heißt von der ‚Straße'!"

„Nu", erwiderte der Mann, „seht, sie nahm ihn auf, pflegte ihn wie ihren Bruder, wie ihren Vater, und als er starb, bereitete und bestritt sie das Begräbnis, bereitete das Totenmahl . . . gab auf eine Messe für die Seele des Ärmsten . . . und bezahlte auch den Popen selber. Wie arm sie auch ist . . . sie bezahlte ihn doch. Den letzten Skorzyk*) hatte sie zum Juden getragen, versetzt und dem Väterchen für die Beerdigung gezahlt. Nach diesem Begräbnis ist es in ihrem Hause wie in einem Bienenstocke so leer geworden. Es war darinnen auch ohnedem nicht viel, aber jetzt, was auch da war, das ist alles nach dem Toten hinausgewandert."

„O, Gott!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als sie abends heimkehrten, begegnete ihnen unweit der Hütte Magdalenens ein Weib und hielt sie an.

„Ihr guten Leute", sprach sie, „wenngleich ihr fremd seid, allein, gehet am Hause Magdalenens nicht vorbei, ohne daselbst nicht einzutreten und gebetet zu haben. Tretet herein und betet ein „Vaterunserchen" für die verstorbene Seele. Magdalenens Nastaska ist selig geworden. Heute gerade um die Mittagszeit ist sie ins Jenseits hinübergegangen." Die Leute blieben wie versteinert stehen.

„Was sagt Ihr Weib?"

„Heute um Mittag. Noch da neulich . . . gleich nach der Beerdigung des Fremden, warf es sie ins Fieber und dann marterte es sie, bis Gott der Heilige sich ihrer erbarmt hatte. Ich war gerade damals dort zugegen, denn sie ließ durch andere sagen, ich möchte kommen um die Krankheit abzusprechen."**)

Die Leute jammerten auf und eine Bäuerin rang die Hände.

„Gott behüte", fuhr die Erzählerin weiter. „Das . . . war schon ihr letztes. Hättet Ihr gesehen, was dies Weib aufgeführt hatte. . . . Ihr hättet . . ." Die Erzählerin brach jäh ab und brach in Tränen aus. „Wie das Blut, so rot war ihr Schmerz. Sie war wie wahnsinnig; sie schlug mit dem Kopfe gegen die Wand; sie schrie; ich sag' Euch . . . das Haar stieg einem zu Berge! . . . Und ihr Mann, der Arme, schleppte sich in den Stall, warf sich dort in die Krippe und liegt auch jetzt noch dort. Jetzt ist dort alles zu Ende." Und so beschloß die Erzählerin ihre Mitteilung und trippelte eilig von dannen.

Die Jahrmarktleute verstummten. Sie standen eine Weile da, unentschlossen, ohne ein Wort gegeneinander fallen zu lassen und setzten dann alle miteinander ihre Wanderung fort. In die Hütte Magdalenens trat keines ein. Einem jeden fehlte gleichsam der Mut dazu. Eines nach dem anderen maß die Hütte und die lichterfüllten Fenster mit ängstlich-forschendem Blick und ging dann weiter. „Morgen werde ich gehen", dachte ein jedes für sich. Erst nach langer Weile schweren Schweigens ergriff einer das Wort. Es war der älteste von den Wanderern und schon ein Weißhäuptiger.

„Und ich sag' Euch Leute", begann er, „mit dieser Magdalena ist nicht alles richtig. Ich kenne sie nicht von heute; ich kenne sie schon seit ihren Kindes-

*) Schafwollteppich.

**) Wegzuhexen.



jahren. Ich sag' Euch . . . sie verblutet sich für Sünden. Und glaubt ja nicht, daß es für ihre Sünden, glaubt auch nicht, daß es für die Sünden von Vater und Mutter sei. Nein! So wie es bei ihr herauskommt, so schleppt es sich schon seit undenklichen Zeiten, welcher weder wir, noch sie gedenken, noch zu gedenken vermöchten. Für die Sünden anderer. Und wisset, daß sie schon von Kindheit an diese schwarze Last schleppt. Und von Kindheit an deshalb, weil sie sie von der Mutter übernahm. Die Mutter war keine hiesige und verließ sie, als sie noch so klein war, wie ein Küchlein." Die Zuhörer seufzten laut hörbar und sagten kein Wort darauf.

„Und immer kommt es so heraus", erklärte der Weißhäuptige, „daß es bei ihr anders ist, als bei anderen Leuten. Schaut nur! Sogar das Haus hatte sie sich da unterm Wald gebaut, separat von den Menschen, akkurat als gehörte sie nicht zur Gemeinde. Just am Hotar. Und was dem armen Mann, welcher zu ihr hielt, auf die alten Tage zustieß, wißt Ihr ja auch. Hände und Füße hatte es ihm gänzlich gekrümmt. Und schaut! Auch sogar so ein Unglück wie dieses mit dem Fremden ist ihr zu Teil gefallen. Just neben ihrem Grund und Boden mußte er zusammenbrechen. Gerade sie mußte aus dem Hause heraustreten und ihn treffen. Just sie. Mußte sie ihn ins Haus bekommen."

„Gott erbarme sich!"

„Aber so etwas muß unter den Menschen herumgehen. In jedem zweiten. dritten Dorf. Das sollt Ihr wissen. Ich bin nicht einer von heute; ich weiß das."

Abermals Schweigen. Diesmal ein frommes, demütiges, angsterfülltes Schweigen,

„Aber womit wird sie diesmal die Beerdigung bestreiten, Großvater?" fragte das Weib von früher, „da alles, wie man sagt, was in ihrem Hause vorhanden war, nach dem Fremden ausgewandert ist? Das Väterchen, der Pope, wird die Leiche nicht umsonst beerdigen. . . ."

„Das Kucherl wird verkauft", antwortete der Weißhäuptige.

„Wozu das Kucherl verkaufen, da sie dies auch ohne Geld treffen wird!" mischte sich ein Mann ins Gespräch, der sich bisnun die ganze Zeit schweigend verhielt.

„Wie denn, ohne Geld?"

„So ist es! Sie wird abarbeiten. Die Leute werden etwas absammeln, der Pope wird warten, und wenn das Frühjahr kommt, wird sie die Schuld abarbeiten. Es passiert ihr nicht das erstemal, ein Kind zu begraben; habt keine Sorge, nein!"

Das Weib maß ihn mit einem bösen Blicke. In seiner Stimme tönte Hohn.

„Das war sehr schlecht erraten, was Ihr da sagtet . . . Gevatter", antwortete sie. „Nach diesem Kinde wird Magdalena nicht mehr auf den Feldern arbeiten. Wenn sie auch Kraft und Ausdauer zur Arbeit aufweisen mochte — sie hatte sie stets gehabt — aber nach dem vierzehnten Kinde wird sie sie nicht mehr haben. Sie lebte nur in diesem Kinde und nur dieses Kind allein hielt ihre Kräfte und sie selber beisammen. Aber jetzt hat alles ein Ende."

„Man wird es irgendwie bestatten . . . sorget nicht!" erwiderte der Mann wie früher, leicht höhnisch. „Wenngleich das Haus bei ihr wie ein Bienenstock nach der Beerdigung verödet blieb; das Kind wird irgendwie bestattet werden."

Ein Wind erhebt sich von der weiten Hutweide mit wilder Bewegung und braust breit und stromartig daher. Wohin sich auch die Ebene dehnen mochte, überall raste er mit tollem Fluge zu ihr hin und verkündete überall ein und dasselbe: „Übern Hotar . . . übern Hotar . . ."

Czernowitz.





Glossen.

Die polnischen Politiker und Publizisten — ohne Unterschied der Partei — reden in letzterer Zeit auf Schritt und Tritt, in demonstrativer Weise, von dem hohen Wert der polnischen Kultur, von der zivilisatorischen Mission des polnischen Elementes 2c. Wir, für unseren Teil, haben von dieser polnischen Mission eine sehr hohe Meinung, denn wir hatten Gelegenheit, diese „Mission" am besten kennen zu lernen. Die polnische Kultur ist „hoch" — sehr „hoch"! Das muß man ihr lassen. Wir haben kein polnisches Buch, keine polnisch geschriebene Zeitung gelesen, in welcher von dieser besonderen Kulturhöhe nicht die Rede wäre. Die genaue Meteranzahl dieser Höhe wurde zwar unseres Wissens noch nicht festgestellt, himmelhoch dürfte sie aber doch nicht sein, sobald die polnischen Kulturträger solche Fülle vom allpolnischen Duft in unserer irdischen Hölle — genannt Galizien — verspüren lassen. Der polnische Erzbischof Dr. Bilczewski sucht auf seinen Missionsreisen den Wert dieser Kultur in einer ziemlich radikalen Weise zu veranschaulichen. Die größten polnischen Blätter strotzen von den gröbsten — außerhalb Galiziens nicht druckfähigen — Schimpfwörtern und bemühen sich nachdrücklich, den Lesern die Überzeugung beizubringen, daß man in keiner anderen Sprache so bequem schimpfen könne; daß kein anderes Volk über so prägnante Schnapsschank-Epitheten verfüge, wie die Herren Polen; daß keine andere Sprache so hoch entwickelt sei, wie die polnische. (Wer an unseren Worten zweifeln sollte, dem empfehlen wir z. B. jede beliebige Nummer des Organes vom Universitätsprofessor Dr. Głąbinski, „Słowo Polskie".) In diesen Epitheten spiegeln sich genau alle Nüancen der Wutausbrüche der edlen Herren, sie bilden ein Thermometer des edlen polnischen Zornes.

*

Wir könnten hier einige „Probemuster" der polnischen Publizistik produzieren, doch unsere Leser sind an die hochkulturelle Sprache der polnischen Journalisten nicht gewöhnt, wir wollen also ihre Ohren verschonen. Dafür sind wir in der Lage, andere, nicht minder schlagende Beweise für den hohen Wert der polnischen Kultur zu erbringen. Betrachten wir beispielsweise die polnische Wahlgeometrie. Eine bedeutendere Errungenschaft des menschlichen Geistes gibt es überhaupt nicht und die polnische Wahlpraxis ruft in der Tat berechtigtes Aufsehen hervor. Welch kluge Wahlkommissäre! ... Um den Bauern die Zeit nicht zu rauben, werden die Wahlmännerwahlen um Mitternacht vorgenommen; um dieselben vor den unnötigen Aufregungen zu beschützen, wird die Frist nicht bekanntgegeben und der Wahlkommissär kommt unbemerkt ins Dorf. Wenn aber die Wähler die Gefahren der Urne trotz alledem zu leicht nehmen, werden sie durch Militär von der Abstimmung ferne gehalten. ... Man ist eben um ihre Nerven sehr besorgt. . . .

*

Das Erscheinen des Militärs in einer sonst so stillen Ortschaft macht den größten Eindruck auf die Frauen und Kinder. Diese glauben nämlich, von ihren zur Urne eilenden Männern und Vätern für immer Abschied nehmen zu müssen und suchen dieselben zur Wahlenthaltung zu bewegen. Das verstehen sehr gut die polnischen Kulturträger und treffen bereits die Vorbereitungen zu den bevorstehenden Landtagsersatzwahlen. So wurde vor einigen Tagen eine Wählerversammlung nach Rožnitiw einberufen, in welcher der gewesene Landtagsabgeordnete Bohaczewskyj sprechen sollte. Am Tage der Versammlung wurden die Bezirkshauptmannschaft in Dolina sowie die Statthalterei telegraphisch verständigt, daß in Rožnitiw große Unruhen ausgebrochen seien und daher Militärassistenz unentbehrlich sei. ... Natürlich war in Rožnitiw alles in größter Ordnung und die beiden Depeschen erwiesen sich als einfache Mystifikation. Die hohe polnische Kultur liebt es nämlich, hinter den österreichischen Bajonetten sich zu verstecken ..... Gusto sind eben verschieden .....

R. S.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von E. V. Zenker & Cie. in Wien.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.





